Digitized by Google

4° Ser. 5m (12

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bauernzeitung

aus

Frauendorf.

XII. Jahrgang.

1830.

Von

Johann Evangeliſt Fürſt,

königlich bayeriſchem Hall-Oberbeamten von Straubing, Vorſtand der praktiſchen Gartenbau-Geſellſchaft für Bayern, und Güterbeſizer zu Frauendorf; Mitgliede des Civil-Verdienſt-Ordens der bayeriſchen Krone; des landwirthſchaftlichen Vereins in Bayern, des kurfürſtlich Heſſiſchen Landwirthſchafts-Vereins und der ſchleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur in Potsdam korreſpondirendem, des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den königlich Preußiſchen Staaten Ehren-Mitgliede, und der naturforſchenden Geſellſchaft zu Görlitz korreſpondirendem Ehren-Mitgliede, auch Ehrenmitgliede des Mecklenburgiſchen patriotiſchen Vereins; ordentlichem Mitgliede des polytechniſchen Vereins in Bayern, der königl. botaniſchen Geſellſchaft in Regensburg, und der allgemeinen kameraliſtiſch-ökonomiſchen Societät in Erlangen.

Preis: 2 fl. 24 kr.

Im Selbſt-Verlage des Herausgebers.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Kurze alphabetiſche Berührung des Haupt=Inhalts.

(Die in den Text verflochtenen Schlag=Wörter ſind nicht ausgezogen.)

A.

Abentheuer eines Bayers 232.
Aberglauben aus dem 16. Jahrhunderte 295.
Aber und wenn 195.
Abſchied vom Leſer 408.
Akerbau in China 149. 172.
Alaun, ein gutes Düngungsmittel 169.
Ameiſenregen 248.
Anekdoten 71. 80. 96. 105. 128. 136. 176. 272. 335. 391. 399. 407.
Angelo del Duca 68.
Anzeigen literariſche 112. 144. 152. 200. 327. 335. 351.
Armenfond durch Obſtbaumanlagen zu gründen 193.
Armen=Kolonie zu Erching 33.
Arrondirung der Güter 227. 297.
Auſſerordentlichen, die 247.

B.

Badankündigung 152.
Bauer, der und die Kuh (Gedicht) 32.
Bauernſöhne ſollen reiſen 209.
Bauernzeitung, bisherige hört auf und heißt künftig allgemeine deutſche Bürger= und Bauern=Zeitung 385.
Baumblätter als Viehfutter 111.
Bayer, Abentheuer eines 232.
— Edelmuth eines 150.
Bayern (Gedicht) 137.
Bazim, der Schmid (ein Mährchen) 65.
Begebenheit, wahrhafte 392.
Bekanntmachung 264. 320.
Bergäker zwekmäßig zu behandeln 321.
Bett, das im Sommer 265.
Bewahret das Feuer und das Licht 300.
Bienenfreunde, Nachricht für ſie 184.
Bodenbenüzung, vortheilhafteſte des Akerlandes 315.
Börſenhändler, der kleine 311.
Brunnen arteſiſche 249.
Buchweizen, Anbau desſelben 125.
Butter, warum ſelbe im Sommer oft nicht fertig werden will 156.

C.

Carneval, ſeltſames 46.
China, Schäzung des Akerbaues dortſelbſt 172.
Chineſen, Feldbau bei denſelben 149.
Colorkalk gegen üble Gerüche und Ausdünſtungen 242.
Chriſt, der und der Jude 383.
Communikationswege, Geſpräch darüber 29.
Contrebande 360.

D.

Dampfpferde 366.
Deſſauer, der alte 375.
Diamanten=Geſchichte 264.
Dienſtgeſuch 320. 328. 336.
Dreifelderwirthſchaft, Aufhebung derſelben 73.

E.

Eicheln als Pferdefutter 205.
Entkräftung des Bodens 145.
Erbſchaft, die ſonderbare 165.
Erbſenbau, früher 63.
Erching, landw. Lehranſtalt und Armenkolonie daſelbſt 33.
Erfindung allerneueſte 28. 40.
Errettung wunderbare 333.
Erziehungsweſen 279.
Eſchenbaumblätter, Nuzen derſelben 16.
Eßlöffel, Geſchichte derſelben 293.

F.

Fäule bei Schafen, Mittel dagegen 313.
Faulfieber, Mittel dagegen 267.
Feierlichkeiten zu Regensburg 361.
Feimen ſtatt der Scheunen anzuwenden 284.
Feldbau bei den Chineſen 149.
Felderbepflanzungen in England 273.
Felderwirthſchaft, über die 3 und 6 ıc. 134.
Feuer und Licht, bewahret es 300.
Feuer im Schornſteine zu löſchen 362.
Fink, ein entdekt eine Mordthat 239.
Fioringras, Nuzen desſelben 204.
Flachs, Bleichen desſelben 237.
— Kennzeichen eines guten 201.
Flachsbau in Flandern 161.
— in den Niederlanden 380.
— über öffentliche Bekanntmachung zu Gunſten des inländiſchen 257.
Flachsbereitung, neue Methode 236.
Flüche, neumodiſche 168.
Frauendorf, wie es war und wie es iſt (Gedicht) 344.
Friedrich der Große 312.
Futterkräuter, neue 347
Futtertheuerung, über 259.
Fürſtin, die entſchloſſene 302.

G.

Galeerenſklave, der kleine 281.
Gartenzeitung erhält eine Beilage 368.
Gaſtmahl, Londoner 198.
Gedankenzauber 16. 56. 106. 112. 343. 375.
Geographie, bayer. für Volksſchulen 329.
Geſandtſchaft, ruſſiſche in Wien 271.
Getreide, erfrornes 332.
Gewährung 334.
Gewerbs=Beeinträchtigung im Schlaraffenlande 45.
Grasarten, drei vorzügliche 119.
Güter=Arrondirung 227. 297.
Gyps, Anwendung desſelben in der Landwirthſchaft 169.

Digitized by Google

H.

Hagelſchäden-Aſſekuranz 233.
Hauſer, Caſpar 1. 365.
Hauserziehung, Werth derſelben 15.
Heirathsgang, der unterbrochene 333.
Helena St, Inſel 391.
Heu, Selbſtentzündung deſſelben 124.
Hopfenklee Stellvertreter des weiſſen 197.
Hoſen, des Lordkanzlers 252.
Hunde-Treue 64.
Hungerjahr 1816, Geſchichte daraus 237.

J.

Induſtriefeſt in Miesbach 17.
Jungfer Klärchen 318.
Juſtiz-Merkur 199.
Juſtizpflege, venetianiſche 301.

K.

Kalk als Düngungsmittel 401.
Kartoffel, durch Waſſer verdorbene, brauchbar zu erhalten 8.
Kartoffelgries 135.
Kaſchmir-Ziege, Naturaliſation derſelben 382.
Kazenkoch, Urſprung des Namens 365.
Kernſprüche, alte 232. 256.
Kindererziehung, für 326.
Kinderſchrift Dr. Martin Luthers 240.
Kindesdank und Undank 229.
Klee ſchnell zu troknen 127.
Kleebau unter Winterkorn 241.
Kleebau allein iſt nicht genug 94.
Kleefeld, Joh. Chr. Schubart, Verdienſte des verewigten 57.
— neue Ausgabe ſeiner Werke 28.
Klugheit, gebräuchliche 399.
Knotenkrankheit des Rindviehes 219.
Kompoſt (Univerſalkompoſt) 153.
Kornwürmer, Mittel dagegen 30. 354.
Kraftmeſſer für Oekonomen und Handwerker 146.
Kreuz-Kampf 304.
Kröten-Regen 243.
Kuh, Kennzeichen einer guten milchenden 292.
Künſtler, der und die Uhr 72.
Kunſtwieſen aus Akerland zu machen 31.
Kurz und gut 366.

L.

Landmädchen, das arme 165.
Landwirthſchaft, ſoll ſie der Staat als Gewerbe treiben 289.
Leben, das menſchliche 335.
— auf der hohen Schule 15.
— das iſt ſchön 394.
Lection, eine zeitgemäße 274.
Lehranſtalt, landwirthſchaftliche in Erching 33.
Leinſamen, guten zu erzeugen 303.
Leuchtthurm von Edyſtonne 77.
Logogryph 72.
Lohn, der ſchöne 343.
Londoner Gaſtmahl 198.
Lordkanzlers Hoſen 252.
Loudon und Gellert 325.
Luthers Dr. Kinderſchrift 240.

M.

Mängel des Unterrichts in den deutſchen Schulen 9.
Mäuſe-Regen 243.
Mann, der vernünftige, ſchikt ſich in die Zeit 389.
Menſch, der 277.
Menſchengröße 360.
Menſchheit, entartete 255.
Mergel als Düngungsmittel 401.
Miesbach, Induſtriefeſt dortſelbſt 17.
Milchwirthſchaft, über die 306.
Millbräu, Urſprung des Namens 365.
Miscellen 27.
Mode, ſeltſame 136.
Mons de la Croix 246.
Mordthat durch einen Finken entdekt 238.
Münchhauſiaden, griechiſche 160.

N.

Nachbarn, die entzweiten 81.
Nekrolog 268.
Neujahrs-Induſtriefeſt in Miesbach 17.
Nichts um Nichts 288.
Nicht was, ſondern wie 399.

O.

Oberſtlieutenant, der ſeltene in Liefland 49.
Omar Ben Alkhattab 261.
Oſternacht, die (Erzählung) 89. 144.

P.

Paganinifeſt in Tegernſee 244.
Patentſohlen 199.
Pfarrer, über Verbeſſerung der Oekonomie- und Zehent-Pfarrer 370.
Pfeife, die liebe 288.
Pferde, deren Erziehung im Morgenlande 177.
— bewunderungswürdige Unterſcheidungsgaben derſelben 127.
— Urſachen der Blindheit derſelben 163.
Pferdefütterung, ſchädliche 135.
Pflanzenkultur, Erfahrungen darüber 347.
Prachtaufwand alter Zeiten 359.
Prozeß, kurzer ohne Ende 280.
Prüfet Alles 56.

R.

Rachſucht, beiſpielloſe 61.
Ramsden 96.
Raps, Entkräftung des Bodens durch denſelben 145.
— Verpflanzen deſſelben 387.
— Anbau des Sommerrapses 405.
Rechtsmerkwürdigkeit 265. 327.
Regensburg, Feierlichkeiten daſelbſt 361.
Reiſen der Bauernſöhne ꝛc. 209.
Rieſenkohl, Anbau deſſelben 217.
Rübenbau, neues Syſtem deſſelben 378.
Runkelrüben, Syrup daraus 118.
Ruſſiſche Geſandtſchaft in Wien 271.

Digitized by Google

S.

Schäfer, Unterricht für dieſelben 225.
Schafe gegen die Fäule zu ſchüzen 313.
Schafzucht, Vorſchlag zur Verbeſſerung derſelben 364.
Scheerenſchleifer, der 103.
Schenktiſch, der moderne 276.
Schlangenmahl, das 260.
Schmettau, Graf. 278.
Schnatterſchnakerl Dr. 40.
Schneider, der und der Rieſe 47.
Schornſtein, brennenden ſchnell zu löſchen 362.
Schuhe, die alten und die Juwelen 294.
— die unglüklichen 384.
Schule, hohe, über das dortige Leben 15.
Schulen, Mängel und Gebrechen derſelben 9.
Schwäzl, der Thorſchreiber 342.
Schwefelſäure als Schuzmittel gegen Viehkrankheiten 293.
Schweine = Wettläufe 404.
Seifenſiederlauge ein wohlfeiles Düngungs Mittel 70.
Sonett an König Ludwig 249.
— an den Kronprinzen von Bayern 401.
— an Freih. von Hallberg 362.
Spelz, Verhütung des Brandes daran 405.
Sprichwörter, deutſche 39. 152. 223.
Staat, ſoll er Landwirthſchaft als Gewerbe treiben 289.
Stablbaum, wie er wohlhabend wird 85.
Standrecht 351.
Stegreifsdichter 304.
Stürme, Bliz und Hagel 406.
Subſkriptions = Einladung zu Gregers Sonetten-Sammlung 367.
— — zu Vonraths Werken 351. 400.
Süßſtoffe, die unſrigen 379.
Syrup aus Runkelrüben zu bereiten 218.

T.

Tänze, nächtliche 126.
Thatenbuch, bayeriſches 144.
Toaſte, die 288.
Trau, ſchau, wem 350.
Traum, merkwürdiger 332.
Treibjagd des Lebens 304.

U.

Ueberall, der alte 349.
Ueberraſchung, beſänftigte 280.
Unkraut, nüzliches 287.

V.

Vin = Dyk 319.
Verbeſſerung 360.
Verkaufsanzeige 320.
Viehzucht, über 185.
Viktorine d'Olmond 206.
Volkslied auf die Königin Thereſe von Bayern 369.
— bayeriſches 377.
Vorfall, auſſerordentlicher 72.

W.

Wälder, Ausrottung und Urbarmachung derſelben 210.
— Wichtigkeit derſelben 337.
Wäſcherin, die in Lyon 271.
Wagenſchmiere, Schuzmittel gegen Viehkrankheiten 55.
Warum hat ſein Darum 292.
Waſſerkuren, die allerneueſten 41. 158.
Weberdiſtel = Anbau im Großen 69.
Weizen, türkiſcher, deſſen Anbau 101.
— — als Futterkraut 386.
Wenn und aber 159.
Wettläufe von Schweinen 404.
Whitelok und die Königin Chriſtina 64.
Wieſenbau, über 37.
— Fehler dabei 395.
Würſte, Geſchichte derſelben 230.

Z.

Zehentrecht, über das göttliche 353.
Zukerwurzeln zu benüzen 88.

Digitized by Google

Nro. 1. Den 1. Jäner 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Glük dem Leſer! nicht allein zum neuen Jahre,
Nein! zum ganzen Leben bis zur Bahre!

Inhalt: Kaspar Hauſer. — Erprobtes Mittel, Kartoffeln, welche durch Waſſer gelitten haben, wieder brauchbar zu machen.

Kaspar Hauſer.

Neuere Vorfälle in Bezug auf dieſen merkwürdigen jungen Menſchen, der um Pfingſten 1828 wie aus den Wolken gefallen, (wie man zu ſagen pflegt) in Nürnberg erſchien, beſchäftigen die mehreſten öffentlichen Blätter, und veranlaſſen bei jenen Leſern, denen die Vorgeſchichte unbekannt iſt, die neugierige Nachfrage nach den nähern Verhältnißen dieſes Kaspar Hauſers. Wir liefern alſo hier, was bis jezt durch öffentlichen Druk zur Publizität kam.

Am zweiten Pfingſtfeiertage nemlich, Montags den 26. Mai 1828, Nachmittags zwiſchen vier und 5 Uhr begegnete einem Nürnberger Bürger am Eingange der Kreuzgaſſe bei dem ſogenannten Unſchlittplaze, ein junger Menſch, dem Anſcheine nach ſechszehn bis achtzehn Jahre alt, ohne Begleitung, und fragte ihn nach der Neu-Thorſtraſſe. Der Bürger erbot ſich, dem jungen Menſchen den Weg dahin zu zeigen, und begleitete ihn; während deſſen zog dieſer aus ſeiner Taſche einen verſiegelten Brief, worauf die Addreſſe ſtand:

An Tit. Hrn. Wohlgebohrner Rittmeiſter bei der 4 Esgataron bei 6 Schwoliſche Regiment in Nierberg.

und dieß bewog den Bürger, mit ihm auf die Wache vor dem neuen Thor zu gehen, um dort am erſten Auskunft zu erlangen. Auf dem weiten Wege dahin ſuchte der Bürger ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, überzeugte ſich aber bald, daß wegen Mangels an Begriffen, ſolches bei ihm nicht möglich ſey. Am neuen Thore angelangt, wurde der junge Menſch, nach Vorzeigung des gedachten Briefes, an das nicht weit davon entfernte Haus gewieſen, in welchem der bezeichnete Herr Rittmeiſter wohnte. In deſſen Abweſenheit bemühte ſich der Bediente, den jungen Menſchen möglichſt auszufragen, konnte aber keine befriedigenden Antworten erlangen, und, als inzwiſchen der Herr Rittmeiſter zurükgekommen war, den Brief geleſen, aber ſich ebenfalls vergebens bemüht hatte, deſſen ihm ganz fremden räthſelhaften Inhalt bei dem jungen Menſchen näher zu erforſchen, wurde ſolcher nebſt dieſem Briefe noch an jenem Abend dem Magiſtrat übergeben.

Aus dem erſten von einem Magiſtrats-Polizei-Beamten mit ihm vorgenommenen Verhör ergaben die abgeriſſenen, kurzen Antworten: daß ihm weder der Ort, noch die Gegend ſeiner Geburt oder ſeines Aufenthalts, noch ſeine Herkunft bekannt, und daß er von demjenigen Unbekannten, bei welchem er „alleweil" (immer) geweſen, bis an das „große Dorf" (Nürnberg) gewieſen worden ſey, wo ſich alsdann derſelbe entfernt habe.

Ob nun ſchon dieſes erſte Verhör und die Art und Weiſe, wie er ſich dabei benahm, keine Veranlaſſung gaben, anzunehmen, daß Blödſinn oder Verſtellung zu Grunde liegen, ſondern vielmehr auf die Meinung führen mußten, daß dieſer junge Menſch von ſeiner Kindheit an, mit Entbehrung aller menſchlichen Geſellſchaft, auf die unmenſchlichſte Weiſe in einem thierähnlichen Zuſtande einſam gefangen gehalten worden ſey, wozu hauptſächlich der Umſtand berechtigte, daß er nichts als Waſſer und Brod genoß; ſo übergab ihn doch der Magiſtrat, um vor jeder Täuſchung geſichert zu ſeyn, neben der geheimen, ſorgfältigen Beobachtung des erfahrnen Gefängnißwärters, der genauen Unterſuchung und Beobachtung des königlichen Stadtgerichts-Arztes. Während aber jener nichts entdeken konnte, was irgend einen Verdacht gegen dieſen jungen Menſchen zu erregen im Stande geweſen wäre, fiel nach ſechs Tagen das gerichtsärztliche Gutachten wörtlich dahin aus:

Digitized by Google

„daß dieſer junge Menſch weder verrükt, noch blödſinnig, aber offenbar auf die heilloſeſte Weiſe von aller menſchlichen und geſellſchaftlichen Bildung gewaltſam entfernt, wie ein halbwilder Menſch erzogen worden, zur ordentlichen Koſt nicht zu bewegen ſey, ſondern blos vom ſchwarzem Brod und Waſſer lebe.“ —

Von der Wahrheit dieſes Urtheils überzeugte ſich der Vorſtand des Magiſtrats und Polizeiſenats, Herr Bürgermeiſter Binder, in einem bald nachher von ihm mit dieſem jungen Menſchen vorgenommenen umſtändlichen Verhör, und es ergab ſich hiebei, daß derſelbe weder von Menſchen noch Thieren eine Vorſtellung hatte, und auſſer „Buben,“ worunter er aber nur ſich und denjenigen verſtand, bei welchem er immer geweſen war, und einem „Roß“ (Pferd), womit er geſpielt, nichts kannte.

Den ſcharfſichtigſten Beobachtern aus allen Ständen und unzähligen, an ſeinem Schikſal innigen Antheil nehmenden Perſonen erlaubte man nun freien Zutritt zu ihm. Aus ihren Unterredungen und den vielen vertraulichen Unterhaltungen des Herrn Bürgermeiſter Binder ſelbſt hat man denn Folgendes herausgebracht.

Kaspar Hauſer war immer ganz allein eingeſperrt, und ſah und hörte Niemand anders, als denjenigen, der ihm ſeine einzige Nahrung, Brod und Waſſer, reichte. Er befand ſich ſtets in einem kleinen, engen niedrigen Raum zu ebner Erde, deſſen Boden nicht gebrettert war, ſondern wie es ſcheint, aus feſtgeſchlagener Erde, deſſen Deke aber aus ineinandergeſchobenen und befeſtigten Brettern beſtand. Zwei kleine, längliche Fenſter waren mit Holzſtößen verſchichtet, und durch ſie drang daher nur ein ſchwaches dämmerndes Licht, niemals ſah er die Sonne. Er ſaß in einem Hemd und kurzen, am Kniee gebundenen, wahrſcheinlich dunkelfarbigen, und durch einen Hoſenträger (nach bäueriſcher Mundart „Halfter“) gehaltenen Hoſen, ohne alle weitere Bekleidung auf dem Boden, und ſpielte mit zwei weißen, hölzernen Pferden, die er ſonſt Roſſe nannte, und einem weißen, hölzernen Hund, hing ihnen verſchiedene kleine Spielſachen um den Hals, und ſprach mit ihnen ſo viel, als ihm der Mangel an Wörtern, und ſomit die Armuth an Begriffen geſtattete. Das eine dieſer Pferde war kleiner, als das andere, keines höher, als ungefähr 1 bis $1\frac{1}{4}$ Schuh, und der Hund viel keiner, als beide, — demnach gewöhnliche Kinderſpielwerke. Im Boden ſeines Behältniſſes ſtand, wie es ſcheint, mit ausgehöhlter Vertiefung, ein Hafen, oder ein ähnliches Gefäß mit einem Dekel, in welchen er ſeine körperlichen Bedürfniſſe verrichtete; nicht weit davon lag auf der Erde ein Strohſak, welchen er zuerſt ſein Bett nannte. Da er wegen Mangel an Uebung faſt gar nicht gehen und ſtehen konnte, ſondern, wenn er ſich aufrichtete, fiel, ſo rutſchte er auf dem Boden bei ſeinen Pferden herum, von dieſen zum Hafen, und von da zum Strohſak, auf welchem er ſchlief. Dieß geſchah immer, ſobald die Nacht einbrach. Der früheſte Morgen traf ihn ſchon wieder wach. Beim Erwachen fand er vor ſeinem Lager ſchwarzes Brod und friſches Waſſer, und den oben gedachten Hafen geleert; er ſchließt daraus mit Recht, daß ſtatt der Nahrungsmittel, welche er immer Tags vorher verzehrt hatte, während des Schlafs ihm neue gebracht worden ſind, und auf gleiche Weiſe die Reinigung des Hafens erfolgt iſt. Ein Gleiches behauptet er auch hinſichtlich des Beſchneidens der Nägel und der Haare. Sein Hemd wechſelte er ſehr ſelten, und da er nicht weiß, wie es geſchah, ſo behauptete er, daß es ebenfalls, während des Schlafes, der gut und feſt war, geſchehen ſeyn müſſe. Das Brod, daß er genoß, war ihm zureichend, an Waſſer hingegen hatte er nicht immer Vorrath nach Durſt.

Der Eingang zu ſeinem Kerker war mit einer kleinen niedrigen Thüre verwahrt, und dieſe von auſſen verriegelt. Der Ofen darin war weißfarbig, klein, rund, wie etwa ein großer Bienenkorb geformt, und wurde von auſſen geheizt (oder wie er ſich ausdrükte „einkentet“.) Lang, lang aber wie lang, das weiß er nicht, weil er keinen Begriff von der Eintheilung der Zeit hatte, war er in dieſem Kerker geweſen. Niemand hatte er darin geſehen, keinen Strahl der Sonne, keinen Schimmer des Mondes, kein Licht, keine menſchliche Stimmen, keinen Laut eines Vogels, kein

Digitized by Google

Geſchrei eines Thieres, keinen Fußtritt gehört. Da öffnete ſich endlich die Thüre des Kerkers, und der Unbekannte, welcher ihn bis Nürnberg geführt, trat ein, barfuß und faſt eben ſo, wie er, dürftig gekleidet und gebükt, um nicht anzuſtoſſen, ſo, daß, obſchon er nur mittlerer Größe war, beinahe die Deke des Kerkers auf ihm ruhte, und gab ſich ihm als demjenigen zu erkennen, der ihm immer Brod und Waſſer gebracht, und die Pferde geſchenkt habe. Derſelbe gab ihm die unten, unter Beilage Nr. III, verzeichneten Bücher, ſagte ihm, daß er nun leſen und ſchreiben lernen müſſe, und dann zu ſeinem Vater komme, der ein Reiter geweſen ſey, und daß er auch ein ſolcher werden ſolle. Bei ſeinem außerordentlichen, und durch die langwierige und furchtbare Einkerkerung dennoch nicht in Stumpfſinn übergegangenen, geiſtigen Anlagen fand die Bemühung des Unbekannten leicht Eingang. Er lernte, wie er ſagt, ſchnell und leicht, aber doch nicht viel, ſondern nur nothdürftig leſen und ſeinen Namen ſchreiben, weil der Unbekannte immer nur nach vier Tagen, am fünften Tage wieder zu ihm kam, und ihn unterrichtete. Immer aber kam er in derſelben Kleidung barfuß, und Hauſer hörte ihn nicht eher kommen, als bis er die Thüre geöffnet hatte.

Um ſeine Lernbegierde zu vermehren, verſprach ihm derſelbe, zu erlauben, daß, wenn er gut lerne, er mit den Roſſen in ſeinem Kerker herumfahren dürfe; aber noch beklagt er es bitter, daß, obſchon er jene Bedingung erfüllt habe, und dann herumgefahren ſey, der Unbekannte nicht Wort gehalten, ſondern ihn mit einem Steken dafür, und wenn er weinte, gezüchtiget, (wovon auch noch die Spuren am rechten Ellbogen ſichtbar ſind) und daß er ihm das Fahren ernſtlichſt verboten habe. Zum Schreiben bediente er ſich eines Bleiſtifts, welchen der Unbekannte für eine Feder ausgab. Bei Ertheilung dieſes Unterrichts ſchärfte ihm dieſer ernſtlich ein: „niemals zur Thüre hinaus zu wollen, weil über ihm der Himmel und ein Gott ſey, der bös würde, und ihn ſchlage, wenn er hinaus wolle.“

So verging wieder eine geraume Zeit, doch war ſie nach ſeiner Meinung nicht ſo lang, als er ſich in Nürnberg befindet, da wurde er aufeinmal Nachts gewekt. Der Unbekannte ſtand wieder vor ihm, und ſagte ihm, daß er ihn jezt fort führen wolle. Er weinte darüber, ließ ſich aber durch die ihm inzwiſchen oft vorgeſagte, wahrſcheinlich auch erklärte, und lieb gewordene Vorſtellung, daß er zu ſeinem Vater komme, und daß er, wie dieſer, ein Reiter werde, bald beruhigen. Der Unbekannte, der ihn bis dahin immer nur in bloßen Hemdärmeln, kurzen, gebundenen Hoſen und barfuß zu ihm gekommen war, hatte ſich nun auſſerdem auch noch in einen kurzen Schalk (auch Jankerl, Kittel genannt) gekleidet, Stiefel angezogen, einen groben, runden, ſchwarzen Herrenhut aufgeſezt, und blaue Strümpfe an. Er nahm Kaspar Hauſer, wie er war, auf den Rüken, und trug ihn, blos mit einem Hemd und kurzen gebundenen Hoſen bekleidet, und mit einem großen, ſchwarzen runden Bauernhut mit hohem Kopf bedekt, gleich von ſeinem Kerker aus ins Freie, und unmittelbar darauf einen langen hohen Berg hinauf, immer weiter fort, bis es Tag wurde; er war indeß wieder eingeſchlaffen, und erwachte erſt, als er auf den Boden niedergeſezt wurde; da lehrte ihn der Unbekannte gehen, was ihm ſehr ſchwer fiel, denn er war barfuß und ſeine Fußſohlen ſehr weich; er mußte daher ſich oft niederſezen; endlich konnte er aber doch beſſer gehen, und abwechſelnd, unter Gehen und Ausruhen, trat die zweite Nacht ein. Sie legten ſich im Freien auf die Erde nieder, es regnete heftig, oder, wie er ſich früher ausdrükte, ſchüttete vom Himmel herunter, und den armen Kaspar Hauſer fror es ſtark. Er ſchlief indeſſen doch ein, und ſezte mit Anbruch des zweiten Tages in Begleitung des Unbekannten auf gleiche Weiſe die Reiſe weiter fort. Das Gehen war ihm leichter geworden, aber die Beine und Lenden ſchmerzten ihn um ſo heftiger. Mit einbrechender dritter Nacht lagerten ſie ſich wieder auf der Erde im Freien: dießmal regnete es zwar nicht, doch war es ſehr kalt, und es fror ihn abermals heftig. Mit der erſten Helle des dritten Tages ſezten ſie ihre Reiſe in der vorigen Weiſe fort, und als er noch weit von hier war, nahm der Unbekannte aus einem in ein Tuch eingebundenen Bündel, den er mit ſich trug, die unten in der Beilage, Nr. II., be-

Digitized by Google

ſchriebenen Kleider, bis auf die blauen Strümpfe, welche er ſich ſelbſt von den Füſſen zog, und zog ihm Alles an. Derſelbe vertauſchte alsdann ſeinen Hut, der ein großer, ſchwarzer Herrenhut war, gegen denjenigen, welchen er ihn bei dem Weggang aus dem Kerker gegeben hatte, zog barfüßig ſeine Stiefel wieder an, die nach Hauſers Meinung weit ſchöner waren, als die ſchlechten Stiefel, die er hatte anziehen müſſen, und nahm deſſen im Kerker getragene Hoſen an ſich. So verändert ſezten ſie ihre Reiſe weiter fort. Ihre Nahrung auf dem ganzen Weg blieb dieſelbe, welche Hauſer im Kerker genoſſen hatte; das Brod, in einem großen Laib beſtehend, und das Waſſer in einer Bouteille, trug der Unbekannte in der Taſche bei ſich. Derſelbe beſchäftigte ſich auf dem ganzen Wege damit, ihn nach einem Roſenkranz, den er damals zum erſtenmal ſah, und von jenem erhielt, das Vater Unſer und noch ein anderes Gebet zu lehren, welche beide er früher nie gehört hatte, und jezt noch gut vorſagen kann. Auch unterhielt derſelbe ihn ſtets mit der Erzählung, daß er zu ſeinem Vater komme, und ein Reiter werde, ſo wie dieſer geweſen ſey, was ihm immer Freude machte. Sie kamen auf dem ganzen Weg in kein Haus, wohl aber an Häuſern und Menſchen vorbei, die aber natürlich Hauſer nicht beſchreiben kann. Der Unbekannte ermahnte ihn hiebei immer nur auf den Boden zu ſehen, damit er ordentlich gehen könne, wahrſcheinlich aber mehr noch deßwegen, damit er keine Eindrüke von den Umgebungen aufnähme, an welchen er ſie dereinſt wieder zu erkennen im Stande wäre. Er that dieß auch pünktlich.

Als ſie endlich nach Nürnberg, welches der Unbekannte mit dem Namen des großen Dorfs bezeichnete, ſich genähert hatten, zog derſelbe den bereits erwähnten Brief aus der Taſche, und übergab ihn dem Kaspar Hauſer mit dem Auftrag, ſolchen in das große Dorf hinein zu tragen, einem Buben zu zeigen und zu geben, der ihn weiter führen würde. Er bezeichnete ihm, wie es ſcheint, oft und genau den Weg, den er allein zu gehen habe, und verſprach ihm, als Hauſer ſich ungern von ihm trennte, gleich nachzukommen.

Hauſer ging, wie ihm geheißen worden war, immer gerade vor ſich hin, kam ſo zum Thore, ohne mehr zu wiſſen, zu welchem, herein, und wahrſcheinlich bald nachher zu dem Bürger, der ihm den Weg zeigte.

Wenn dieſes in ſeiner Art vielleicht einzige, in Akten noch nicht vorgekommene Beiſpiel unbarmherziger, unmenſchlicher Behandlung, jedes fühlende Herz ergreift, ſo möge auch der ſcharfprüfende Verſtand in nachfolgenden, treugegebenen Zügen die lautere Wahrheit dieſes Falles erkennen. Die weiche Hand unſeres Findlings, die einfache Koſt, die er bei äußerem, geſunden Anſehen und wohlgenährtem Körper mit dem größten Abſchen vor jeder andern nahe oder fern ihm dargebotenen, oder auch verſuchten, und ſogleich mit wahrem Ekel zurükgewieſenen Koſt noch bis zur Stunde genießt, die Empfindlichkeit ſeiner Geruchs- und Geſchmaks-Nerven gegen die einfachſten Gegenſtände, z. B. Blumen, Erdbeeren, Milch, die auf andere Menſchen keinen Eindruk machen — der mit ſeinem, dem Anſcheine nach, ſtarken, aber zufolge angeſtellter Verſuche ſehr ſchwachen, an die Kräfte eines achtjährigen Kindes nicht hinreichenden Körper, ebenfalls in Widerſpruch ſtehende langſame, ſchwankende, und ihn anſtrengende Gang, der ihn in das Alter eines Kindes von zwei Jahren verſezt; die Nervenſchwäche, die ſich bei kleinen Anſtrengungen durch momentanes Zittern der Hände und Zuken der Geſichtsmuskeln ausſpricht, der zwar helle und weittragende, aber nicht kräftige, gegen den Eindruk des Tageslichts ſehr empfindliche Blik, die Neigung, ſolchen auf die Erde zu richten, wie die Neigung zur Einſamkeit, eine gewiſſe Unbehaglichkeit im freien, groſſen Reiche der Natur und unter vielen Menſchen, die Abneigung gegen großes Geräuſch und Lärmen, die Dürftigkeit in Worten, Vorſtellungen und Begriffen von allen ſinnlichen und überſinnlichen Gegenſtänden, im auffallenden Contraſte mit dem ſichtbaren Beſtreben, ſich verſtändlich zu machen und zu verſtehen, und die Weiſe, nur in kurzen abgebrochenen Säzen zu ſprechen — dieſe wichtigen Erſcheinungen laſſen mit vollem Rechte ſchlieſſen, daß er viele Jahre lang mit Ausſchließung von aller menſchlichen Geſellſchaft widerrechtlich

Digitized by Google

eingekert geweſen iſt. Sein reiner, offener, ſchuldloſer Blik dagegen, die breite, hohe Stirn, die höchſte Unſchuld der Natur, die keinen Geſchlechtsunterſchied kennt, nicht einmal ahnet, und erſt jezt die Menſchen nur nach den Kleidern zu unterſcheiden gelernt hat, ſeine unbeſchreibliche Sanftmuth, ſeine, alle ſeine Umgebungen anziehende Herzlichkeit und Gutmüthigkeit, in der er Anfangs immer nur mit Thränen, und jezt, nach eingetretenem Gefühl der Freiheit, mit Innigkeit ſelbſt ſeines Unterdrükers gedenkt, die zuerſt in heißer Sehnſucht nach ſeiner Heimath, ſeinem Kerker und ſeinem Kerkermeiſter beſtandene, dann aber in wehmüthige Erinnerung übergegangene, und erſt jezt durch liebevolle Behandlung allmählig verſchwindende Anhänglichkeit an das Vergangene, die eben ſo aufrichtige, als rührende Ergebenheit an alle diejenigen, welche häufig mit ihm umgehen, und ihm Gutes erweiſen, ſein Vertrauen aber auch gegen alle andere Menſchen, ſeine Schonung des kleinſten Inſekts, ſeine Abneigung gegen Alles, was einem Menſchen oder Thier nur den leiſeſten Schmerz verurſachen könnte, ſeine unbedingte Folgſamkeit und Willfährigkeit zu allem Guten, eben ſo ſehr, als ſeine Freiheit, von jeder Unart und Untugend, verbunden gleichwohl mit der Ahnung deſſen, was böſe iſt, — und endlich ſeine ganz auſſerordentliche Lernbegierde, durch die er mit Hilfe eines eben ſo ſchnell faſſenden, als treuen Gedächtniſſes, ſeinen Wörter-Vorrath, der Anfangs kaum in 50 Wörtern beſtand, bereichert, und bereits Vorſtellungen und Begriffe von vielen Gegenſtänden — deren er auſſer denen, welche in ſeinem Kerker waren, keine kannte — und jezt auch von Zeit und Raum erlangt hat; ſeine ganz beſondere Vorliebe für die ihm früher ganz unbekannt geweſene Muſik und das Zeichnen, ſeine Neigung und Geſchiklichkeit, beide zu erlernen, und ſeine ganz ungewöhnliche Ordnungsliebe und Reinlichkeit, — ſo überhaupt ſein ganzes kindliches Weſen und ſein reines, unbeflektes Innere — dieſe wichtigen Erſcheinungen zuſammen, geben in demſelben Maße, in welchem ſie ſeine Angaben über ſein widerrechtliche Gefangennehmung unterſtüzen und bekräftigen, die volle Ueberzeugung, daß die Natur ihn mit den herrlichſten Anlagen des Geiſtes, Gemüthes und Herzens reich ausgeſtattet hat. Sie berechtigen aber auch eben deßhalb, und bei genauer Prüfung des ſich durchaus als unwahrſcheinlich und erdichtet darſtellenden Inhalts des unter Nr. I. abgedrukten Briefs zur dringenden Vermuthung, daß mit ſeiner widerrechtlichen Gefangenhaltung das nicht minder ſchwere Verbrechen des Betrugs am Familienſtande verbunden iſt, wodurch ihm vielleicht ſeine Eltern, und, wenn dieſe nicht mehr lebten, wenigſtens ſeine Freiheit, ſein Vermögen, wohl gar die Vorzüge vornehmer Geburt, in jedem Falle aber neben den unſchuldigen Freuden einer frohen Kinderwelt die höchſten Güter des Lebens geraubt, und ſeine phyſiſche und geiſtige Ausbildung gewaltſam unterdrükt und verzögert worden iſt. — Der Umſtand, daß er im Kerker mit ſeinen Spielſachen ſprechen konnte, ehe er den Unbekannten geſehen, und von ihm Unterricht in der Sprache erhalten hat, beweiſet aber auch zugleich, daß das Verbrechen an ihm ſchon in den erſten Jahren der Kindheit, vielleicht im zweiten bis vierten Jahre ſeines Alters, und daher zu einer Zeit angefangen wurde, wo er ſchon ſprechen konnte, und vielleicht ſchon der Grund zu einer edlen Erziehung gelegt war, die, gleich einem Stern in der dunklen Nacht ſeines Lebens, aus ſeinem ganzen Weſen hervorleuchtet. Daher ergeht, nicht um ihn zu entfernen, denn die Gemeinde, die ihn in ihren Schoos aufgenommen, liebt ihn, und betrachtet ihn als ein ihr von der Vorſehung zugeführtes Pfand der Liebe, das ſie ohne den vollen Beweis der Anſprüche anderer auf ihn nicht abtreten wird, ſondern, um das Verbrechen zu entdeken, das ohne allen Zweifel an ihm begangen wurde, um den Böſewicht oder ſeine Gehülfen zu entdeken, die es begingen, und um ihn dadurch wo möglich in den Beſiz der verlornen Rechte der Geburt wieder einzuſezen, an alle Juſtiz- und Polizei-, Civil- und Militärbehörden, und alle diejenigen, welche ein menſchliches Herz im Buſen tragen, die dringende Aufforderung, alle und auch nur die entfernteſten Spuren, Anzeigen und Verdachtsgründe, welche auf die Entdekung des Verbrechens führen könnten, der unterzeichneten Polizeibehörde mitzutheilen, und dieſe dadurch in den Stand zu ſezen,

Digitized by Google

die Verhandlungen dem treffenden Gericht zur weitern Einſchreitung übergeben zu können. — Es darf in dieſer Hinſicht kaum erinnert werden, daß die Nachforſchungen ſich, neben der Ausmittelung des Kerkers, oder wenigſtens der wahrſcheinlich ſtillen, einſamen Gegend, wo er liegt, oder gelegen war — denn der Böſewicht, der Hauſer darin gefangen hielt, mochte jenen vielleicht gleich nach der Wegführung unſeres Findlings der Erde gleich gemacht, und jede Spur davon vertilgt haben — auch auf die Ausmittelung eines Kindes richten müſſen, welches in einem Alter von 2—4 Jahren vor 15—18 Jahren vermißt worden iſt, und über deſſen Verſchwinden vielleicht bedenkliche Gerüchte in Umlauf gekommen ſind.

Jede Mittheilung, jeder Wink wird dankbar benuzt, und wenn ſich der Angeber genannt hat, deſſen Namen möglichſt verſchwiegen, auch nach Umſtänden derſelbe reich belohnt werden.

Anonyme Anzeigen dagegen können nicht berükſichtiget werden.

Nürnberg, den 7. Juni 1828.

Der erſte Bürgermeiſter: Binder.

Beilagen.

Nr. I.

Tit. Hr. Wohlgebohrner Rittmeiſter bei der 4ten Esgataron bey 6ten Schwoliſche Regiment in Nierberg

Von der Bäienſchen Gränz

Daß Orte iſt unbenannt 1828.

Hochwohlgebohrner herr Rittmeiſter!

Ich ſchücke ihnen ein Knaben der möchte ſeinen König getreu dienen Verlangte Er, dieſer Knabe iſt mir gelegt worden, 1812 den 7 Oktober, und ich ſelber ein armer Taglöhner, ich Habe auch ſelber 10 Kinder, ich habe ſelber genug zu thun, daß ich mich fortbringe, und ſeine Mutter hat mir um die Erziehung daß Kind gelegt, aber ich habe ſein Mutter nicht erfragen Könen, jez habe ich nichts geſagt, daß mir der Knabe gelegt iſt worden, auf den Landgericht. Ich habe mir gedenkt, ich müßte ihm für mein Sohn haben, ich habe ihm Chriſtlichen Erzogen und habe ihm Zeit 1812 Keinen Schritt weit aus den Hauß gelaßen daß Kein Menſch nicht weiß da von wo Er auferzogen iſt worden, und Er ſelber weiß nichts, wie mein Hauß Heißt, und daß ort weiß er auch nicht, ſie derfen ihm ſchon fragen, er kann es aber nicht ſagen, daß leſſen und ſchreiben Habe ich ihm ſchon gelehrt, er kann auch mein Schrift ſchreiben, wie ich ſchreibe, und wenn wir ihm fragen, was er werde, ſo ſagte er er will auch ein Schwoliſche werden, was ſein Vater geweſſen iſt, Will er auch werden, wen er Eltern häte, wir er Keine hate wer er ein gelehrter Burſche worden Sie derfen im nur was zeigen, ſo kann er es ſchon,

Ich habe im nur bis Neumark geweißt da hat er ſelber zu ihnen hingehen müſſen, ich habe zu ihm geſagt, wen er einmal ein Soldat iß, kome ich gleich und ſuche ihm Heim ſonſt häte ich mich Von mein Hals gebracht.

Beſter Hr. Rittmeiſter ſie derfen ihm gar nicht tragtiren er weiß mein Orte nicht, wo ich bin, ich habe im mitten bei der Nacht fort geführth er weiß nicht mehr zu Hauß

Ich empfehle mich gehorſamt, Ich mache mein Namen nicht Kuntbar den ich Konte geſtraft werden,

Und er hat Kein Kreuzer geld nicht bei ihm, weil ich ſelber nichts habe wen Sie im nicht Kalten ſo müßen Sie im abſchlagen oder in Raufang auf henggen

II.

Das
Kind ist schon getauft
sie Heist Kaspar in Schreib
name misen sie im selber
geben das Kind möchten
Sie aufZihen sein Vater
ist ein Schwolische gewesen
wen er 17 Jahr alt ist so
schiken sie im nach Nirnbe,
rg zu 6ten Schwolische
Regiment da ist auch sein
Vater gewesen jch bitte um
die erzikung bis 17 Jahre
gebohren ist er im 30 Aperil
1812 im Jaher ich bin ein
armes Mägdlein ich kan
das Kind nicht ernähren
sein Vater ist gestorben.

Digitized by Google

Bemerkungen hinſichtlich des Briefes und ſeiner Beilage.

Das Siegel, womit der Brief roth verſchloſſen war, ſcheint ein Handwerksſiegel zu ſeyn; beim Aufmachen des Briefs wurde es aber zu ſehr verlezt, als daß man ſeine urſprüngliche Beſchaffenheit erkennen konnte. — Die darauf befindlichen Buchſtaben, welche man noch für ein

G. J. R. oder

G. T. R.

halten kann, ſind ohne Zweifel, um ſie unkenntlich zu machen, nach dem Einſiegeln heraus- oder abgekrazt worden. Durch Vergleichung der Handſchrift des in den Brief ſelbſteingeſchloſſenen, auf ein Oktavblättchen geſchriebenen Zettels mit der Handſchrift des Briefs, ergibt ſich, wenn gleich jener mit lateniſchen, dieſer mit deutſchen Buchſtaben geſchrieben iſt, eine große Aehnlichkeit zwiſchen beiden Schriftzügen.

Auch ſind beide offenbar mit ein und derſelben Dinte geſchrieben, und es geht daraus hervor, daß der Zettel nicht ſchon vor 16 Jahren, ſondern erſt jezt geſchrieben, nnd alſo erdichtet wurde. Denn wäre der Zettel 16 Jahre älter als der Brief, ſo würde die Dinte eine ganz andere Farbe, als die im Briefe angenommen haben. Dieß ſcheint der übrigens ſchlaue bösartige Betrüger vorher nicht erwogen zu haben.

Das Waſſerzeichen im Papier heißt J. Reindel, welcher eine Papiermühle in Mühlhof, im königlichen Landgericht Schwabach im Rezatkreiſe des Königreichs beſizt. Vielleicht gibt es aber auch wo anders einen Papierfabrikanten dieſes Namens.

Signalement des Kaspar Hauſer.

Er iſt mittlerer Statur, wohlgewachſen, hat hellbraune, faſt ins blonde fallende Haare, ein ovales Geſicht, breite hohe Stirn, braune Augenbraunen, graue Augen, eine mittelgroſſe, etwas breite Naſe, einen proportionirten Mund mit etwas aufgeworfener Unterlippe, ein rundes Kinn, einen hellen, wie an den Baken, ſchwach hervorkeimenden Bart, gute Zähne, eine geſunde Geſichtsfarbe, eine angenehme Geſichtsbildung, und außer dem Impfzeichen am rechten Arm kein beſonderes Zeichen. Bei ſeiner Ankunft in Nürnberg war er bekleidet mit einem groben, runden, ſchwarzen, mit gelber Seide gefütterten, und mit rothem Leder beſezten Filzhut von der Form, in der er von den mittleren und höheren Ständen getragen wird. Auf dem Boden des Hutes iſt eine Abbildung, die Stadt München darſtellend, aufgeklebt, welche wahrſcheinlich den Namen und Ort des Fabrikanten bezeichnen ſoll.

Wahrſcheinlich waren beide in der Form eines Herzens aufgedrukt oder geſchrieben, denn man ſieht deutlich, daß etwas herausgekrazt iſt. Er war ferner bekleidet mit einem ſchwarzſeidenen Halstuch, einer alten, ausgewaſchenen, rothgetupften, zeugenen Weſte, mit runden, durchbrochenen, gelb metallenen Schleifen, die man ſamt den erſteren aus der Weſte nehmen, und in eine andere einmachen kann, und die bekanntlich vor 12 — 13 Jahren zur Mode gehörten, aber jezt nur noch ſelten geſehen werden; mit einem dunkelgrautuchenen Kittel, (auch Scholk, Jankerl genannt) mit tuchenen Knöpfen, mit dergleichen Pantalons, zwiſchen den Beinen mit dergleichen Tuch beſezt, mit kalbledernen Halbſtiefeln, die zu ſeinen Füßen nicht recht paßten, und ihm daher wehe thaten, mit hohen Abſäzen und Hufeiſen, die Sohlen mit Nägeln beſchlagen.

Sein Dialekt iſt der altbayeriſche, wie er in der Gegend von Regensburg, Straubing, Landshut ꝛc., vielleicht auch Altöttingen, Burghauſen, geſprochen wird. Er ſagte z. B. „hoamweiſen" ſtatt heimweiſen, „a ſöchenes möcht i", ſtatt: ein ſolches möchte ich, „er kümmt ſcho, wenn i a Reiter wer, wie mei Voter aner gween is," ſtatt: er kommt ſchon, wenn ich ein Reiter werde, wie mein Vater einer geweſen iſt ꝛc.

Jezt aber veredelt ſich durch den Unterricht ſein Dialekt von Tag zu Tag.

III.

Beſchreibung der übrigen Gegenſtände, welche Kaspar Hauſer bei ſich hatte.

1.) Ein Gebetbüchlein u. ſ. w. u. ſ. w. (wir übergehen dieſe Spezifikation als für unſere Leſer ohne Alles Intereſſe.)

Digitized by Google

Weit intereſſanter mag der folgende Umſtand erſcheinen (da man aus vorſtehender Mittheilung eben nicht ſchließen dürfte, daß Kaspar Hauſer von vornehmer Geburt ſey ꝛc.), aber dieſer Jüngling wurde am 17 Oktober d. Js. gegen Mittag von ſeinen Koſtleuten plözlich vermißt, und da man auf dem Vorplaze, der Stiege Blutſpuren bemerkte, endlich an der Kellerſtiege verwundet und ohnmächtig gefunden. Als der Unglükliche wieder zu ſich gekommen war, ſagte er aus: er ſey eben auf den Vorplaz gekommen, wo er fremde Tritte gegen ihn habe herkommen hören; er ſey darüber erſchroken, und habe der Magd gerufen, da ſein Koſtherr eben nicht zu Hauſe war. Indeſſen wäre ein fremder Menſch ſchnell auf ihn zugekommen, und habe ihm mit einem Eiſen einen Hieb auf den Kopf verſezt, und geſagt: „Du biſt mein Unglük. Du mußt ſterben; und wenn du auch jezt nicht bleibeſt, ſo mußt du doch noch ſterben.“ Der Mörder, der ſchwarz ausſah, gewichſte Stiefel und einen ſchwarzen Rok trug, war ſogleich verſchwunden, und man konnte keine Spur mehr von ihm entdeken. Der Verwundete iſt auſſer Gefahr. Man zerbricht ſich nun neuerdings den Kopf über die eigentliche Herkunft dieſes Unglüklichen, und wünſcht ſehnlichſt den Vorhang bald gelüftet zu ſehen, der ſo lange Zeit ein ſcheußliches Verbrechen zu bedeken ſcheint.

Seine Majeſtät der König hat 500 fl. Belohnung ausgeſezt auf Angaben, die zur Entdekung führen.

Wir erhielten ſeither näheren Bericht über das Befinden und die Bildungs = Fortſchritte dieſes Jünglings.

Er iſt wieder vollkommen geſund.

Seine Art zu reden und das Deutſche auszuſprechen, gleicht der eines Fremden, der ſich ſeit einigen Jahren darin geübt hatte. Die Bewegung der Geſichtsmuskeln deutet auf Anſtrengung; ſie iſt ungefähr ſo, wie man ſie an Taubſtummen, welche ſprechen gelernt haben, wahrnimmt. Der Styl ſeiner Aufſäze gleichet dem eines Schülers von 11 bis 12 Jahren; er ſchreibt in abgeriſſenen Säzen, einfach und naiv, ohne Schreib- und Sprach-Fehler. In dem Maaße, als ſich die Sphäre ſeiner Ideen erweitert, macht Hauſer ohne Unterlaß Anſtrengungen, um das Dunkel ſeiner früheren Exiſtenz zu durchdringen. Sie ſind, wenigſtens bis jezt, vergeblich geweſen; man kann ſich denken, daß in jener tiefen Nacht, in jener abſoluten Leere, in welche Kaspar Hauſer zwölf Jahre lang verſenkt war, alle Eindrüke der erſten 4 Jahre ſeines Lebens verwiſcht haben. „Ich komme ohne Unterlaß darauf zurük,“ ſagte er aus, „vorzüglich ein Bild des Mannes zu verfaſſen; aber der Kopf thut mir dann fürchterlich weh, und ich fühle in meinem Gehirn Bewegungen, die mich erſchreken.“

Erprobtes Mittel, Kartoffeln, welche durch Waſſer gelitten haben, brauchbar zu erhalten.

Nach einem Vorſchlage des Herrn Herrmann in Carlsruhe läßt man die Kartoffeln, wie die Frucht durch Waſſerſchaufeln wenden und während des Wendens mit einem Fruchtſiebe trokenen Flußſand, Kalkaſche oder Holzaſche unter den Haufen werfen. Dadurch troknen die naſſen Kartoffeln ſchnell ab und werden zum häuslichen Gebrauche für Menſchen und Vieh vollkommen gut erhalten. Mehrere im Württembergiſchen gemachte Proben mit vielen tauſend Simri Kartoffeln, welche bei der lezten großen Ueberſchwemmung durch Waſſer ſehr gelitten hatten, beſtätigten dieſes einfache Mittel. Es dürfte dasſelbe in vielen Gegenden für die Zukunft mit großem Nuzen nachgeahmt werden, um theils die Kartoffeln in naſſen Kellern, theils in Gruben auf den Feldern zu retten und gut zu erhalten. — Diejenigen Landwirthe, welche ihre verdorbenen und in Fäulniß begriffenen Kartoffeln gar ins Waſſer werfen und nicht als Düngungsmittel ihre Felder benuzen, thun ſehr unrecht. Denn faule Kartoffeln, gleich untergepflügt, düngen ſtark und verbeſſern, wie die Waſſerrüben, beſonders den Sandboden, namentlich den leichten Flugſand, worüber erprobte Erfahrungen vielfältig vorhanden ſind.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 2. Den 8. Jäner 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Auf dem erſten Unterricht
Liegt ein vorzügl'ch Gewicht.

Inhalt: Welche Mängel und Gebrechen hat der erſte Unterricht in unſern deutſchen Schulen? Und wie könnte denſelben zum Vortheil der Kinder und ihrer Eltern abgeholfen werden? — Ueber das Leben auf der hohen Schule, dann über den Werth der Hauserziehung. — Von dem Nuzen und Gebrauch der Eſchenbaumblätter. — Gedankenzunder.

Welche Mängel und Gebrechen hat der erſte Unterricht in unſern deutſchen Schulen? Und wie könnte denſelben zum Vortheil der Kinder und ihrer Eltern abgeholfen werden?

Der erſte Unterricht iſt unſtreitig der wichtigſte; denn er iſt die Grundlage des übrigen. Iſt der Grund gut gelegt; ſind die Elemente der Zahl und Sprache gut eingeübt, und iſt der Verſtand gehörig gewekt, geſchärft und mit deu nöthigen Vorbegriffen ausgerüſtet, ſo kann man zuverläßig einen guten Fortgang des geſammten Unterrichts erwarten. Im entgegengeſezten Falle aber hat man das Entgegengeſezte zu befürchten.

Wenn nun der erſte Unterricht ſo wichtig iſt, ſo müſſen es auch die erſten Unterrichtsmittel ſeyn; denn mit ſchlechten Mitteln läßt ſich nicht wohl das Beſte leiſten: und nur auf guten Grund kann man gut und ſicher bauen. — Das Wichtigſte in der Schule iſt allerdings der Lehrer; denn von ihm aus geht alles Thun und Treiben; und von ihm hängt der gute Fortgang des Unterrichts vorzüglich ab. Allein, dies darf man nicht in jedem Falle annehmen. Unter ſchlechten Umſtänden kann der beſte Lehrer nur Mittelmäßiges leiſten. Wer aber unter mittelmäßigen Umſtänden Gutes leiſtet, der würde unter guten Umſtänden noch Beſſeres leiſten. Ich ſage alſo: um wahrhaft Gutes zu leiſten, muß alles gut ſeyn, was man dazu braucht. Die Bedingungen müſſen zuerſt erfüllt ſeyn, und die Mittel müſſen dem Zweke anpaſſen, wenn die Leiſtung gut ausfallen und die Erwartung befriedigt werden ſoll. Zu den wichtigſten Bedingungen und Mitteln des erſten Unterrichts zähle ich unter andern hauptſächlich:

a.) die Unterrichtsfähigkeit der Kinder, und
b.) die Zwekmäßigkeit ihrer Leſebücher.

Ich unterſcheide aber eine zweifache Fähigkeit für den erſten Unterricht, nemlich eine Schulfähigkeit und eine Unterrichtsfähigkeit. Zur Schule iſt das Kind fähig, ſobald es reden kann; aber nicht zum Unterricht. Denn die Unterrichtsfähigkeit eines Kindes beſteht in Aufmerken, Beſinnen, und Nachdenken, wozu der Anfänger noch nicht fähig iſt. Dies iſt der erſte Punkt alles Lehrens und Unterrichtens, ſagt Wilmſen, und, nur durch Aufmerken, Beſinnen und Nachdenken kann das Kind wahrhaft unterrichtsfähig gemacht werden. Dieſer Ausſpruch eines Gelehrten und in der Literatur ſehr berühmten Pädagogen deutet auf eine beſondere Vorübung zum Unterrichte hin. Ich erkläre demnach eine Vorbereitungsſchule als bedingt nothwendig, und den Mangel derſelben als erſtes Gebrechen unſerer deutſchen Schule. Wenn nun einige ſagen, die erſte Klaſſe iſt zugleich auch die Vorbereitungsſchule, ſo verhält ſich dies gerade, als wenn ich ſage: Die jungen Militär-Pferde brauchen keine eigne Dreſſur, der Exerzier-Plaz iſt zugleich auch der Dreſſur-Plaz, oder während des Exerzierens kann man auch dreſſiren. Wie viel Unſinn in dieſem Ausſpruch liegt, wird jeder leicht begreifen: Etwas wahres liegt wohl darin; aber die wahre Schul-Anſicht liegt nicht darin, daher kann ſie auch nicht herausgenommen werden. Die erſte Klaſſe iſt Vorbereitung für die zweite; für ſich ſelbſt aber iſt ſie eine Klaſſen-Schule, wozu eben ſowohl eine Vorbereitung erforderlich iſt. Die Kinder in der untern Abtheilung kann man wohl als Vorbereitungs-Schüler beſtimmen; allein ſie genieſſen nicht die wahre Vorbereitungsſchule. Ein techniſches Abrichten zum Leſen iſt noch keine Vorbereitung zum Unterricht; denn dieſe iſt Verſtan-

Digitized by Google

desübung und gründliches Einüben der Elemente. Beides kann aber nur halb geſchehen, wenn die Anfänger mit der Oberabtheilung, oder wohl gar mit allen Klaſſen gleiche Schulzeit genießen. Ein halbes Können iſt aber nicht viel mehr als ein halbes Wiſſen. Ich frage demnach:

Wie können in Bayern Vorbereitungs-Schulen organiſirt werden? Und wie ſollen ſie organiſirt ſeyn, daß ſie nicht halb, ſondern ganz leiſten, was ſie leiſten ſollen? Hier frägt es ſich zunächſt: erſtens um die Lehrzeit, und zweitens um die Lehrgegenſtände für die Vorbereitungsſchule. Zu den Lehrgegenſtänden gehören:

a.) die Naturkörper
b.) die Kunſtprodukte
c.) die Zahlenlehre
d.) die Lautlehre, und
e.) die Lautzeichenlehre mit ihrer Zuſammenſezung in Sylben und Wörter.

In dieſen Gegenſtänden liegt alles, was man zur Vorübung des Unterrichtes braucht, und was zu derſelben gehört. Ich will mich aber hier nur mit den zwei lezten Artikeln befaſſen, in ſo weit ich es für die Abſicht dieſes Aufſazes nothwendig finde. Die Lautlehre iſt ein Beitrag zur Methodenlehre, und muß, wenn ſie wahrhaft nüzen ſoll, der Lautzeichenlehre voraus gehen. Beides zugleich kann nicht wohl beſtehen; denn, will man die Kinder die Sprachlaute gehörig ausſprechen lehren, ſo müſſen ſie dem Lehrer auf den Mund allein ſehen. Dieß iſt aber nicht wohl möglich; wenn ihnen der Lehrer zu gleicher Zeit ein Laut-Zeichen hinhält, da müſſen ſie auf das Zeichen ſehen. Noch unzwekmäßiger iſt es, wenn der Lehrer auf den Sezkaſten zeigt, indem er den Kindern dabei halb den Rüken kehren muß. Wird aber die Lautlehre beſonders gegeben, ſo iſt ſie auſſer der richtigen Bildung der Sprachorgane auch Bildungsmittel des Verſtandes, und die zwekmäßigſte Vorbereitung zur Buchſtabenkenntniß. Mit dieſer Anſicht ſtimmen Müller und Wilmſen überein, und meine Erfahrung in der Ausübung gibt mir die Ueberzeugung der Nothwendigkeit und Nüzlichkeit eines ſolchen Verfahrens.

Hier entdeken wir aber zwei Gebrechen des erſten Unterrichts, ſelbſt in dem Fall, wenn eine Vorbereitungsſchule beſtände. Es iſt ein Gebrechen, wenn man die Lautlehre gar nicht anwendet, und iſt ein Gebrechen, wenn man ſie auf die oben geſagte Weiſe anwendet. Dieſen Gebrechen wird aber abgeholfen, wenn ſie auf die unten beſagte Weiſe angewendet wird.

Was die Lautzeichenlehre, oder die Buchſtabenkenntniß und ihre Zuſammenſezung betrifft, ſo ſoll dieſelbe durchaus tabellariſch ſeyn, weil das Kind aus der beſtehenden Fibel immer zwei Blätter heraus reißt, eh es zwei Seiten lernt. Wie ärgerlich und nachtheilig dieſes für den Unterricht iſt, weiß jeder Lehrer ſo gut als ich. Manches Kind zerreißt 6 Fibeln, bis ein anderes Büchlchen genommen werden kann. Noch ſchlimmer iſt es bei den armen Kindern; dieſe haben die meiſte Zeit halb unbrauchbare, oder wohl gar keine Fibeln, und behelfen ſich mit dem neben ſizenden Schüler. So iſt alſo ſchon der erſte Schritt des Unterrichts durch einen Umſtand erſchwert, der durch Einführung zwekmäßiger Tabellen auf Pappendekel ſo leicht gehoben werden könnte. Was die Tabellen ſelbſt betrifft, ſo dürften dieſelben nicht ſo viel und ſo ausgedehnt ſeyn, wie ſie mir hie und da ſchon zu Geſichte kamen; denn da ſollte man ſagen, ſehen die Kinder den Wald vor lauter Bäumen nicht. Hängen die Tabellen überdies noch an der Wand, ſo haben die Kinder an denſelben ſchon darum keine Freude, weil ſie nicht ihr Eigenthum ſind und ſo zu Hauſe nichts davon produzieren können. Und die Menge der Buchſtaben und Sylben in langen Reihen ohne alle Ab- und Eintheilung macht ſie muthlos und gleichgiltig gegen den Unterricht. Zwei Tabellen, eine zur Einübung der kleinen, und eine für die groſſen Buchſtaben und ihre Zuſammenſezungen, ſo groß als der Raum des Lehrſtuhls für ein Kind, ſind hinreichend. Und um ſo mehr, wenn mit denſelben ein Sezkaſten in Verbindung gebracht werden kann, weil dann auf denſelben alle beliebigen Veränderungen der Sylben vorgenommen werden können. Die beſtehende Fibel zähle ich alſo zum vierten Gebrechen unſerer deutſchen Schule, welches aber durch Einführung der Tabellen gehoben werden kann. Nun kommt ein fünftes Gebrechen, nemlich der Eintritt der Anfänger im

Herbſt, und zwar vorzüglich auf dem Lande. Um dieſe Zeit brauchen die Kinder ſogleich neue Kleider, welche gewöhnlich ungleich fertig werden. Und dieſes veranlaßt dann einen ungleichen Eintritt. Auch gibt es um dieſe Zeit für die Kinder mehr Arbeit, als in der Ernte. In der Ernte iſt die Arbeit einfach und für Kinder faſt gar nicht geeignet; hingegen im Herbſt iſt ſie vielfach und ſo beſchaffen, daß man Kinder füglich dazu brauchen kann und oft auch wirklich ſehr nothwendig braucht. Da gibt es Obſthüten, Viehhüten, Kartoffelklauben, Obſtklauben, hie und da auch Eichel und Buchenſamen, dann Kraut und Rüben-Arbeiten, mitunter auch Hopfen und noch eine Menge kleine ökonomiſche Verrichtungen, welche für Kinder recht ſehr geeignet ſind. Da kommen dann die Eltern und ſagen: Euer Hochwürden, hams doch die Güte und ſehns noch ein paar Wochen nach, bis ich dies und das gethan habe, dann halte ich mir gleich den Schuhmacher, daß mein Bube Stiefel bekommt, und dann will ich ihn fortan fleißig ſchiken. Die Einfältigen wiſſen nicht, daß ein gemeinſamer Unterricht einen gleichzeitlichen Eintritt fordert. Vielmehr wollen ſie es nicht wiſſen. Zu dieſem Uebel geſellen ſich noch die vielen Krankheiten der Kinder, welche durch die plözliche Veränderung ihrer bisherigen Lebensweiſe, durch den Wechſel der Jahres-Zeit, vorzüglich aber durch unreifes und ſchlechtes Obſteſſen entſtehen.

Dieſe faſt unvermeidlichen Dinge veranlaſſen dann gleich beim Eintritt die gröſte Unordnung. Endlich kommt der Winter; nun da wären die meiſten Arbeiten und Krankheiten für die Kleinen vorüber. Allein jezt kommt das ſchlechte Wetter, dazu die ſchlechten Wege und Stege, und der Schulbeſuch iſt aufs Neue unterbrochen, oder bei einigen Auswärtigen wohl gar eingeſtellt. Unter ſolchen Umſtänden iſt dann an keinen ſyſtematiſchen Unterricht zu denken; und das erſte Schuljahr geht für ein Drittheil der Landkinder gröſtentheil verloren. Um nun dieſem Uebel abzuhelfen oder wenigſtens dasſelbe zu vermindern, müßte der Eintritt in die Vorbereitungsſchule auf den erſten April oder auf Oſtern feſtgeſezt werden, weil derſelbe um dieſe Zeit gleicher ſeyn könnte, und der Beſuch von Tag zu Tag leichter würde. Durch dieſe Einrichtung ergäbe ſich eine bedeutende Verbeſſerung des Unterrichts für die Kleinern, und dieſes gäbe dann eine Erleichterung des Schulbeſuches für die Gröſſern. So dürfte demnach im Sommer, und noch ein paar Monate im Herbſt, für die III. Klaſſe ein vormittägiger Schulbeſuch von 3 Stunden genügen, und die tägliche Schulzeit der Anfänger könnte dann auf den Nachmittag feſtgeſezt werden. Dieſe Einrichtung iſt jener, die Schule im Sommer auf den Vormittag zu beſchränken, in doppelter Hinſicht vorzuziehen. Einmal ſchon wegen des beſſern Unterrichts überhaupt, und einmal, weil die Eltern ihre kleinen Schulkinder am Vormittag, und die gröſſern am Nachmittag für ſich benüzen können, während ſie jezt am Vormittag gar kein Kind, und am Nachmittag alle Kinder zu Hauſe haben. Die Schulverſäumniſſe würden dadurch bedeutend abnehmen, und die Strenge in Hinſicht des Schulbeſuches wäre nichts anders, als die liebvollſte Gerechtigkeit. Die Landwirthſchaft kann ſich nicht nach der Schule richten, daher ſoll ſich die Schule nach ihr richten. Dieß würde die feindliche Geſinnung gegen die Schule in eine freundliche verwandeln.

Was die Vorbereitungsſchule noch beſonders betrifft, ſo ſoll dieſelbe zugleich auch die Probe- oder Prüfungs-Zeit der natürlichen Fähigkeit ſeyn. Es könnten in derſelben allerdings Kinder mit 5 Jahren aufgenommen werden, diejenigen aber, welche am Ende der Vorbereitungszeit von 4 oder 6 Monaten nicht unterrichtsfähig erſcheinen, ſollen auf das nächſte Jahr verwieſen werden, und dort neuerdings anfangen müſſen. Die Vorbereitungsſchüler, welche demnach aus lauter erprobten und unterrichtsfähigen Kindern beſtünden, bilden dann am Anfang der Winterſchule die erſte Klaſſe und fangen ihren Unterricht ſogleich mit einem ordentlichen Büchl an. In dieſe Klaſſe könnten füglich jene Schwachen der erſten Klaſſe des vorigen Jahres, welche deßhalb nicht in die zweite vorrüken können, eingereiht werden. Sonach wäre die Geſammtzahl der Winterſchüler in 3 ordentliche Klaſſen getheilt. Der Unterricht müßte dabei bedeutend gewinnen und erleichtert werden.

Digitized by Google

So wäre denn die Zeit ausgemittelt, wo die Vorbereitungsſchulen gehalten werden können. Ueber das Wie bedarf es eine eigene Abhandlung und gehört als Sache der Methode nicht in den Vorſchlag über das Wo.

Der zweite Theil dieſer Abhandlung, womit ich hier anfange, ſoll die Zwekmäßigkeit und die Unzwekmäßigkeit der Lehr- und Leſebücher für den erſten Unterricht beleuchten. Hier komme ich aber gleich auf einen ſehr ſchwierigen Punkt, nemlich auf unſer erſtes Leſebüchel mit dem Titl: „Erſter Unterricht von Gott für die lieben Kleinen," welches in Bayern wie die Fibel gleichſam geſezlich eingeführt iſt. Das beſagte Buch enthält zwar alles, was man braucht, aber nicht ganz ſo wie man es braucht. So kommt z. B. in demſelben das Wort „Welt" vor. Hieraus ließ ſich freilich alles lehren und erklären, was dieſes Wort bezeichnet, nemlich alle Weltkörper und drei Reiche der Natur. Die Worte „Gott, Jeſus" kommen ſo oft vor, daß es der Religion mehr ſchädlich als nüzlich iſt. Was ich da ſage, haben ſchon mehrere Geiſtliche und Schullehrer geſagt. Wir haben alle Achtung für den Verfaſſer; allein andere Zeiten geben andere Bedürfniſſe, und andere Forderungen erheiſchen andere Mittel zur Leiſtung. Die Religion iſt in der Schule allerdings das Wichtigſte: aber nicht das Erſte und Einzige. So wie es ſchon oft geſagt worden iſt, daß die Religionsbücher ſo wenig als möglich zur Leſeübung benüzt werden ſollen, weil dieß die religiöſen Gefühle mehr abſtumpft als ſchärft, und für die Folge gegen alle Religionslehre Kälte und Gleichgiltigkeit erzeugt. Und dieß ſoll um ſo weniger beim erſten Leſeunterricht geſchehen, weil da naturgemäß die Sinnenwelt zuerſt geöffnet werden muß, indem der Menſch nur durch das Sinnliche zum Ueberſinnlichen erhoben werden kann. Das Kind, ſobald die Wißbegierde in ihm rege wird, fragt zuerſt nach dem Namen der Dinge, die ihm die Sinne zuführen. Später frägt es auch nach dem Nuzen und Gebrauch derſelben. Allein die Dinge erſcheinen von Zeit zu Zeit anders. Dieß iſt dem Kinde von Bedeutung, daher fragt es auch nach den Urſachen der Erſcheinungen. Nach langem Fragen, Zuhören und Selbſtdenken bekommt es zwar eine bedeutende Summa von Vorſtellungen. Allein nun erwacht eine innere ſtärkere Wißbegierde; und dieſe iſt mit einer Maſſa zerſtreuter Begriffe nicht zufrieden, ſondern ſie ſtrebt nach Einheit, nach möglichſter vollkommener Befriedigung des Wiſſens. Daher forſcht und dichtet ſie auch über die Urſache aller Wirkungen, über das *Seyn* aller Dinge. Und hier findet der Menſch erſt die Befriedigung ſeines Wiſſens, denn er findet ſein Ich, ſeine Beſtimmung, die Aehnlichkeit ſeines Geiſtes mit dem Urgeiſte, ſeine Verwandſchaft mit dem *Höchſten*, und das Zeugniß ſeines ewigen Lebens. Dieß iſt ein ſo natürlicher Gang der geiſtigen Entwiklung, ein ſo ſtarker Fingerzeig für die Schulbücherſchreiber, daß es unbegreiflich iſt, wie einige den entgegengeſezten Weg einſchlagen können. Was hier im allgemeinen geſagt iſt, gilt auch größtentheils dem erſten Leſebuch. Und ſo wären demſelben, wie es ſeyn ſoll, die Grundzüge ſchon gegeben, wenn es die erſte Schule blos mit der rein menſchlichen Bildung zu thun hätte; allein, ſie hat ja auch die Berufsbildung und den Elementarunterricht mit allen ſeinen Verzweigungen zur Aufgabe. Ich will mich aber hier nicht ins Detail einlaſſen, ich ſage blos: die Schüler in der erſten Klaſſe ſind zunächſt für den Leſeunterricht berufen. Techniſche Fertigkeit im Leſen in möglichſter Kürze der Zeit iſt ihre Hauptaufgabe. Das Geleſene verſtehen, wäre hier noch etwas Untergeordnetes, oder eine Nebenſache. Allein eben durch das Verſtehen gedeiht die Leſefertigkeit am Schnellſten. Wie oft iſt wohl ſchon geſagt worden, daß der erſte Unterricht intereſſant ſeyn ſoll. Kann er es aber ſeyn, wenn das Unterrichtsbuch nichts Intereſſantes enthält? Soll etwa der Lehrer was hinzu katechiſiren? Soll er an dem Heiligſten, nemlich an der Gotteslehre, ſeinen Wiz und Spaß üben? Sollte ich fragen: Wer hat den Menſchen erſchaffen? A. Gott. F. Hat er auch die Nägel an ſeinen Fingern erſchaffen? A. Ja. Alſo iſt unſer Herr Gott ein Nagelſchmied? Welch elende Herabwürdigung des Höchſten und der Gotteslehre! Und dennoch müßte ich bei unſerm erſten Leſebüchel ähnliche Fragen ſtellen, wenn ich den Unterricht intereſſant machen wollte.

Digitized by Google

Wie oft iſt wohl auch ſchon geſagt und geſchrieben worden, daß man die Gegenſtände zum Katechiſiren aus der Kinderwelt hernehmen ſoll. So würde es beim erſten Unterricht um ſo beſſer ſeyn, wenn man gleich die Leſeſtüke aus der Kinderwelt hernehmen würde, und zwar aus dem einzigen Erfahrungsgrund, weil dadurch die Leſefertigkeit viel eher erreicht werden könnte. Zur Begründung dieſer Wahrheit will ich hier noch eine hinzufügen, die zwar kein Menſch beſſer weiß, als ich, die aber jeder an ſich ſelbſt ſo gut als ich finden kann. In meiner Jugend konnte ich lange das Leſen nicht lernen. Darüber ärgerte ſich mein Vater, und er war um ſo ſtrenger auf mich. Faſt täglich mußte ich das aufſagen, was ich in der Schule hatte lernen ſollen. Die kleinen Wörtchen konnte ich zwar leſen; allein bei den großen, da ſtokte es immer. Buchſtabiers! ſchrie mir dann der Vater hinter die Ohren. Ich fing an zu zittern und konnte das Wort entweder gar nicht buchſtabiren, oder ich konnte es buchſtabieren und doch nicht leſen. Nun las es mein Vater vor, und ich las es halb weinerlich nach. Allein ſeine Geduld war bald aus: beim dritten oder vierten Wort hatte ich ſchon ein paar Ohrfeigen, und mußte auf dem Boden ſizen. Dieß dauerte 4 Winter, denn ſo lange ging ich in die Schule, und ich war noch immer ein miſſerabler Leſer. Eines Tages war ich allein zu Hauſe; da durchſuchte ich alle Winkel des Hauſes, um irgend etwas Neues und Unterhaltendes zu finden. Da fand ich denn hinter dem Milchkaſten ein altes Buch. Ich durchblätterte das Buch, es war der Eulenſpiegel. Mit größter Aufmerkſamkeit las ich die ſchnurigen Stükchen. Ich erklärte mir die größten Wörter ſelbſt, nur um den rechten Sinn des Bildes zu erfahren. Allein, als mich ſpäter mein Vater in dem Eulenſpiegel leſen ſah, riß er mir denſelben aus der Hand, gab mir dafür das Evangelium und ſagte: da lies, das iſt geſcheiter. Ich ſtekte nun den Kopf hinein, und that als wenn ich läſe, kaum aber kehrte der Vater den Rüken, ſo griff ich wieder nach meinem Lieblingsbuch und las darin recht eifrig. Bald darauf wurde ich wieder mit dem Eulenſpiegel ertappt. Sogleich nahm mir ihn der Vater, ſchlug mir denſelben ein paar mal an den Kopf, und ging damit dem Ofen zu. Ich ſchrie, weinte und bat um meinen Eulenſpiegel. Während ich ſo ſchrie, trat der alte Jäger Matthias Graßmann von Sr. Exzellenz des Grafen von Seefeld, zur Thüre herein. Als dieſer die Geſchichte meines Jammers erfuhr, vermittelte er die Sache, und der Eulenſpiegel wurde nicht verbrannt. Nach einigen Tagen kam er wieder und ſchenkte mir ein Buch mit dem Titel: Wendelin, der gute Bauersmann. Später ſchenkte er mir auch den Bauer Iſidor zu Ried. Nun waren dieß meine Lieblingsbücher; ich las darin freiwillig und mit größtem Eifer. In kurzer Zeit war ich der beſte Leſer. Dieſen Büchern verdanke ich meine Beleſenheit, meine gegenwärtige Leſeluſt, und vielleicht noch mehr. — Ich danke dir, du närriſcher, poſſierlicher und ſchalkhafter Eulenſpiegel für deine wizigen Einfälle. Ich danke dir du einſichtsvoller Graßmann für deine Bücher; ich danke dir, guter Vater, für deinen Willen und für deine Liebe. Aber ich bitte euch, ihr Väter und Erzieher, widerſtrebt nicht der Natur des Kindes, wenn ihr es nicht zum moraliſchen Krüppel machen wollet. Wichtig und heilig iſt mir das Evangelium, aber ohne den alten Eulenſpiegel wäre ich nie zur Einſicht der Wichtigkeit und Heiligkeit des Evangeliums gekommen. —

Nicht alles was neu iſt, iſt darum auch gut,
Nicht alles was alt iſt, iſt allezeit ſchlecht,
Doch alles was gut iſt, iſt jederzeit recht.

Ihr Schulbücherſchreiber! macht euch mit allem vertraut, ſtudirt die Natur des Kindes nicht in Büchern allein, nicht im Umgange allein, ſondern denkt auch an eure Jugendjahre zurük, denkt bei euerem Schreiben nicht: ſo ſollen die Kinder ſeyn, ſondern, ſo war ich, ſo ſind ſie, und ſo können ſie möglicher Weiſe werden. Zuerſt das Nothwendige, dann das Nüzliche; zuerſt das Wahre, dann das Gute, dann das Schöne und dann das Heilige. Aber nicht eines in einer Unterrichts-Periode allein, ſondern in jeder Klaſſe von jedem etwas, und von jedem das Faßlichſte und das Zwekmäßigſte vom Leichten zum Schweren, vom Sinnlichen zum Ueberſinnlichen. Ihr Lehrer der zarten Jugend! Laßt euch keine Bücher auf-

bringen, die euch den Unterricht erſchweren, wobei ihr die Kinder tyranisiren müßt, um bis zur Schulviſitation ein wenig glänzen zu können. Greift vielmehr nach der Feder, benuzt die Redefreiheit und ſchreibt ſo lange für die Oeffentlichkeit, bis man euer wahres Bedürfniß erkennt und dasſelbe befriedigt.

Aus allem bisher Geſagten wird nun Jeder Lehrer und Schulkenner leicht einſehen, in wie weit unſer eingeführtes erſtes Leſebuch zwekmäßig iſt. Wir halten es für unzwekmäßig, und entwerfen daher eine Idee zu einem neuen. Wir fragen demnach: Worin beſteht die Zwekmäßigkeit des erſten Leſebuches? Und wie muß dasſelbe beſchaffen ſeyn, daß es für die Natur des Kindes paßt, u. dem Zwek des erſten u. wahren Unterrichts entſprechen kann?

Das Wort Unterricht ſchließt auch den Begriff Lehre in ſich. Wer unterrichtet, ſoll auch lehren; denn: „der Buchſtabe tödtet, der Geiſt aber gibt Kraft und Leben.“ Der Unterricht ohne Lehre iſt kein Unterricht, ſondern ein Abrichten; dieſes allein aber führt nicht zum Zwek des wahren Unterrichts. Die Sprache bezeichnet die Sache, wovon gelehrt werden ſoll. Das Lehren aber ſezt Sprach- und Sachkenntniſſe voraus. Sprache und Sache ſind demnach die Elemente alles Lehrens und Unterrichtens. Auf Hochſchulen wird ausſchließend gelehrt; die Sache iſt dort Hauptgegenſtand; die Sprache aber iſt Bedingung und Mittel des Lehrzwekes. Dagegen in niedern Schulen iſt die Sprache das Wichtigſte, und die Sache dient als Mittel zum Sprachzwek. In unſerer Zeit fodert man aber Sprache und Sache zugleich ſelbſt in den erſten Elementarklaſſen. Aller Mechanismus ſoll aus den Schulen verbannt werden; der Unterricht ſoll vielſeitig ſeyn, ſoll Geiſt und Leben bekommen und wahre Menſchenbildung befördern. So lehrt man wenigſtens in den pädagogiſchen Hörſälen; ſo liest man in den neuern Erziehungsſchriften, und überall kündet ſich der Aufſchwung eines beſſern geiſtigen Lebens an. Dieſe ſchöne Forderung an die Schule veranlaßt aber eine Gegenforderung, welche nicht verſagt werden darf, wenn der ſchöne Zwek erreicht werden ſoll, nemlich ſolche Lehr- und Leſebücher, worin der Geiſt des wahren Lebens liegt, damit aus demſelben wahre Menſchenbildung befördert werden kann. Denn worin nichts liegt, daraus läßt ſich nichts wikeln, und worin nur Einſeitiges liegt, daraus kann man keine vielſeitige Bildung geben; und worin nur Falſches liegt, da kann man nicht Wahres herauslehren. Dieſer Ausſpruch gilt für jedes Schulbuch. Ich will aber hier nur vom erſten reden. Das erſte Leſebuch ſoll vielſeitig, reich an Inhalt, und ſowohl der Sprache als der Sache nach ſyſtematiſch geordnet ſeyn. Das Syſtem der Sprache heißt: vom Leichtern zum Schweren; das Syſtem der Sache aber heißt vom Sinnlichen zum Ueberſinnlichen. Dieſe Einrichtung fodert die erſte Schule, wenn ſie das leiſten ſoll, was man von ihr fordert. Dieſe Einrichtung fordert aber auch die Natur des Kindes. Wer dagegen handelt, der iſt gegen ſich ſelbſt; denn er kann ſeine Abſicht nicht durchſezen, und die Natur läßt ſich nicht zwingen. Die einfache und unverdorbene Natur des Kindes richtet ſich nicht nach einem willkührlichen Lehr- und Unterrichts-Syſtem: daher ſoll ſich der Unterricht nach dem Kinde richten, wenn er von demſelben leicht und freudig aufgenommen werden will, wie ſich der Landmann nach dem Klima und nach der Natur des Bodens richtet. Er ſäet nicht, eh er den Aker bereitet; er baut nicht Weizen auf den Neubruch, ob er gleich mehr werth iſt, ſondern Haber oder Erdäpfel; auch fällt ihm nicht ein, bei der Saat auch ſogleich ernten zu wollen. — Das erſte Leſebuch muß ſich demnach der Natur des Kindes anpaßen, wie die Saat der Natur des Bodens. Es muß in demſelben gerade das liegen, was heraus gelehrt werden ſoll. Der Ausſpruch: Es kommt nicht darauf an, was man lehrt, ſondern wie man lehrt, kann hier nicht in Anwendung kommen, weil es beim erſten Unterricht auch auf die Sprache ankommt, welche die Lehrſache bezeichnet. Hieraus erklärt ſich nun gröſtentheils ſchon, weſſen Geiſtes das erſte Leſebuch ſeyn ſoll. Keine Weisheitsſäze ſollen darin ſeyn, denn gerade dies wäre die gröſte Thorheit. Aber reich ſoll es ſeyn an mannigfaltigen Stoffen aus der Sinnenwelt zur Verſtandesübung, nicht allein des formellen, ſondern auch des materiellen Zwekes wegen. Was den Geiſt anſpricht, befördert

Digitized by Google

auch das Leſen ſchneller, und während der Verſtand die Sache aufnimmt, bleibt immer auch etwas von der Sprache hängen. Was die Kinder intereſſirt, das leſen ſie gerne, und das Gernleſen befördert auch ſchneller die Fertigkeit im Leſen. Uebrigens läßt ſich ja von jedem Leſeſtük eine moraliſche oder religiöſe Seite gewinnen, ohne geradezu Religiöſes zu leſen. Es iſt beſſer vom Scherzhaften ins Ernſthafte hinaufzuſteigen, als von der Gotteslehre herab in die Zeugungsarten der Thiere, oder in die Zergliederungslehre des menſchlichen Körpers! —

Zum Schluß dieſes Aufſazes wollen wir die innere und äuſſere Einrichtung des erſten Leſebuches näher bezeichnen, und der Idee eine leichte Ueberſicht geben, welche wir uns vorläufig von demſelben machen.

Der äuſſern Einrichtung nach ſoll das Buch ſeyn:

a. grammatiſch,
b. proſaiſch,
c. poetiſch, und
d. bildlich.

Der Inhalt desſelben ſoll genommen ſeyn:

a. aus der Naturlehre,
b. aus der Gotteslehre,
c. aus der Sittenlehre,
d. aus der Tagsgeſchichte,
e. aus der Fabellehre.

Das Grammatiſche zur Bildung der Mundſtellungen in den verſchiedenen Beugungsarten der Wörter; das Proſaiſche für die Erzählungen aus der Naturlehre, aus der Gotteslehre, und zum Theil auch aus der Sitten- und Fabellehre. Das Poetiſche für das Sittliche und Fabelhafte, ſoll epiſch, lyriſch und dramatiſch ſeyn. Das Lyriſche zum Theil in Liederverſe, damit auch zugleich praktiſcher Schulgeſang mit dem Leſebuch verbunden werden kann. Dem Leſeſtük vom Thierreich und von dem Fabelhaften ſollen Bilder beigefügt ſeyn. Den Schluß ſoll das einfache Einmaleins machen. So hätten wir alles in einem Buche beiſammen, um auf Verſtand, Herz und Gefühl wirken zu können. Dadurch kann der jugendliche Geiſt vielſeitig ergriffen, harmoniſch entwikelt und für den folgenden Unterricht ein guter Grund gelegt werden, worauf man dann gut und ſicher fortbauen kann. Sollte dieſes erſte Leſebuch auch um die Hälfte theuerer kommen, als das gegenwärtige, ſo wird dieſe Mehrausgabe der Elle durch das beigefügte Einmaleins, und durch Einführung der Tabellen, ſtatt der leicht zerbrechlichen Fibel, doppelt wieder erſezt. Es iſt alſo alles berükſichtigt, was irgend einen Anſtoß geben könnte; wir erwarten daher mit aller Zuverſicht eine Berükſichtigung unſerer erſten Schulbedürfniſſe. Denn nur dadurch kann die deutſche Schule empor kommen, wenn ſich Lehrer und Vorſtände berathen, verſtehen, und ihre Meinung öffentlich an Tag geben.

Salcher, Lehrer.

Ueber das Leben auf der hohen Schule, dann über den Werth der Haus-Erziehung.

Der Herr Baron von Andrian hat in Nr. 49 der Bauernzeitung v. Js. das Leben auf dermaligen Hochſchulen, u. die Verirrungen der Studierenden, auch die Mittel angegeben, den lezteren zu begegnen.

An die Spize derſelben ſtellt er, wie billig, die Religion als Grundbedingung; nemlich: „Kindliche Liebe zu Gott, und Geſchwiſterliebe unter ſich, dann Hinweiſung zur Allmacht, Güte, und Weisheit des Schöpfers aus ſeinen Werken;" die das ganze Leben umfaſſende Grundbildung aber überläßt der Herr Baron den Jugendlehrern, und den Profeſſoren der Hochſchule.

Bei dieſer Gelegenheit ſey es erlaubt, ein Wort über die Hauserziehung zu ſprechen: a. wie ſie beſtehen ſoll; b. wie ſie beſteht.

ad a. Aus Erfahrung darf ich mit der Mehrheit der Aerzte und Philoſophen verſichern: daß die Erziehung des Menſchen ihre erſte Schule — im Mutterleib hat; dann — daß alles Lehren der niedern und hohen Schulen zu ſpät kommt, wenn der Zögling nicht die Fundamente aller Erziehung vom Hauſe mit in die Schule bringt. Da, zu Hauſe müſſen Vater und Mutter jedes Wort, jeden Schritt des Kindes zurecht weiſen — mit

Digitized by Google

Beiſpiel, nicht mit Befehlen und Predigten; den Religionsunterricht damit anfangen: daß die Eltern bei jeder Gelegenheit von Gott mit inniger Verehrung ſprechen, für jede Gabe mit warmen Herzen danken und bitten; das Kind lehren, alles Gute dankbar, freudig, und mäſſig zu genieſſen, das Widrige gelaſſen und großmüthig zu tragen — ihre Haus- und Berufsgeſchäfte pünktlich, reinlich, ordentlich abzuthun; im Umgange mit Untergebenen friedlich und freundlich, im Verkehre mit aller Welt liebreich und redlich zu wallen!

So fahren glükliche Eltern fort bis zur Uebergabe des Kindes an die Lehrer, und dieſe, im beſtändigen freundlichen Verkehr mit den Eltern, führen das heilige Geſchäft hilfsweiſe fort; was der Lehrer mahnt, erzählt, bettet und lehrt, das wiederholen, erklären, und beſtättigen die Eltern zu Hauſe.

Dieß wären einige Züge der Hauserziehung zum Glüke von Eltern, Kindern, ganzen Gemeinden, für Zeit und Ewigkeit.

ad b. Soll ich doch auch etwas über unſre gewöhnliche Hauserziehung ſagen. Wenige Mütter achten darauf, des noch ungebornen Kindes zu ſchonen, — ihm ihre Leidenſchaften — Zorn, Haß, Neid ꝛc. zu opfern: das kaum geborne Kind — zumal in höheren Ständen — wird fremden, liebloſen Händen anvertraut, und ſo durch Kälte der Väter — Mütter — und Menſchenliebe entfremdet, — zu Hauſe auch bald leidenſchaftlich geliebkoſet — bald unverdient, und blos nach Laune geſtraft und gequält.

Kömmt die Zeit zum Unterricht — ſo fängt man damit an: ihm unverſtändliche Gebeterformeln und den Katechismus hineinzupeinigen, daran ſchließt ſich der Chriſtenlehrer, der Schul- oder Hofmeiſter, der Pfarrer, alle arbeiten daran, das junge Gemüth mit peinlichen Theorien zu beladen, keinen Fall aus dem Leben zu benuzen, es zum liebenden Schöpfer hinaufzuleiten, eine natürliche Wärme, und einen kindlichen Sinn in ihm zu erzeugen.

Die Mutter iſt ſelbſt nicht beſſer unterrichtet, der Vater hat keine Zeit, oder findet das Geſchäft unter ſeiner Würde, auſſer ſeinem Bereiche ꝛc. und mit ſolcher, oder gar keiner Haus-Erziehung ausgerüſtet, gehen dann die Kinder in die Hände der höhern Lehrer über. Dieſe ſind ganz unbekannt mit der Natur und dem Verderben der Zöglinge, und auſſer Verkehr und Conferenz mit den Eltern — der Verwilderung unmöglich mehr gewachſen.

Wenn ſchon Meiſter ihres Lehrfaches — finden ſie ſich doch nicht berufen, auch oft nicht in der Lage, die verſäumte, oder ganz verkehrte Haus-Erziehung, beſonders den verwahrloſten Religionsunterricht zu erſezen und nachzuholen. Und daher dann jene bittern Thränen — der Eltern — der Gemeinden — des Vaterlandes!

Bitte um Beſſeres.

S. v. A.

Von dem Nuzen des Gebrauches der Eſchenbaumblätter.

In den Gegenden, wo die Eſchenbäume häufig ſind, können deren Blätter, friſch oder getroknet, mit Heu vermiſcht, den Kühen, Pferden und andern ſolchen Hausthieren zum Futter mit großem Nuzen gegeben werden. Sind die Blätter zerſtoßen und mit Haber für die Pferde vermiſcht, ſo werden dieſelben von dieſer Nahrung ſtark, fett, geſund und friſch. Die Kühe geben mehr und beſſere Milch, als wann ſie nur Heu allein, ohne jener Beimiſchung, genoßen hätten.

Korneuburg.

Dr. Joſ. W. Fiſcher.

Gedanken Zunder.

Die Hälfte iſt oft mehr werth, als das Ganze. Wenn man alles Wünſchenswerthe beſizt, hat man keinen Wunſch mehr, und ein Menſch, der nichts mehr zu wünſchen hat, iſt ein ſehr unglükliches Geſchöpf.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Pamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Nro 3. Den 15. Jäner 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Weißt du Gutes, liebſt du Gutes, —
Gib der Welt es Preis!
Doch nicht blos das Geben thut es;
Doppelt gibt der Geber Gutes
Wenn er gut zu geben weiß.

Inhalt: Drittes Neujahrsindustriefeſt im Markte Miesbach. — Miszellen. — Oekonomiſche Anzeige.

Drittes Neujahrs-Induſtrie-Feſt im Ma.kte Miesbach bei Tegernſee.

Am eben verfloſſenen Neujahrstage nach dem Gottesdienſte verſammelten ſich die vielen Theilnehmer des Induſtrie-Feſtes in dem Lokale des Harmonie-Geſellſchafts-Zimmers, welches deßhalb vorzüglich decorirt war.

Hier war das Bild unſers allergnädigſten Königs unter einem Blumenthron aufgeſtellt. Auf beiden Seiten hiengen ſehr viele Zeichnungen; insbeſonders waren zunächſt der rechten Seite des Königs eine mit Roſen, Lorbeer und Vergißmeinnicht umwundene Leier, links aber Plane für Tempel und Paläſte, und über dem Thron ein Füllhorn des Glükes ſchön anzuſehen. Auf den nebenſtehenden Tiſchen lagen hundert Produkte des Fleißes und der Kunſt im Nähen, Striken, Spinnen und Stiken, ja ſogar Branntwein-Geiſt, Mehl und Gries. — Das Ganze war ein ſchönes Bild des Gebetes: Herr! Gib uns das tägliche Brod! —

Hier betrat der k. Landgerichtsaſſeſſor Greger, als Vorſtand des Kulturkongreſſes, die Bühne, und hielt folgende Rede, welcher er, nach von einem Mädchen geſprochenem Prolog, die Preiſe-Vertheilung und die Bekanntmachung der von ihm geſammelten Beiträge folgen ließ.

Rede:

Da die vom Kultur-Kongreße dahier gefeierten beiden Neujahrs-Induſtrie-Feſte pro 1828 und 1829 (man ſehe die Bauernzeitung v. Js. Nr. 2.) mit vieler Theilnahme und Wohlgefallen aufgenommen, ja ſelbſt ſogar unverdiente große perſönliche Lobeserhebungen wie z. B. in Nr. 9. derſelben Bauernzeitung, und beim lezten Okſoberfeſte (ſ. Wochenblatt des landwirthſchaftlichen Vereins pag. 109. Nr. 3.) ſo wie in andern Blättern (z. B. Volksfreund v. Js. Nr. 21.) gemacht wurden; da ſelbſt Ihre Majeſtät, unſere allergnädigſte Königin, deßhalb einen ſehr anſehnlichen Beitrag zu überſenden, ſohin, was weit mehr werth iſt, dieſes Feſt wohlgefällig zu betrachten geruht haben: ſo habe ich es mir auch für heuer zur vorzüglichen Pflicht gemacht, dieſes Feſt mit dem gegenwärtigen neuen Jahre zu erneuern, und zwar um ſo mehr, als es auch noch einige ſchöne Nebenzweke verbindet, nemlich, daß das eben ſo nuzloſe, als läſtige ſogenannte Neujahrs-Anwünſchen unterbleiben, und ſtatt deſſen von den gebildeten Einwohnern ein kleiner Beitrag zur Aufmunterung des Fleißes und guter Sitten gereichet werde, und dieſes auch in andern Orten Nachahmung finden möge, wie es wirklich ſchon in einigen Orten Bayerns, ja ſelbſt in der deutſchen Kaiſerſtadt, wahrgenommen worden iſt.

Ich habe daher ſchon vor mehreren Wochen alle Gemeinden des hieſigen Landgerichts, ſo wie die hieſige, vorzüglich Freude und Wohlthun bezwekende Harmonie-Geſellſchaft wiederholt in Kenntniß geſezt und zu Beiträgen ſowohl an Geld für Preiſe, als auch an Kunſt und Fleiß zur Bewerbung um Preiſe eingeladen.

Es mir auch ſo ziemlich gelungen, abermals ſo viele Theilnahme und Unterſtüzung zu finden, um dieſes Feſt zu begehen, und zwar um ſo feierlicher, als ſolches auch zugleich die Vertheilung der Preiſe verbindet, um welche das hochverehrliche General-Comite des landwirthſchaftlichen Vereins in Bayern hinſichtlich der beim heurigen Central-Oktober-Feſte einigen Individuen aus hieſigem Landgerichte zuerkannten Preiſe das Anſuchen geſtellt hat, und weil ich auch ſehr be-

Digitized by Google

deutende Beiträge erhalten habe, und rühmliche Proben des Fleißes vorgelegt worden ſind.

Ehe wir aber zu dieſer eben ſo wichtigen, als feierlichen Preiſe-Vertheilung ſchreiten, geziemt es ſich wohl, vorher noch einige Worte über derſelben Zwek vorauszuſchiken. — — —

Wenn der Menſch, welchem Stande er immer angehört, ſeine Pflicht erfüllt, ſo iſt er mit ſich, und andere ſind mit ihm zufrieden. Dieſe Pflicht-Erfüllung wird aber meiſtens ſo gemein, ſo nach örtlichen und perſönlichen und pekuniären Verhältniſſen gemodelt genommen, daß oft zwiſchen Pflicht-Erfüllung und einem werthloſen Lebenswandel kaum ein Unterſchied gefunden werden kann! — Die Werthloſigkeit dieſer phlegmatiſchen Pflichterfüllung wird deutlich genug ſchon dadurch erkannt, daß man nicht der Mühe werth hält, einem Menſchen dadurch eine Ehre oder Freude erweiſen zu wollen, wenn man ſagen würde: „Er erfüllet ſeine Pflicht", und wenn auch hie und da Jemand ſich ſelbſt lobend ausruft: „Er habe ſtets ſeine Pflicht erfüllt", ſo iſt dieſes eine Prahlerei und wie jede andere ohne Werth. — Erſt dann, wenn man ſich in der Pflichterfüllung auszeichnet, d. h. mehr Gutes thut, als man gewöhnlich thun muß, tritt ein Anſpruch auf Beifall, Ruhm und ewigen oder zeitlichen Lohn ein.

Der Menſch iſt das einzige bewunderungswürdige bekannte Geſchöpf der göttlichen Allmacht, welches ſeine Werke, und auch ſich ſelbſt als moraliſches Werk ſeiner ſelbſt, verbeßern, vervollkommnen kann und ſoll. — Von der kleinen wunderbaren, künſtlichen Biene, bis zum edlen und klugen Elephanten; von dem dunklen Monde bis zur hellen Sonne bemerkte man ſeit Jahrtauſenden keine Veränderung oder Verbeſſerung ihrer Naturen. Aber deſto mannigfaltiger, künſtlicher und edler ſind die Vervollkommuungen der Menſchen und ihrer Werke. Der Menſch taucht in die tiefſten Abgründe des Meeres, er ſteigt in die hohen Regionen der grenzenloſen Lüfte; er durchſprengt die Felſen, um das Erz zu ſuchen, womit er des Himmels ſchrekliche Flamme bezähmt; er berechnet den Lauf der Sterne eben ſo, als er in die Falten des menſchlichen Herzens, und in den Bau ſeiner organiſchen Glieder dringt und Dinge ſchafft, welche dem Menſchen mittels ſeiner fünf Sinne Vorgefühle des Himmels geben, oder ſeinem oft ſehr zerſtörten Körper neues Leben gewähren. Der Menſch kann noch mehr. Er kann täglich, ſtündlich, ja alle Augenblike ſchmerzliches Unrecht, grobe Mißhandlung, leichtſinnige Verſchwärzung, neidiſche Verfolgung dulden, ſich zu Gott, ſeinem ewig lohnenden Vater ſchwingen und alles Leiden ihm aufopfern; er kann ſeinem Feinde Gutes thun, er kann ſich ſelbſt bekämpfen und beſiegen, welches, wie von jeher die größten Weltweiſen gelehrt haben, die größte Tapferkeit, die ruhmvollſte Tugend, der allerpreiswürdigſte Sieg iſt: denn nichts bringt der Menſch in das unbegrenzte Jenſeits, als ſeine Tugenden. Und wenn er auch Millionen errungen, aber ſeine Leidenſchaften des Haßes, des Neides, der Verfolgung nicht bezwungen, ſo wird er ärmer und unkultivirter bei Gott erſcheinen, als ein armer Taglöhner, der ſein tägliches Brod im Schweiße des Angeſichts verdienen, und von ſeinem kleinen Gärtchen leben muß, oder als ein Familienvater, der ſammt ſeinem unermüdeten Eifer und Aufopferungen aller Art, doch mit ſeinen vielen kleinen Kindern hungern, oder ſeine Kinder betteln ſehen muß! — Es bedarf viel Muth und Weisheit, um dem allgemeinen Geſchrei nach wilder Freiheit und Willkühr zu widerſtehen. Doch der gebildete, geſittete Menſch kann es, und vorzüglich der Bayer, der ſich nie irre machen ließ durch das wilde Geſchrei nach Geſezloſigkeit im Weſten, oder der Irreligioſität und Gewiſſenloſigkeit im hochprahlenden Norden, indem ſie das werthloſe Eigenthum ihres Gemüthes erhebend, ſtrenge Ordnung als Despotie, und religiöſes Vertrauen als Aberglauben verſchrien, und alle Ordnung vernichtet haben wollen, um dann im Trüben fiſchen zu können. „Gebet Gott, was Gott gebührt, und dem König, was des Königs iſt." So lehrte uns Derjenige, der die ewige Wahrheit und Weisheit geweſen iſt und in Ewigkeit bleibet.

Aus dieſem folgert ſich nun der Beweis, daß der Menſch zur tugendhaften, äſthetiſchen und ökonomiſchen Vervollkommnung geſchaffen ſey, und ſo iſt dieſe auch ſeine Pflicht. Dahin muß er ſtreben, keine Minute verabſäumen, ohne ſich

Digitized by Google

zu verbeßern, ſowohl in ſeinen Werken, als vorzüglich in ſeiner Seele. Bleibt er nur die kürzeſte Zeit ſtehen, ſo iſt dieß eine Verabſäumung ſeiner Vervollkommnung, und iſt alſo ein Rüktritt, welche Verabſäumung er nie mehr erſezen kann, weil die nächſte Verbeßerung ſchon ohnehin nur wieder Pflicht der Gegenwart, nicht aber der Vergangenheit iſt. —

Wunderbar und unzählig ſind aber die Mittel der Vervollkommnung theils durch Werke in und außer uns, theils durch Gedanken und Worte. — *Die phyſiſchen Werke ſind der Abglanz des moraliſchen Menſchen.* Je fleißiger, je ſittlicher der Menſch iſt, deſto mannigfaltiger und werthvoller werden ſeine Werke ſeyn, die er zu vervollkommnen die Pflicht hat. Je weiſer der Menſch wird, d. h. je mehr er ſich kennen lernt, und ſieht, daß der Müſſiggang nur Unzufriedenheit mit ſich bringt und zu andern böſen Dingen führt, und wenn man wahrnimmt, daß der Menſch, wenn er will, über das Böſe ſiegen kann, wo er jedoch jeden Augenblik wachbar ſeyn, und ſich mit aller Tapferkeit vertheidigen muß, deſto emſiger wird er den wahren Lebenszwek brüderlicher wohlthätiger Liebe und Sorgfalt für das Gute u. Schöne, für die Seele u. die Erde zu erreichen ſtreben. Mit dieſer Zunahme der Erkenntniße und Betriebſamkeit der Menſchen ergeben ſich neue Entdekungen und Hilfsquellen; es erweitert ſich der Sinn für eine beßere Benuzung der Naturkräfte mittels vortheilhafter und angenehmer Anlagen durch Regelmäßigkeit und Ordnung, auf welche ſchon ſelbſt der Gang der Natur aufmerkſam macht, und uns hinführt, wenn wir ihre Winke zu verſtehen vermögen.

Nach Befriedigung der nothwendigſten Lebens-Bedürfniſſe ſehen wir unzählige andere eintreten. Die Vermehrung dieſer bedingt die Vermehrung der Mittel zu ihrer Befriedigung. Wird dieſe Befriedigung nicht erleichtert, oder durch die Strenge der Geſeze mit den mächtigen Motiven der Ehre oder des Lohnes verſehen, ſo wird die Geſellſchaft gefährdet. Man muß daher die leichteſten und kürzeſten Mittel ſchaffen, um Kräfte und Zeit zu gewinnen, welch beide die höchſten Mittel ſind. Deßhalb muß man Ordnung herſtellen, um für das Ganze und Mannigfaltige eine Ueberſicht zu erlangen, und die Arbeit für jeden angemeſſen zu vertheilen. Man muß berechnen, wagen und vollbringen, um das bezwekte irdiſche und ewige Glük zu erringen. Dii omnia labore vendant. Gott ſegnet Arbeit und Fleiß. Zur Erlangung des Glükes bedarf man eben nicht außerordentliche Gelehrſamkeit, große Haufen Geldes oder hohe Ehrentitel, etwa gar durch Wucherei, Schande, Pflichtverlezung oder Menſchenblut und Thränen der Armen errungen; nein, man wende ſich einzig an die mütterliche, wohlthätige Erde, deren Kräfte und Gaben unermeßlich ſind, wenn der Menſch ſeine unbegrenzte Macht bei ihr weiſe anwendet. Durch Thätigkeit u. Uebung, Geſchiklichkeit und Kunſtfleiß, wird der Menſch die Erde mit ihren Gaben benüzen, vermehren, erhöhen, und damit ſich und andere beglüken. Man nehme nur das erſte und wohlthätigſte aller Gewerbe, die Landwirthſchaft; wie mannigfaltig und ergiebig ſind ihre Früchte und Vergnügungen, ſo daß nicht nur die dermaligen erſten Staats-Beamten, Geiſtliche und Gelehrte, Liebe, Achtung und Studium dafür beweiſen, ſondern dieſes auch ſonſt in allen Zeiten wahrgenommen worden iſt, ſo, daß mit der Landwirthſchaft immer die höchſten Staatsämter und Ehrenſtellen verbunden werden konnten. Hier iſt auch noch ein großes Feld zu bearbeiten und zu verbeßern; denn unſere Kultur hat noch keinen hohen, um ſo weniger den höchſten Grad erreicht, beſonders im Iſarkreiſe zunächſt der von jeher als hochſinnig bekannten Reſidenzſtadt, wo nur 1888 Menſchen auf eine Quadratmeile kommen, während z. B. ſchon in unſerm Rezatkreiſe 3540 Menſchen ſich auf einer Quadratmeile ernähren, wo oft eine einzige Bauern-Familie 100 — 300 ja gar 400 Tagwerke beſizt, und ſich darauf doch kaum zu ernähren im Stande iſt; wo man noch ſtundenlange Mooſe, Filzen und Oeden, Hutweiden und Brachfelder trifft! — Ja, es finden ſich ſogar Menſchen, welche dieſen Schandfleken der Kultur das Wort ſprechen, und lieber den milden Hirten- und Bettelſtab einführen, als Armen- reſp. Reichs-Kolonien ſchaffen wollen. Der Staat verarmt und gehet zu Grund, dem, um mit Deutſchlands größtem philoſophiſchen Dichter Schiller

Digitized by Google

zu reden, *) die Milch der Landwirthſchaft zu ſparſam und ungehaltig fließt. —

Wer den Werth der Menſchen zu achten, und ſie zum Guten zu lenken verſteht, wird ſeine Stimme nie gegen Ueberbölkerung erheben, und ſtaatswidrige Mittel für ihre Beſchränkung in Vorſchlag oder Ausführung bringen. Die Menſchheit ſoll eine ewige Erziehungsſchule, jeder Staat ein militäriſches Regiment, eine folgſame, fleißige, gutgeſittete Familie unter ihrem herrſchenden gütigen, weiſen und thätigen Familien-Vater, dem von Gott beſtelltem Könige ſeyn. —

Wenn uns in der Landwirthſchaft eines Theils Nuzen und Vergnügen, andern Theils Ruhm und Ehre zugehet, ſo kann es auch nicht fehlen, daß, wenn dieſes Bild der Verehrung überall aufgeſtellt, gehörig beleuchtet und verdeutlichet wird, die Landwirthſchaft, die Klutur im weiteſten Sinne, auf das Thätigſte, und auf eine mehr veredelte Weiſe betrieben werden wird. Dieſes ſey auch vorzüglich unſer Streben, alles Uebrige iſt nuzloſe Papier-Arbeit, oder Eitelkeit mit dem faltenreichen Schlepp der Indolenz! —

Im Volke, (ſagt unſer Landmann Jean Paul über Nuzanwendung der Zeit) muß öffentlicher Geiſt, großer Gemeinſinn gebildet werden, und zwar dadurch, daß man ihn befriediget, und wie man alles Gute erſt durch das Beſizen realiſiren, nicht blos durch das Träumen und Hoffen, erkennet, und ſelbſt Gutes thun muß, um würdig zu werden, es zu lieben, ſo muß man dem Volke höhere Güter freiſinniger ſorgſamer Regierung zum Geſchenke machen, damit das Gute erfaßet und mit Mäßigung genoſſen werden kann. Dieſe Güter der Menſchenbildung in rechtlichen und chriſtlichen Staaten ſind, wenn wir die weltgeſchichtliche Erfahrung zu Rathe ziehen, vorzugsweiſe: die Ehre, die Liebe, der Lohn, denen Verachtung, Neid, Verfolgung, feindlich entgegen wirken, und bisher ſo viel Schaden und Unglük und Kampf bereitet haben. Auf dem Wege der öffentlichen Ehre, des Ruhmes und Lohnes, der Verdienſte wandert ein Volk ſeiner Ruhe, ſeiner Beßerung, ſeiner Weisheit, ſeiner Künſte, ſeines Glükes, ſeiner Zufriedenheit und Liebe zu, und wird darin nicht ermüden, immer vorwärts zu dringen. Der Zauber der Ehrenlegion hat über ein durch die grauſenvollſten Stürme des Vandalismus und der Revolutionen entſittetes Volk weit größere Siege, als der blindlings angeſtaunte Heldengeiſt Napoleons errungen, und der Cincinnatus-Orden war für die aus der Wildheit und Sklaverei geriſſenen Nordamerikaniſchen vereinigten Staaten eine weit nüzlichere mächtigere, und höhere Schule der phyſiſchen und moraliſchen Kultur, als es manche Akademien ꝛc. in Europa ſind.

*) vide 30jährigen Krieg.

Wer, und was mag wohl die Urſache ſeyn, warum man dem gemeinen Volk, welches ſo viel werthvollen Sinn für Ehre und Liebe und Patriotismus hat, die Zaubermittel vorenthält, daß man einen großen Theil der Menſchheit lieber verzweifeln, betteln, ſtehlen, morden, ſohin mit empörender Gewalt nehmen läßt, ſtatt daß man es ihm in Ordnung, Liebe und mit Ehre gibt, ſtatt daß man Reichs-Kolonien gründet, u. es aus der Quelle des Glükes der zum Guten ſtärkenden Arbeit, der reizvollen Ehre, des ſüßen Lohnes, der beſeligenden Liebe ſchöpfen läßt.

Dieſer Vorwurf ſoll alſo uns nicht treffen, die wir ſo theilnehmend dem Fleiße, die Ehre und den Lohn zu reichen uns bemühen, und deßhalb das heutige Induſtrie- und Preiſe-Vertheilungs-Neu-Jahrs-Feſt möglichſt feierlich erneuen und mit den Engeln bei der Geburt unſers Heilandes rufen:

Ehre ſey Gott in der Höhe, und Friede auf Erde den Menſchen, die eines guten Willens ſind!

In den Briefen des Gottbegeiſterten Paulus an die Koloſſer 3. 11. heißt es aber:

Lehret und unterrichtet einander durch Pſalme, Lobgeſänge und geiſtliche Lieder, ſinget mit von der Gnade Gottes gerührtem Herzen das Lob Gottes!

Prolog.

Ins tiefe Meer der Zeiten
Stürzt wieder hin ein Jahr! —
Wir wurden viel der Freuden,
Doch auch viel Leid gewahr.

Ein hohes Feſt der Freude,
Ein Feſt der Dankbarkeit,
Verſammelt hier uns heute,
Belohnungen geweiht.

Willkommen denn, willkommen
Im trauten Freundſchaftskreis;
Es möge Jedem frommen
Belobter Thaten Preis.

Durch Tugend, Landbau, Künſte
Wächſt ſtark ein Staat empor,
Solch blühende Gewinſte
Auch Bayerns Fürſt erkohr.

Beglüket ſind die Leute,
Die fern von Wucherei
Des Akers ſüße Beute
Genießen ohne Scheu.

Wer ſtets das Gute liebet
Mit Wahrheit, Kraft und Muth,
Wer Kunſt und Tugend übet,
Dem lacht das höchſte Gut.

Der Tugend ihre Kronen,
Dem Laſter ſeine Schand!
Im Züchtigen und Lohnen
Sey groß des Richters Hand!

Und endet unſer Leben
Des Todes mächt'ge Hand;
So blüh't fürs fromme Streben
Ein neues Vaterland. —

Mit dieſem Jahr beginne
Ein neuer hoher Sinn,
Daß ſchön die Zukunft grüne
Und unſre Saaten blüh'n!

I. Preiſe vom landwirthſchaftlichen Verein in Bayern, welche am heurigen Oktoberfeſte ausgeſprochen, und zur feierlichen Vertheilung hieher geſendet worden ſind.

1. Andrä Baumann, Koloniſt und Wirth in Kleinkarolinenfeld, weil ſolcher ſeit 1803 mit unermüdetem Eifer die allda zur Kultur übernommenen Hutweiden, Oedungen und Waldtheile, per circa 90 Tagwerk kultivirt und mit feſtem Ausharren in der Arbeit den übrigen 16 ſehr ordentlich ſich nährenden Koloniſten allda zum Beiſpiele gedient, auch in der Obſtbaumzucht, dem Erdäpfel- und Kleebau, ſo wie in der Viehzucht vorzüglich Lobenswürdiges und Nuzbares geleiſtet hat.

a) Er erhielt als den den 3ten Preis die beiden Kartoffel- und Schaufelpflüge ſchon früher und hier die ſilberne Vereinsdenkmünze vom landwirthſchaftlichen Verein.

b) Vom hieſigen Kulturkongreſſe aber vier Ludwigsthaler nebſt einem Preiſebuche a 13 fl. 32 kr.

2. Johann Ruhſamer von Kroning, welcher 40 Jahre ununterbrochen beim Salzhuberbauer zu Irſchenberg als Bauknecht mit Fleiß, Sittlichkeit, Verträglichkeit und Häuslichkeit dient.

3. Maria Stumbeck, welche ebenfalls 40 Jahre beim Franz Riedlechner zu Großhartpenning als Magd mit Auszeichnung dient.

4. Petronilla Friesegger von Wagen, welche 27 Jahre bei obigen Salzhuber zu Irſcheuberg als Magd mit Auszeichnung dient.

Jede dieſer 3 Perſonen erhielt a) die große ſilberne Vereinsdenkmünze vom landwirthſchaftlichen Verein und b) vom hieſigen Kulturkongerſſe einen Ludwigsthaler nebſt Buche a 3 fl. 23 kr. id est 10 fl. 6 kr.

II. Diplome von der praktiſchen Gartenbau-Geſellſchaft in Bayern.

Obwohl aus hieſigem Markte von der für Weckung des allgemeinen Sinns zur Gärtnerei und Landesverſchönerung in ganz Europa rühmlichſt bekannten, und von Sr. Majeſtät unſerm allergnädigſten Könige ſanktionirten und unter beſondern Staatsſchuz geſtellten praktiſchen Gartenbau-Geſellſchaft in Bayern früher ſchon ſechs Titl. Mitglieder aufgenommen worden ſind, ſo wurde dieſe Ehre neuerlich zu Theil und ſofort hiemit das Diplom überreicht

1. Herrn Marktsvorſtand und Kaufmann Joſeph Karlinger v. hier;
2. Herrn Landarzt Joſeph Scheucher und
3. Herrn Andrä Grandauer, ehemaligem Steuerreklamations Obertaxator, Feldmeſſer und Gutsbeſizer zu Guterling.

III Preiſe, welche für die heurige Induſtrie Ausſtellung des Neujahrs-Feſtes vom Kulturkongreſſe beſtimmt wurden.

A) Mit ehrenvoller Auszeichnung müſſen vor Allen erwähnt werden

1. Der K. Diſtriktsſchulen-Inſpektor und Pfarrer, Herr Joſeph Kreitmaier zu Ellbach, welcher auch in dieſem Jahre ruhmvolle Proben ſeiner geiſtlichen wie landwirthſchaftlichen Sorgfalt gegeben, indem es ſeinem Eifer und Vertrauen gelang, daß für die Schule zu Ellbach ein zweites, ganz neues ſehr ſolides Schulhaus, mit zwei Schulzimmern und Wohnung für einen Gehilfen erbauet wurde.

2. Der K. Lokalſchulinſpektor und Pfarrer, Herr Gerhard Pentſperger zu Waakirchen, welcher bei dem heurigen großen Brande dortſelbſt all ſein in größter Gefahr ſtehendes Habe zurük ließ und dem öffentlichen Vertrauen preis gab, um die ebenfalls in größter Feuersgefahr geſtandenen Heiligthümer und Schäze der Kirche zu retten und zu bewachen. Auch hat Herr Pfarrer Pentſperger den zur Rettung Herbeigeeilten, ſowie den 10 Abbrändlern ſchöne Opfer und Beweiſe chriſtlicher Liebe dargebracht.

3. Der K. Lokalſchulinſpektor und Pfarrer, Herr Joſeph Huber zu Götting, welcher die vor zwei Jahren in äußerſt vernachläßigtem Zuſtande übernommenen Pfarr- und Oekonomie-Gebäude mit großen Aufopferungen auf das Preiswürdigſte herſtellte, und vorzüglich in ſeiner Pfarr-Gemeinde die Liebe, das Vertrauen und die Hochachtung für die Geiſtlichkeit wieder gewekt hat.

4. Der K. Lokalſchulinſpektor und Curatbeneficiat, Herr Joſeph Strauß zu Helfendorf, welcher nicht nur für die Verſchönerung der in der Geſchichte bekannten Marterkapelle des heiligen Emmerans thätigſt gewirkt, und deßhalb eine mit großem Beifall aufgenommene geſchichtliche Darſtellung des Lebens und Leidens des heiligen Emmerans zum Druke befördert, ſondern überhaupt für die Stiftungsgebäude und das Kirchen-Inventarium rühmlichſt geſorgt hat.

5. Der K. Aufſchläger, Herr Ludwig von Faßmann, zu Holzkirchen, welcher mit unermüdetem Eifer für Unterricht und Verbeſſerung der Kirchenmuſik, dann Errichtung einer Feier-Tagſchule zu Holzkirchen arbeitet, und durch unentgeltlichen Unterricht in der Muſik, und Unterricht im Notenſchreiben, Zeichnen ꝛc. ſich ausgezeichnete Verdienſte erworben hat.

6. Der Graf von Arko'ſche Patrimonialgerichtshalter, Herr Jägerhuber zu Maxlrhein, welcher auf Herſtellung des Kommunikationsweges von Maxlrhein nach Högling und zur Straſſe vorzügliche Aneiferung und Thätigkeit, ſo wie Einſicht bewieſen hat.

7. Herr Lehrer Benedikt Zaininger von hier, welcher, neben ſeinem bisherigen Fleiße in der Schule und ſonſtigem ſehr anſtändigen Betragen, zur Feier tes Silveſter-Abends eiue Cantate gedichtet und in Muſik geſezt hat, welches mit recht vielem Beifall aufgenommen worden iſt.

8. Joſeph Mooſer von Hauſerdörfl, welcher ſich während der vieljährigen Zeit als Gemeinde-Vorſteher alles Zutrauen erworben, vorzüglich aber bei dem groſſen Brande in Waakirchen, und dem Wiederaufbauen der zehen Abbrändler uneigennüzig eifrige Beihilfe geleiſtet hat.

Hier wird auch zugleich der ſchuldige Dank den Hilfbereitwilligen edlen Bewohnern von Tölz wiederholt, welche in größter Eile, ihren verehrungswürdigen Herrn Landrichter Schwaiger an der Spize, mit aller möglichen Hilfe zur Rettung des gedachten Brandes zu Waakirchen gekommen ſind.

9. Georg Wittmann, Zimmerlehrjung von Großenthal bei Miesbach, welcher eine ſehr bequeme, und wie die vom hieſigen Kulturkongreße genommene Einſicht bewies, ſehr entſprechende Vorrichtung zum Bleichen erfunden hat. Dieſer legte auf den ihm gegebenen Rath hier ein Model darüber vor, welches man dem landwirthſchaftlichen Verein zur Unterſuchung einſandte, weßhalb der begutachtete Preis erſt auf die Reſultate des landwirthſchaftlichen Vereins bedingt wird.

B) Preiſe wegen vorzüglicher Beförderung in der Landwirthſchaft überhaupt.

1. Joſeph Gaſteiger, Zimmerpolier von Au, welcher vorzügliche uneigennüzige Bemühungen für die Güterarrondirungen zu Wichs, Dern-

Digitized by Google

dorf und Guterling, dann Forſting und Waakirchen bewieſen, und welcher einen ſehr ſchönen wohl überlegten Arrondirungsplan für die in fünfzig Oekonomien beſtehende Dorfsgemeinde Au entworfen hat.

Preis: Vier Ludwigsthaler nebſt Preiſemünze und Buch in Summa 14 fl. 9 kr.

2. Der Schullehrer Franz Xaver Auer zu Ellbach, welcher nicht nur längſt als der vorzüglichſte Schullehrer im Landgerichte bekannt iſt, weßhalb zu ihm viele auswärtige Kinder geſendet werden, ſondern auch heuer dem daſigen neuen Schulhausbau den größten Vorſchub gegeben hat, indem er ſeinen Privatgrund ſowohl zum Schul-Hausbau, als den Garten gratis abgeretten, und zugleich zur Ortsverſchönerung und Erweiterung der engfängigen Straſſe beigetragen, auch ſonſt ſchöne Opfer für Haltung eines zweiten Lehrers allda angeboten hat.

Preis: 4 Ludwigsthaler, eine Preismünze und Buch 12 fl. 39 kr.

3. Anton Fuhrmann, Naglmüller zu Au, welcher nicht nur ausgezeichnete Muſter von ſelbſt gefertigtem Mundmehl und Gries vorlegte, ſondern ſonſt ſchon als ein ſehr thätiger u. geſchikter Müller bekannt iſt, welchem zu Roſenheim eine eigene Mehl-Niederlage erlaubt wurde, und der die erſt vor ein paar Jahren in dem ſchlechteſten Zuſtand von der Gant käuflich übernommene Mühle möglichſt zu baulichen Würden gebracht hat.

Preis: 2 Ludwigsthaler, 1 Preiſemünze und Buch 8 fl. 45. kr.

4. Georg Mendl, Bauer von Bretſchleipfen, welcher ſich ſowohl durch Kultur öder Gründe von circa 3 Tagwerk zu einem Obſtbaumgarten pr. 300 Stük Obſtbäumen von ſehr guten Obſtſorten, als auch durch Zuſammentauſch zuſammen laufender, wenn auch ſchlechterer Gründe, welche er dann verbeßerte, auszeichnete.

Preis: ein bayeriſcher Thaler nebſt Preiſemünze und Preiſebuch 6 fl. — kr.

5. Joſeph Kugler, Zimmermann von Litzldorf, welcher ſich in der Obſtbaumzucht und Veredlung derſelben, dann Bienenbehandlung, da er 300 — 400 Stöke in der Gegend beſorgen muß, rühmlich hervorgethan. Ueberdieß legte er ein Muſter von Branntweingeiſt in vorzüglicher Güte vor, welchen er als eigene Erfindung blos wärts aus dem Waſſer brannte, worin er das Wachs ausſott und reinigte, ſo daß er nur von ſeiner heurigen Ernte von 12 — 15 eigenthümlichen Stöken 8 Maaß gewonnen hat.

Preis: Ein Ludwigsthaler, eine Preismünze und Preiſebuch 5 fl. 47 kr.

6. Joſeph Reiter, Bauersſohn und Zimmermann von Loch zu Wahl, bewies vorzügliche Geſchiklichkeit und auſſerordentlichen Fleiß bei dem ſehr ſoliden Hausbau ſeines Vaters, welchen Bau er faſt einzig führte, und dazu die Zimmermanns- und Schreinerarbeiten leiſtete.

Preis: Ein Ludwigsdukaten nebſt Preiſebuch 5 fl. 46 kr.

7. Paul Sauer, Bürger von Miesbach, welcher mit ſehr großem Fleiße und Sachkenntniß ſeinen Obſtbaumſchulgarten auf einer Oedung bedeutend vergrößerte und verbeßerte, und auch den Unterricht für die hieſige Schuljugend fortſezte.

Preis: a) von der hieſigen Marktgemeinde wird ihm um billigen Preis ein anſehnlicher Grund eingeräumt,

b) vom Kulturkongreſſe ein Ludwigs-Thaler nebſt Preiſebuch 3 fl. 36 kr.

8. Joſeph Bernecker, Bauer von Hechenſtein bei Wahl und

9. Joſeph Lix, Bauersſohn u. Zimmermann allda, Beide wegen vorzüglicher Geſchiklichkeit, Fleiß und Liebe für die Obſtbaumzucht.

Preis: Jeder eine Preiſemünze und ein Preis-Buch 7 fl. — kr.

C) Preiſe für weibliche ſchöne Hand- und Kunſt-Arbeiten.

I. Abtheilung.

Für Frau Carolina Katharina Hofacker, K. Aufſchlägers-Gattin wurde wegen ihres uneigennüzigen und eben ſo eifrigen als vortrefflichen Unterrichts als Lehrerin im Nähen, Striken und Stiken mit gefärbter Seide und Perlen, zur dankbaren ehrenvollen Annerkennung ein Honorar von vier Ludwigsdukaten zuerkannt, welchen ſolche aber nicht angenommen, ſondern den übrigen Preiſewürdigen überlaſſen hat.

Digitized by Google

Für ſolch vorgelegte ſchöne Arbeiten erhielten Preiſe.

1. Maria Wagner, Kaminkehrerstochter v. h. 2 Ludwigsdukat. nebſt Preiſemünze 12 fl. 21.

2. Xaveria Niederreiter, Steuerkataſter-Commiſſions-Expeditors-Tochter, einen Ludwigsdukaten nebſt Preiſemünze und Preiſe-Buch 7 fl. 31 kr.

2. Thereſia Karlinger und

4. Maria Karlinger, Töchter des hieſigen Marktvorſtandes und Kaufmanns, jede 1 Ludwigsdukaten, Preiſemünze und Buch id est 15 fl. — kr.

5. Fräulein Pauline von Faßmann, K. Aufſchlägerstochter von Holzkirchen, ein Dukaten nebſt Preiſemünze 6. fl. 51 kr.

II. Abtheilung.

Frau Katharina Schubert erhielt als Lehrerin wegen ihres unverdroßenen Fleißes und ihrer uneigennüzigen Bemühungen ſelbſt mit einem taubſtummen Kinde als dankbare Annerkennung 3 Ludwigsthaler und 1 Buch 8 fl. 48 kr.

Preiſe erhielten demnach wegen derlei vorgelegten Arbeiten.

1. Maria Oktavia Greger, K. Landgerichtsaſſeſſorstöchterlein, *) einen Ludwigsdukaten nebſt Preiſemünze und Buch 8 fl. 51 kr.

2. Thereſia Grabinger, K. Advokatens-Töchterlein, wie oben 7 fl. 31 kr.

3. Thereſia Bram, B. v Niedermaierſche Gerichtsverwalterstöchterlein, 2 Ludwigsthaler nebſt Preiſemünze und Buch 7 fl. 25 kr.

4. Anna v. Faßmann, K. Aufſchlägers-Töchterlein von Holzkirchen, wie vor 7 fl. 25 kr.

5. Eliſabetha Grabinger, wie oben einen Ludwigsthaler, Preiſemünze und Buch 4 fl. 43 kr.

6 Katharina Maier, Bräuwirthstöchterlein, einen bayeriſchen Thaler, eine Preiſemünze und Buch 4 fl. 25 kr.

7. Johann Grabinger, wie oben, einen bayeriſchen Thaler und Preiſemünze 3 fl. 45 kr.

8. Julie Maier, wie vor 3 fl. 45. kr.

9. Anna Müller, Scribententöchterlein ebenfalls 3 fl. 45 kr.

10. Roſalia Waſchan, Meßnerstöchterlein, deßgleichen 3 fl. 45 kr.

11. Anna Wagner, Bortenmacherstöchterlein die Preiſemünze nebſt Buch 2 fl. 21 kr.

12. Thereſia Bräuherr, Schneidermeiſterstöchterlein eben ſo 1 fl. 21 kr.

13. Maria Autenzeller, Nagelſchmiedstöchterlein, welche taubſtumm iſt, 1 fl. 21 kr.

14. Maria Huterer, Schuhmacherstöchterlein 1 fl. 21 kr.

15. Nothburga Hagn, Sattlerstöchterlein 1 fl. 21 kr.

16. Eliſabetha Bockſtaller, Taglöhners-Töchterlien 1 fl. 21 kr.

D) Preiſe wegen ſchönen Zeichnungen und andern künſtlichen Handarbeiten.

Fräulein Karolina von Faßmann, Königl. Aufſchlägerstochter von Holzkirchen erhielt als Preis 2 Ludwigsdukaten, 1 Preiſemünze und Buch 13 fl. — kr.

2. Fräulein Monika Huber von Wallensburg, Gutsbeſizerstochter allda, deßgleichen 13 fl.

3. Joſeph Olif, Zimmerlehrjung von Holzkirchen, Preis: ein Ludwigsthaler, eine Preiſe-Münze und Buch 6 fl. 8 kr.

4. Karl Greger, K. Landgerichtsaſſeſſors-Sohn, wie oben 6 fl. 8 kr.

5. Johann Geisler, Schullehrerswittwe von Weihern, 64 Jahre alt, erhielt 1 Ludwigs-Thaler, eine Preiſemünze und Buch 4 fl. 34 kr.

6. Auguſt Stadermann, Buchbindersgeſell von Ohrdurf aus Sachſengotha Preis: ein bayeriſcher Thaler nebſt Preiſemünze 3 fl. 45 kr.

7. Jakob Müller, Landgerichtsſchreibers-Sohn, wie vor 3 fl. 45 kr.

7. Fritz Greger, K. Landgerichtsaſſeſſorsſöhnlein, wie vor 3 fl. 45 kr.

E)

*) Dieſes ſechsjährige Mädchen hat obigen Prolog deklamirt. Als ſie gleich darauf mit noch einem Mädchen nach Hauſe ging, kam ein unbekannter Bauer auf ſie zu und ſprach: „Du kleines Mädchen, weil du vorhin ſo ſchön gepredigt haſt, ſo muß ich dir etwas ſchenken"; und ſo gab er ihr ein 40 kr. Stük.

Gott ſegne die gefühlvolle Gabe dieſes Bauers!

Digitized by Google

E) Preiſe für brave, lange und mit Auszeichnung dienende Ehehalten u. reſp. Geſchäftsführer.

1. Karolina Strauß, welche mit Auszeichnung an guten Sitten, Dienſteseifer, Geſchiklichkeit und Häuslichkeit ſeit mehreren Jahren bei ihrem Herrn Bruder, Curatbeneficiaten zu Helfendorf, vorzüglich die Oekonomie beſorgt.

Preis: 1 Ludwigsdukaten und Preiſemünze 6 fl. 30 kr.

2. Eliſabetha Matheis, Dienſtmagd beim Bauer Wark zu Staudach bei Schaftlach.

Preis: 1 Ludwigsthaler, eine Preiſemünze und Buch 5 fl. — kr.

3. Mathias Reiſinger, Dienſtknecht im Graf von Arko'ſchen Schloſſe zu Maxlrhein, wo er ſchon 40 Jahre mit Zufriedenheit dient.

Preis: einen bayeriſchen Thaler nebſt Buch 3 fl. 6 kr.

F) Preiſe wegen auſſerordentlichen, auf Beförderung der Landwirthſchaft Bezug habenden Handlungen.

Als im jüngſt verfloſſenen Frühjahre beim Wirth Auer zu Waakirchen das wahrſcheinlich von rachſüchtigen, liederlichen, auf der Tölzer-Miesbacher Straſſe zu tauſend hin- und herwandernden Handwerkspurſchen gelegte Feuer zehn Wohnhäuſer mit ihren Oekonomiegebäuden einäſcherte, und nur durch die vorzügliche Thätigkeit der auf das Eiligſte herbeigeeilten Tölzer Bürger, die Kirche, der Pfarrhof, das Schulhaus ſo andere 20 Gebäude gerettet wurden, legte der mit dieſer Unterſuchung beauftragte k. Landgerichts-Aſſeſſor Greger der verſammelten Gemeinde die Gründe vor, welche das Wiederaufbauen von wenigſt ſieben Häuſern auſſerhalb dem Dorfe bedingen, und bewirkte den Vergleich, daß zur Erzwekung der Verſchönerung oder Verbeßerung des Dorfes und der durchführenden ſehr unregelmäſſig gebauten Straſſe, und zur Beſeitigung künftiger Feuergefährlichkeiten, jedes Gemeindeglied ſich gefallen laſſe, wo immer ein Abbrändler auf fremden Grund und Boden hinbauen wolle, ſo daß ihm dann die geeignete Arrondirung gegen Austauſch anderer Gründe zu Theil werden müſſe, wornach den (mit Tax und Diäten freier) nachdrüklicher und immerwährender Mitwirkung des gedachten Landgerichts-Commiſſärs nachbenannte ſieben Familien den mehrſeitigen Wünſchen ſo entſprochen haben, daß ſie ihre ſehr anſehnlichen Wohn- und Oekonomie-Gebäude auf fremden Grund und Boden ſchon hergeſtellt, und bereits 100 Grundſtüke ein- und vertauſcht, ſohin ſich ſchon ziemlich arrondirt haben.

Für dieſe folgſame und höchſt nüzliche Ausführung der Tauſch-Geſchäfte und Hinausbauung Behufs der Arrondirung wurden jedem der nachſtehenden ſieben Abbrändler ein Preis von baarem Gelt pr. 22 fl. nebſt Preiſebuch ausgehändiget

1. dem Franz Scherer, Hegerbauer 22 fl. 30 kr.
2. Paul Schöpfer . . . 22 fl. 30 kr.
3. Gregor Rab . . . . 22 fl. 30 kr.
4. Kaspar Staudinger . . 22 fl. 30 kr.
5. Kaspar Waaſenſteiner . 22 fl. 30 kr.
6. Martin Forſter . . . 22 fl. 30 kr.
7. Georg Schmid . . . 22 fl. 30 kr.

G) Noch muß hier bemerkt werden, daß die Honoratioren von Miesbach, welche durch die allergnädigſte Erlaubniß Ihrer Majeſtät, der verwittweten Frau Königin, das große Glük hatten, dem Concerte des Paganini in Tegernſee beizuwohnen, Demjenigen einen Ehrenpreis von zehn Dukaten ausſezten, und dieß im Münchner Tagsblatt Nr. 328 bekannt machten, welcher das beſte würdige Dankes-Sonett verfaſſen und einſenden wird. Es ſind zwar zehn ſehr gelungene Sonetten eingegangen; allein wegen Hinderniſſen hat dieſer Preis noch nicht beſtimmt werden können.

Verzeichniß der Einnahmen, welche der k. Landgerichtsaſſeſſor Greger Behufs des Neujahrs-Induſtrie-Feſtes im Landgerichte Miesbach perſönlich geſammelt und bewirkt hat.

a) Aus dem Markte Miesbach.

Herr J Karlinger, Marktsvorſtand ꝛc. 15 fl. — kr.
— Grabinger, k. Advokat . . 15 fl. — kr.
— Landgerichtsaſſeſſor Greger . 12 fl. — kr.

Pro rege regeque.

Eine Frau die das Gute liebt . . 11 fl. — kr.
Herr Wagner, Wirth ꝛc. . . 10 fl. 48 kr.
— Herr Schencher, Landarzt . 5 fl. 24 kr.
— Thomas Maier, Bräuwirth . 5 fl. 24 kr.

Summa 74 fl. 36 kr.

Uebertrag 74 fl. 36 kr.
Herr Sebaſt. Maier, k. Poſterpeditor 4 fl. 36 kr.
— Willibald Bram, Gerichtshalter 4 fl. 3 kr.
— P. S. für Obſtbaumzucht . 2 fl. 42 kr.
— Ertl, Kaufmann . . . . 2 fl. 42 kr.
— Scribent Müller . . . . 2 fl. 42 kr.
— Auguſtin Schmittner, Gemeinde-Pfleger . . . . 2 fl. 42 kr.
— Dr. Hell, Landgerichtsphyſikus mit dem Motto: Zum Guten ſtets bereit . . . . . . 2 fl. 24 kr.
Frau Kirchberger, Kaufmannswittwe 2 fl. 24 kr.
Herr Loibl, k. Rentbeamter . . 2 fl. — kr.
— W., k. L. sub motto: bene merenti! . . . . . . 1 fl. 36 kr.
— Auguſtin Weitzinger, Brauer 1 fl. 48 kr.
— Hoofacker, k. Aufſchläger, unter dem Motto: zur Aufmunterung 1 fl. 24 kr.
— Wagner, Kaufmann . . 1 fl. 30 kr.
— Landgerichtsaſſeſſor Harter mit dem Motto: Ehre dem Verdienſte 1 fl. 21 kr.
— Landgerichtsaktuar Hohe „Was Hännschen nicht lernt, lernt Hanns nimmermehr" . . 1 fl. 21 kr.
— Pfarrvikar G. „Es gedeihe Gutes und Schönes! . . . . 1 fl. 21 kr.
— Exconventual Hörmann . 1 fl. 21 kr.
— Hirner, Landgerichtsſcribent Hony soit qui Mal y pense 1 fl. 21 kr.
— Heilmaier, Rechtspraktikant 1 fl. 21 kr.
— Rechtspraktikant Vogel God save the King . . 1 fl. 21 kr.
— Liz. Weis, k. Advokat . . 1 fl. 21 kr.
— Rentamtsoberſchreiber Maier 1 fl. 21 kr.
— Lorenz Huber, Gerichtsdiener 1 fl. 21 kr.
— Ziegler, k. Salzfaktor . . 1 fl. 21 kr.
— Ziegler, Pechler . . . 1 fl. 21 kr.
— Thomas Wallach, Trakteur 1 fl. 21 kr.
— Franz Wallach, Gürtler . 1 fl. 21 kr.
— Johann Deibl, Koch . . 1 fl. 21 kr.
— Endes, Rothgärber . . 1 fl. 21 kr.
— Peter Sailer, Färber . . 1 fl. 21 kr.
— Kobinger, Kiſtler . . . 1 fl. 21 kr.
— Bichler, Kreuterwirth . . 1 fl. 21 kr.

Summa 132 fl. 48 kr.

Uebertrag 132 fl. 48 kr.
Herr Waſchan, Mesner . . . 1 fl. 12 kr.
— Autenzeller, Nagelſchmied . 1 fl. 12 kr.
— Körbl, Münchnerbot . . 1 fl. 12 kr.
— Thaddä Kirchberger, Kaufmann 1 fl. 12 kr.
— Max Weizinger . . . . 1 fl. — kr.
— Simon Hörl, Lebzelter . . 1 fl. — kr.
— Kollinger, Beneficiat . . — fl. 48 kr.
— Joſeph Maier, Kaminkehrers-Werkführer . . . . . — fl. 48 kr.
— Rösch, Kirſchner . . . — fl. 42 kr.
— Braunſtein, Säkler . . — fl. 41 kr.
— Maierhofer, Riemermeiſter — fl. 36 kr.
— Maier, Landgerichtsſcribent Mon brus á ma patrie mon coeur á mon ami! . — fl. 30 kr.
— Deprosse, Viebarzt . . — fl. 30 kr.
— Wiplitzhauſer, Sattler . — fl. 24 kr.
— S. sub motto: Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci . . . . 44 fl. — kr.
— E. unter dem Motto aus der Bztg:
„Zum neuen Jahre ſolche Feſte,
Wie man hier gefeiert hat,
Wünſch' ich als das Allerbeſte
Jedem Markt und jeder Stadt." 33 fl. — kr.
— L. unter dem Motto: Nil hominibus arduum . . 30 fl. — kr.
— B. unter dem Motto aus Göthes-Sprichwörter:
Doppelt gibt, wer gleich gibt
Hundertfach, der gleich gibt
Was man wünſcht und liebt. 25 fl. — kr.
— St. unter dem Motto:
So manch Verdienſt ums gemeine Weſen
Könnt ihr ihm nicht an der Naſe leſen ꝛc.
(Das garſtige Geſicht von Göthe) 22 fl. — kr.
— N. Huber von Wallenburg 12 fl. — kr.
— G. v. A. unter dem Motto:
Jede Handlung ſey bemeſſen,
Jeder Aker angebaut,
Alle Rache ſey vergeſſen,
Und allein auf Gott vertraut; 11 fl. — kr.
— Gemeindevorſteher Oetl von Wahl
Nehmen, Wiedergeben,
Freuden, Küſſe, Geld;
Würzt und ſtärkt das Leben,
Jedermann gefällt. 10 fl. 48 kr.

Summa 332 fl. 23 kr.

Digitized by Google

Uebertrag 332 fl. 35 kr.

Herr Joſeph Kreitmaier, k. Diſtrikts-
Schulinſpektor und Pfarrer in
Eſtbach . . . . 10 fl. — kr.
— Gemeindevorſteher Stadler zu Au 8 fl. 6 kr.
— Herr Graf Max von Preiſing,
k. b. Kämmerer, Ritter des Ci-
vilverdienſt-Ordens, Herr auf
Hohenaſchau ꝛc. ꝛc. . . . . 5 fl. 24 kr.
— Dr. v. Nibler, k. Advokat in
München . . . . 5 fl. 24 kr.
— Ludwig von Faßmann, k. Auf-
ſchläger zu Holzkirchen . . 5 fl. 24 kr.
— Landarzt Scheucher von Holzkirchen 5 fl. 24 kr.
— Joſeph Seidl, Bräuer von Holz-
kirchen . . . . 5 fl. 24 kr.
Frau Katharina Bernlochner, Bäuerin
von Wahl . . . . . . 5 fl. 24 kr.
Bauer N. von Irſchenberg mit dem
Motto:
„Gott wird es wieder lohnen!“ 5 fl. 22 kr.
Herr Pfarrer Hardt zu Eigen . 2 fl. 42 kr.
— Curatbeneficiat Strauß zu Helfen-
dorf . . . . 2 fl. 42 kr.
— Lorenz Kirchberger, Wirth zu
Weihern . . . . . . 2 fl. 42 kr.
— Joſeph Obermüller auf der Birk 2 fl. 42 kr.
— Jägerhuber, Graf von Arko'ſcher
Patrimonialgerichtshalter zu
Marlrhein . . . . . . 2 fl. 24 kr.
Die Marktgemeinde zu Holzkirchen 2 fl. 24 kr.
Herr Pfarrer Kögl zu Schlierſee 1 fl. 21 kr.
— Pfarrer Liebherr von Kirchdorf 1 fl. 21 kr.
— Gemeindevorſteher Huber von
Kirchdorf . . . . . . 1 fl. 21 kr.
— Landarzt Bock von Helfendorf 1 fl. 21 kr.

Summa 410 fl. 15 kr.

Die Einnahmen betragen demnach 410 fl. 15 kr., die Ausgaben für Preiſe 427 fl. 22 kr. wobei auch circa 5 fl. Köſten erwachſen ſind, weß-halb vom k. Landgerichtsaſſeſſor Greger 22 fl. mehr ausgegeben als eingenommen worden ſind, worauf gerne Verzicht geleiſtet wird, wenn dieſes Streben für das allgemeine Beſte nur mit Theil-nahme und Zufriedenheit wie vorigen Jahrs auf-genommen, nachgeahmt und noch verbeſſert, und wie hier mit dem Wunſche beſchloſſen wird,

daß Gott unſern König erhalten wolle!

Miszellen.

L.... Der dortige Stadtgerichts-Phyſikus Dr. J..., welcher dem Vernehmen nach ſchon früher an temporärer Geiſtesabweſenheit gelitten haben ſoll, iſt neuerdings von ſolcher befallen worden. Am 4. dieß M. entlief er von ſeinem Hauſe mit ausgebreiteten Armen, in der einen Hand ein Medicin-Glas haltend, und ſchrie fürchterlich um Hilfe, mit dem Ausrufe, er ſey vergiftet worden. Ein Polizeidiener hielt ihn an, und führte ihn auf das Magiſtrats-Büreau, wo er bei ſeinem ſchnellen Hereintreten wieder fürchterlich ſchrie, daß er der Kaspar Hauſer ſey, und man ihn vergiftet habe. Er bat kläglich um Waſſer und Zuker: „einen ganzen Zukerhut — mehrere Zukerhüte“ — und ſo verſchlang er in kurzem dort ſelbſt mehr als ſechs Maaß Waſſer und 2 Pfund Zuker. Er riß das Fenſter auf, und ſchrie zu der verſammelten Volksmenge hinunter, daß er Kaspar Hauſer ſey, und verlangte einige Mitglieder des Appellations-Gerichts zur augenbliklichen Unterſuchung. Altötting ſey der Ort geweſen, wo man ihn ſo lange in einem Loche gefangen hielt; nun gehe er zum König — und verlangte daher zur Sicherheit ſeiner Perſon eine ſtarke militäriſche Begleitung. Man holte einen Arzt, der ſich aber bald wieder entfernen mußte; denn der Unglükliche fuhr mit Ingrimm auf ihn los, und bezeichnete ihn als denjenigen, der ihn vergiftet habe. Den zu ſeiner Fortſchaffung herbeigerufenen ſogenannten Auflegern fiel er zu Füſſen und bat ſie flehentlich als Bürger von L...., ihn zu beſchützen, und nicht zu verlaſſen. Es kam nun ein zweiter Arzt, der es nach vieler Kunſt der Ueberredung dahin brachte, daß er ſich nach Hauſe begeben möge; was er auch befolgte, jedoch ſeine Bürger wiederholt bat, daß ſie mitgehen und ihn beſchützen ſollten.

Digitized by Google

Aufforderung an Freunde der Landwirthſchaft,

betreffend die vierte Ausgabe von J. C. v. Schubart, Ritter von Kleefeld, ökonomiſch-kameraliſtiſchen Schriften ꝛc.

Während die Landwirthſchaft in Deutſchland ſich immer höherer Beachtung erfreut, während denkende Männer der höchſten Stände, wie die eigentlichen Landwirthe, ihrer Vervollkommnung die vollſte Aufmerkſamkeit zuwenden, während Deutſchlands erhabene Fürſten ihr kräftige Stüzpunkte zu verleihen ſtreben; ſo wird die Anzeige einer 4ten Auflage der Schriften meines ſeligen Vaters, — welcher dieſem Zweige menſchlicher Betriebſamkeit den größten Theil ſeines thätigen Lebens hin gab, nicht als unwillkommen beachtet werden. Sie bilden mit Kupfern ꝛc. 6 Bände ökonomiſch-kameraliſtiſcher Schriften, 4 Hefte Briefwechſel und ungefähr 2 Bände ſind den Bemerkungen mehrerer würdiger Männer des Fachs über die von ihnen geſammelten Erfahrungen gewidmet, wozu ich meine eigenen Wahrnehmungen im Gebiete der Landwirthſchaft als Fortſezung des Syſtems meines Vaters auf den Gütern Pobles und Großgörſchen bei Lüzen und Leipzig, ſo wie auf Reiſen durch Oeſterreich, Ungarn u. ſ. w. beifügen, und auf dieſe Weiſe jene Schriften ſelbſt gleichſam bis auf unſere Zeit fortgeſezt dem Publikum übergeben werde. Durch dieſe Einrichtung wird der Freund der Landwirthſchaft ein Handbuch erhalten, das den Wünſchen der vielen Freunde und Gönner, welche mich zu dieſem Unternehmen, da ſeit langer Zeit die dritte Auflage völlig vergriffen, und durch den Buchhandel nicht mehr zu haben iſt — aufforderten, entſprechen wird.

Mein Vater war es, der die Landwirthſchaft nach durchdachtem Syſtem eigentlich reformirte und durch einen richtigen Turnus des Feldbaues, durch Aufhebung der Brache, den Bau der Futterkräuter, beſonders aber des Klees und des Anbaues desſelben in der Brache, des Rapſes oder der engliſchen Kohlſaat, der Runkelrüben, durch Einführung der Wechſelwirthſchaft und Stallfütterung ꝛc., der Landwirthſchaft eine neue Epoche öffnete. „Das von ihm erzeugte und ſtatthaft gemachte Gute, — ſagt Pohl in dem Archiv der deutſchen Landwirthſchaft, Oktober 1820 und September 1823 — iſt nach und nach in aller Stille in die Wiſſenſchaften übergegangen, aber die Allerwenigſten, welche von ſeinem Wirthſchaftsſyſtem reden, oder durch dasſelbe wohlhabend geworden ſind, haben deſſen Schriften in Händen gehabt, vielweniger geleſen, weil ſie im Buchhandel fehlen.“ Er war es, der echt deutſchen Sinnes lebte und wirkte, der bei tauſend Anfeindungen doch des Guten nie laß wurde, den die Edelſten des deutſchen Volkes, und Engländer wie Ungarn, Böhmen wie Dänen mit ihrer Achtung perſönlich zu großem Theil beehrten, den Kaiſer Joſeph der Zweite ſeiner Verdienſte wegen um den Bau des Landes mit Erhebung in den Reichsritterſtand ehrte, der von Oeſterreich, Rußland und Preußen her die bedeutendſten Anträge erhielt, und dennoch immer treu und beſtändig ſich auf ſein Eigenthum und ſein freies Wirken beſchränkte. „Ihm allein, dem Vater des Klee-Baues — heißt es im Schwur am Obelisk, Nürnberg 1827 bei Zeh — haben es die fürſtlichen Kaſſen zu danken, wenn in manchen Gegenden der Landmann den hohen Auflagen, die ihn bedrüken, noch nicht unterliegt.“

Er zeigte und lehrte praktiſch, wie einzeln der Werth eines Gutes durch richtige Behandlung unglaublich erhöht werden kann, und überall findet man die Spuren ſeines freimüthigen und kräftigen allgemeinen Wirkens für die Intereſſen der Menſchheit. Seine Schriften bleiben ihrer innern Gediegenheit und ihrer, die ganze Landwirthſchaft umfaſſenden lichtvollen und praktiſchen Darſtellung wegen, eine nimmer verſiegbare Quelle für Theorie und thätige Anwendung.

Jedem nun, der Antheil nimmt an dem Grund-Pfeiler der National-Wohlfahrt; jedem, dem Landwirthſchaft kein leeres Wort iſt, und der ernſtlich ſich des Beſitzthums werth zu machen ſtrebt; jedem, der ſein Gut verbeſſern und deſſen Ertrag vermehren will; jedem Beamten, der Kenntniſſe dieſes Fachs ſucht und zu verbreiten ſtrebt; jedem, der im Volke lebt und ſich und Andern Nuzen zu ſchaffen ſucht, wird dieſes Unternehmen angenehm ſeyn, und er wird ihm ſeine Theilnahme nicht verſagen.

Der Preis dieſes nun im Selbſtverlage erſcheinenden und in 10 Bänden beſtehenden Werkes iſt auf 3 Kronenthaler für Pränumeranten feſtgeſezt. Der nachherige Preis iſt 4 Kronenthaler. Der Druk beginnt, ſo wie die nöthige Anzahl von Beſtellungen eingekommen ſeyn wird.

Die Pränumeranten werden dem Werke vorgedrukt.

Schloß Fünfſtetten, im Rezatkreis des Königreichs Bayern und Landgericht Monheim, im Dezbr. 1829.

R. G. Schubart von Kleefeld.

Allerneueſtneueſte Erfindung.

Zu Frankreich in Paris hat man ein Nachtſchreibe-Pult erfunden, mittelſt welchem man in der Dunkelheit im Bette, ohne Dinte, Feder und Bleiſtift u. ſ. w. ſchreiben kann, ohne fürchten zu dürfen, von einer Zeile in die andere zu gerathen. Da läßt ſich alſo recht im Dunkeln munkeln.

Da machen die franzöſiſchen Zeitungen viel Lärmens davon. Bagatell! Ich habe eine ganz andere Maſchine erfunden, welche, während man ſchläft, Alles niederſchreibt, was man träumt! Liebhaber und Liebhaberinen haben ſich zu wenden an

Schnatterſchnakerl,
vacirenden Scribenten.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro 4. Den 22. Jäner 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Gute Wege, gute Straſſen
Sind des Landes Adern.
Drum ſoll man ſie machen laſſen,
Ohne lang zu hadern.

Inhalt: Geſpräch zwiſchen einem Bauer und einem Herrn Landgerichtsaſſeſſor zu Sch. über Communikationswege ꝛc. — Prüfung der empfohlenen Mittel wider den Kornwurm. — Der Bauer ꝛc.

Geſpräch zwiſchen einem Bauer und einem Herrn Landgerichtsaſſeſſor zu Sch. über Communikationswege

(denn Vizinalwege wird es in Zukunft wenig mehr geben).

Jüngſt war ich auf einer Spionen- oder reſpect. Belehrungsreiſe im Wirthshauſe zu H. Da kam eben ein k. Landgerichtsaſſeſſor mit einem Schreiber an, und grüßte die Gäſte freundlich, als zu ihm ein Bauer trat, der ſchon etwas mehr mit dem Aſſeſſor bekannt geweſen ſeyn muß, und es begann folgendes, für mich ſehr merkwürdiges Geſpräch:

Daveit. Ah, willkommen Herr Aſſeſſor, bei übler Witterung und ſchlimmem Fahrweg! Kommen Sie denn heute ſchon von Hauſe?

Aſſeſſor. Ja wohl, ſeit 5 Uhr kann man ja doch 7 Stunden Wegs, wenn auch nur Schritt für Schritt machen, jezt iſts 11 Uhr.

Daveit. Sie müſſen ein ſehr wichtiges und einträgliches Geſchäft haben, daß Sie ſich heute auf den weiten Weg begeben, wo man keinen Hund hinausjagen ſollte. *)

Aſſeſſor. Das Geſchäft iſt weder wichtig; denn bei dem U. iſt ein Einbruch geſchehen, und das muß beaugenſcheinigt werden. Die Geſchäfts-Tage ſezt man immer 8 oder 14 Tage voraus an, und da muß alles geſchehen, wie es einmal feſtgeſezt iſt, weil andere Tage ſchon wieder andere Beſtimmungen haben, welche ohne große Koſten und Schaden nicht abgeändert werden können; noch weniger aber iſt dieß Geſchäft einträglich, denn dafür, daß ich ſeit 5 Uhr früh reiſe, durchaus naß und ſchmuzig bin, und um 5—10 fl. Kleider ruinire, und daß ich bis Nachts 9—10 Uhr wieder zurük kehre, daß ich für Gefährt und Zehrung bei 5 fl. auszugeben habe, und meine Geſundheit aufs Spiel ſeze, erhalte ich eine ſehr beneidete Gratification: — 3 ganze Gulden.

Daveit. Ah, Sie belieben nur mit uns da einen Spaß zu machen, um 3 fl. möchte ich meinen Knecht mit den Ochſen nicht hinausſchiken.

Aſſeſſor. So wie ich geſagt, ſo iſts. Ich bin auch Jahr und Tag noch froh, wenn ich dieſe 3 fl. ohne Anſtand bekomme! —!

Daveit. Nun, da will ich doch lieber ein Bauer, als ein Aſſeſſor ſeyn. — Aber verzeihen Sie, Herr Aſſeſſor, was den ſchlechten Weg betrifft, deßhalb hab' ich mit Ihnen kein Mitleid.

Aſſeſſor. Was ſagt Ihr?

Daveit. Ja, ich wiederhole es, hinſichtlich des ſchlechten Weges habe ich mit Ihnen kein Mitleid!

Aſſeſſor. Warum?

Daveit. Weil Sie ihn nicht machen laſſen.

Aſſeſſor. Ich den Weg nicht machen laſſen? Wer ſagt das? Habe ich das ſchon verboten oder geboten?

Daveit. Ja, ich weiß es, daß Sie ſchon ſehr Vieles für das Wegmachen gethan, und ſchon Vieles bewirkt haben: aber wenn es zu Gſcheidsdorf bewirkt wurde, warum nicht auch hier zu Flegelsdorf? — Sie haben den Weg angeſehen, die Richtung mit vielen Verbeſſerungen beſtimmt, und überall an Ort und Stelle geſagt, wie man es am Beſten und Leichteſten macht; mir hat das Ding gefallen, weil Sie es auch verſtehen, wie der Bauer arbeiten kann und ſoll; Sie haben die Herſtellung angeordnet, und doch iſt der Weg noch nicht gemacht! —

*) Es iſt wahr, es ſtürmte und regnete und ſchneite gewaltig.

Digitized by Google

Aſſeſſor. Und warum nicht? — weil ich ihn nicht perſönlich allein machen kann, und weil die Bauern Einwendungen gemacht, ja ſogar appellirt haben, und weil deßhalb die Sache gehindert worden iſt! — !

Daveit. Herr Aſſeſſor! das ſind für Sie keine guten Ausreden. Wenn Sie einmal erprobet haben, daß der Weg nothwendig und nützlich ſey, und wo iſts dieſes nicht? — wenn Sie die Sache unterſucht, und keine beſonders gegründeten Anſtände gefunden und ſofort den Weg zu machen anbefohlen haben, ſo müſſen Sie ſich durch nichts mehr abhalten laſſen. Machen Sie es nur wie Herr von X., wenn ein Bauer ſeinen Anordnungen nicht folgte. Marſch! — Schirg, die Bank heraus, und 10 ad posteriora! — Willſt du es nun thun Bauer? Antwort: ja ja, wenn es ſeyn muß, herzlich gern. Vor ſolchen Beamten hat man Reſpekt. Aber wenn es einmal heißt: iſt gar ein milder, guter gnädiger Herr — da thut mir immer der Bauch weh vor ſo geſchmerzten gnädigen Herren.

Aſſeſſor. So iſts recht. Ihr wenn ein Landrichter wäret, da würdet Ihr ſchon lange kaſſirt ſeyn.

Daveit. Hören Sie: wenn Einen der König nach Verdienſt angeſtellt und mit Macht und Vertrauen verſehen hat, ſo muß man ſie auch ausüben. Glauben Sie denn nicht, daß Sie jämmerlich zum Beſten gehalten werden, z. B. wegen unſern Weg? denn Jeder will dieſen Weg haben, und will ihn auch machen; denn es koſtet den Kopf nicht, ſondern iſt der größte Gewinn an Vieh, Wägen, Kultur, und vielen andern Rükſichten, das Sie ſo gut wie ich verſtehen. Nun ſind in einer Gemeinde 2 oder 3 Lumpen, Dumköpfe, und alſo Widerſpenſtige. Dieſe ſchreien ſo viel, was das für Neuerungen, und Gott weiß was ſeyen, drohen ſo viel, bis ſie Andere in Furcht und Schreken ſezen. Jezt getraut ſich Keiner, mit dieſen groben Kerln in Feindſchaft und Prozeß zu gerathen, ja dieſe groben dummen Menſchen laufen zum Gericht, gehen in die Stadt, und leben auf Köſten der Gemeinde, was Niemand will; während dem der Weg ſchon gemacht ſeyn könnte.

Aſſeſſor. Ihr ſprecht kek; nehmt Euch in acht! — !

Daveit. O, ich fürchte mich nicht. Hier ſizen 10 — 15 Bauern. Es ſoll mich Einer Lügen ſtrafen, wenn er kann. Jeder will guten Weg haben; jeder will ihn machen, was brauchts da viel Prozeſſiren und Appelliren, das iſt gefehlt. Ich bin ſelbſt ein Bauer, aber ich ſage Ihnen, daß es nichts Fälſcheres und Unfolgſameres gibt, als der Bauer iſt. Er erſtikt lieber im Koth, als daß er ſolchen aus freiem Antrieb wegräumt! Ich wenn ein Landrichter oder Aſſeſſor wäre, ich wollte die Bauern fuchſen, daß ſie Blut ſchwizen müßten!

Aſſeſſor. Nein, das iſt zu arg!

Daveit. Ey was, zu arg! Wahrheit iſt s! Wo die Obrigkeit nicht wie ein Löwe brüllt, thun die Schafe was ſie wollen.

Aſſeſſor. Habt Ihr denn nicht gehört, daß es immer heißt, die Landrichter und Aſſeſſoren ſind ohnehin zu grob; haſt du nicht gehört, daß mich lezthin der Pfarrer zu J. ſo recht hinter dem Rüken bei einer ſehr empfindlichen Stelle verklagt hat, daß, weil ich die Bauern ſo mit dem Weg machen martere, ſolche allgemein wünſchen, daß ich einmal von da weg kommen möchte! —

Daveit. Ey was! Kehren Sie ſich nicht an die dummen Maulaufreiſſer und falſche Denunzianten. Recht thun, ſeine Pflicht erfüllen, das gefällt jezt freilich Wenigen mehr, aber ehrlich und verdienſtvoll handeln, wird am Ende doch belohnt, wenn auch nicht hier, doch einſt im Himmel, wo es keine Verläumder und Neider mehr gibt! u. ſ. w.

Ich zahlte meine Zeche dießmal gerne doppelt für dieſes Original-Geſpräch; hatte genug gehört; dachte: jedes Ding hat halt zwei Seiten. Der wahre Patriot findet ſchon die rechte, wenn er auch oft dafür Verfolgungen erleiden muß.

Leidenſtein, den 1 Jäner 1830.

Prüfung der empfohlenen Mittel wider die Kornwürmer.

Auf dem Kornboden müßte man von dem gedroſchenen Korne keine große Haufen in den erſten Monaten machen, es bis zur völligen Austroknung täglich wenden, und dem Boden ſelbſt drähtene

Fenſter zum Gitter geben, damit die Luft durchſtreiche. Dieſes iſt im erſten Jahre ſchlechterdings nothwendig. Der Kornwurm ſcheut nicht ſehr das Licht, denn er kriecht ſogar in die Wohnſtuben, und kneipt mit ſeinem Rüſſel die ſchlafenden Menſchen.

Eigentlich iſt dieſer kleine, ſchwarze ſehr hart gepanzerte Rüſſelkäfer, ein Holzkäfer, der nur durch den Zufall, aus den Wäldern, wie die Bettwanze unter der Baumrinde lebt, und durch die Ameiſe vertrieben wird.

Die Garben brachten die erſten Kornwürmer in die Häuſer, und die Dielen bevölkern den Boden damit. Er kann nicht über acht Tage ohne Nahrung leben, folglich laſſe man den angeſtekten Boden ein Jahr ohne Korn, beſprenge ihn oft mit Salmiakwaſſer, und fege ihn öfters. Für den Reſt ſeze man im Herbſte alte Kochtöpfe mit etwas Gerſtenkraupe in die Winkel; ſie freſſen dieſe, weil ſie weich ſind, begierig, und können aus der Glaſur nicht wieder heraus. Ameiſenhaufen auf den Kornboden zu tragen; hier würden die kleinen Jäger dem Hauſe mehr Beſchwerlichkeit verurſachen, als das Wildprät ſelbſt. Salmiak im heißen Waſſer aufgelöst, dient als ein bewährtes Mittel, die Schaufel damit zu beſtreichen, und zerſtört gewiß die Würmer, ohne dem Getreide nachtheilig zu ſeyn. Eben ſo iſt auch ein mit Kalk getünchter Boden von Nuzen, und noch beſſer ein wiederholter Anſtrich des ganzen Bodens, mit dem im kochenden Waſſer aufgelösten Vitriol, zur Verjagung dieſer Broddiebe; denn das Beſtreichen der Eken mit friſchem Theer, nüzet blos an den beſtrichenen Stellen, wofern nicht alle Fenſter wochenlange feſt verſchloſſen werden können, damit ſie vom Geruche ſterben. Unter dem Namen der Kornwürmer verſteht man eine weiße Made, die ſich blos von der äuſſern Hülſe des Korns ernährt, und daſſelbe mit einem Gewebe überſpinnt; bisweilen gibt man auch dem gelben ſechsfüßigen Mehlwurme, woraus ein ſchwarzer Holzkäfer wird, den Namen. Die dritte Art iſt obgeſagter ſchwarzer Rüſſelkäfer, der das Mehl des Korns zerſtört und ſich ſehr ſtark vermehrt.

B. H.

Zwekmäßiges Verfahren, ungeeignetes Akerland in Kunſtwieſen zu verwandeln.

Hat man, etwa in ſumpfigen, moraſtigen Gegenden, ungeeignetes Akerland, ſo thut man wohl, ſolches in gute, künſtliche Wieſen umzuwandeln, und dabei folgendermaßen zu verfahren. Nachdem das Feld umgebrochen und von Steinen, mit welchen und Befänden daſſelbe eingefriedigt werden könnte, gereinigt iſt, düngt man es gut u. beſtellt es mit Kartoffeln. Frühjahrs darauf wird das Land möglichſt feinkrumig bearbeitet, ſorgfältig geebnet und gegen Mitte Mai mit altem Leinſamen, welchem gute Wieſengräſer, als ausdauerndes Raygras (Lolium perenne), Ruchgras (Antoxanthum odoratum), gemeines Viehgras (Poa trvialis), Kammgras (Cynosurus cristatus), Wegerich (Plantago lanceolata), Wieſenfuchsſchwanz (Alopecuruspratensis), Wieſenliſchgras (Phleum pratense), Franzöſiſches Raygras (Holcus avenaceus), Wieſen- und Goldhaber (Avena pratensis et flavescens), Wieſenſchwingel (Festuca pratensis et elatior), weiche Trespe (Bromus mollis), Kleeſorten u. ſ. w. zugemiſcht werden beſäet. Hierauf wird zum Gedeihen der Saat das ſo beſtellte Feld mehrmals gewalzt. Gegen die Mitte des Augusts wird der Lein, oder falls er keinen reifen Samen bringen ſoll, auch früher gerupft, wobei man bemerken wird, daß er vortheilhaft auf den Stand der Gräſer gewirkt hat, welche ſich um dieſe Zeit durch ihr herrliches Grün auszeichnen. Nachdem das Feld vom Lein befreit iſt, thut man wohl, daſſelbe mit Schafen zu behüten und ſehr ſtark zu pferchen. Vor Eintritt des Winters und nachdem die Schafe abgezogen ſind, ſoll das Land nochmals ſtark gewalzt werden, wodurch die Erde den Graswurzeln dichter angedrükt, dieſe feſter und die ganze nunmehrige Wieſenfläche ebener wird. Wird nun dieſelbe Jahres darauf mit kräftigem Kompoſt überſtreuet, auch wohl gegypſt, ſo kann man bei günſtiger Witterung auf eine gute Heuernte der jungen Kunſtwieſe rechnen, und ſich Glük wünſchen, mit Einſicht und Fleiß aus einem ſchlechten, wenig einträglichen Akerland eine gute ertragsfähige Wieſe erhalten zu haben.

Digitized by Google

Der Bauer und die Kuh.

Rolff's, des armen Bauers, einz'ge Kuh
Kalbte, längſt erſehnt, in ſeiner Hütte.
„Marthe!" rief er ſeinem Weibe zu:
„Sieh', erhört nunmehr iſt unſre Bitte!
Theuer ſind die Kälber jezt im Preiſe;
Gläubiger bedrängen unſer Haus;
Daß ich mich als Mann von Wort beweiſe,
Hilft uns Gott mit dieſem Kalb nun aus."

Wortreich ſind die Herzen in der Stadt,
Fromm und redlich ſind ſie auf dem Lande;
Und ein Herz wie Rolff es hatte, hat
Mancher nicht ſogar vom Beiſpiels-Stande.
Denn bevor ich weiter noch erzähle,
Wiſſ', o Leſer, keine Fabel iſt,
Was du, wünſch' ich, mit gerührter Seele
Hier von Rolff und ſeinem Thiere lies't.

Emſig pflegt der Arme Kuh und Kalb,
Füttert wie er kann ſie mit dem Beſten,
Sättigt manchen Tag ſich ſelbſt nur halb,
Seine Hoffnung deſto mehr zu mäſten;
Fröhlich zehrt die Mutter an der Raufe,
Freudig wird ihr Kind von ihr geäzt,
Aber froher noch wird zum Verkaufe
Jezt der Tag von Rolffen feſtgeſezt.

Alles ſchon berechnet hat ſein Sinn;
Schon im Geiſte ſtellt er ſich als Zahler,
Schon für ſich erübrigt als Gewinn
Hofft er noch auf mehr als einen Thaler.
Nun das Kalb vorerſt zu Markt zu bringen,
Knüpft er von der Krippe los das Band,
Und entführen unter Angſt und Ringen
Will es ſchon der Mutter ſeine Hand.

Ach! da trifft ſein Ohr ihr Jammerton;
Tief erſchütternd dringt er ihm zu Herzen:
„Mann der Liebe!" klagt ſie, „Menſchenſohn!
Hab' Erbarmen mit der Mutter Schmerzen!
Soll ich ohne meinen Säugling leben?
Gibt es keine Rechte für das Rind?" —
„Ja!" erwiedert Rolff, „das iſt es eben,
Leben will ich auch mit Weib und Kind."

„Haſt ſo lang doch ohne Kalb gelebt;"
Fleht die Kuh; „Rolff laſſe dich bewegen!"
„Freilich wohl," verſezt er, Schmerzdurchbebt,
„Aber wiſſe: Zahlung abzulegen
Hab ich mich durch's Ehrenwort verpflichtet;
Harte Gläubiger bedrohen mich —."
„Sieh nun!" fügt ſie bei; „wie du gerichtet,
Richten müß't ich dann auch über dich."

„Glaub' es!" dringt ſie ſtärker noch in ihn, —
Denn ſchon ſchlaffer hält er jezt die Leine, —
„Glaub' es, ohne Mitvergeltung d'rin,
Gibt es weiche Mitgefühle keine;
Reicher quellen wird für dich mein Euter,
Dir zur Kuh gedeiht mein Kalb empor,
Und des Himmels Seegen kommt dann weiter
Vielfach deinen Wünſchen noch zuvor."

Doch bevor die Rednerin noch ſchloß,
Hatte Rolff ſchon alles ihr bewilligt.
Marthe widerſprach aus Hausbrauch blos;
Ernſtlich ward es auch von ihr gebilligt.
Auch die Gläubiger, die harten, reichen,
Ließen doch das Erz in ihrer Bruſt
Durch des Mannes Zartgefühl erweichen,
Durch ſein Herz, durch ſeine Arbeitsluſt.

Reger greift nun Rolff die Arbeit an,
Mit belebter'm Fleiß, beſeelter'n Händen,
Darbt und kargt mit ſich ſo viel er kann,
Deſto mehr dem Stalle zuzuwenden,
Gottes Segen ſtärkt ſein Thun und Walten;
Schon gerieth das Kalb der Mutter nach;
Schon hat Rolff als Zahler Wort gehalten;
Schon erfüllt iſt, was die Kuh verſprach.

„Und das hat wirklich ſich ſo zugetragen?"
Fragſt du zweifelnd. — Lieber Leſer: ja!
Nur, daß wörtlich nicht das Bitten, Klagen,
Daß es nur in Rolff's Gemüth geſchah.
Mitleid ſprach ſich ſtatt des Thieres aus;
Selbſtbedürfniß ſezte ſich dagegen;
Gottvertrauen glich die Streiter aus,
Und von ſelber folgte dann der Segen.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro 5. Den 29. Jänner 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Man löſe mir das Räthſel auf,
(Ich ſeze hohen Preis darauf):
„Der Bauer gibt dem Städter Fleiſch und Brod
Und lebt doch ſelbſt in Noth?"

Inhalt: Errichtung einer landwirthſchaftlichen Lehr- und Erziehungs-Anſtalt in Verbindung mit einer Armen-Kolonie zu Erching. — Etwas über den Wieſenbau. — Urſprung der ſprichwörtlichen ꝛc.

Errichtung einer landwirthſchaftlichen Lehr- und Erziehungs-Anſtalt in Verbindung mit einer Armen-Kolonie zu Erching.

Die Zukerfabrikation aus Runkelrüben zu Obergieſing iſt im vollen Gange; — es werden dort jährlich gegen hundert Zentner Zuker erzeugt, welcher ſo beliebt iſt, daß er immer raſchen Abſaz hat; ſo daß aus dieſer Fabrik in dem verfloſſenen Jahre 1829 mehr, als hundert Zentner Zuker verkauft wurden; es wurden bei dieſer Zukerfabrik auch bereits mehrere junge Leute unterrichtet, welche im Stande ſind, bei andern Landwirthen, die ſich mit dem Anbau von Runkelrüben befaſſen wollen, Zuker aus denſelben zu erzeugen. Indeſſen kann ich in Obergieſing dem Anbau von Runkelrüben jährlich nicht mehr als dreiſſig Tagwerke widmen, weil ich den dort eingeführten Frucht-Wechſel nicht unterbrechen will, indem der Getreidebau nicht vernachläßigt werden darf. Um alſo mehr Grund und Boden zur Erzeugung von Zuker aus Runkelrüben in Bereitſchaft zu haben, kaufte ich im vorigen Jahre das in der Nähe der Hauptſtadt München gelegene Landgut Erching, welches 1486 Tagwerke groß iſt, und wo im vorigen Jahre die Runkelrüben ſehr gut gediehen.

Damit dieſer groſſe Flächenraum zu Erching zwekmäßig benüzt werde, und in Bezug auf Landwirthſchaft verſchiedene Vortheile gewähre, ſo bin ich entſchloſſen, allda nicht allein eine landwirthſchaftliche Lehr- und Erziehungs-Anſtalt für junge Leute, welche ſich ſeiner Zeit dem Akerbaue widmen, einzurichten, ſondern auch eine Art von Armen-Kolonie, in der mehrere verlaſſene arme Knaben für den Akerbau und die Landwirthſchaft erzogen werden, dort anzulegen.

A. In der landwirthſchaftlichen Lehr- und Erziehungs-Anſtalt wird alles dasjenige gelehrt und eingeübt, was dem gebildeten Landmann unumgänglich nöthig und nüzlich iſt:

Uebung in der Sprache und Schrift, dann

Unterricht im Rechnen und in der Größenlehre überhaupt, in ſo weit ſie auf zwekmäßige Leitung der landwirthſchaftlichen Arbeiten ꝛc. angewendet werden kann, womit zugleich der Unterricht in der landwirthſchaftlichen Buchhaltung verbunden wird,

„ „ in der Naturlehre und in der Naturgeſchichte,

„ „ in den Grundſäzen der rationellen Landwirthſchaft und in der Agrikultur-Chemie, in ſo weit ſie auf Kenntniß von Grund und Boden, auf Miſchung der Erdarten, auf Düngererzeugung und Auswahl desſelben Bezug hat,

„ „ in einzelnen landwirthſchaftlichen Gewerben, vorzüglich in der Zukerfabrikation, dann

„ „ in der landwirthſchaftlichen Baukunde.

Dieſer Unterricht wird immer mit praktiſcher Anwendung und mit nüzlicher Selbſtthätigkeit verbunden ſeyn.

Auf dieſem meinem Landgute zu Erching finden mehrere Zöglinge Raum, wo ſie fortwährend den Unterricht mehrerer Lehrer genießen und zugleich eine ſolche chriſtliche und moraliſche Bildung

Digitized by Google

erhalten ſollen, daß ſie ſeiner Zeit als angehende Landwirthe dieſer Erziehungs-Anſtalt Ehre machen werden. Sittlichkeit und zwekmäſſige Anwendung der Zeit wird man vorzüglich immer unter Aufſicht nehmen; Müſſiggang ſoll durchaus vermieden und auch den ſogenannten Vakanzen nicht Statt gegeben werden. Der Landwirth darf keinen Tag im Jahre vernachläſſigen.

Die Zöglinge werden im Alter von 12 bis 15 Jahren in dieſe Lehr- und Erziehungs-Anſtalt aufgenommen; ſie erhalten Wohnung, Nahrung und Unterricht und überhaupt die ganze Verpflegung, wie dieſe bei ſelbſtthätigen Landleuten gewöhnlich iſt, für einen jährlichen noch zu beſtimmenden Betrag (jedoch Bett, Wäſche und Kleidung nicht miteingerechnet.) Derjenige Familienvater, welcher wünſcht, daß ſein Sohn oder Pflegſohn in obige Lehr- und Erziehungs-Anſtalt aufgenommen werde, beliebe ſich gegen den Unterzeichneten zu äußern und zugleich die Vorkenntniſſe des aufzunehmenden Zöglings näher anzugeben, worauf alsdann die Nachricht über die wirkliche Aufnahme oder Nichtaufnahme erfolgen wird.

B. Für die Armen-Kolonie werden acht hundert Tagwerke beſtimmt, und darauf vierzig Häuſer gebaut, ſo daß an jedem Hauſe 20 Tagwerke Grund und Boden ſich befinden. In jedes dieſer Häuſer wird eine wohlgeſittete arme Familie, welche anderswo bereits anſäſſig iſt, dort aber ſich nicht nähren kann, mit der Bedingung aufgenommen, die 20 Tagwerke Grund und Boden, welche am Hauſe liegen, nach Vorſchrift zu bearbeiten und zugleich ſechs arme Knaben, für welche ihr jährlich eine beſtimmte Summe bezahlt wird, zu verpflegen und unter Aufſicht des Inſpektors obiger landwirthſchaftlichen Lehr- und Erziehungs-Anſtalt zu erziehen.

Sobald dieſe armen Knaben, für welche bei der Armen-Kolonie eine eigene Elementar-Schule errichtet iſt, gehörig vorbereitet und im Alter vorgerükt ſind, nehmen ſie an dem Unterrichte obiger landwirthſchaftlichen Lehr- und Erziehungs-Anſtalt Theil, aus welcher ſie am Ende als geſittete, gut unterrichtete und für die Landwirthſchaft brauchbare Vorarbeiter, Baumeiſter, und auch als Verwalter austreten.

Die Familien, welche in obige Häuſer aufgenommen werden, haben ein Kapital zum Ankauf des Hauſes und der dazu gehörigen 20 Tagwerke Grund und Bodens nicht nöthig, indem dieſe Häuſer, welche der Verpflegung und Erziehung armer Knaben gewidmet bleiben, nicht verkauft werden; ſondern ſie entrichten jährlich nur ſo viel an Naturalien, als Kartoffeln, Runkelrüben ꝛc., welche auf den zum Hauſe gehörigen 20 Tagwerken erzeugt werden, an den Eigenthümer des Hauptgutes, als zur Dekung der Zinſen des Hausbaues und des Werthes von Grund und Boden erforderlich iſt.

Auf dieſe Weiſe kann dieſe Anſtalt gedeihen, denn die Familien in obigen Kolonie-Gebäuden haben eine baare Geldeinnahme für die Verpflegung und Erziehung armer Knaben, und gewinnen den ihnen zugewieſenen 20 Tagwerken Grund und Bodens, wo ſie bei anwachſender Menſchenkraft auch den Spaten zur Vermehrung der Fruchtbarkeit des Bodens gebrauchen, ſo viel ab, daß ſie davon leben, die jährliche Grundrente an den Eigenthümer entrichten, und ſich auch noch etwas erſparen und zur Verſorgung ihrer eigenen in obiger Lehr- und Erziehungs-Anſtalt gleichfalls ausgebildeten Kinder zurüklegen können.

Erching iſt ſo gelegen und mit ſo viel unangebautem, doch fruchtbarem Grund und Boden umgeben, daß obige Anſtalt leicht eine ſolche Ausdehnung und Richtung erhalten kann, welche zur Verminderung der zahlreichen Armen in der nahe gelegenen Hauptſtadt beizutragen, und mehrere Kreiſe unſeres Vaterlandes mit tüchtigen Landwirthen zu verſehen, im Stande ſeyn wird.

Die göttliche Vorſehung wache über unſern König und unſer Vaterland Bayern!

München, den 15ten Jäner 1830.

J. v. Utzſchneider.

Was die Bauernzeitung ſchon ſo oft als höchſten Wunſch und dringendſtes Bedürfniß ausgeſprochen hat, tritt nach und nach in's Leben: es entſtehen Bauernhandwerks-Schulen!

Unbegreiflich und unverantwortlich hat man

Digitized by Google

den Bauernſtand früher, und zum Theil noch bis vor wenigen Jahren, faſt ganz vernachläßigt, ja ihn, gleichſam wie den Kaspar Hauſer, — in ein Loch geſperrt. Darin lernte er, wie jener, weiter nichts, als ſein: Hott! Hott! — endlich doch kam auch der Mann, und lehrte ihn nothdürftig ſchreiben; man ließ ihn etwa auch aus dem Loche, daß er ein „Reiter" werden mußte oder — „Infanteriſt!"

Der Bauer ſelbſt gefiel ſich in ſeinem Loche, wie Kaspar Hauſer; die Armuth ſeiner Begriffe hatte auſſer dieſem Loche keine Welt, keinen Umſchwung, keinen Spielraum; er vermochte auf dem Wege der Koncurrenz mit den übrigen Ständen nicht zu „gehen"; — Niemand trug ihn „den hohen", vor ihm liegenden „Berg hinauf"; — er kam folglich auch nie nach Nürnberg, in das große Dorf, wo man den bekannten Trichter hat! — —

Nehme der Leſer aber auch in allem Ernſte die Geſchichte des Bauernſtandes: ob ſie ſich nicht auf das gegebene Beiſpiel individualiſiren läßt? Immer noch ſteht der Bauer weit auſſer dem groſſen Cyclus, den die Ausbildung der gewerbſchaftlichen Intelligenz umſchreibt: der Bauernſtand iſt ſich noch immer ſelbſt überlaſſen.

Daher die Armuth der Länder —, weil dieſe ſich in den Händen der Unmündigkeit, des Unverſtandes, der Unbeholfenheit, des Schlendrians befinden. Denn wer Anderer hat allen Grund und Boden in Handen, als der Bauer?

Die Bauernzeitung will aber hier nicht in Mängel des Zeitalters, und den zum Theil noch zu jugendlichen Geiſt der Staats-Verwaltungs-Theorie eingehen, weil ſie dabei erſt ein neues Gebäude agrariſcher Geſeze aufführen müßte, was nicht Ein Menſch, Ein Zeitungsblatt, Ein Staat thun kann — ſondern die Zeit nach und nach von ſelbſt thun muß!

Gab es doch eine Zeit, welche großen Streit herbeiführte: ob der Bauer, ſeit jeher Sklave ohne Beſizfähigkeit, zur Perſönlichkeit gelangen könne, dürfe und müſſe, da man ihn vordem nicht als Perſon, ſondern nur als Sache in den Staatsverband aufgenommen!! Wir belächeln aus jenen Zeiten das Andenken an — die Unmündigkeit der Staatsverfaſſungen: aber — ſpätere Zeiten werden gegen unſere Mängel auch nicht blind ſeyn! — Männer, wie vordem die Bernſtorf, Ranſau, Reventlau, Oeder, Tyge Rothe, Colbiörnſen, Eggers ꝛc. werden wieder kommen, und der agrariſchen Geſezgebung ihren höhern Standpunkt vorzeichnen.

Die Bauernzeitung will mehr nicht, als, daß die Bauern ihr Handwerk ſollen verſtehen lernen; daß ſie es nicht verſtehen, hat ſie in Nr. 2. IX. Jahrgangs in den Frauendorfer Privat Nachrichten in einem eigenen Artikel behauptet, auch dort, S. 14., ſich über höchſtnothwendige beſſere Befähigung und Qualifizirung des Bauers für ſein Handwerk umſtändlich erklärt. Sie unterlegte dort ihrem Hauptbeweiſe den denkwürdigen Text

„Künſte und Wiſſenſchaften ſchreiten in ihrer Vervollkommnung vorwärts, nur die Landwirthſchaft ſteht noch auf der Stufe, wo ſie vor einem Jahrhunderte ſtand." —

Und wer hatte dieſe Worte geſprochen? Es wurde damals auch der Autor citirt: der Geheimerath Herr Ritter von Utzſchneider! —

Niemals hätten wir aber erwartet, daß Herr von Utzſchneider, nachdem er ſich durch ſeine Leiſtungen in den Regionen höherer Induſtrie in allen Beziehungen das Prädikat als Bayerns erſter Bürger errungen, es ſeyn würde, der — hinter ſeinen Flint- und Crownglas-Oefen einem höhern Planeten angehörend, an Unterricht und höhere Befähigung des Landmanns dächte, und ſelbſt als deſſen Lehrer aus der Ruhe auf ſeinen Lorbeern ſich erhöbe.

Kann denn der Menſch Alles, was er will? möchte man an dieſes neueſte Beiſpiel des Unternehmungs-Geiſtes die Frage ſtellen! — Herr v. Utzſchneider war es, aus deſſen Vorbild und Beiſpiel in München die erſten Keime aller Arten von Verbeſſerungen im Maſchinenweſen aufſproßten; durch ihn gingen verbeſſerte Webſtühle, Spinn- und Schermaſchinen in das Land hinaus; durch ihn ſteht Bayern an der Quelle, ſich ſeinen Zuker ſelbſt zu gewinnen und dadurch Millionen zu er-

Digitized by Google

führen; durch ihn entblühten und reiften dem ganzen Lande die vervollkommneten Früchte der inländiſchen Gerberei und Lederfabrikation; durch ihn wurden die Blike zweier Welttheile nach Bayern — und von da zum geſtirnten Himmel gelenkt; denn ſein optiſches Inſtitut ſteht dermalen noch unübertroffen und einzig auf unſerem Planeten!

Doch, wir halten dem Mann wider Willen eine Lobrede, den wir lieber über die große Aufgabe zur Rede ſtellen möchten, die er zur Löſung ſich ſelbſt aufgelegt hat! Wir ſind nicht geſonnen, das Unternehmen des Herr von Utzſchneiders an und für ſich zu tadeln; aber wenn das alte Sprichwort noch gilt: „Finis coronat opus!" zu deutſch: „Ende gut, Alles gut!" ſo mag der Mann, der übrigens immer ein Feind der Unthätigkeit war, und bleiben wird, ſich vorſehen, wie er auch dießmal die allgemeine Erwartung erfülle, welche er bereits in ganz Bayern aufgeregt hat!

Gut iſt daran geſchehen, daß bei Grundlegung des Planes zu dieſem großartigen Inſtitute beſeitiget worden, zu viele Kinder in Ein Haus zuſammen zu ſperen; — in 40 Häuſern können 200 bis 240 Knaben wohl unterkommen.

Gut iſt daran geſchehen, daß aus armen und verlaſſenen Knaben arbeitſame Menſchen gebildet werden; ſie werden ein guter Same ſeyn, der künftig unter das übrige Landvolk ausgeſtreut wird.

Gut iſt daran geſchehen, daß an dem Landgute Erching ein Ort gewählt worden, der mit den übrigen Ortſchaften in keiner zu nahen Berührung ſteht, wo alſo die Zöglinge nur ihre Lehrer und den anzubauenden Grund und Boden vor Augen haben.

Aber — aber — wir fürchten, der Gründer dieſer Armen-Kolonie dürfte am Ende keine Armen zur Arbeit finden. Denn die Armen, welche wir in unſern Gegenden nur allzu gut kennen zu lernen Gelegenheit haben, ſind nur ſelten von der Art, daß ihnen mit Anweiſung von Grund und Boden, welche fortwährend bearbeitet werden ſollen, zu helfen wäre. Im Gegentheile ſind ſie eben deßwegen arm, und werden täglich ärmer, weil ſie ein Eldorado, ein Schlaraffenland, ein müſſiges Wohlleben ohne Arbeit und Anſtrengung ſtets eitel und vergeblich hoffen und wünſchen.

Wahr iſt es: da die meiſten Armen verzärtelte und verzogene Vater- und Mutter-Söhne und Töchter ſind, hat Herr von Utzſchneider das Uebel bei der Wurzel erfaßt, indem er ſeine Zöglinge einem wohlgeſitteten Manne mit ſeinem gleich gut geſitteten Weibe zur Erziehung und Aufſicht vertheilt; nur aber, ob 40 ſolche geſittete Familien ſich auf die projektirte Art zur Stelle finden, dürfte in Bedenken gezogen werden. An Kompetenten wird es nicht fehlen: aber — wenn die Leute nicht entſprechen, wenn ſie ſelbſt keine Erziehung genoſſen haben, wie wollen ſie Andere erziehen? — wie bringt man ſie, wenn ſie nicht entſprechen, wieder — weg??

Alles dieſes wird und muß indeß Herr von Utzſchneider vor uns, und reifer, als wir, überdacht haben, und da ihn wohl nicht Ungenügſamkeit in Einſammlung ſeiner Lorbeern, ſondern reiner Patriotismus an dieſes Rieſen-Unternehmen geleitet haben mag, wird ihm auch die Kraft zur muthigen Ausdauer nicht ſchwinden, die bürgerliche Geſellſchaft unſers Vaterlandes aber ihm ewigen Dank wiſſen, wenn er uns, wie in ſeinen früheren Induſtrie- und Gewerbs-Unternehmungen auch hier mit dem Beiſpiele vorleuchtet: wie wir uns von der Räude des immer mehr und mehr überhand nehmenden Bettels und Müſſigganges reinigen können. Heil dann dieſem Unternehmen! Es ſey ein Vorbild und Leitſtern zur Nachfolge in allen Gegenden und Ländern, wo noch unabſehbare Flächen unkultivirten Landes Nahrung verſprechen für viele tauſend Menſchen, die jezt den kultivirten Boden mit dem Bettelſak betreten. Soll denn jezt ſchon Alles bleiben, wie es iſt? War vorerſt nicht Alles Wald und Oedung? Liegt nicht eine ſtets fortſchreitende Kultur ſowohl in der Natur, wie in der Menſchheit? Und ſoll nicht der Bauer, als Beſizer des Bodens Allen voran? Möchte das ganze Vaterland, ja der ganze Erdkreis ſich in eine gemeinſame Lehr- und Erziehungs-Kolonie für den Bauernſtand geſtalten; und wir hätten das verlorne Paradies dann wieder gefunden!

Digitized by Google

Etwas über den Wieſenbau.

(Aus der landwirthſchaftlichen Zeitung für Kurheſſen.)

Wenige landwirthſchaftliche Anlagen gewähren, neben reichlichem Ertrage, gleiche Annehmlichkeit; wenige verſchönern und zieren zugleich eine Gegend, — indem ſie derſelben ein höchſt kultivirtes Anſehen geben, ſo ſehr, als der **Wieſenbau**, d. h. die kunſtgerechte Anlage einer Bewäſſerung oder Flößung eines ſolchen Grundſtükes. — Noth und Bedürfniß, dieſe gewaltigen Lehrer der Menſchen, erwekten wohl die Ideen zu einer Anlage, deren erſter Hauptzwek die Vermehrung und Sicherung des Ertrages einer Wieſe iſt, in Gegenden, deren gebirgige Lage bei einer verhältnißmäßig ſtarken Bevölkerung, gebieteriſch forderte, von dem wenigen, dem Landbaue zu Gebote ſtehenden Boden den größtmöglichſten Ertrag zu ziehen. Die Schweiz und der Siegenſche Kreis der Provinz Weſtphalen, ſind das Vaterland des Wieſenbaues, wo wir denſelben entſtehen, und ſchnell zu einer hohen Stufe der Vollendung gelangen ſehen. Die Oertlichkeit beider Länder, bedeutendes Gefälle der Flüſſe und Bäche, und der ausnehmende Reichthum an Quellen, den dieſe Länder ihren eigentlichen geognoſtiſchen Verhältniſſen verdanken, förderten ungemein die Fortſchritte der Wieſenkultur, die, mit großem Aufwande an Kräften und Koſten, alle ſich ihr entgegenſtemmenden Hinderniſſe überwand, während in einem viel größern Theile unſers deutſchen Vaterlandes die Wieſen und Weiden im Zuſtande einer barbariſchen Unkultur da liegen. In den Gemeinden des Siegenſchen iſt ſchon ſeit vielen Jahren eine, von Seiten der Obrigkeit aufrecht erhaltene, Flößordnung eingeführt, und dieſe, ſo wie die bekannte Haubergsordnung ſind es, die fortdauernd den Unterhalt einer verhältnißmäßig großen, durch Fabriken und zahlreiche Berg-, Hütten- und Hammer-Werke beſchäftigten Volksmenge ſichern. In dem benachbarten Herzogthume Weſtphalen ſieht man den Wieſenbau jährlich weiter fortſchreiten; und die romantiſchen Thäler dieſer herrlichen Gebirge ſchmüken, — verſchieden, nach der Oertlichkeit, dem Bedürfniß, den Kräften und Geſchik der Bauer. — Die k. Landes-Kulturgeſellſchaft zu Arnsberg anerkennt ſo ſehr den Werth des Wieſenbaues, daß ſie ſeit zwei Jahren einige junge Weſtphalen, die ſich die nöthigen mathematiſchen Vorkenntniſſe angeeignet hatten, bei einem in ſeinem Fache erprobten Meiſter, dem Hrn. Bürgermeiſter **Schenck** zu Fickenhütten, in der Lehre unterhält, die nachmals in ihrem Vaterlande den geregelten Wieſenbau verbreiten werden.

Wenn Vermehrung des Graſes einer Wieſe, und Sicherung einer verhältnißmäßig jährlich gleich großen Menge dieſes Produkts mit möglichſt geringem Kraft- und Koſtenaufwande, anerkannt, der Hauptzwek des Wieſenbaues iſt; ſo finden wir in der, durch mathematiſche Hilfemittel geregelten Zuleitung des Waſſers — dieſes Hauptagens der Vegetation, — deſſen Verbreitung auf der Wieſe und fernerer Ableitung, nachdem es den Pflanzen die in ihm enthaltenen Düngmittel und Feuchtigkeit zugeführt hat, — das Mittel zur Erreichung des vorliegenden Zwekes, nach dem einfachen Grundſaze: „Leite das Waſſer auf den höchſten Punkt deines Grundſtükes, führe es gleichmäßig allen Theilen zu, und leite es auf dem niedrigſten Punkte baldigſt wieder ab." — So werden durch zwekmäßige Anlagen nicht nur trokene Wieſen gedüngt und bewäſſert, ſondern auch naſſe und ſaure Wieſen troken gelegt und entwäſſert, und auffallend zeigt ſich der Erfolg ſchon im zweiten Jahre. Bei trokenen Wieſen verſchwinden der Bokbart und das Borſtengras (Tragopogon pratense, Nardus stricta) und der klappernde Hahnenkamm (Rhinanthus crista galli) auf feuchten Wieſen die ſo ſchädlichen Mooſe, Binſen, Simſen und Riedgräſer, (die verſchiedenen Arten von Carex, Scirpus, Juncus, Luzula u. a.) welche den Beſtand der ſaueren Wieſen ausmachen, und an ihrer Stelle ſproſſen die edleren, einen reichlichern und beſſeren Ertrag liefernden Gräſer, aus den Geſchlechtern Avena, Alopecurus, Bromus, Festuca, Cynosurus, Holcus, Phleum, und das duftende Antoxanthum, untermiſcht mit den verſchiedenen Arten der Trifolien, Medicagen- und Melilotus-Arten in ihrem farbigen Blütenſchmuk — ohne Zuführen koſtbarer und künſtlicher Düngermittel, — deren

Digitized by Google

der Landwirth ohnedieß zur Produktion ſeiner Cerealien und Handelsgewächſe ſo ſehr bedarf, blos durch geſchikte Leitung und Vertheilung des Waſſers, ja ſelbſt in vielen durch Vertheilung der, den Waſſer- und Uferbauten ſo ſchädlichen, Herbſt- und Frühlings-Fluthen, auf.

Mich in das Techniſche und die Einzelnheiten des Wieſenbaues einzulaſſen, kann nicht der Zwek gegenwärtigen Aufſazes ſeyn, zumal die Schriften eines Meyer, Thaer, v. Schwerz und Keller wohl in den Händen eines jeden denkenden und leſenden Landwirthes ſind, ſondern nur, den angehenden Wieſenbauer aufmerkſam zu machen, daß nicht die Theorie, noch bloße Anſicht einer gebauten Wieſe, bei Anlagen dieſer Art zureiche, — wie Einſender zu eigenem Schaden erprobte — dagegen eine Menge praktiſcher Handgriffe, eine durch Erfahrung und Uebung erworbene Ueberſicht, und einige mathematiſche Kenntniſſe, durch Zeit- und Koſten-Erſparniß ſchneller zum Ziele führen. Einige Gutsbeſizer bedienten ſich daher der Siegerländer zu ihren Anlagen, die, obſchon ſie nur mit der Sezwage umzugehen wiſſen, fleißige und tüchtige Arbeiter ſind, die handwerksmäßig ihre Arbeit verrichten und ſchon auſſer ihrem Vaterlande, bei unbewohnten örtlichen Lagen, recht gute Wieſen gebaut haben. Jenen höhern Grad der Vollkommenheit, den mathematiſche Kenntniſſe dem Wieſenbau zu geben vermochten, erreichte er indeſſen dadurch, daß Männer, mit dieſen Kenntniſſen ausgerüſtet, ſich ihm widmeten, unter denen ſich insbeſondere der Herr Architekt Weeg, aus dem, dem Siegeniſchen benachbarten Kreiſe Olpe auszeichnet. Seine mannigfaltigen techniſchen und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe wendete er mit dem beſten Erfolg auf den Wieſenbau an, und es iſt ihm gelungen, ein neueres, zwekmäßigeres und wohlfeileres Syſtem, als das gewöhnliche, zu ſchaffen. Die großen und trefflichen Anlagen, die er ſeit 10 Jahren beim Freiherrn von Romberg im Kreiſe Dortmund, dem Herrn Präſidenten, Freiherrn von Hövel im Kreiſe Hagen, Freyherrn von Fürſtenberg, Kreis Arnsberg, Freyherrn von Brenken, im Kreiſe Büren, zur größten Zufriedenheit der Beſizer leitete, liefern die redenſten Beweiſe ſeiner Kenntniſſe und Geſchiklichkeit. — Ueberzeugt, daß in vielen Fällen das bloße Abſchälen der Raſen, Behuf der geringen Planirung die meiſten Koſten mache, erfand er — damals noch Student in Gieſen — einen Schälpflug, der bei groſſen Anlagen und großen abzudekenden Flächen ſich als zwekmäßig bewährt hat, indeſſen eine Beſpannung von 2 bis 3 Ochſen erfordert. Neuerdings hat er dieſe ſeine Erfindung weſentlich verbeſſert, ſo daß ſie allen billigen Forderungen entſpricht. Mit einem Pferde beſpannt, mit 2 Männern zur Bedienung des Pfluges und 4 Knaben, theils zur Leitung des Thieres, theils zum Wegräumen der Raſen, ſah Einſender in 10 Arbeitsſtunden einen nicht ebnen Wieſengrund von 100 Quad. Ruthen, jede 144 Q. Fuß, ſchälen und die gewonnenen Raſen, von 25 bis 30 Q. Zoll Größe und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll dik, ſofort zum Bedeken der geebneten Streken gebrauchen. Um dieſe Arbeit in derſelben Zeit mit Reißhaken, Spaten und Raſenhake zu vollenden, bedurfte es der angeſtrengten Arbeit von 22 Mann, und koſtete, die Ruthe zu 1 Sgr. 8 Hl. — 5 Rthlr. 16 Sgr. 8 Hl. Der Pflug arbeitet dagegen, das Pferd für 1 Rthlr. zwei Mann für 15 Sgr. und 4 Knaben für 20 Sgr., mit einem Koſtenaufwande von nur 2 Rthlr. 5 Sgr. Außerdem iſt dieſer Pflug auch noch dazu geeignet, die kleinen Wäſſerungs-Gräbchen, beſonders wo es nicht auf eine beſondere Genauigkeit beim Geradelegen derſelben abgeſehen iſt, zu ziehen. Durch Beihilfe dieſes Inſtrumentes, welches ſchneller u. bei weitem beſſere Raſen ſchält, als manche der früheren zu dieſem Zweke beſtimmten Inſtrumente, kann der Wieſenbau mit viel geringeren Koſten, und in bedeutend kürzerer Zeit, ausgeführt werden. Manche Streke, die man früher wohl ungebauet gelaſſen hätte, weil man die Koſten des Abſchälens fürchtete, die daher nur mangelhaft bewäſſert wurde, wird jezt ganz zwekmäßig und in ſehr kurzer Zeit in Stand geſezt werden können. — Natürlich ſind die Koſten nach Lage und Umſtänden derſchieden, auch eignet ſich nicht jedes Waſſer gleich gut zum Flöſſen, man kann aber durchſichtlich auf einen reinen Ertrag von 20 bis 30 vom Hundert rechnen, wie alle jene obgenannten Herren, denen der Herr

Digitized by Google

Weeg die Wieſen und Weiden nach ſeiner Art bauete, bezeugen werden. So ſah ich ſelbſt im vorigen Jahre von einer Wieſe, die im Herbſte 1824 gebauet und durch die Herbſtfluth, obſchon nicht vollkommen, gedüngt worden war, vom Morgen zu 180 Q. Ruthen, 12 bis 14 Centner Nach-Heu abfahren. — In früheren Jahren lieferte daſſelbe Grundſtük kaum 3 bis 4 Centner vom Morgen. Sind Lage, Waſſer und Boden nur einigermaſſen günſtig, ſo können bisher zweiſchürige Wieſen ſogar dreimal geſchnitten werden. Wirklich kann man bei den unendlichen Vortheilen des Wieſenbaues für die Landeskultur nicht umhin, die auf Verbeſſerung ihrer Güter bedachten Guts-Beſizer beſonders auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam zu machen, zumal der jezt ſo geringe Arbeits-Lohn alle Anlagen dieſer Art um ſo zeitgemäßer erſcheinen läßt, als die Vermehrung des Heues hinwieder ſo vortheilhaft auf Schafzucht und den Bau der Handelsgewächſe einzuwirken vermag, dann aber, wenn dereinſt der Anbau der Cerealien lohnender ſeyn wird, dieſen nicht zu viel Boden durch die Futterkräuter entzogen wird. — Beſſer wird es allerdings um uns Landwirthe ſtehen, wenn wir, unſer Wieſenbeil in der Hand, unſer Tagewerk ſchlieſſen, und wie jener berühmte italiſche Landmann ſagen:

Claudite jam viros pueri, sat prata biberunt.

Urſprung der ſprichwörtlichen Redensart: Jemand in den Sak ſteken.

Helena Schanſegin erblühte zur Jungfrau und mit allen Reizen weiblicher Schönheit geſchmükt, erſchien ſie am Hofe des Kaiſers Maximilians II.

Ihre Schönheit und die Ausſicht, durch ſie ein glänzendes Glük zu machen, zog ihr eine Menge Verehrer zu.

Am Eifrigſten bemühten ſich aber um ihre Gunſt ein vornehmer Spanier, der ſich an Maximilians Hofe aufhielt, und Andreas Eberhard Rauber, der als Hofkriegsrath in des Kaiſers Dienſte ſtand. Beide liebten das Fräulein aus inniger Zuneigung und ohne alle ſelbſtſüchtige Nebenabſichten. Der Spanier war ein ſchöner, junger Mann, bekannt wegen ſeiner Tapferkeit und körperlichen Stärke. Rauber zeichnete ſich nicht nur durch ſeinen Scharfſin und ſeine gründlichen Kenntniſſe, ſondern ebenfalls durch eine ſeltene Leibesſtärke aus, wovon er ſchon mehrere auffallende Proben gegeben hatte, denn es war ihm ein Spiel, das ſtärkſte Hufeiſen auseinander zu reiſſen.

Dem ſcharfſichtigen Auge des Kaiſers entging es nicht, wie eifrig ſich Beide um die Gegenliebe und die Hand Helenens bewarben.

Er ſprach darüber mit ihr und verlangte von ihr ein offenherziges Geſtändniß, welchem von dieſen Anbetern ſie am Meiſten zugethan ſey? Mit verſchämter Befangenheit lehnte ſie dieſe Erklärung ab und verſicherte, der Eine ſey ihr ſo lieb, als der Andere, und als Maximilian der hohen Geburt des Spaniers erwähnte, meinte Helene: dieſer zufällige Vorzug würde dadurch hinlänglich aufgewogen, daß Rauber ein Mann von ausgezeichneter Gelehrſamkeit, und ihr Landsmann, ein Deutſcher ſey.

„Wenn das deine aufrichtige Meinung iſt," ſagte der Kaiſer, der ſich eine den Sitten ſeiner Zeit gemäße Kurzweil machen wollte, : „ſo mögen die beiden Nebenbuhler um dich kämpfen, und deine Hand ſoll der Preis des Siegers ſeyn."

Das ſchüchterne Fräulein machte zwar dagegen Einwendungen, aber Maximilian, dem dieſer Einfall einmal in den Kopf gefahren war, beſtand auf ſeinem Vorſaz: vorzüglich um die körperliche Stärke und Gewandtheit dieſer beiden Männer, wovon man ſo vielfältig geſprochen, auf die Probe zu ſtellen.

Er ließ den Spanier und Rauber zu ſich beſcheiden.

„Ich weiß, daß Ihr Euch um die Gegengunſt der Helena Schanſegin bewerbt. Nur Einem kann die Jungfrau zu Theil werden. Es frägt ſich, ob Eure Liebe ſo groß iſt, daß Ihr für ihren Beſiz einen Kampf wagen wollt?"

Beide erklärten ſich ſogleich dazu bereit.

„Eure Verſicherung iſt mir Bürge," fuhr Maximilian fort: „daß ihr in zwiefachem Sinne brav ſeyd. Es wäre daher nicht wohlgethan von mir, wenn ich Euch einem blutigen, gefahrvollen

Kampf Preis geben wollte. — Die Sache kann auf eine leichtere Art entſchieden werden. Ich werde jedem von Euch einen Sak geben laſſen; mit dieſem verſehen, mögt Ihr mit einander ringen, und wer den andern in den Sak ſtekt, ſoll Helenen als Braut heimführen, auch überdieß noch von mir kaiſerlich bedacht werden.

Der Spanier und Rauber ſtuzten bei dieſer unerwarteten Wendung des ihnen gemachten Vorſchlags. Als ſie dagegen Bedenklichkeiten äußten, erklärte ihnen Maximilian: er ſähe darin einen deutlichen Beweis, daß es ihnen mit ihrer vorgeſpiegelten Liebe zu Helenen wohl kein rechter Ernſt ſeyn müſſe, und um dieſen Vorwurf zu widerlegen, gaben ſie ihre Einwilligung zu dieſem ſonderbaren Kampf.

Der Tag wurde dazu anberaumt und der Kaiſer hatte nach der Größe jedes Kämpfers einen Sak anfertigen laſſen.

Der Spanier und Rauber ſtellten ſich zur beſtimmten Stunde ein. Maximilian empfieng ſie, umgeben von den Vornehmſten ſeines Reichs, in einem großen, zu dieſem Kampf eingerichteten Saal, in welchem für die Zuſchauer eine Befriedigung angebracht war.

Jeder der Kämpfer empfieng den für ſeinen Gegner beſtimmten Sak und auf einen Wink des Kaiſers ertönten Trompeten, als Signal zum Angriff.

Dieſer begann im Angeſicht des Kaiſers, der ſchönen Helena und des ganzen Hofes.

Beide rangen lange mit einander mit gleicher Kraft und Gewandtheit, und keinem glükte es, einen Vortheil über ſeinen Gegner zu gewinnen. — Endlich benuzte Rauber einen günſtigen Augenblik, warf dem Spanier ſeinen Sak raſch über den Kopf, faßte ihn nun ſo kräftig um, daß er ihn umſtürzte und völlig in den Sak ſchieben konnte

Trompetengeſchmetter begrüßte Raubern als Sieger, aber es verhallte unter dem lauten Gelächter der Zuſchauer, die nun nicht ſäumten, dem Sieger ihre Glükswünſche abzuſtatten.

Der in den Sak geſtekte Spanier wurde ſogleich aus ſeiner unbehaglichen Lage befreit; er fand aber keinen Beruf, Zeuge des Triumphs ſeines Gegners zu ſeyn, entfernte ſich ſogleich, das Geſicht mit den Händen bedekend, als wenn er dadurch, daß er ſelbſt nicht ſähe, auch Andern unſichtbar würde. Maximilian wollte ſeine Beſchämung nicht noch vermehren, daß er ihn bat, zu bleiben, und ein gleiches Zartgefühl hielt alle übrigen Anweſenden ab, ihn abzuhalten.

Maximilian führte nun Helene zu Rauber und legte ihre Hand, als Preis des Sieges, in die ſeine, und erklärte feierlich das Fräulein für die verlobte Braut ſeines Hofkriegraths.

Bald darauf geſchah die prieſterliche Einſegnung. Der Kaiſer gab Helenen eine ſehr reiche Ausſteuer mit, und lösete dadurch ſein gegebenes Wort, daß er Raubern ein anſehnliches Geſchenk machte. Er erhob ihn bald darauf in den Reichfreiherrnſtand.

Der Spanier erſchien aber, von dieſem Augenblike an, nicht wieder an dem Hofe des Kaiſers, und kehrte nach wenigen Tagen in ſein Vaterland zurük, um recht weit von einem Orte entfernt zu ſeyn, wo er eine ſo ſchimpfliche Niederlage erlitten hatte.

Allerneueſtneueſte Erfindung.

(Vergleiche Seite 22.)

Mein deurtgſter Schnatterſchnakerl!

waß iſcht daß vor einNäh Maſchhin, dieh Aleß niterSchreipt, waß Mahn dräuhmt? Miehr dräuhmehn öfftehrs Nuhmerhr'n fon tehr Lohtri, uhnt wehnn ich erwachäh, hab ichß fer geſſen. Waß koſthet Eineh Solche Maſchhin, uhnt kahnmahns kleibch habehn? Pithe uhm Bahldikſchty Ahndwohrd. Evvah Stuhrmhln, Splhdahlehrln.

Antwort.

Wie kann ich mich mit einer alten Spitalerin einlaſſen? Ich habe das Haus voll junger Damen, Herren, Fräuleins ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc., — — —, ei was! ich verliere nur meine koſtbare Zeit.

Dr. Schnatterſchnakerl,
Geheimerrath, Ritter aller hohen Orden,
Mitglied aller gelehrten Geſellſchaften ꝛc.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 2 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 6. Den 5. Februar 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Rühmt immer, reiche Praſſer,
Nur euren Rebenſaft!
Wir huldigen dem Waſſer,
Und ſegnen ſeine Kraft.

Ihr ſchwelgt im Blut der Reben
Euch krank und feuerroth;
Uns gibt das Waſſer Leben,
Euch gibt der Wein den Tod.

Inhalt: Die allerneueſten Waſſerkuren. — Alles muß zu Grunde gehen. — Seltſames Carneval. — Vom Schneider und vom Rieſen.

Die allerneueſten Waſſerkuren.

Schon im Jahre 1820 S. 269 hat die Bauernzeitung auf den Werth des Waſſers aufmerkſam gemacht.

Die Bauernzeitung erhielt ſich im Umlaufe dieſer langen Zeit noch immer eine bedeutende Anzahl Getreuer, welche dieſes Blatt als eine lehrreiche Sammlung der nützlichſten Hauswirthſchafts-Regeln, und folglich als einen wahren Hausſchaz für Kind und Kindes-Kind betrachten und werth halten.

Dieſe Leſer, wenn ſie jenen Artikel vom Jahr 1820 über das Waſſer beachtet haben, werden ſich dabei ſo wohl befinden, wie der Bauernzeitungsſchreiber, der ſchon im Jahre 1811 ſo glücklich war, durch ein unter dem Titel „der Waſſerfreund" zu Wien herausgekommenes Buch, deſſen Verfaſſer, wenn das Gedächtniß nicht trügt, Hofkaplan war, auf die Heilkräfte des Waſſers aufmerkſam gemacht worden zu ſeyn und daraus friſches Leben zu ſchöpfen.

Ja wohl, friſches Leben, ſo friſch, als das Waſſer ſelbſt! Immer war Waſſer meine Univerſal-Medicin, und ſeit vielen Jahren weis ich von gar keiner Unpäßlichkeit mehr, da ich doch früher immer kränkelte.

Ich hielt meinen Glauben an das Waſſer feſt, ohne daß ich den Muth gehabt hätte, ihn öffentlich als den allein geſundmachenden zu vertheidigen, weil ich gar wohl weis, wie viele ſogenannte Hausmittel bald Dieſer bald Jener anpreiſ't, und wie verſchiedenartig die Fälle ſeyn können, wo den Einem gerade Das ſchädlich und ſelbſt tödlich wird, was doch dem Andern die verlorne Geſundheit wieder bringt.

Krank auf dem Bette liegend — war ich in meinem Leben nie, dagegen verſäumte ich auch noch nie, ſchon immer bei dem erſten Verſpüren von Uebelſeyn, auf der Stelle ärztliche Hilfe zu rufen, was jedoch, Gottlob! nur immer in Zwiſchenperioden von mehreren Jahren etwa nöthig war!

Mein Glaube an das Waſſer hat aber dieſe Tage auf einmal die Herzhaftigkeit bekommen, ſich vor aller Welt öffentlich auszuſprechen, indem ich unvermuthet in der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paßau ein kleines Büchlein fand und kaufte, welches den Titel führt:

Die allerneueſten
Waſſerkuren.
Fortgeſezt
vom
Profeſſor Oertel in Ansbach.
Nebſt einer Muſikbeilage.
Nürnberg,
Druk und Verlag von Friedrich Campe.

Obwohl dies nur als die Fortſezung eines früheren Werkchens bezeichnet iſt, und ich das frühere nicht kenne, fand ich doch ſchon hierin allein hinlänglichen Stoff zur Bekräftigung meiner eigenen Erfahrungen. Gleich Seite 7 heißt es unter der Aufſchrift:

Die außerordentlichen Wirkungen des kalten Waſſers.

Seit vier Jahren quälte mich, neben fliegender Gicht und beſonders Fingergicht, unmittelbar nach dem mindeſten Genuß irgend einer Speiſe, Hämorrhoidalgrimmen, Bruſtdrüken, betäubende Kopfſchmerzen, die mich mitten aus der Arbeit auf das Ruhebett rieſen, ſo

Digitized by Google

lange, bis die Anzahl von Winden ſich unterwärts und aufwärts durchgewürgt hatte; ſo daß ich mich täglich auf drei bloſſe Suppen beſchränkte, durch Kaffeewiken den Kaffee verdrängte, das Bier gänzlich und den Wein eine Zeitlang aufgab. Marienbäder und Kreuzbrunnen leiſteten mir in den Maimonaten 1826 und 1827 die trefflichſten Dienſte. Allein ſchon im September 1827 kehrten alle meine Uebel verſtärkt zurük.

Da las ich am 20. Januar 1828 Nachts Nr. 8. im Allg. Anz. Profeſſor Oertels in Ansbach, Aufſaz, und Schenks Brief; und ſeit dem 21. deſſelben Monats lebe ich (in meinem 71ſten Jahre) pünktlich nach folgender Ordnung;

1) Des Morgens 4 Uhr iſt mein erſter Labetrunk ½ Maß Waſſer von der Quelle weg.

2) Dann waſche ich mir mit friſchem Waſſer Augen, Kopf und Genik, und ſchnupfe es auch in die Naſe herauf.

3) Dann trinke ich zwei Taſſen puren Wiken-Kaffee zu einer Pfeife Tabak, worauf wieder ein Glas friſches Waſſer folgt.

4) Um 8 Uhr trinke ich eine Taſſe Wikenkaffee, mit Rahm und etlichen Schnitten Ulmerbrod.

5) Von 9 bis 11 trinke ich wenigſtens eine Maß Waſſer und nehme ein Augenbad.

6) Von 1 bis 2 genieße ich von 3 Gerichten, und trinke 2 Gläſer Waſſer dazu.

7) Nach dem Mittagſchläfchen trinke ich ein Kelchglas guten Affenthaler Wein.

8) Von 4 bis 6 trinke ich eine Maß Waſſer und nehme jeden andern Tag ein Seifenbad.

9) Von 6 bis 7 folgt eine Pfeife Tabak und eine Flaſche Waſſer und ein Augenbad.

10) Nach 7 Uhr zwei Kelchgläſer Affenthaler, welcher die wohlthätigſte Wärme in meinem ganzen Innern verbreitet.

11) Um 8 Uhr Suppe und leichte Beiſpeiſe mit einem Glaſe Waſſer.

12) Um 9 Uhr zu Bette, noch etwas Leſen und 1 Glas Zukerwaſſer.

Die Folgen dieſer Lebensweiſe, verbunden mit täglicher 4—6ſtündiger Bewegung in der Landwirthſchaft, des Winters im Durchwatten des Schnees zu Berg und Thal, ſind: Eßluſt, leichte Verdauung ſelbſt ſchwerverdaulicher Speiſen, ſehr viel Urin, und alle Morgen regelmäßiger Stuhlgang, immer ſeltenere Kreuzſchmerzen, und im Fall ihres Eintretens naßkalt umgeſchlagene Tücher, wohlthätige Schleimauflöſung, Abnahme und leichter Abgang der Winde, und weder Katarrh noch Schnupfen.

Mit dem heiterſten Gemüthe, dem natürlichen Ergebniſſe geſundeſten Körpers, und mit der innigſten Rührung ſezt daher dem Profeſſor Oertel andurch ein ſchwaches öffentliches Denkmal des innigſten, unausſprechlichen Dankes —

der k. b. Appellationsgerichts-Präſident
und Kommandeur des Civilverdienſt-
Ordens der b. Krone,
Freiherr v. Völderndorf und
Waradein.

Kolmberg bei Kam, am 21. Mai 1829."

Seite 20 heißt es unter der Aufſchrift:

Wieder drei merkwürdige Waſſer-Kuren.

„Nro I. Endlich bin ich im Stande, Ihnen, hochgeehrteſter Herr Profeſſor, meinen ſchuldigen herzlichen Dank, den ich Ihnen ſchon mündlich abzuſtatten die Ehre hatte, auch ſchriftlich zu bezeigen, und die nähern Umſtände meiner Krankheit, Ihrem Wunſche gemäß, zu erzählen. Schon zu Anfang des vorigen Winters ſpürte ich öfters rheumatiſche Schmerzen ſowohl am Halſe, als in beiden Knieen. Oefteres Schwizen war zwar hinreichend, ſolche auf einige Zeit zu vertreiben; allein immer ſtärker kehrten ſie wieder. Etliche Tage vor Faſtnacht verließ dieſer Rheumatismus den Hals und ſezte ſich in den Knieen feſt. Der Schmerz, welchen ich von nun an in beiden Knie-Gelenken fühlte, war unbeſchreiblich. Kurz vorher hatte mir ein guter Genius Ihr Buch über die Waſſerkur in die Hand gegeben; und nur der unausſprechliche Schmerz gab mir den Muth, Ihre ſo menſchenfreundlich anempfohlene Waſſer-Kur anzuwenden. Nachdem mein Schmerz, der mir nicht nur allen Schlaf und alle Ruhe raubte, ſondern mich auch nicht im Bette litt — das einſtimmige Abrathen meiner Freunde übertönt hatte, ließ ich mir ein Schaff voll friſchen Brunnenwaſſer bringen, tauchte ein ſechs- bis achtfach

Digitized by Google

zuſammengelegtes leinenes Tuch in dasſelbe, legte es um beide Kniee, und nach drei bis fünf Minuten war der gräßlichſte Schmerz gehoben.

Mit dieſen Umſchlägen und mit dem Aufgießen des kalten Waſſers fuhr ich anderthalb Stunden fort, legte mich dann ins Bette, und ſchlief vom Schmerz befreit ganz ruhig ein, und am Morgen konnte ich, zu meiner größten Verwunderung, die Kniegelenke, die ich ſchon während des Aufgießens und Umſchlagens mit kaltem Waſſer ein wenig mehr ſtreken konnte, nun ganz ſtreken und gehen. Die noch zurükgebliebene Steifheit und Ungelenkſamkeit in den Knieen, die ſich beſonders dann zeigte, wann ich vom Stuhle aufſtehen und mich gerade ſtellen wollte, verſchwand auch in 14 Tagen, indem ich kaltes, friſches Brunnenwaſſer trank, ſo viel ich nur konnte, und meine Kniee alle Tage wenigſtens eine halbe Stunde lang mit friſchem Waſſer wuſch und einrieb.

Nro. II. Sobald ich wieder ausgehen konnte, beſuchte ich einen jungen Menſchen, der ſchon beinahe drei Jahre jämmerlich darniederlag. Dieſer vier und zwanzigjährige Menſch, an welchem alle Mittel ſcheiterten, die man bei ihm für die Gicht nur zu häufig anwandte, ließ ſich durch Ihr Büchlein und durch meine glükliche Kur bewegen, das kalte Waſſer nach ihrer Vorſchrift anzuwenden. Die Kniegelenke dieſes Unglüklichen waren ſo zuſammengezogen, daß die Ferſe beinahe das Geſäß berührte. Er konnte daher weder gehen, noch ſizen, und litt noch überdies durch die heftigſten Wadenkrämpfe und durch Gefraiſch. Auch waren ſeine beiden Ober- und Unterſchenkel, ſo wie die Füße, ſeit zwei Jahren immer eiskalt und durch nichts zu erwärmen.

Nach dem erſten kalten Waſſerbade fühlte dieſer Unglükliche ſchon eine auffallende Veränderung. Die Wärme kehrte in ſeine Schenkel zurük, die Geſchwulſt fiel etwas ein, die Zehen konnte er bewegen und das Reißen und Stechen in den Knie- und Fußgelenken, ſo wie der Wadenkrampf und das Gefraiſch, ließ nach. Nach einer Zeit von 14 Tagen konnte dieſer Unglükliche ſich nicht nur gerade ſtreken, ſondern er war auch von allen Schmerzen befreit; nur fehlte zum Gehen noch die gehörige Stärke. „Jezt, ſchrieb mir ein guter Freund vor vier Wochen, fängt er an zu gehen, ſo wie ein kleines Kind anfängt." Was alſo alle Arzneien, Dampfbäder ꝛc. nicht vermochten, das bewirkte das kalte Waſſer in ſo kurzer Zeit.

Wollen ſich Ew. Wohl. noch genauer nach den näheren Umſtänden dieſer Krankheit erkundigen, ſo dürfen Sie Sich nur gütigſt an den Webermeiſter Stengel in Neuhof (5 Stunden von Ansbach), deſſen Bruder dieſer Hergeſtellte iſt, wenden. Indem ich Ihnen meinen herzlichen Dank, verbunden mit den Dankesthränen dieſes geretteten Stengel, darbringe, empfiehlt ſich

Ew. Wohlgeboren

Feuchtwang, d. 20. Mai 1829

hochverehrender Schmidsiller, Hilfslehrer in Feuchtwang.

Auf meine Erkundigung ſchrieb mir nun der Webermeiſter Stengel in Neuhof, unter dem 16. Juni Folgendes: „Mein Bruder ging, ſeines Alters von 22 Jahren, im Monat Mai 1826 auf die Feldarbeit, erhizte ſich zufälliger Weiſe, kam unter ſchreklichem Sturmwetter nach Hauſe und bemerkte nach einigen Tagen, daß es ihm in den Gliedern fehle. Es wurde ſogleich ärztliche und häusliche Hilfe gebraucht, aber Alles vergebens. Es zog ihm bis zum Monat Julius alle Nerven zuſammen. Wir gebrauchten Dampf- und Kräuterbäder; aber es war nicht der mindeſte Schweiß zu gewinnen. Wir glaubten, durch Salben die Nerven in Ordnung zu bringen; Herr Dr. Eckert zu Markt Erlbach rieth, man ſolle Schafwolle ihm um die Glieder ſchlagen. Es geſchah, war aber Alles fruchtlos. In dieſer Noth forſchte man hie und da nach weiterer Hilfe, bis zufällig Herr Schmidsiller uns von der Waſſerkur erzählte. Wir waren freilich ſehr bedenklich, ließen aber doch eine Wanne mit friſchem Brunnenwaſſer bringen und legten den Unglüklichen ohne Erbarmen in das Waſſer. Es verurſachte ihm zwar große Schmerzen im Unterleibe; wir legten ihn aber doch am andern Tage wieder in die Wanne mit friſchem Waſſer. Jezt wurde es beſſer mit ihm, da er ſo großen Schweiß

bekam, daß er davon triefte." — Und weiter ſchreibt Stengel unterm 12. Juli: „Mein Bruder iſt jezt ſo weit gebracht, daß er nicht nur über die Stube, ſondern auch ſchon in die Nachbarſchaft geben kann ꝛc."

Nro. III. Ein bayeriſcher Landgeiſtlicher, der im 20. Jahre ſteht, bekam neulich geſchwollene Beine bis an die Waden herauf. Da er meine neueſten Waſſerkuren geleſen hatte, ſchrieb er an mich und fragte bei mir an, ob und wie ich ihm die Waſſerkur dagegen anrathen würde. Ich rieth ihm ſogleich ohne alles Bedenken dazu und ſchrieb ihm, er ſollte, um ja nicht die Geſchwulſt bis in den Unterleib herauf kommen zu laſſen, an jedem Abend vor dem Schlafengehen ganz friſches Brunnenwaſſer in einem vielfachen Leinentuch um beide Beine feſt herumſchlagen, ſich damit zu Bette legen und die Waſſerkraft in die Füße und Waden hinein troknen laſſen, und zugleich den Tag über recht viel friſches Waſſer trinken und ſonſt auch diätiſch leben. Dieß that er herzhaft und pünktlich und unausgeſezt. Und nach 14 Tagen ſchrieb er mir unterm 22. Juni: „Das Waſſerbad hat mir bisher gut angeſchlagen. Denn die Geſchwulſt läßt nach, und die Beine haben vom Knorren an bis über die Hälfte der Waden einen Ausſchlag mit ſtarkem Juken, jedoch ohne Schmerzen. Das kalte Waſſer mäſſigt das Juken. Die Geſchwulſt um die Knorren herum iſt unbedeutend, jedoch läßt ſie beim Eindruke mit dem Finger eine, wiewohl nur augenblikliche, Spur zurük. In den Beinen ſelbſt iſt davon keine Spur mehr zu merken."

Um nun vollends noch jene augenblikliche Spur zu vertreiben, rieth ich ihm, nicht nur ſo, wie bisher, damit fortzufahren, ſondern auch den Tag über mit durchnäßten und allſtündlich friſch begoſſenen Strümpfen in Pantoffeln herum zu gehen. Und ſo iſt jezt, wie er unterm 28. Juli ſchreibt, Alles wieder in Ordnung.

Anmerkungen.

1) Was ſagen nun meine Leſer zu allen dieſen Waſſerkuren? Wo wäre wohl eine Arznei, eine Maſchine je im Stande geweſen, ſolche Wunderkuren zu bewirken und zwar in ſo kurzer Zeit zu bewirken, wie ſie hier das friſche Brunnenwaſſer bewirkte?

2) Und das friſche Brunnenwaſſer hat das Eigene, was keine Arznei, keine Maſchine hat — daß es, a) wenn es auch bei ungeſchikter Anwendung nichts hilft, doch auch in keinem Falle ſchadet, folglich die unbedenklichſten Verſuche mit ſich anſtellen läßt, und daß es b) allemal hilft, wenn man es gehörig, d. h. beherzt, beharrlich, unverfälſcht und diätiſch anwendet.

3) Daher ſagt Hufeland, deſſen goldene Worte ich hier wiederholen muß, mit allem Fug und Recht, und ganz meiner bisherigen Erfahrung gemäß: „Im kalten Waſſer liegt unſtreitig eine ungleich höhere Kraft, als wir bisher geahnet haben — eine wunderbare belebende Kraft. Und es verdient dieſe einfache Methode demnächſt in die tägliche Praxis eingeführt zu werden." — Demnächſt? Ja demfernſt! —

4) Nur das ſtarre Vorurtheil gegen dieſe göttliche Naturgabe erlaubt tauſend und aber tauſend Leidenden nicht, ſich dieſes Allheilmittels zu bedienen, wodurch doch ſo leicht Krankheiten des Kopfes, des Halſes, der Bruſt, des Unterleibes, der Eingeweide, des Rükgrades, Fall-Sucht, Waſſerſcheu, Krämpfe, Lähmungen, Schlagflüſſe und wie dergl. Zufälle heißen mögen, leicht beſeitigt werden könnten.

5) Daher jammerte es mich innigſt, als ich neulich vom Hofrath Dr. Müllner zu Weißenfels in öffentlichen Blättern las: „Scheinbar geſund, ward er Nachmittags um 5 Uhr vom Schlage getroffen. Es wurde Alles für ſeine Rettung angewandt; aber er war gleich ſo ſehr an der rechten Seite gelähmt, daß er die Sprache verlor." Alles angewandt? Auch das friſche Brunnenwaſſer, als das einzig wirkſamſte Schlag-Mittel (Antiapoplecticum)? Hat man ihm wirklich vor Allem ſogleich dem Kopf ringsum, Bruſt und Rükgrad, und beſonders die Herzgrube mit friſchem, eiskaltem Waſſer eingerieben? O gewiß nicht! Und hatte er ja vor Lähmung die Sprache verloren, hatte er denn darum auch ſogleich das Leben verloren, war darum auch ſogleich der lezte Lebensfunken im Innern des Herzens erloſchen? Die Erfahrung ſagt nein! dazu.

Digitized by Google

Und, auf Erfahrung beruht doch immer die ganze Heilkunde. Was darüber iſt, iſt vom Uebel.

6) Aber leider! iſt es heut zu Tage ſo, daß wir — aus Undank gegen den Schöpfer der Natur — in der Kunſt immer vorwärts, in der Natur hingegen immer weiter rükwärts kommen. Je künſtlicher und gelehrter ein Mittel iſt, deſto mehr wird es bewundert, angeſtaunt, geſucht, gebraucht; je natürlicher und ungelehrter es hingegen iſt, deſto weniger wird es geachtet und gebraucht. So will man jezt durch ein künſtliches Ding, Chlorkalk und Chlorſäure genannt, die Peſt aus der Menſchheit und Viehheit vertreiben!

7) Schließlich wiederhole ich meine Bitte an mehrere meiner Waſſerklienten in Braunſchweig Breitenbach, Deſſau, Dresden, Eiſenberg, Gotha, Hof, Köthen, Leipzig, Ruhle, Schlüchtern, Stolberg, Weimar, und anſonſtige Waſſerfeunde, mir von dem Erfolg ihrer Waſſerkuren gefällige Nachricht zu geben, oder auch im allg. Anz. d. D. das Nöthige hievon zum Beſten ihrer leidenden Mitmenſchen bekannt zu machen.

Dem Waſſer allein die Ehre!

Ansbach, im Auguſt 1829.

Profeſſor Oertel."

Alles muß zu Grunde gehen!!

oder die Gewerbs-Beeinträchtigung im Schlaraffenlande.

Eine Schlaraffen-Zeitung wäre eine ſpekulative Unternehmung und würde von Bauern, Handwerkern und Gewerbern weit begieriger geleſen, als die Bauernzeitung oder ein Gewerbs-Blatt, da es weit vornehmer iſt, über fremdländiſche Neuigkeiten zu diskuriren, als vom Pflug, der Hobelbank, dem Meißel und der Karſt, und weil Neuigkeiten aus unentdekten Ländern, wie z. B. das Schlaraffenland, für dieſe Menſchen-Klaſſe etwas Pikantes haben. Da wir dort weitläufige Bekanntſchaften und zwar in den höhern Zirkeln haben, ſo könnten wir einem Redaktoren mit Zeitungs-Artikeln der Art dienen. Einsweilen wollen wir einen davon dem Bauernzeitungs-Trager in den Korb werfen.

In einem Markt im Lande der Schlaraffen, ſpielten die Kinder der Orts-Bürger auf dem gewohnten Spielplaze mit Nüſſen und Bohnen. Wie die Glüksgöttin ihre Günſtlinge gerne unter ihren Geſchlechts-Verwandten wählt, ſo begünſtigte ſie diesmal die kleine Fortunata, in deren Schürzchen alle auf dem Spielplaz vorhandenen Nüſſe und Bohnen wanderten. Der Abend dauerte noch lange, und die kleinen Spiel-Kazen hätten gar ſo gerne das Vergnügen länger genoſſen und es ſogar mit Geld erkauft. Eins nach dem Andern lief nach Hauſe um . . . . Pfenninge und Kreuzer, womit ſie der kleinen Fortunata die verſpielten Nüſſe und Bohnen wieder abkauften. Bald hatte die Kleine ihr Schürzchen leer und dafür eine Menge Kreuzer und Pfenninge im Nas-Tuchzipfel eingeknüpft. Jezt war wieder Freude und Leben unter den Sorgloſen. Sie ſpielten und lärmten, gewannen und verloren, und achteten den Obſtler des Ortes nicht, der in ſtummem Ingrimm wie eingewurzelt da ſtand, bis ihn der Nachbar Krämer, ein gediegener Schlaraffe, Patriot und Rathsmann im Vorübergehen aus der Betäubung rüttelte und ihn mit den Worten anredete: „Nachbar Obſtler! was ſtehſt du da ſo ſtumm und kleinlaut, als hätte dich der Schlag getroffen? iſt dir nicht wohl?" Da bog der Obſtler aufgeſchrekt den Oberleib zurük, ſtrekte krampfhaft die langen Finger gegen die ſpielende Schaar; die Augen auf das Kreuz des Thurmes gerichtet, ſperrte er den Mund weit auf, der ſich lange nicht ſchließen wollte. Endlich als die Zunge wieder gehend wurde, klagte er dem erſtaunten Rathsmann, Gewerbs- und Geiſtes-Verwandten den himmelſchreienden Frevel der jungen Welt, welche ſo frühe ſchon aus der Art ſchlage, Verkehr mit Nüſſen und Bohnen treibe und ſein Gewerbe, wofür er doch Steuern und Abgaben bezahle, offenbar ruinire — „He (er) Gvattä! erſt lezten Sonntag hab ich dem Säkler es ernſtlich verwieſen, daß er die Aepfel, die ihm ſein Schwiegervater zuweilen ſchenkt, um Geld verkaufe, ; ob er nicht wiſſe, daß ich alleinberechtigter Obſtler im Orte ſey?! Wir hätten uns bald gerauft: das können die bezeugen, die mit uns damals beim Kazen-Koch ihr Bier getrunken haben. Aber was hilft

alles Schmähen, Schimpfen und Schlagen! Schlägt man einem ſolchen Brod-Dieb den Kopf ab, ſo wachſen dafür hundert andere nach, wie man an dieſer jungen Brut ſehen kann. He (er) Gvattä! es geht nicht mehr lange ſo! Wir müſſen zu Grund gehen! Man will's ſo haben, Alles geht zu Grund!! und enker (euer) Kram, den ihr erheirathet habt, geht auch zu Grund. Ich ſollte Rathsmann oder Kaiſer ſeyn!! u. ſ. f.

Das kam dem Nachbar Kramer ganz gelegen. Er verſprach die Sache mit ſeinen Collegen in ernſte Betrachtung zu ziehen, rieth dem Oebſtler, einsweilen bei geeigneter Stelle, gegen die Kinder Klage zu ſtellen, er aber werde beim nächſten Landtage alle geiſtes- und gewerbsverwandten Schlaraffen zu vereinigen ſich alle Mühe geben, daß dem unvermeidlichen Untergang in Zeiten noch vorgebeugt werde; er ſelbſt ſey am Meiſten dabei betheiligt, ſein patriotiſches Herz laſſe ihm keine Ruhe mehr, ſeitdem der Oelſchläger ſich im Markt niedergelaſſen habe und Alle, die bisher das ranzige Oel zum Salat bei ihm hätten kaufen müſſen, ihren Kreuzer nun zum Oelſchläger tragen; käme erſt noch ein Eſſigmacher in den Markt, ſo würde ihm der ſeinen Kram noch ganz verſäuren, und „Alles müßte zu Grunde gehen."

Seltſames Carneval.

Als im Jahre 1715 die Czarin zur unausſprechlichen Freude des Czaars von einem Prinzen entbunden wurde, dauerten (ſo erzählt der Engländer Bruce) die Freudenbezeugungen 8 Tage. Die Feierlichkeiten bei dieſer Gelegenheit waren ungewöhnlich prächtig, überall glänzende Gaſtmahle, Feuerwerke und Bäle. Bei einem ſolchen Gaſtmahl wurden einmal drei ſeltſame Paſteten aufgeſezet. In der erſten, auf der Tafel der Groſſen des Reichs, ſaß eine nakte Zwergin, die nichts als ein bloßes Kopfzeug auf dem Leibe hatte, nachdem ſie herausgeſtiegen war, hielt ſie eine Rede an die Anweſenden, und dann wurde die Paſtete weggetragen. Auf der Tafel der Damen wurde eine ähnliche mit einem ähnlich gekleideten Zwerg ſervirt; die dritte endlich enthielt 12 lebendige Feldhühner, die mit großem flatternden Getöſe bei der Eröffnung durch das Gewölbe hervorbrachen, zu nicht geringem Erſtaunen der Geſellſchaft. Den Abend darauf wurde ein herrliches Feuerwerk abgebrannt, mit vielen wohlausgedachten Deviſen, ganz oben ſtand in großen Buchſtaben:

Hoffnung mit Geduld.

Auf dieſe Freudenbezeugungen folgte eine Art von Carneval, wovon eigentlich die Hauptabſicht folgende war. Der Czaar hatte nemlich die patriarchaliſche Würde und die damit verknüpften großen Revenüen der Krone einverleibt, und um nun den Patriarchen, ſo wie er bisher ausſah, beim Volk lächerlich zu machen, ging er folgender Weiſe zu Werke. Man kleidete den Hofnarren Sotof, einen Mann von 84 Jahren, der bei dieſer Gelegenheit mit einer muntern raſchen Wittwe von 34 Jahren vermählt werden ſollte, wie einen Patriarchen an. Die Hochzeit dieſes ſeltſamen Paares wurde mit einer Masquerade von ungefähr 400 Perſonen beiderlei Geſchlechts gefeiert, wovon je vier und vier eigene Trachten und eigene muſikaliſche Inſtrumente hatten. Zu Hochzeitbittern hatte man die vier gröbſten Stotterer im Reich auserſehen; die vier Läufer waren die vier unbeholfenſten, fettſten u. podagriſchſten Kerle, die man auftreiben konnte. Die Brautführer, Aufſeher und Tafelwärter waren ſteinalte Männer, und der Prieſter, der die Trauung verrichtete, war über 100 Jahre alt. Die Prozeſſion, die beim Pallaſt des Czaars anhub, und von da über den zugefrornen Strom nach der großen Kirche beim Rathhaus ging, geſchah in folgender Ordnung. Erſt kam ein Schlitten mit den vier Stammlern u. ſ. w., andere mit den Brautführern, Wärtern u. ſ. w. Hierauf folgte der Knees Romadanowsky, der in dieſer Farce den Czaar ſpielte, er ſtellte eine Art von König David vor, hatte aber ſtatt der Harfe eine Leyer, die mit Bärenpelz überzogen war, in der Hand. Weil er hier die vornehmſte Perſon vorſtellen ſollte, ſo hatte man ſeinem Schlitten die Form eines Throns gegeben, und er ſelbſt hatte eine Davidskrone auf. An die vier Eken des Schlittens hatte man vier

Bären angebunden, welche Bedienten vorſtellten, ein fünfter ſtand hinten auf, und faßte mit ſeinen Pfoten den Schlitten; dieſe Bären reizte man nun beſtändig mit Stacheln, daß ſie mit ihrem beſtändigen Brummen ein recht fürchterliches Getöſe machten. Hierauf kamen Braut und Bräutigam auf einem ausdrüklich hierzu verfertigten Schlitten. Auf dem Schlitten waren überall Liebesgötter angebracht, wovon jeder ein groſſes Horn in der Hand hielt. Auf dem Kutſcherſiz ſaß ein Wilder mit ungeheuern Hörnern, und hintenauf ſtand ein Ziegenbok mit einem ähnlichen Kopfpuz. Auf dieſe folgte eine Menge Schlitten, die von allerlei Thieren gezogen wurden, als Widdern, Böken, Rehböken, Bullen, Bären, Hunden, Wölfen, Schweinen und Eſeln; hierauf kamen viele ſechsſpännige Wurſtſchlitten mit den gehörigen Geſellſchaften. So wie der Zug anhub, wurden alle Gloken der ganzen Stadt geläutet, und die Trommeln des Forts, dem er ſich näherte, wurden auf dem Wall gerührt. Die verſchiedenen Thiere wurden mit Gewalt zum Schreien gebracht, und die Geſellſchaft klimperte und klapperte mit ihren Inſtrumenten, wodurch, wie man ſich vorſtellen kann, ein Getöſe entſtand, das alle Beſchreibung übertrifft.

Der Czaar mit ſeinen 3 Begleitern, dem Prinzen Menzikoff, dem Grafen Apraxin und Bruce, waren wie frieſländiſche Bauern gekleidet, jeder mit einer Trommel. Von der Kirche ging der Zug wieder zurük nach dem Pallaſte, wo ſich die Geſellſchaft bis um 12 Uhr des Nachts divertirte, da ſie denn in derſelben Ordnung bei Fakeln die Neuvermählten nach ihrer Wohnung begleiteten, um ſie da, wie ſichs gehört, und richtig zu Bette gebracht zu ſehen.

Dieſes Carneval dauerte 10 ganzer Tage, in welchen die Geſellſchaft von Haus zu Haus zog, wo ſie immer kalte Küche und ſtarke Getränke vorfand, ſo daß während der ganzen Zeit keine nüchterne Seele in ganz Petersburg anzutreffen war. Den lezten Tag gab der Czaar ein groſſes Traktament auf dem Rathhaus, bei deſſen Beſchluß jeder einen großen Pokal, der der doppelte Adler hieß, und eine ſtarke Bouteille Wein hielt, austrinken mußte. Um dieſem auszuweichen, ſuchte ich mich wegzuſchleichen, indem ich beim Wache habenden Offizier vorgab, ich hätte etwas für den Czaar auszurichten. So entkam ich glüklich nach dem Hauſe des Herrn Keldermann, der ehmals einer von des Czaars Hofmeiſtern geweſen war, u. noch immer ſehr bei ihm in Gnaden ſtand. Herr Keldermann kam mir bald nach, doch nicht eher, bis er den doppelten Adler ausgetrunken hatte. Bei ſeiner Ankunft ſagte er, es ſey ihm ganz übel vom vielen trinken, ſezte ſich nieder, und legte den Kopf auf den Tiſch, und ſchien endlich zu ſchlafen; da er dieſes öfters that, ſo hatten ſeine Töchter nichts Arges daraus, bis ſie einige Zeit darauf bemerkten, daß er nicht athmete, als ſie näher hinzu traten, fanden ſie ihn todt und ſteif, welches, wie man ſich vorſtellen kann, die Familie in die äuſſerſte Verwirrung ſezte.

Da ich wohl wußte, wie viel der Czaar auf den Mann hielt, ſo gab ich alsbald Nachricht von dem traurigen Vorfall. Der Kaiſer verfügte ſich auch ſogleich Selbſt zur Wittwe, und bezeugte derſelben ſein Beileid. Die Leiche wurde auf ſeine Koſten veranſtaltet, und der Wittwe auf Lebenszeit ein anſehnlicher Gehalt ausgeſezt. Auf dieſe Weiſe endigte ſich dieſes Carneval, allein es ging noch einige Zeit darauf, ehe die Mitglieder wieder ganz zu Sinnen kamen.

Vom Schneider und vom Rieſen.

Ein Schneider, der ein großer Prahler aber ſchlechter Zahler war, bekam einmal Luſt, ſich auch ein wenig in der weiten Welt umzuſchauen. Er verließ daher ſeine Werkſtätte, und

wanderte ſeinen Weg
über Brük und Steg
bald da, bald dort:
immer fort und fort.

Da gewahrte er eines Tages, in einiger Entfernung, einen blizblauen, ſteilen Berg, und hinter dieſem einen himmelhohen Thurm, der in einem ſtokfinſtern Walde ſtand. „Poz Bliz, was muß das ſeyn? rief er aus, und weil ihn die Neugier mächtig kizelte, ging er darauf los. Wie er ſchon nahe hinzu kam — hui! da rieß er vor

Schrek und Staunen Mund und Augen auf; denn der Thurm hatte Füſſe, ſprang mit einem Saze über den ſteilen Berg und war ein — Rieſe, der ſo großmächtig war, daß es gar nicht zu ſagen iſt.

„Was willſt du da, du winziger Mükenkopf?" fragte der Rieſe mit donnernder Stimme, indem er dem Schneider den Weg verſtellte, der gar kläglich antwortete: „Nun, ich will halt auch ſchauen, wie ich mir ein Stük Brod verdienen kann." — „Wenn das iſt", ſagte der Rieſe, „ſo kannſt du ja in meine Dienſte treten." — „Ei, wanns ſeyn muß, warum denn nicht! Aber was bekomm ich zum Sold?" bekümmerte ſich der Schneider. — „Sold! dreihundert fünf und ſechzig Tag, und iſt ein Schaltjahr, noch einen darüber. Biſt du damit zufrieden?" — „Meinetwegen," erwiederte der Schneider und dachte für ſich:

„Man muß ſich halt ſtreken
nach der Deken!

Ich will mich von ihm ſchon bald wieder los machen." — — Da befahl ihm der Rieſe, einen Krug Waſſer zu holen. — „Warum nicht lieber gleich den Brunnen ſammt der Quelle?" fragte der prahleriſche Schneider, und ging mit dem Krug zum Waſſer. „Was, den Brunnen ſammt der Quelle?" murmelte der leichtglaubige Rieſe in den Bart hinein, und fürchtete ſich ſehr. „Der Kerl kann mehr als Aepfel braten, der hat ein Alraunerl im Leibe. Sieh du dich vor, Paſunzi, das iſt kein Diener für dich." — Wie der Schneider Waſſer gebracht hatte, befahl ihm der Rieſe, einige Scheit Holz in dem Walde abzuhauen und heimzutragen. „Warum nicht lieber gleich den ganzen Wald mit einem Streich?" fragte der prahleriſche Schneider.

„Den ganzen Wald
mit jung und alt,
ridigs und raidigs,
knopret's und g'ſchmeidigs."

und ging Holz zu hauen.

„Was? den ganzen Wald
mit jung und alt,
ridigs und raidigs,
knopret's und g'ſchmeidigs?"

und den Brunnen ſammt der Quelle?" murmelte abermals der leichtgläubige Rieſe in den Bart hinein, und fürchtete ſich noch mehr. „Der Kerl kann mehr als Aepfelbraten, der hat ein Alraunerl im Leibe! Sieh du dich vor, Paſunzi, das iſt kein Diener für dich." Wie er das Holz gebracht hatte, befahl ihm der Rieſe, ein paar Wildſchweine für das Abendmahl zu ſchieſſen: „Warum nicht lieber gleich tauſend mit einem Schuß, und dich dazu?" fragte der prahleriſche Schneider.

„Was?" rief erſchroken der leichtgläubige Rieſe aus. „Laſſen wir das für heute gut ſeyn, und Schneiderlein, leg dich nur ſchlafen." Der Rieſe aber fürchtete ſich ſo ſehr, daß er die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte, und immerhin darauf dachte, wie er dieſen Hexenmeiſter von Diener los werden könnte. Kommt Zeit, kommt Rath. Andern Tags in der Früh ging der Rieſe und der Schneider zu einem Sumpf, der ſtark mit Weidengebüſch bewachſen war. Da ſagte der Rieſe: „Ei, mein Diener, ſeze dich auf ſo eine Gerte, ich möchte doch ſehen, ob du ſie biegen kannſt?" Gleich ſezte ſich der Schneider auf eine, hielt den Athem an ſich, und machte ſich ſchwer, daß ſich die Gerte bog, aber wie er wieder Athem ſchöpfen mußte, ſchnellte ſie ihn, da er unglüklicher Weiſe ſein Bügeleiſen nicht bei ſich hatte, ſo hoch in die Lüfte, daß er nicht mehr zu ſehen war. Und wenn er nicht wieder herunter gefallen iſt, ſo wird er wohl noch oben ſeyn.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 7 Den 12. Februar 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Jeder Menſch hat gleiches Recht,
Sey er Brodherr oder Knecht.
Aber mißverſteht mich nicht:
Dieſes Recht iſt ſeine Pflicht!

Inhalt: Der ſeltene Oberſtlieutenant in Liefland. — Wagentheer, ein treffliches Schuzmittel gegen Krankheiten des Rind- und Schaafviehes. — Prüfet Alles. — Gedankenzunder.

Der ſeltene Oberſtlieutenant in Liefland.

Schade! ſagte mein Onkel, daß es jezt in unſerer Nachbarſchaft ſehr leer iſt, denn Alles iſt verreiſt; dennoch ſollen die Herren Morgen bei dem Oberſtlieutenant H.. ein paar angenehme Stunden genießen, wenn wir ihn beſuchen. Da ich von den Sonderbarkeiten dieſes Mannes ſchon Manches gehört hatte, ſo war mir dieſer Antrag lieb. Auch Schimmer und Raſch äuſſerten den nemlichen Wunſch. Dieſer Vorſchlag wurde am folgenden Tage Nachmittags erfüllt.

Der Oberſtlieutenant empfieng uns in völliger Uniform mit Stiefeln und Sporn, ohngeachtet wir nicht angemeldet waren. Er führte uns ſogleich in einen Saal, der völlig einer Rüſtkammer glich. Hier ſah man Duzende von türkiſchen und tartariſchen Dolchen verſchiedener Größe, Damaſcener Säbel und Büchſen, verſchiedene Ausgaben von Kantſchuen in Folio und Oktav, alte Gemälde in Harniſch und mit Knebelbärten, einen vollſtändigen Stammbaum, deſſen Stamm-Wurzel ſich in die Urwelt zu verlieren ſchien, verſchiedene militäriſche Kleidungsſtüke aus dem vorigen Jahrhundert u. d. gl.

Nach einigen Minuten unſers Daſeyns beſah Schimmer die Gemälde, die ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen; auch rief er mich, um mich auf das Charakteriſtiſche derſelben aufmerkſam zu machen.

Meine Herren! ſagte der Oberſtlieutenant, ich lebe hier unter lauter Alterthümern und Reliquien, die ich wie ein Katholik verehre, ohngeachtet ich ein ächter Proteſtant bin. Ich werde die Ehre haben, Ihnen nachher eine nähere Erklärung zu geben; erſt aber müſſen Sie einige Erfriſchungen zu ſich nehmen. Vacuus venter non studet libenter, ſagte mir ein Biſchof in Polen, und der gute Mann hatte nicht Unrecht.

Er pfiff. — Sogleich erſchien ein Läufer mit einer auffallenden Phyſiognomie. Dieſem befahl er auf Ruſſiſch: es werde Kaffee gebracht.

Dieſer Menſch, fragte ich, iſt doch kein Ruſſe, Eſthe oder Lette? Seine Geſichtsbildung zeigt dies nicht.

Oberſtl. Richtig, Herr Aſſeſſor. Es iſt ein Kalmuck, ein Prinz von der goldnen Horde. Wahrſcheinlich ſtammt er von dem großen Tamerlan ab. Ich habe ihn bei Uralsk gefangen bekommen.

Bald darauf brachte ein Frauenzimmer, ganz wie eine Türkin gekleidet, und verſchleiert, Kaffee. Hierzu wird ein Pfeifchen ſchmeken, ſagte der Oberſtlieutenant. Hier ſind drei Köpfe, die einzigen in Rußland. Dieſer hier heißt Mazeppa — indem er ihn mir ihn reichte — Jener Koſaken-Hetmann hat ihn wirklich geraucht. Bei Pultawa wurde er mitgefangen. — Ich und Schimmer verbaten uns Tabak, weil wir nicht rauchten. Ewig Schade, ſagte der Oberſtlieutenant, iſt es, meine Herren, daß Sie aus ſo einem berühmten Kopfe nicht ein Opfer bringen wollen. — Nehmen Sie ihn, Herr Major; Sie, Herr Baron, kennen Ihren Khan-Sahin-Guerai. Es iſt ein Geſchenk aus ſeinen eigenen Händen. — Meinen Pugatſchef laſſe ich nicht kalt werden; ſo oft ich ihn ſtopfe, ſo oft wünſche ich, daß es Pugatſchef's eigener Kopf ſeyn möchte, ſo haſſe ich ihn. Halb ſchwarz iſt er ſchon, aber doch nicht durchgebrannt. So weit muß ich es noch bei meinen Lebzeiten bringen, dann ſey er vernichtet wie Jener. Das Einzige, was mich quält, iſt dies: daß ich nicht vollkommen gewiß bin, ob Pugatſchef wirklich Tabak geraucht hat, oder nicht? Der Kopf aber

Digitized by Google

ſtammt wirklich aus Pugatſchef's Verlaſſenſchaft her. Ich habe ihn direkt von Michelſon. Er koſtet mich keine kleine Summe. Wäre er ächt, mit Gewißheit ächt, er wäre für mich unſchäzbar. —

„Nun, Mulina, gieb Kaffee. — — Den Schleier in die Höh'." Die Türkin that Beides. Wir ſahen in ihrem Geſichte das unverkennbar Nationelle; ſchwarze Haare und ſchwarze Augen wie Ebenholz. Ein Blik im Auge wie der eines Adlers; ihre Hautfarbe war nicht weiß, aber auch nicht braun. Eine Miſchung von beiden. Ich ſchäzte ſie zwanzig Jahre.

Trinken Sie, meine Herren, ſagte der Oberſtlieutenant, dies iſt ächter Arabiſcher. — Da der Oberſtlieutenant merkte, daß wir die Türkin aufmerkſam betrachteten, ſo fragte er ſie:

Wie heißt Du?

Türkin. Ich heiße Mulina, und bin Deine Sklavin.

Oberſtl. Wie kamſt Du zu mir?

Türkin. Mein Herr und Gebieter entrieß mich den Spießen der Koſaken. Ich habe Dir mein Leben zu verdanken; auch jezt Herr! iſt es in Deinen Händen.

Oberſtl. Jezt nicht mehr, Mulina. Haſt Du keinen andern Namen?

Türkin. Ja; auch heiße ich Chriſtina; doch iſt mir der erſtere Name lieber, weil Du, Herr! mich ſo gern damit rufſt, und weil auch meine Mutter ſo hieß. (Mir ſchien es als traten ihr hier Thränen in die Augen.)

Oberſtl. Geh; laß Schadla kommen.

Mulina ließ ſogleich den Schleier fallen und verließ den Saal.

Bald nachher erſchien ein ander Mädchen, ebenfalls auf orientaliſche Art gekleidet und verſchleiert. — Es wurde Thee aufgetragen. — Wie heißt Du? — fragte der Oberſtlieutenant das Mädchen.

„Schadla *) nennſt Du mich Herr; ſonſt hieß ich Tepfike, und jezt Julie."

Oberſtl. Wie heißt Dein Vaterland?

Schadla. Tſcherkaſſien.

Oberſtl. Wie kommſt Du hieher?

Schadla. Herr! Du haſt Deine Schadla gekauft.

Oberſtl. Von wem?

Schadla. Von meinem Vater, weil mich dieſer an einen Armenier verkaufen wollte.

Oberſtl. Biſt Du mit dieſem Tauſche zufrieden?

Schadla. Herr! Du biſt mir jezt mehr als mein unbarmherziger Vater. — (Sie ging zu dem Oberſtlieutenant und küßte ihm die Hand.)

Dieſe Rolle mochte dies Mädchen vielleicht ſchon hundertmal geſpielt haben, und mein Onkel ſchien auch damit bekannt zu ſeyn; dennoch machte ſie auf uns drei, und vorzüglich auf mich, einen beſondern Eindruk. — Schimmer wurde ganz Auge, da er den Namen einer Tſcherkaſſerin nennen hörte, und Raſch dampfte mit ſeiner Pfeiffe weit ſtärker, welches immer nach meiner Beobachtung, ein Zeichen von einer innern Unruhe war.

Schlag Deinen Schleier auf, Schadla, und mache es Dir beim Theeeinſchenken bequem, ſagte der Oberſtlieutenant. Und ſie ſchlug den Schleier zurük.

Nichts Wahreres und Schöneres in der Natur als dieſe Tſcherkaſſerin, rief Schimmer im höchſten Entzüken aus, — ohne Rükſicht darauf zu nehmen, daß das Mädchen ſeine Lobpreiſung ſelbſt hören würde. — Mein Onkel lächelte, Raſch hüllte ſich in eine Wolke von Tabaksdampf. Schimmer glühte und ich — ich trank Thee, den Schadla hatte ihn eingeſchenkt und gereicht.

Schadla reichte noch einmal Thee; da er verbeten wurde, ſo entfernte ſie ſich.

Gleich darauf erſchien eine Art von Gnomin, kaum vier Fuß hoch, mit breiter kurzer Stirn, kleinen Augen, die 2 Zoll von einander ſtanden, oder vielmehr, ſie wurden durch die Naſenwurzel, die da, wo ſie an die Stirn anſchließt, zwei Zoll breit war, getrennt. Die Haare waren ſchwarz wie Ruß und etwas glänzend. Der Mund betrug in ſeiner Breite vielleicht mehr als vier Zoll und die darüber ſtehende Naſe ſchien von beiden

*) In Tſcherkaſſien oder in der Kabardei heißt Schadla ein Kind. Tepfike iſt ein gewöhnlicher Tſcherkaſſiſcher Frauenzimmer-Name.

Digitized by Google

Seiten ſich wie ein Schirmdach über den Mund gezogen zu haben.

Dieſe Geſtalt war beſchäftigt, das Theegeräthe abzutragen.

Wahrſcheinlich iſt dies keine Tſcherkaſſerin, fragte Schimmer. Das ſollte ich denken, erwiederte Raſch.

Oberſtl. Nein, ſie iſt eine Tartarin. Wie heißt Du? (indem er ſie anredete.)

Tartarin. Huslu, Herr! — Das Herr wurde auf eine beſondere Art aus ihrer Kehle gegurgelt, und indem ſie es ausſprach, zogen zwei große Furchen von den Mundwinkeln bis zu den Augenknochen hinauf, wodurch die natürlichen Reize noch mehr vermehrt wurden.

Oberſtl. Wie alt biſt Du?

Huslu. Drei u. vierzig Monden-Jahre, Herr!

Oberſtl. Biſt Du ſchön?

Huslu. Ja, Herr! denn vor zwanzig Jahren nannte man mich die ſchöne Huslu, und ich mußte es doch ſeyn, denn man kaufte mich damals für fünfzehn Pferde.

Oberſtl. Wie biſt Du zu mir gekommen?

Huslu. Du, Herr, haſt mich zugleich mit der Schadla gekauft. Jezt biſt Du mein Herr, Du gibſt mir Brod und ſchöne Kleider; dafür danke ich Dir auch immer. Sie küßte ihm ebenfalls die Hand und entfernte ſich.

Wir Drei, ich, Schimmer und Raſch, waren neugierig, etwas Beſtimmteres von Schadla zu hören, wie und wo der Oberſtlieutenant ſie erhalten habe, und baten ihn deßhalb um Nachricht. Dieſer erzählte Folgendes:

Eben da der Friede zu Kutſchuk-Kainardſchi geſchloſſen wurde, befand ich mich zu Perecop auf einem Vorpoſten. Hier kam ein Armenier an, in deſſen Geſellſchaft ſich ein Tſcherkaſſe befand. Beide ſuchten bei mir um einen Paß nach Baktſcheſerai an. Zugleich erfuhr ich, ſie hätten eine Tſcherkaſſerin zu verkaufen. — Aus Neugierde ließ ich mir die Schöne zeigen. Auch ging zugleich ein Armenier als Dolmetſcher mit mir, welcher den andern die Gefahr vorſtellte, deren ſie ſich bei den zurükziehenden Truppen ausſezen würden, weil der Friede geſchloſſen ſey. Mein Armenier erkundigte ſich, ob das Mädchen ſchon verkauft ſey. Nein, war die Antwort. — Wie hoch der Preis ſey? — Drei Tauſend Piaſter hieß es. Die Waare wurde beſehen. Es war ein Mädchen von noch unentwikelter Schönheit, von etwa 10 Jahren. Der Armenier unterſuchte das Mädchen, ob es die Poken gehabt habe. Dies fand er beſtätigt, und bot nun 1000 Piaſter, mit der Einwendung, es ſey noch zu jung, es müſſe noch drei oder vier Jahre gefüttert werden, ehe man es mit Vortheil verkaufen könnte. Dieſe Aeuſſerung empörte mein ganzes Herz, beſonders da ich erfuhr, daß der Vater ſelbſt der Verkäufer war; ich beſchloß ſie ſelbſt zu kaufen. Drei Tauſend Piaſter iſt alſo der Preis? Ja, antwortete der Tſcherkaſſe, unter dem verkaufe ich meine Tochter nicht. In Stambul (Konſtantinopel) würde ich ſicher 4000 erhalten. Es kommt noch eine Sklavin als Mitgabe dazu. — „Gut, ich gebe die Summe.“ Der Handel wurde geſchloſſen und unterſchrieben. So erhielt ich das Mädchen nebſt der Tartarin Huslu. Kurz vorher waren mir bei einer Erbeutung eines kleinen türkiſchen Lagers ohngefähr 3000 Piaſter zu Theil geworden, dieſe glaubte ich nicht beſſer als auf dieſe Art anwenden zu können, ein unſchuldiges Mädchen aus ſolchen Händen zu befreien. Dieſer Kauf hat mich nie gereut, denn ſo lange ich beim Regimente war, verſchaffte mir Schadla als Kind, die angenehmſte Unterhaltung, und jezt, da ſie erwachſen iſt, verſüßt ſie meine ländliche Einſamkeit. Da ich auſſerdem hier wenig Verwandte habe, und diejenigen, die ich beſize, überdem noch reicher ſind, als ich; ſo lebe ich auch ganz allein für mich, für meine Vorfahren, für meine beiden Zöglinge, die Sie hier geſehen haben, und für meine Bauern.

Hat die Türkin bei Ihnen den Werth, den die Schadla hat? fragte ich.

Oberſtl. Eben denſelben, und beinahe noch mehr, denn ich entriß ſie faſt mit Gefahr meines Lebens den wüthenden Koſaken. Da ſie aber ſchon mehr erwachſen war, und da ich Schadla als Kind erzogen habe, ſo muß ich geſtehn, daß ich die leztere mehr liebe, da ſie auch einen ſanftern Charakter hat.

Wir dankten dem Oberſtlieutenant für dieſe

Digitized by Google

gütige Mittheilung und baten ihn, einen ähnlichen Aufſchluß von den übrigen Seltenheiten, die ſich im Saale zeigten, zu geben. Unter andern fragte Schimmer: wer der Held wäre, unter dem ein Bündelchen angebranntes Stroh hänge?

Oberſtl. Dies iſt mein Großvater, einer der Tapferſten von allen H***'s, die je gelebt haben. Er befand ſich als Hauptmann in dem nemlichen Boote, in welchem ſich Karl XII. befand, da er bei Riga über die Düna ging, und die Sachſen ſchlug. Mein Großvater war der Zweite, der ans Land ſprang, und der Erſte, der eine ſächſiſche Batterie wegnahm. Dies Stroh iſt aus einem Boote, welches angefeuchtet war, und blos dampfen mußte, um den Uebergang des Königs, mittelſt eines Rauchs, zu verbergen. Der Stiefel, der daneben hängt, iſt eben derſelbe, den Karl XII. bei Narwa in einem Moraſte verlor. Erſt drei Jahre nachher wurde er gefunden. Sie ſehen, es iſt gut Leder, und unten am Abſaz der Name Karl durch die Zuſammenſtellung der eingeſchlagenen Nägel deutlich zu leſen. In dieſem Käſtchen hier, das unter meinem Urgroßvater Dietrich von H..., weilandwohlbetrauten Landrath, hängt, befand ſich das Privilegium Sigismund Auguſt's. Das Privilegium muß alſo wirklich vorhanden geweſen ſeyn, denn das Käſtchen iſt ja da. Für mich hat es einen unſchäzbaren Werth, weil wir darauf noch einmal unſere alten Rechtſame gründen können.

Nun erfolgten noch mehrere Zergliederungen von verſchiedenen merkwürdigen liefländiſchen Alterthümern, welche alle als Beweiſe der ehemaligen großen Vorrechte des Adels dienen ſollten. Jezt kam die Reihe an die Dolche, Kantſchu u. d. gl. Von jedem wurde ein beſonderer Umſtand als eine Merkwürdigkeit erzählt. Die Mehrſten, fügte der Oberſtlieutenant hinzu, ſtammen von meinem Vater ſeel. ab, der unter Münich den Feldzug gegen die Türken machte. Ich ſelbſt habe aus dem lezten Türkenkriege keine andere Seltenheit mitgebracht, als die ſchon gezeigten.

Schimmer. Und dies ſind gewiß auch die vorzüglichſten, deren Beſiz —

Oberſtl. Sie auch wünſchten? Nicht wahr, Herr! das iſt ihre Meinung. Ich glaube dies. Schon mancher Junge und Alte hat einen ähnlichen Wunſch geäußert, aber daraus wird nichts. Der General *** bot mir ſogar 4000 Rubel für Schadla, — aber da müßte ich ärger wie ein Jude ſeyn, wenn ich um des lumpichten Geldes willen, ein Unmenſch würde; und der würde ich, wenn ich auch meinen geringſten Bauer verkaufen wollte, vielweniger Schadla. Herr! es iſt etwas Schändliches, mit Menſchen wie mit einem Thiere zu handeln. — Nein! Schadla iſt frei, ſie kann heirathen, doch nach meinem Wunſche lieber einen Armen als Reichen. Dem Erſten ſoll ſie ſchon ſo viel zur Mitgabe mitbringen, daß er ſie ernähren kann.

Doch eins hätte ich bald vergeſſen, ſagte der Oberſtlieutenant. — Er flüſterte dem Kalmuken etwas ins Ohr. Dieſer entfernte ſich und bald darauf erſchien Schadla noch einmal mit einer Pandure. Sie ſezt ſich auf orientaliſche Art auf ein niedriges Sopha. Ihr Geſicht war halb verſchleiert, doch nur ſo viel, daß das Sichtbare dem Minderſichtbaren nicht zum Glauben und Hoffen zu dienen brauchte; denn ihre Geſichtszüge hatten bei uns allen den reinſten Abdruk.

Erſt ſpielte ſie ein Präludium, einfach aber accordvoll, nachher begleitete ſie ihre Accorde mit ihrer Stimme. Die Harmonie war ſanft, zärtlich melancholiſch, wie das Seufzen der Nachtigal am ſtillen Bache, um eine verlorne Gattin. — Ihre Stimme hatte keine künſtliche Ausbildung; ſie war aber voll und rein, dadurch erhielt ſelbſt die einfache aber geſangvolle Melodie, ein bezauberndes Etwas, das jede Kunſt der Opernſängerinnen vergeſſen machte. Sie ſang einige ruſſiſche Lieder, nachher auch eins in ihrer Landesſprache, welches etwas lebhafter als die vorigen war.

Nun noch mein Lieblingslied, ſagte mein Onkel, der bisher ganz ſtill geſeſſen und uns Drei wahrſcheinlich beobachtet hatte.

Schadla befolgte dieſe Aufforderung und ſtimmte das durch ganz Rußland, von Riga bis Kamtſchatka ſo allein beliebte ruſſiſche Volkslied: Bella Litza, Krugla Litza etc. *) an. Reizender habe ich es nie, ſelbſt von Nationalruſſen,

---

*) Weiſ Geſichtchen, rund Geſichtchen u. ſ. f.

ſingen hören, als von ihr. — Vorzüglich wurde der Uebergang aus Dur in Moll, von ihr unnachahmlich und ſo kunſtlos mittels der Biegung ihrer Stimme vorgetragen, ſo, daß wir alle begeiſtert wurden, und Raſch unwillkührlich mit einſtimmte. Da er einen ſchönen Tenor ſingt und zugleich muſikaliſch iſt, ſo war ſeine Begleitung die glüklichſte, die je vom Gefühl erzeugt wurde. Viel zu früh hörte die Sängerin auf. War es durch Vorſaz oder von ohngefähr geſchehen, daß ihr Schleier während dem Bella Litza zurükgeſchlagen wurde? Genug! dies erhöhte die ganze Scene. Sie allein ſchien Diejenige zu ſeyn, der zu Ehren dies Lied ertönte. Die darin herrſchende, einfache Schönheitsſchilderung war ganz auf Schadla anzuwenden. — Wir alle dankten ihr für dieſe reizende Unterhaltung und Schadla enfernte ſich mit ungemeiner Anmuth.

Bravo! ſagte der Oberſtlieutenant, Herr Major, Sie ſind mein Mann! Sie lieben Muſik, und wer die liebt, der hat auch ein braves Herz. Beſuchen Sie mich öfter. Vorzüglich wünſche ich auch ihren Rath und Unterſtüzung bei der Anlage eines Parkes zu erhalten. Würden Sie mir dieſe Bitte gewähren?

Herzlich gern, antwortete dieſer, mit einer Freude, die ich noch nie in ſeinen Augen hatte glänzen geſehen. Sobald ich meine Geſchäfte beim Oberſten Knapp werde geendiget haben, ſo wird es für mich ein Vergnügen ſeyn, Ihnen meine geringen Dienſte zu widmen.

Der Abend hat ſich genähert, ſagte mein Onkel, es iſt Zeit uns zu empfehlen. — Der Oberſtlieutenant nöthigte uns zum Abendeſſen; mein Onkel ſchlug es aber aus. Dieſer Entſchluß war uns Dreien weniger angenehm, als wenn die Einladung wäre angenommen worden.

Ein ſeltener Mann iſt der Oberſtlieutenant, ſagte ich zu meinen Onkel, da wir zum Hofe herausgefahren waren. Für dieſe Bekanntſchaft bin ich Ihnen vielen Dank ſchuldig.

Raſch. Auch meinen Dank haben Sie.

Schimmer. Ein wahres Original, ſo wie Schadla, eine Original-Schönheit.

Raſch. Das muß ſie ſeyn, ſie iſt ja eine Tſcherkaſſerin.

Onkel. In beides ſtimme ich ein. Wenn ich in Sie, meine Herren, nicht ſo vieles Zutrauen gehabt hätte, ſo würde ich Sie weder mit dem Oberſtlieutenant, noch mit ſeiner Pflegetochter bekannt gemacht haben. Man muß dieſen Mann genauer kennen, um das Originelle noch mehr bemerken zu können. Aus edlen Grundſäzen dient er wirklich ſeinen Pflegetöchtern als Vater. Er kommt wenig in Geſellſchaft, weil er ſich von dieſen ungern trennt, und weil man ſeine Pflegetöchter nicht als gnädige Fräulein anerkennen möchte. Ich bin der Einzige aus unſerm Kirchſpiel, den er bittet, ihn oft zu beſuchen. — Ich könnte Ihnen hundert Charakterzüge von ihm erzählen, die alle von den feinſten Gefühlen der Menſchlichkeit zeigen! aber nur einer diene mir zum Beweis; weil er mir noch ganz gegenwärtig iſt.

Vor etwa zwei Jahren geht er an einem Nachmittage ſpazieren. Sein Weg führt ihn auf einen Feldweg, der auf beiden Seiten mit Gebüſch eingefaßt iſt. Hier hört er auf einmal von den Bauern, die in der Nähe arbeiten, über ſich verſchiedene Urtheile fällen. — Ja! ſagt der eine Bauer, unſer Herr iſt wohl gut, was hilft aber dies, wenn er nicht heirathet? Wir, oder unſere Kinder, müſſen daher wohl einmal einem böſen Herrn wieder gehorchen.

„Es hat ſich zu heirathen, erwiederte ein anderer, wenn nur nicht —

Du lieber Himmel! was hilft dem gnädigen Herrn ſein Reichthum? Unſer einer hat ſo viele Kinder wie Tage in der Woche, und ich bin noch dazu nur Knecht, nicht einmal Wirth. Möchte doch der gnädige Herr nur einigen von meinen Kindern das nöthige Zeug zum Anzug (grobes ſelbſtgemachtes Bauerntuch) geben. Mir wird es ſchwer ſie zu kleiden. Aber auf dem Hofe möchte ich die Kinder freiwillig doch nicht gerne geben, da werden die Menſchen nur faul und verlernen das Arbeiten. Wenn die Herrſchaft ſtirbt, oder wenn die Bedienten alt werden, ſo werden ſie gewöhnlich fortgejagt, oder müſſen ſich von ihren Verwandten ernähren laſſen. Ich mag nicht daran denken, wenn unſer Herr ſterben ſollte. Mein Bruder iſt auch auf dem Hofe, er verſteht aber nichts als friſiren und den Tiſch deken. Was will

Digitized by Google

der einmal im Geſinde machen? Er weiß nicht mehr, ob der Pflug hinten oder vorn angefaßt werden muß. Ich kann ihn nicht ernähren. — Der Oberſtlieutenant geht auf dieſem Wege weiter fort. Hier hört er ein weinendes Kind, nachher ſeinen Amtmann (Verwalter) der mit fürchterlicher Stimme ein Weib zur Arbeit aufmuntert. Das Weib bittet flehend um eine Viertelſtunde Zeit, ihr Kind ſäugen zu dürfen. Umſonſt, der Barbar treibt das Weib von ihrem Säuglinge, unter dem Vorwand, die Arbeit (es war Heuernte) zu endigen, weil es bald regnen würde. Das Weib wirft beinahe wüthend ihr Kind zur Erde mit den Worten: ſchweig und verhungere. Dies wird ihr als Bosheit ausgelegt, und der Amtmann beſtraft die Mutter noch dazu mit Schlägen. Alles dieſes ſieht der Oberſtlieutenant mit an; er wird über die unmenſchliche Behandlung ſeines Amtmanns, über den ſchon einigemal war geklagt worden, auſſer ſich gebracht. Doch faßt er ſich und geht unbemerkt nach Hauſe. Sogleich ſchikt er ſeinen Bedienten auf das Feld, mit dem Befehl: die Arbeit ſogleich einzuſtellen; alle Arbeiter ſollten auf den Hof kommen. Da es noch hoch am Tage iſt, ſo wundern ſich ſowohl die Bauern als der Amtmann. Doch wird der Befehl befolgt.

„Hör Er, fragt der Oberſtlieutenant den Amtmann im Beiſeyn der Bauern, — ſag Er mir, hat Er Kinder? —

Amtmann. Ja, Ihro Gnaden!

Oberſtl. Sind ſie groß?

Amtmann. Noch klein.

Oberſtl. Würde Er wohl ſeine Frau in den Viehſtall ſchiken, und zwar zu der Zeit, wenn eins ſeiner Kinder die Hilfe der Mutter nöthig hätte?

Der Amtmann ſchwieg. —

Hör Er! daß Er ſchweigt, iſt noch das Beſte, daraus ſehe ich, daß Er noch nicht der ſchlechteſte Schurke iſt. Aber das ſage ich ihm ins Geſicht, er iſt ein niederträchtiger Unmenſch. Wer ſich durch das Winſeln eines ſchmachtenden Kindes nicht erweichen läßt, iſt ſicher ein unmenſchlicher Böſewicht. Auch Bauern und ihre Kinder ſind Menſchen. Ich weiß wohl, wie Er dies Weib, das ihr Kind ſtillen wollte, barbariſch behandelt hat.

Amtmann. Aber, Ihro Gnaden! das Weib war faul und wollte nicht arbeiten.

Oberſtl. Hör Er! kein Aber. Denkt Er, daß ich eine Schlafmüze bin, die nicht wiſſen ſollte, was im Gebiete paſſirt? Und er will mir noch dazu Flauſen machen? Gleich bitte Er es dem Weibe ab, oder augenbliklich verlaſſe Er meinen Hof.

Der Amtmann ſchritt zum Erſtern und bat es dem Weibe in Gegenwart aller Bauern ab. Die Bauern wurden ſelbſt bei dieſer Scene gerührt.

Kinder! ſagte der Oberſtlieutenant, ihr ſeht, daß ich euch Gerechtigkeit wiederfahren laſſe. Ich will nicht, daß man euch hart behandle, ſondern daß ihr mit Sanftmuth zu euern Pflichten aufgemuntert werdet. Nur der Widerſpenſtige verdient Strafe, nicht aber der Schwache und Unvermögende. Arbeiten müßt ihr, das iſt eure Pflicht. Nicht alle können Herren, nicht alle Bauern ſeyn. Glaubt daher nicht, daß ich durch die jezige Beſtrafung des Amtmanns, euch von der Arbeit oder künftigen Gehorſam gegen ihn losſprechen wollte! Dies iſt nicht meine Meinung. Ihr ſollt nur ſehen, daß ich auch gerecht gegen euch bin, und daß man euch nicht drüken ſoll. Ihr möchtet in der Welt hinkommen, wohin ihr wolltet, ſo würdet ihr auch finden, daß der Bauer, wenn er nicht verhungern oder ganz arm ſeyn will, arbeiten muß. Selbſt vornehme Herren müſſen arbeiten; auch dieß thut ſogar unſere allergnädigſte Kaiſerin (damals Katharina II.) Auch dies will ich euch nochmals anrathen: ſeyd ordentlich und arbeitet fleiſſig, ſo werdet ihr auch keinen Hunger leiden. — Künftigen Sonntag laßt mir die älteſten Wirthe aus dem Gebiete auf den Hof kommen, denn ich habe euch was wichtiges, was euch allen nüzlich ſeyn kann, vorzutragen.

Am Sonntage erſchienen die älteſten Wirthe. Ihr Herr erklärte Ihnen, daß er geſonnen ſey, eine Einrichtung zu treffen, wodurch, wenn er ſterben würde, ſeine Bedienten nach ſeinem Tode den nöthigen Unterhalt finden könnten. Dies ſollte in der Errichtung eines beſondern Bauerge-

Digitized by Google

ſindes beſtehen welches nicht weit vom Hofe auf den Hofsfeldern angelegt werden ſollte. Ihr habt dabei nichts zu thun; als das dazu nöthige Holz herbei zu führen. Alles will ich auf eigene Koſten aufbauen laſſen. Meine Hofsleute, Koch, Kutſcher und Bediente ſollen zur Saat- und Ernte-zeit die Hälfte der Arbeit mit meinen Hofspferden unternehmen, das Uebrige macht ihr. Der Ertrag der Ernte ſoll vors Erſte zur Errichtung einer Schule angewandt werden, damit ins Künftige meine Bedienten in dieſem Geſinde, ihren Unterhalt finden, ohne Euch beſchwerlich zu fallen.

Die Bauern bewilligten dies. Es wurde Holz herbei geführt, ein gutes Wohnhaus erbaut, die dazu beſtimmten Felder ſind urbar gemacht und beſäet. Auch hat der Oberſtlieutenant einen deutſchen Tiſchler angenommen, der einige Bauernkinder in ſeinem Handwerke ſowohl, als auch im Schreiben, Rechnen, etwas Zeichnen und Naturgeſchichte unterrichten ſoll. Die dazu nöthigen Bücher und Hilfsmittel ſind ebenfalls angeſchafft worden. Dadurch will er ſich eine gute Pflanzſchule für ſein Gebiet einrichten. Bis jezt iſt ihm auch dies Projekt mehr gelungen, als mißlungen.

Wagentheer (Wagenſchmiere; nicht Wagenſchmeer) ein treffliches Schuz-Mittel gegen Krankheiten des Rind- und Schafviehes.

Herr Horſtig macht im Land- und Hauswirth Folgendes bekannt: „Als ich 1798 die Zaplauer Güter in Pacht nahm, erfuhr ich, daß bis dahin beſtändig Krankheiten unter dem Vieh herrſchten und beſonders der Milz-Brand immer viel Schaden anrichtete. Schon nach 4 Wochen fand ich dieß leider beſtätigt; es fiel eine Kuh am Milz-Brande, und im Herbſt darauf mußte ich einen Ochſen wegen Steinſchmerzen erſtechen laſſen.

Alle Thierärzte in der Gegend, ſo wie auch der Kreis Phyſikus, wurden zu Rathe gezogen, und allgemein war die Meinung, daß dieſe Uebel von dem unreinen Futter herrührten, beſonders von der Weide, welche alljährlich von der Oder überſchwemmt wird. Man empfahl mir, ſämmtlichen Thieren durch eine Leke von Steinſalz, Reinigung zu verſchaffen. Ich befolgte ſogleich dieſen Rath; doch wurde mir's zu koſtſpielig, 180 Stük Rindvieh anhaltend mit Steinſalz zu verſorgen, und auch die Schäferei damit zu verſehen. Nach vielem Nachſinnen erinnerte ich mich endlich, daß die Landleute in meinem Geburtsorte, wenn ſie ein krankes Stük Vieh hatten, und nicht wußten was ihm fehlte, ihm einen Eßlöffel voll Wagentheer eingaben, und dieſes meiſtens gute Dienſte leiſtete. Mein Steinſalz war ausgegangen, ich ließ daher jedem Stük Rindvieh beim Austreiben auf die Weide einen Löffelvoll Theer geben und wiederholte dieſe Gabe alle drey Wochen. Die Thiere zeigten darnach einen ſtarken Durſt und in der Folge eine beſondere Munterkeit; und ſo iſt mir nun bei ſteter Anwendung dieſes Mittels während der Pachtzeit von 12 Jahren kein einziges Stük mehr an einer innerlichen Krankheit gefallen. Das Steinſalz koſtete mich jährlich an 24 Thlr, und an Theer brauchte ich höchſtens nur für 1 Thlr. Den Schafen wurde von Zeit zu Zeit eine Miſchung von Kochſalz, Wermuth und Heuſamen gegeben.

Dieſe Einrichtung fand ich ſchon vor, und ließ ſie fortſezen, weil ſie als bewährt erfunden wurde. Im Jahr 1811, als ich Ober- und Nieder-Dittersbach in Pacht hatte, wurde das Salz in Schleſien ſo knapp, daß, wer ſich nicht früh mit guten Vorräthen verſorgt hatte, Mangel daran litt und es zu ſehr hohen Preiſen kaum erhalten konnte. Steinſalz war gar nicht zu haben. Im November kam mein Schäfer und zeigte an, daß es die höchſte Zeit ſey, den Schafen Salz zu geben, da ſie ſchon häufig die Lehmwände anfielen. Nach einigen Tagen kam er wieder, und erklärte, daß er nun nicht länger für ein Unglük ſtehen könnte, wenn er kein Salz erhalte. Vor 12 Jahren ſey es ihm wiederfahren, daß er auch kein Salz erhalten, und daß die Schafmütter hernach, als ſie bald darauf gelammet, den Lämmern aus Lüſternheit das Horn von den Füßen abgebiſſen hätten, ſo daß nur wenige Lämmer erhalten worden wären. Ich kam durch dergleichen wiederholte Anzeigen in die größte Verlegenheit, weil ich nirgens Salz erhalten konnte, auch nicht zu hohen Preiſen. Zum Glük fiel mir wieder aus meiner Zaplauer Pachtzeit ein,

Digitized by Google

daß der Schäfer, der mich auch um Salz quälte, den Grund anführte: Ich muß Salz haben, denn die Schafe laufen ſchon nach den Fuhrwagen und beiſſen das Wagentheer los. Dieß führte mich nun zu dem Verſuch, das Salz durch Wagentheer zu erſezen, um ſo mehr, da der Inſtinct der Thiere ſie dahin treibt. Mein Schäfer ſah mich groß an als ich hievon ſprach. Er meinte: ſein Vater ſey vor ihm 40 Jahre lang Schäfer geweſen, er ſelbſt habe nun ſchon ſeit 30 Jahren dieß Fach betrieben, ſo etwas habe er aber noch nie gehört; und da er nicht damit umzugehen wiſſe, ſo könne er ſich auch mit der Theerfütterung nicht abgeben; um ſo weniger, da die Wolle durch das Wagentheer ſehr leiden würde. Aller Einreden ungeachtet wurde zur Ausführung geſchritten. Zwey Maaß Wagentheer und ein Maaß Kochſalz wurden durcheinander gerührt, und weil dieſe Maſſe noch zu flüſſig war, etwas Eichenholzaſche dazu gethan, bis ſie zu einem flüßigen Brey ward. Zwey ſtarke Schemel wurden in die Mitte des Stalles geſezt, auf jeden ein großer Feldſtein gelegt, und dieſe mit jener Miſchung ſtark überſtrichen. Die Schafe konnten weder die Schemel umwerfen, noch ſich die Wolle an den Steinen beſchmuzen; ſie fielen aber begierig über dieſe Leke her, und einige Tage nachher, als ſie ihre Lüſternheit befriediget hatten, zeigten ſie die größte Munterkeit; beſonders brachten die Mütter ausgezeichnet gute Lämmer. Nach der Ablammung im März wurde dieſe Leke wiederholt; es zeigte ſich weder Huſten noch ſonſt ein Uebel unter den Schafen, und mein Schäfer erklärte mir bald, daß er dieſe Theerleke dem Salze noch vorziehe. Mit allem Recht, ſezte ich hinzu, denn ſie koſtet mich nur 4 Thlr, nicht aber 25 Thalr. wie das Salz! Zwey Jahre ſpäter behauptete mein Schäfer ſogar, dieſe Salz- und Theerleke habe der Drehkrankheit Einhalt gethan, denn er hätte ſeitdem nur 5 bis 6 an dieſer Krankheit verloren, ſonſt aber gewöhnlich 40 in jedem Jahre."

Prüfet Alles.

Es gibt der wirklichen, unvermeidlichen Uebel ſo viele in der Welt, daß man glauben ſollte, die Menſchen hätten genug daran; aber nein; ſie erdichten ſich oft ſelbſt noch welche dazu, oder laſſen ſich's von Anderen aufſchwazen, und rauben ſich dadurch die Umbefangenheit, die zu einem glüklichen Leben ſo nothwendig iſt. Zu Cardans Zeiten, im 16 Jahrhundert, verbreitete ſich in Mailand das Gerücht, es laſſe ſich ein Engel in der Luft ſehen. Eine große Menge Menſchen jedes Standes und Alters verſammelte ſich auf dem Markt um ſich durch den Augenſchein von dieſem Wunder zu überzeugen; alle ſahen den Engel, und es war kein Zweifel, daß er in der Luft ſchwebe, nur war man nicht einig, ob es ein ſegnender oder ein ſtrafender Engel ſey; jedoch das unruhige Gewiſſen legte es bei den Meiſten im lezteren Sinn aus. Die Angſt und Furcht war groß, ſie griff wie eine Epidemie ſchnell um ſich, und ſelbſt Cardan wußte nicht was er davon denken ſolle. Endlich trat ein Naturforſcher, der die Erſcheinung lange aufmerkſam beobachtet hatte, unter die Menge, und beruhigte die Gemüther, indem er ſie verſtändigte, daß der Gegenſtand ihrer Furcht nichts weiter ſey, als der Wiederſchein des ſteinernen Engels auf dem Thurm der St. Gotthards Kirche, der ſich durch die darauffallenden Sonnenſtrahlen auf einer Wolke abſpiegelte, wie die Bilder in einer laterna magica.

Gedanken Zunder.

„Daß Gott erbarme!" ſagte ein Schneider, als er auf die brillante Promenade kam; „ich ſehe hier faſt nichts als meine Kleider." (Nb. Als ein Fremder Sansſouci, bei Potsdam, unter Friedrich dem Großen, beſichtigte, fragte er den Führer auch: Wo iſt die Garderobe des Königs? „Auf ſeinem Leibe," war die Antwort.)

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 8. Den 19. Februar 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

O, wäre die Gewißheit mir zum Lohne:
Daß, wenn ich längſt geſtorben bin,
Mein raſtlos jeziges Bemühn
Zu Guten käme meinem Sohne!

Inhalt: Die Verdienſte meines verewigten Vaters — J. Ch. v. Kleefeld. — Beiſpielloſe Rachſucht. Anweiſung zur frühen Erbſenkultur. — Whitelok und die Königin Chriſtina. — Hunde-Treue.

Die Verdienſte meines verewigten Vaters — Johann Chriſtian Schubart von Kleefeld — um das Wohl der Menſchheit.

(In einigen Grundzügen ans Licht geſtellt.)

Indem ich eine vierte, vermehrte, bis auf unſere Zeit fortgeſezte Ausgabe der ökonomiſch-kameraliſtiſchen Schriften meines Vaters bearbeite, mache ich zum Theil die Bemerkung, daß deſſen Verdienſte im Strom einer ſtürmiſchen Zeit, wenn auch nicht untergegangen, doch größtentheils in die Vergeſſenheit geſpühlt ſind. Als praktiſcher Oeconom, welcher ſeine ehemaligen Güter Großgörſchen und Pobles bei Lützen und Leipzig — wo im Jahr 1813 der franzöſiſche Revolutionskrieg in Deutſchland ausgekämpft wurde — nach dem Syſtem meines Vaters ſelbſt bewirthſchaftete, fühle ich ſchon darum Beruf, den Verdienſten desſelben, wenn gleich mit wenigen Grundzügen, ein Denkmal zu ſezen. Er war vor 50 Jahren der Heros, der litterariſch Bahn gebrochen, und im Kampfe mit dem Herkömmlichen manche Lanze zerſplitternd aufmerkſam machte auf Thunlichkeit und Noth, auf Ausführbarkeit und Hinderniß. Früchte genug, um in dankbarer Anerkennung ihn nie zu vergeſſen!

Zur gründlichen Würdigung ſeiner Verdienſte iſt es aber nothwendig:

1) die Beziehungen beſtimmt anzudeuten, in denen ſein Syſtem als völlig originell, folglich in ſeiner ſegensreichen Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden muß;
2) den Grad des Einfluſſes zu bezeichnen, welchen ſolches auf das Wohl der Menſchheit geäuſſert hat;
3) überall der Beweisthümer zu gedenken, welche über die Behauptungen von Seiten ihrer Richtigkeit nicht den geringſten Zweifel zurüklaſſen können.

ad 1.

Hier offenbart ſich nun die Eigenthümlichkeit des fraglichen Syſtems nach einer dreifachen Richtung hin

1) in Beziehung auf die höchſt wohlthätige Beſchränkung der gutsherrlichen Berechtigung, nemlich der Hut und Trift;
2) in Beziehung auf Einführung der Stallfütterung, welche nur dadurch erſt ins Leben treten kann, daß
   a) die Brache und das damit verbundene Dreifelder-Syſtem abgeſchafft, dagegen aber Wechſelwirthſchaft eingeführt wird;
   b) Fütterungsfrüchte — als Futterkräuter und Hakfrüchte erzielet werden; zu erſteren gehört vorzüglich der Klee;
3) in Beziehung auf die wohlthätigen Maßregeln der Regierungen wegen des unermeßlichen Gewinnes für den ſteuerpflichtigen Landmann die Einführung dieſes Syſtems nach allen Kräften durch Vereine, Preisfragen, Prämien und Volksfeſte zu befördern, der trefflichen Vorſchläge für landwirthſchaftliche Polizei, z. B. Tabellen über Zuwachs und Abgang des Viehes nicht zu gedenken, da bereits in den Schriften meines Vaters der Polizeigeſeze gedacht worden, welche mehrere Staaten im Geiſte dieſes Syſtems ſchon vor 45 Jahren erließen.

ad 2 und 3.

Was nun zuvörderſt die Thatſachen betrifft, auf denen der bereits in vielen Ländern Europens erfolgte ſegensreiche Einfluß der wohlthätigen Beſchränkung der Hut und Trift beruhet, ſo gibt

Digitized by Google

es unzählige Beiſpiele, wo ſich gezeigt hat, daß die Triftberechtigten es durch die That bewährten, wie drükend und nachtheilig die Ausübung dieſer Berechtigung ſich für alle Theile offenbarte. Daß dieſe auf Gemeinwohl berechnete Verzichtleiſtung, namentlich vom Adel ausgehen mußte, liegt in der Natur der Sache, beſonders in denen Ländern, wo dieſe Berechtigung verfaſſungsmäſſig in deren Hände gegeben iſt. Wie aber ſeit 45 Jahren die Gutsherren in vielen Ländern Europens dem Syſtem meines Vaters dadurch gehuldiget, daß ſie auf dieſe Berechtigung Verzicht leiſteten, iſt eine anerkannte Wahrheit. Der Segen für den Wohlſtand des Landmanns zeigt ſich aber

I.) durch Erzielung der ſo nöthigen Fütterungs-Mittel, welches in allen Gegenden doppelt wichtig iſt, wo der Kleebau eingeführt ward, mithin auch das ſo ſchädliche Abhüten des alten und neuen Klees ſeine erſehnte Endſchaft erreicht hat;

II. durch Gewährung reichlicher Ernten im einmal umgebrochenen Kleelande, wenn Weizen oder Korn darauf geſäet wird, welches in Gebirgs- und Waldgegenden beſonders ſo wichtig iſt, daher ſich die Gutsherren in ſolchen Gegenden als wahre Wohlthäter der leidenden Menſchheit dadurch bewährten, daß ſie Nachahmer meines Vaters wurden, welcher der Erſte war, dem es gelang, das Verderbliche dieſer Berechtigung in ſeinem ganzen Umfange der Welt vor Augen zu legen.

Es dürfte überflüſſig ſeyn, Kennern des Syſtems meines Vaters ausführlich zu zeigen, von welchem unermeßlichen Gewinn die Abſchaffung des Hut- und Triftrechtes, beſonders für die Bewohner ſolcher Gegenden iſt, die den Charakter des Gebirges und Waldes an ſich tragen. Bekanntlich erſcheint die tragbare Erde, welche über dem ſteinigen, ſchieferigen, felſigen Beete eines an ſich armſeligen Bodens verbreitet iſt, in einer Schicht von zwei höchſtens drei Zoll. Wie nun der Erfahrung zu Folge, durch das Abhüten die Wurzel des Klees oft ganz ausgezogen wird, ſo war es ganz natürlich, daß auf ſolchen Gegenden gleichſam der Fluch der dürftigſten Ernten laſtete, zumahl, wo große Triftheerden exiſtiren und der arme Land- und Gebirgsbewohner noch auſſerdem von Frohnen gedrükt ward.

Obſchon die Hut- und Triftgerechtigkeit in vielen Gegenden noch nicht abgeſchafft iſt, ſo verſchwindet doch gleichwohl dieſe läſtige Feſſel ländlicher Induſtrie immer mehr, weshalb ich mich auf des rühmlich gekannten Beckers Nationalzeitung 1819. Seite 794. Kürze halber beziehe.

Es gibt aber drei wichtige Gründe, weßhalb der Grad des Einfluſſes, welchen die Eigenthümlichkeit des Syſtems meines Vaters auf das Wohl der Menſchheit äuſſert, nie größer erſchien, als gerade in der nächſten Vergangenheit,

a) wegen den verhängnißvollen Kriegs- und Hunger-Jahren, die wir erlebt haben; wie nun dadurch der Bewohner der ſo eben nahmhaft gemachten Gegenden unverſchuldet in Schulden gerieth, ſo mußte die aller ländlichen Induſtrie Hohn ſprechende Hut- und Triftgerechtigkeit hier am Verderblichſten erſcheinen;

b) wegen der nahrungsloſen Zeiten, welche durch den Verfall aller Nationalgewerbe tauſend Familien dem Untergang nahe gebracht haben. Sie wirken aber um deswillen ſo verderblich, da ſie unmittelbar als das Gefolge jener Kriegs- und Hunger-Jahre zu betrachten ſind;

c) wegen der geſteigerten Staatsbedürfniſſe. Es ſtehen aber die öffentlichen Abgaben damit in der innigſten Verbindung.

Darum darf ich die Behauptung aufſtellen, daß das Syſtem meines Vaters in dem Auge des Freundes der leidenden Menſchheit als ein Schuz-Engel erſcheint, der mit leuchtenden Cherubflügeln über die verdunkelte Stunde der Zeit, den Träger ländlichen Gewerbes hinweg führt.

Was nun ferner die Thatſachen betrifft, auf denen der erfolgte ſegensreiche Einfluß der Einführung der Stallfütterung beruhet, ſo mögen nur folgende zwei hier ihre Stelle finden:

a) das Reſultat der Vergleichung des Viehſtapels, wie ſolcher vor Einführung der Stallfütterung Statt fand, und wie er ſich da offenbaret, wo man mit dem Wetteifer begriffen iſt, durch Einführung der Wech-

Digitized by Google

ſelwirthſchaft den Kleebau ſo allgemein als möglich zu machen. „Man hat berechnet, daß ſeit Einführung der Stallfütterung im Königreich Sachſen vor der Theilung dieſes Landes nur allein 70,000 Stük Rind-Vieh mehr gehalten werden konnten, als zur Zeit, wo man die Sallfütterung noch nicht kannte, um welche ſich Schubart v. Kleefeld ſo ungemein verdient gemacht hat." (Siehe Converſationslexicon unter Rindviehzucht.)

Es iſt hier nicht der Ort, über dieſen Gegenſtand Berechnungen aus andern Ländern aufzuſtellen, doch findet man in den Schriften meines Vaters über dieſe hochwichtige Nationalangelegenheit höchſt intereſſante Aufſchlüſſe;

b) darf ich nicht die Bezeichnung der Rolle verſchweigen, welche dergleichen Verdienſte bei patriotiſch geſinnten Männern ſpielen. Männer nemlich, welche ſich ähnliche Verdienſte, obſchon im geringern Grade als mein Vater, um die Menſchheit zu erwerben ſo glüklich waren — haben ein Andenken auf die Nachwelt gebracht, welches bei ſchiklichen Gelegenheiten ſogar Dankfeſte der Nation ins Daſeyn riefen.

Bekanntlich hatte der Generallieutenant von Milkau im Jahre 1717 die erſten Kartoffeln nach Sachſen gebracht. Als nun der Zeitraum eines Jahrhunderts verfloſſen war, ſo forderten denkwürdige Patrioten ihre Landsleute auf, das Andenken dieſes Mannes feſtlich zu ehren. Ja dieſes Feſt erhielt ſogar die Weihe der kirchlichen Feier; denn Sonntags nach Weinachten 1817. ward im Gottesdienſt des erſten Verbreiters dieſer Erdfrucht dankbar gedacht. Durch die Feier dieſes Dankfeſtes iſt das Aufſtreben eines patriotiſchen Sinnes gewiß ehrenvoll für die Natien zu nennen. Daß aber die Einführung des Kleebaues für die Menſchheit eine noch weit größere Wohlthat iſt, als die Einführung des Kartoffelbaues, erhellet ſchon aus der traurigen Thatſache des gemein ſchädlichen Ueberhandnehmens der Conſumtion des Brantweins, zur Genüge. Durch den Klee als vegetabiliſchem Dünger (Pflanzenmoder) erhielten wir fruchtbareres Erdreich, beſſeren und reichlicheren animaliſchen Dünger, mehr Körner, mithin mehr Brod, nahrhaftere Milch ꝛc. beſſeres Fleiſch, mehr Häute, dauerhafteres Leder, mehr Knochen zum Verbrauch der Rumford'ſchen Suppen und zum Knochenmehl — wieder ein Düngerſtoff! anderer Vortheile nicht zu gedenken.

Was nun endlich die Thatſachen betrifft, aus denen ferner der Grad des Einflußes ans Licht tritt, den das Syſtem meines Vaters in Beziehung 1) auf die jezt eingeführten ökonomiſchen Vereine, 2) auf die von Seiten der Regierungen fortgeſezten Prämien, ſo wie 3) auf die jährlich gefeierten landwirthſchaftlichen Volks-Feſte geäuſſert hat, ſo muß ich eines Umſtandes erwähnen, welcher das in der That eben ſo rührende als befreundende Verhältniß bezeichnet, in welchem der Schöpfer des fraglichen Syſtems mit dem unſterblichen Menſchenfreund Joseph II. ſtand. Mein Vater hatte nemlich das Glük, in der großen Seele dieſes erhabenen Monachen nicht allein ein reges Intereſſe für Landwirthſchaft zu beleben, ſondern ihn auch dergeſtalt für ſein erfundenes Syſtem zu gewinnen, daß faſt alle Groſſen des Kaiſerreichs dadurch veranlaßt wurden, auf ihren Dynaſtien zum Heil des Volks und zum Vortheil ihres Vermögenszuſtandes beſagtes Syſtem einzuführen. Hier der Beweis: Die Geſchichte dieſes erhabenen Monorchen lehret nemlich, wie derſelbe ſich von dem Nuzen des Kleebaues von meinem Vater im Jahr 1785 ſogar auf praktiſchem Wege überzeugen, und die Grundwahrheiten ſeines Syſtems perſönlich vortragen ließ, als er zu dieſem Behuf von meinem Vater eine Hand voll getrokneten zu Ottagrien bei Wien gewonnenen Klee erhielt, worüber der Kaiſer ſeinen lauten Beifall zu erkennen gab. Siehe ökonom. Briefwechſel m. V. Heft II. S. 170.

Die Geſchichte lehrt uns ferner, wie dieſer unſterbliche Wohlthäter der Menſchen, die Vorliebe für Landbau dadurch bethätigte, daß er ſich ſelbſt ſogar mechaniſchen Verrichtungen, z. B. des Pflügens unterzog und ſomit durch ſein kaiſerliches Beiſpiel den Geſchmak an dieſem Erwerbzweig, wie an dieſer Wiſſenſchaft, auf die

Digitized by Google

Großen ſeines Reichs übertrug; daher denn auch Johannes v. Müller der Ehrizonte unter den Geſchichtſchreibern in neuerer Zeit, in ſeinem berühmten Schreiben an Joſeph, ſich der Worte bediente:

„der, Wohlthäter der Menſchen, Joſeph, der pflügte, Sire! der iſt's, zu dem ich rede!"

Was nun zuvörderſt die landwirthſchaftlichen Vereine betrifft, ſo kann hier nicht der Ort ſeyn, deren Zahl alle namentlich aufzuführen, doch bekennen ſich die denkwürdigſten Mitglieder derſelben zu dem Syſtem meines Vaters, da das Ziel dieſer Vereine:

Veredlung und Vermehrung aller Produktionen,

mit dem Syſtem meines Vaters wörtlich zuſammentrifft.

Die zweite auf das Wohl der Menſchheit abzwekende Erſcheinung ſind die ſeit der Epoche meines Vaters ins Leben getretenen Volksfeſte. Viele deutſche Regenten wetteifern nemlich mit einander, dem Volke durch ihre perſönliche Theilnahme einen Beweis zu geben, daß ihnen das landwirthſchaftliche Gewerbe unter allen Gütern des Lebens als das wichtigſte erſcheint. Der Geiſt, welcher ſich aus dieſen Volksfeſten an den Tag legt, die feierlichen Symbole, welche das Weſen der Sache verherrlichen, ſind eben ſo viele Triumphe für den claſſiſchen Charakter des Syſtems meines Vaters. Bekanntlich iſt in dieſem Syſtem alles auf Stallfütterung, alſo Veredlung des Viehſtandes berechnet. Wie nun die bei dieſen Feſten üblichen Preisvertheilungen ſowohl im Königreich Bayern auf der Thereſien-Wieſe, als auch im Königreich Württemberg bei Canſtatt lediglich an die durch Viehzucht ſich ausgezeichneten Landwirthe geſchehen, ſo verdient mein Vater ſchon darum einen ehrenvollen Plaz in den Annalen der Landeskultur. — Dieſe Volksfeſte haben bis jezt auf das Heil der Menſchheit auf eine doppelte Weiſe gewirkt: a) durch Belebung der Vaterlandsliebe; dieſes geſchiehet nemlich durch die erhebende Art, wie ſolche Feſte begangen werden. Bekanntlich geruhen dabei der Regent nebſt Gemahlin mit der königlichen Familie im Volke zu erſcheinen; auch erfolgt die Preiſevertheilung im Angeſicht des Hofes, ſo wie des verſammelten Volkes an die ſich auszeichnenden Landwirthe. Niemals ging es bei ſolchen Feierlichkeiten ab, ohne daß die königliche Familie mit Jubelruf des fröhlichen Volks beim Erſcheinen begrüßt und mit den herzlichſten Segenswünſchen beim Scheiden begleitet ward, — daher auf dieſe Weiſe die Vaterlandsliebe ungemein belebt wird. b) durch einen edlen Wetteifer unter den Landwirthen ſelbſt, indem ſich alles beeifert, dem ländlichen Erwerbe raſtlos und unermüdet die edelſten Kräfte zu weihen.

Was endlich noch die Prämien betrifft, welche zur Beförderung der Landwirthſchaft faſt in allen Staaten alljährlich vertheilet werden, um dadurch nicht allein die gelungenen Beſtrebungen im Felde der Wiſſenſchaft, ſondern auch die glüklichen Erfolge im Gebiete der praktiſchen Oekonomie zu belohnen, ſo kann es hier nicht der Ort ſeyn, dieſes Thema zu erſchöpfen.

In Erwägung jedoch, daß mir auſſer Oeſterreich kein Staat in Europa, als der Bayeriſche bekannt iſt, deſſen Regent ſo bedeutende Summen zur Beförderung des Nationalwohlſtandes durch Emporbringung der Landwirthſchaft verwendete, wie aus öffentlichen Bekanntmachungen erhellet;

In Berükſichtigung, daß alljährlich bei dem Oktoberfeſte auf der Thereſienwieſe zu München die veredelten Erzeugniſſe des Thierreichs zum Betrieb des nationalwirthſchaftlichen Haushalts zur Schau gebracht; und im Lokale des preiswürdigen General-Comité des landwirthſchaftlichen Vereins daſelbſt alle vaterländiſchen Produkte und rohe Stoffe aufgeſtellt werden, in wiefern ſie dieſer Auszeichnung würdig ſind, und dadurch jeglichem Landwirth des Königreichs die Ausſicht eröffnet iſt, ſich durch Erzielung eines vorzüglichen Produkts bei der Nachwelt zu verewigen;

So ergibt ſich aus dieſen Thatſachen, daß das Nationalglük lediglich auf die ökonomiſchen Wahrheiten beruhet, die mein verewigter Vater vor 50 Jahren der Welt vor Augen legte, und durch deren Befolgung der Wohlſtand des Landmanns begründet worden iſt.

Darum werde ich bei jedem Tieferblikenden

Digitized by Google

gewiß Rechtfertigung finden, wenn ich mit der Behauptung hervortrete: daß mein Vater weſentlich der Grund zu jener ruhmvollen Staatenmaxime iſt: die Landwirthſchaft auf jede Weiſe zu ehren. Wenn daher Manche auf dieſer Bahn nicht allein Beſitzthum, Ehrenſtellen und Auszeichnung ſich erwarben, wem verdanken ſie am Ende dieſe erfreuliche Erſcheinung im öffentlichen Leben? Gewiß zum Theil den Verdienſten die ſich mein Vater um dieſen Zweig des Nationalreichthums erwarb.

Alle dieſe gewichtſchweren Thatſachen beweiſen augenſcheinlich, daß Jeder, der ſich ein Verdienſt um Landwirthſchaft erwirbt, auf Dank und Lohn bei dem Monarchen rechnen kann.

Nie gab es ein Verdienſt, welches für die Menſchheit ſchönere und heilſamere Früchte trug, das das Verdienſt, wodurch der Name meines Vaters im Tempel des Nachruhms bei dem Unterrichteten für immer genannt werden wird! Aber nie iſt wohl ein Verdienſt, wenn ſchon zum Theil anerkannt, weniger belohnt worden.

Wenn es wahr iſt, daß darin etwas Göttliches liegt, für unbekannte Schnitter ſäen, und Nachkommen ernten zu laſſen, wo wir für eigenen Genuß nicht baueten, ſo erſcheint die Handlungsweiſe meines Vaters in einem wahrhaft verklärten Lichte.

Wenn aber der Freund der leidenden Menſchheit erfährt, daß ein ſolcher entſchlafener Edler eine zahlreiche Familie zurük ließ, welche die Dornenkrone eines verhängnißvollen Schikſals trägt, während Millionen Zeitgenoſſen die Früchte einer Saat genießen, die ihren erſten Urſprung von dieſem Familienvater herleitet; wenn man ihm ſagt, daß die hinterlaſſene Wittwe auf mancherlei Weiſe vom Schikſal hart geprüft ward, nicht allein, daß ſie das Unglük hatte, zu erfahren, wie ihr Gut Würchwitz im Jahr 1808 von der Wuth der Flammen verzehrt ward, ſondern auch daß ſie das edelſte Licht der Schöpfung, das Augenlicht verlor und erblindete, und daß meine Beſitzthümer zu Großgörſchen ꝛc. bei Lützen und Leipzig, wohin im Jahr 1813 der Unheil bringende Kriegs-Schauplaz zweimal zog, dieſe Güter bei jenen zwei Schlachten total zerſtört und dadurch ein Opfer des deutſchen Freiheitskrieges wurden; — ſo iſt offenbar der Lohn der Familie noch ungezahlt verblieben! —

Durch die Lehren meines Vaters, überall die Brache abzuſchaffen, Klee und andere Futterkräuter zu bauen, die Stallfütterung einzuführen, und durch Verbreitung der Runkelrüben ſo wie der engliſchen Kohlſaat oder des Rapſes, eröffnete er der Welt eine unverſiegbare Quelle des Nationalwohlſtandes. Die klaſſi. Schriften desſelben ſind ſeit länger denn 30 Jahren vergriffen und ich hoffe, daß ihr Wiedererſcheinen Vielen willkommen ſeyn wird; denn es ruhet auf kapitoliſchem Grund, daß die Anwendung ſeiner Lehren für das wichtigſte Intereſſe aller Staaten — den Bau des Landes — Vortheile brachte, die unberechnenbar ſind, aber es gibt noch Gegenden genug, wo deſſen Lehren gar nicht gekannt ſind, oder nicht gehörig angewendet werden.

R. G. Schubart von Kleefeld.

Beiſpielloſe Rachſucht.

Cadenas, ſpaniſ. Geſandter am Hofe zu London, hatte ſich den Haß des nachherigen Protectors Oll. Cromwell zugezogen, u. dieſer ihn auf eine kränkende Weiſe gegen den Geſandten geäußert. Cadenas kehrte nach Spanien zurük, u. ſein König, Philipp III., machte ihn zum Staats-Secretär. Er konnte die von Cromwell erlittene Beleidigung nie vergeſſen, und es war daher natürlich, daß er ihm bei allen Gelegenheiten, wo es nur möglich war, Hinderniſſe in den Weg legte. Cromwell bot Alles auf, dieſen verhaßten Widerſacher vom ſpaniſchen Hof zu entfernen; doch alle ſeine Intriquen blieben ohne Erfolg. Dieß reizte den Mann von gigantiſchem Geiſt und Willen nur noch mehr. Einſt ließ er den Kerkermeiſter von Newgate herbeirufen. „Habt Ihr nicht,“ fragte er, „unter den gefangenen Verbrechern einen, der die Kunſt verſteht, alle Arten Schlöſſer ſo zu öffnen, daß man dieß nicht gewahr wird?„ Nach einigem Nachſinnen verſezte der Kerkermeiſter: Ja, ich glaub, daß Thomas Green dieß verſteht. Aber der Spizbube iſt ſchon zum Tode verurtheilt, und ſoll morgen hingerich-

Digitized by Google

tet werden. Cromwell erwiederte: „Es iſt gut; geht, und ſchikt mir den Kerl. Bald darauf brachte der Kerkermeiſter den Verbrecher unter ſicherer Bedekung zum Protector. Cromwell legte ihm die nemliche Frage vor, und ſie wurde unbedingt bejaht. Mit der bloßen Antwort nicht zufrieden, ließ der Protector den Gefangenen Proben ſeiner gefährlichen Geſchiklichkeit an den künſtlichſten Schlöſſern ablegen. Alle gelangen. Höchſtvergnügt darüber, zeigte Cromwell nun dem Verbrecher die Zeichnung von einem Garten, in deſſen Mitte ein Pavillon ſtand. „In dieſem Pavillon," ſagte er, „ſind viele Thüren, und jede iſt mit 3 verſchiedenen feſten Schlöſſern verſehen. Getrauſt du dir wohl, ſie alle, ohne Geräuſch, und ohne daß man eine Verlezung ahnet, aufzumachen?" „Warum nicht?" verſezte der Befragte frech? „und wenn auch darin hundert Thüren wären, und jede mit tauſend Schlöſſern, ich machte ſie doch auf und käme hinein." Cromwell nahm den Kerl in ſein Kabinet. Hier ſagte er zu ihm: „Ich will dir nicht nur das Leben ſchenken, ſondern dich auch reichlich belohnen, wenn du einen Auftrag ausrichteſt, zu dem du mir geſchikt ſcheinſt." Thomas Green gelobte Alles für einen ſolchen Preis. Cromwell fuhr fort: „Der Garten, mit dem Pavillon darin, den ich dir eben im Abriß gezeigt habe, liegt in Madrid. Du wirſt ihn darnach dort leicht auffinden. Du muſt nun nach Madrid reiſen, dir durch deine Kunſt in dieſem Pavillon heimlich den Eingang öffnen, hier dieſen verſiegelten, aber wieder geöffneten Brief (er reichte ihm ſolchen bei dieſen Worten dar) unter einen in einem rothtapezirten Zimmer befindlichen Schreibtiſch werfen, dich dann ungeſehen wieder davon machen, und eiligſt nach England zurükkehren. Die nöthigen Gelder zur Hin- und Her-Reiſe werde ich dir ſogleich zahlen laſſen." Alles wurde hiernach ſchleunigſt angeordnet. Green ſchiffte ſich ein. Aber Cromwell, der ihm doch nicht ganz traute, gab ihm noch einen Menſchen mit, den er ebenfalls in das Geheimniß eingeweiht hatte, theils um ein wachſames Aug' auf ihn zu haben, theils um zur vollſtändigen Ausführung ſeines boshaften Planes mitzuwirken. Als beide in Madrid angekommen waren, ging Green's Begleiter nach Venedig ab, um dem dortigen engliſchen Geſandten einen Brief einzuhändigen. Der offene, von Cromwell eigenhändig geſchriebene Brief, den Green erhalten, und verabredetermaßen unter den Schreibtiſch geworfen, war an Cadenas gerichtet; er dankte ihm darin, daß er ſeine Verſprechungen ſo klug und vollſtändig erfüllte, und benachrichtigte ihn zugleich, wie er die dafür als Belohnung verheiſſenen 20000 Pf. St., der getroffenen Verabredung gemäß, bei der Bank zu Venedig erhalten könne. Cromwel hatte nämlich erkundſchaftet, daß der König von Spanien in der Regel jeden Morgen nach gedachtem Pavillon ſich begab, und vor Cadenas Ankunft die eingelaufenen Depeſchen durchſah, um dann des Miniſters Vortrag deſto leichter begreifen und einen Entſchluß darüber faſſen zu können. Der König fand den eingeſchwärzten Brief; er erkannte die Hand des Protectors; dieß fiel ihm auf. Aber der Brief war in engliſcher Sprache geſchrieben; davon verſtand der Monarch keine Sylbe. In ſeinem mißtrauiſchen Gemüth erwachte nun deſto mehr Argwohn, da Cadenas nichts davon gegen ihn erwähnte, daß er mit Cromwell in Briefwechſel ſtehe. Er ſtekte nun den Brief zu ſich, und ließ, als Cadenas eintrat, nichts davon gegen ihn merken.

Sobald Philipp den Pavillon verlaſſen, berief er ein Paar vertraute Staats Beamte zu ſich. Er zeigte ihnen den Brief, und ließ ihn von ihnen in's Spaniſche überſezen. Sein Inhalt verrieth eine Verrätherey des Staats Secretärs; da ihn aber der König ſtets als einen treuergebenen Diener und durchaus rechtlichen Mann befunden hatte, ſo trug er Bedenken, ohne weitere Beweiſe ein Urtheil zu fällen. Hierin pflichteten ihm auch diejenigen bei, die er in dieſes Geheimniß eingeweiht hatte, und einer rieth, ſogleich einen zuverläßigen Mann nach Venedig zu ſchiken, um ſich zu erkundigen, ob es mit der Anweiſung des Geldes ſeine Richtigkeit habe. Es wurde genehmigt. Der Abgeſchikte kam bald mit der Nachricht zurük, daß ein eigenhändiges Schreiben von Cromwell bei der Bank von Venedig vorhanden ſey, dem ſpaniſchen Staats Secretär Cadenas für des Protectors Rechnung die Summa von 20,000 Pf. St. gegen deſſen Quittung zu zahlen. Der Tag und

Digitized by Google

der Monat dieſes Schreibens ſtimmten genau mit der Bekanntmachung an Cadenas, die der König im Pavillon gefunden hatte. Jezt ſchien die Beſtechlichkeit und Verrätherei des Staats Secretärs erwieſen. Alle ſeine Verſicherungen der Unſchuld waren ohne Erfolg, und der Staats Rath trug ohne weiters auf Todesſtrafe an. Doch der König, eingedenk ſeiner früheren Verdienſte, und ſeines hohen Alters, verlangte ein milderes Urtheil. Es fiel dahin aus, daß Cadenak, als ein Landes-Verräther, für ehrlos erklärt und aller ſeiner Güter beraubt wurde. — Das war eines der vielen finſteren Werke, durch welche Cromwell, der Heuchler, der das Wort „Religion" immer im Munde führte und voran ſtellte, mit Eiden ſpielte, und ſeinem phyſiſchen Terrorismus Recht und Pflicht aufopferte, — endlich ſich und ſein Andenken der vergeltenden Nemeſis preis gab.

Anweiſung zur frühen Erbſen-Kultur.

(Von dem V. M., Domänen-Pachter Krüger, zu Ermſchwerdt.)

Das Erzielen der frühen Garten-Erbſen wird durchs Verpflanzen am ſicherſten bewirkt. Die Pflanzen werden auf zweifache Weiſe erzogen:

1) Man legt Anfangs December an einen, gegen kalte Winde geſchüzten und der Sonne ausgeſezten Ort im Garten die allerfrüheſte Sorte Erbſen ſo nahe zuſammen, daß auf einem □ Zoll wenigſtens 6 bis 8 Körner kommen, bedekt ſolche Zoll hoch mit gewöhnlicher guter Garten-Erde. — Bis zum Eintrit des ſtrengen Froſtes verwahrt man das Pläzchen gegen Hühner und Vögel, dann aber ſtülpt man einen Kaſten, in welchem ein Boden fehlt, der andere aber herausgenommen werden kann, darüber her u. bedekt ſolchen mit Stroh oder ganz leichtem Miſte. — Wenn ſtarker Froſt anhält, läßt man die Bedekung unangerührt; ſobald gelindere Witterung eintritt, giebt man jede Woche einigemal durch Abnahme der Strohbedekung und des oberen Kaſtenbodens den bereits aufgegangenen Erbſen etwas Luft und Licht, dieſes vermehrt man in dem Maaße, wie die Witterung ſich beſſert allmälig und läßt endlich alle Bedekung weg. — Durch dieſe allmälige Gewöhnung an die rauhe Februar- und Märzluft werden die jungen Erbſen ſo hart, daß ihnen ſelbſt eine Temperatur von 3 — 4 Graden unter dem Gefrierpunkte nichts ſchadet. Sobald das Gartenland von der Winterfeuchtigkeit ſo weit befreit iſt, daß man die erſten Gartenarbeiten zu verrichten im Stande iſt, ſind die Erbſen-Pflanzen gewöhnlich ſtark genug, um ſie ohne Gefahr verpflanzen zu können. Solches geſchiehet folgendergeſtalt: Man hebt mit einem Spaten die Pflanzen auf, bricht die aufgehobenen großen Klumpen mit den Händen ſorgfältig auseinander, ſo daß 4 bis 5 einzelne Pflanzen mit möglichſt vieler Erde zuſammenkleben bleiben; nun macht man mit einer kleinen Hake in das zur Aufnahme der Pflanzen friſch gegrabene Land ſo tiefe Löcher, daß die Wurzelkeime beim Einſezen der Pflanzen-Klumpen nicht krumm gebogen oder abgebrochen werden, ſezt die Pflanzen in verhältnißmäßiger Entfernung und Tiefe ein und drükt ſie ſanft mit Erde an. — Bei trokener Witterung iſt zweimaliges mäßiges Begießen hinreichend, um ſie zum völligen Angehen zu bringen.

Die zweite Methode der Erziehung der Pflanzen geſchiehet in Kaſten, welche man Anfangs in mäßig, hernach in ungeheizten Zimmern aufbewahrt.

Die Erbſen werden im erſten Drittheil des Februar in mit guter Erde gefüllte 6 Zoll hohe Kaſten von übrigens beliebiger Größe gelegt, und zwar eben ſo dicht und tief, wie unter Nr. 1 beſtimmt worden, vorſichtig begoſſen, damit ſie nicht faulen oder ſtoken und allmälig aus einer mäßig warmen Temperatur in eine kältere gebracht, ſo daß ihnen beim Verpflanzen ins Freie (welches ganz wie bei Nr. 1 geſchieht) die oft noch rauhe Frühjahrs-Witterung nichts ſchade. Wenn man in der vorgeſchriebenen Methode ſich einige Uebung verſchafft hat, iſt man im Stande, die Erbſen wenigſtens 3 Wochen früher benuzen zu können, wie diejenigen, welche ganz früh in freies Gartenland gelegt wurden. — Der Ertrag derſelben iſt ſehr ergiebig.

Digitized by Google

Whitelok und die Königin Christina.

Des großen Schweden Königs Guſtav Adolph's einzige Tochter und Nachfolgerin, die berühmte Königin Christina, entſagte bekanntlich hinterdrein freiwillig dem Throne, ging zur katholiſchen Religion über, und begab ſich nach Rom, wo ſie ihre Tage beſchloß. Als ſie den Entſchluß der Thron-Entſagung gefaßt hatte, theilte ſie ihn dem an ihrem Hof befindlich engliſchen Geſandten Lord Whitelok, den ſie ſchäzte, als ein Geheimniß mit, und verlangte ſeine Meinung darüber. Er ſuchte ſie davon durch verſchiedene Gründe abzubringen; doch ſie war ein Weib, und daher waren ſeine Vorſtellungen vergeblich. Sie ſchloß ihre Gegenvorſtellungen mit den Worten: „Mein Vetter, der Pfalzgraf, beſizt vortreffliche Eigenſchaften, viele Tapferkeit und große Geſchiklichkeit in der Kriegskunſt; er ſoll mein Nachfolger werden, und das je eher, je lieber.“ Whitelok erwiderte: „Um ſo beſſer für ihn, ohne Zweifel. Aber erlauben Eu. Maj. mir bei dieſer Gelegenheit ein Geſchichtchen zu erzählen. Ein alter engliſcher Edelmann hatte ſich von ſeinem Sohn überreden laſſen, ihm ſein ganzes Eigenthum abzutreten, und ſich nur ein mäßiges Jahrgeld vorzubehalten. Während die Punkte deßhalb aufgeſezt wurden, rauchte der alte Herr ſein Pfeifchen, und ſpukte in das Zimmer, wo ſich eine große Geſellſchaft befand. Der Sohn bat den Vater, nicht in der Stube, ſondern drauſſen zu rauchen und zu ſpuken. Der Vater gehorchte, ohne ein Wort zu erwiedern. Als er aber, nachdem der Aufſaz fertig war, hereingerufen ward, ihn zu unterzeichnen, ſagte er: „Ich unterſchreibe nicht; den ich habe nun meinen Vorſaz geändert. „Und weßwegen? fragte der Sohn mit Heftigkeit. „Darum,“ antwortete der Greis, „weil ich beſchloſſen habe, ſo lang' ich lebe, hier in die Stube zu ſpuken und weil ich hoffe, daß ein junges Weibchen, mit dem ich mich bald zu vermählen gedenke, mir es wohl erlauben wird.“ Auf dieſe Erzählung Whitelok's entgegnete die Königin: „Das Geſchichtchen läßt ſich hören, und die Anwendung davon iſt leicht zu machen; aber nach meinen Gedanken iſt eine Krone ablegen eben ſoviel, als in die Stube zu ſpuken.“ Whitelok: Es reuete den Kaiſer Carl V. ſogleich. — Königin: „Ah! ſein Sohn war ein heilloſer Menſch; aber mein Vetter, der Pfalzgraf, iſt ein edler Herr. Dabei blieb es. Bald darauf (1654) erfolgte die Abdication. Die Königin hatte ſich nichts als ein Jahrsgehalt von 200,000 Thaler ausbedungen, ſie mußte nachher mit der Hälfte vorlieb nehmen und erinnerte ſich oft an Whiteloks Anekdote.

Hunde-Treue.

Am 16 Jan. d. Js. wurde das Dienſtmädchen des Kaufmannes Maaß in Wollin nach dem Divenow Strome geſchikt, um Wäſche zu ſpülen. Das Eis bricht unter ihr, ſie ſtürzt in den Strom und ſinkt unter. Als ſie das erſtemal wieder in die Höhe kommt, ſchreit ſie laut auf, um Menſchen herbeizurufen, kann ſich aber an dem Eiſe nicht halten und ſinkt wieder unter. Zum zweitenmal heraufkommend, faßt ſie der auf ihr Geſchrei herbeigelaufene Pudel ihrer Herrſchaft ins Halstuch und zieht ſie nach dem Eiſe heran; das Eis bricht aber wieder ab, und weil das Halstuch nicht feſt genug gebunden geweſen, ſinkt ſie abermals ins Waſſer. Glüklicher Weiſe kommt ſie zum drittenmal in die Höhe. Der Pudel pakt ſie in den Arm, ſie greift mit der freien Hand nach ſeinem Ohr, der Pudel läßt den Arm los, faßt ſie immer rükwärts ziehend, bei den Fingern und ſo gelingt es ihm, das Mädchen, ohne alle menſchliche Hilfe, aus dem Waſſer zu retten. Nachdem der Hund das Mädchen gerettet hatte, lief er immer ſchmeichelnd um ſie herum, gleichſam als wolle er ſie bitten, ihm es zu vergeben, daß er ſie in die Finger gebiſſen habe, welche an mehreren Stellen bluteten, und auch jezt noch begleitet der Pudel das Mädchen auf allen Schritten.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger; J. E. Fürſt.—

Digitized by Google

N^ro. 9. Den 26. Februar 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Des Lebens lieblichſter Gewinn
Iſt ein heiterer, froher Sinn.

Inhalt: Baz'im der Schmid. — Geſchichte des Angelo del Duca. — Anbau der Weberdiſtel im Großen. — Verſchlag zur Benuzung der Seifenſiedermutterlauge als wohlfeiles Düngungs-Mittel. — Anekdote. — Der Künſtler und die Uhr. — Ausserordentlicher Vorfall.

Bazim der Schmid.

(Ein arabiſches Märchen.)

Der Califе Harum Al Raſchid *) hatte zur Gewohnheit, im Bagdad (Hauptſtadt Arabiens) nächtliche Spaziergänge zu machen, um ſich ſelbſt zu überzeugen, wie ſeine ſtrengen Befehle von der Polizey vollſtrekt würden. Eines Abends kam er mit ſeinen 2 Miniſtern Giafar und Mezrur vor ein Haus, in dem fröhlicher Geſang ertönte. Der Califе befahl dem Mezrur an der Thüre zu klopfen. „Wer da, rief von innen eine rauhe Stimme?" „Wir ſind fremde," antwortete Giafar, „die ſich verirrt haben; es iſt ſpät, und wir fürchten, es möchte uns die Polizey arretiren. Wir bitten Sie, uns zu öffnen und uns zu erlauben, die Nacht hier zubringen zu dürfen." — „Nein," ſagte die Stimme; „ihr ſeit Schmarozer, die ihr mir unter dieſem Vorwande einen Theil meines Abendmals umſonſt abmauſen wolltet."

Der Califе lachte über dieſen Gedanken; Giafar aber redete ſo lange, bis endlich der Inhaber dieſer Wohnung öffnete, und ſie nur unter der Bedingniß einließ, daß ſie am nächſten Tage nicht gleich dieſe Aufnahme überall erzählen ſollten. Sie traten alſo ein und fanden einen Mann, ganz allein an einemmit Schüſſeln und Bouteillen wohlbeſezten Tiſche. Er fragte ſie, wer ſie wären; auf dieſe vorhergeſchehene Frage ſagten ſie: Kaufleute aus Moſul; die in Handelsgeſchäften nach Bagdad gekommen ſeyen. Giafar erkundigte ſich nachher auch um ſeinen Namen und ſein Gewerbe. Der Mann aber ließ ſie vorerſt ſchwören, daß ſie von ſeiner Offenherzigkeit weiter keinen Gebrauch machen ſollen, dann vertraute er ihnen, ſein Name ſey: Bazim, der Schmid; er gewinne ſich täglich 5 Dirhem, *) und wenn der Abend käme, kaufte er ſich für 2 Dirhem Brod und Fleiſch, für einen Früchte, für einen Lichter, und für einen Wein; er ſey ſein eigener Koch, und es ergöze ihn ſo, zu ſingen; er führe dieß einſidleriſch vergnügte Leben ſchon ſeit 20 Jahren, Tag für Tag, und Nacht für Nacht, ohne daß einmal die nöthigen 5 Dirhem für ſeine Haushaltung gefehlt hätten.

„Aber" ſagte Giafar, „wenn morgen ein Befehl des Califen den Schmiden ihre Werkſtätte zu öffnen verbieten würde, wo würden Sie Brod, Fleiſch Wein, Früchte und Licht hernehmen?" „Ha!" habe ich es nicht geſagt, „erwiderte Bazin," daß ihr Spionen ſeit? Ihr werdet morgen der ganzen Welt erzählen das Leben, das ich führe, und mich lächerlich machen vor allen Menſchen.

O, daß ich euch nicht hätte hereingelaſſen; verwirklichet ſich meine Furcht, ſo werde ich euch in ganz Bagdad aufſuchen, und ihr ſollt meiner Rache nicht entgehen."

Der Califе konnte kaum das Lachen verhalten; er hatte unendliches Vergnügen an der Beſtürzung und den Drohungen des Schmids; und nahe waren ſie ſchon dem Tage, als ſie wieder nach Hauſe zurükkehrten.

Am nachſten Tage befahl der Califе dem Giafar, den Befehl bekannt zu machen, daß es allen Schmiden bei ſtrengſter Strafe verboten ſey, innerhalb 3 Tagen ihre Werkſtätten zu öffnen. Als nun Bazim zur Thüre ſeiner Werkſtätte gekommen war, fand er ſie geſchloſſen, und einer ſeiner Mit-

*) Dieſer war einer der ausgezeichnetſten Fürſten Arabiens. Er war die Zierde ſeines Landes; unter ihm blühten Künſte und Wiſſenſchaften empor. er ſammelte Gelehrte aller Art an ſeinem Hofe. Als Feldherr war er ausgezeichnet, wie als Regent; ſein Volk nannte ihn den Gerechten. Er regierte von 786 — 809.

*) eine türkiſche Münze von etwa 12 kr.

Digitized by Google

geſellen, der bei der Thüre ſaß, eröffnete ihm den Befehl des Califen. Niedergeſchlagen ging Bazim fort, und wußte nicht, was er thun ſollte. Er ging zu dem Brunnen eines öffentlichen Bades, *) um zu trinken. Der Badmeiſter, der einer ſeiner alten Bekannten war, ſah ihn dort, ging hin und fragte ihn, wie es ihm gehe. Bazim erzählte ihm die Verlegenheit, in die ihn der Befehl des Califen verſezte. Laß das gut ſeyn, antwortete ihm ſein alter Freund; bleib du dieſe 3 Tage hier und hilf mir, meine Kunden verſehen. — Bazim that ſein Möglichſtes, und ehe der Abend kam, hatte er 5 Dirhem gewonnen.

Kaum hatte er dieſe Summe beiſammen, ſo verließ er das Bad, ging geradezu auf den Mark, und kaufte ſeinen gewöhnlichen Tiſch, wie ſeit 20 Jahren, um ſich Gute zu thun im Eſſen, Trinken und Singen nach ſeiner Weiſe.

Die Nacht kam; Harum Al Raſchid erinnerte ſich wieder an das geſtrige Abentheuer, und ſagte deßhalb zu Giafar: „Wir wollen nach unſerm Schmid ſehen; der arme Teufel wird dieſen Abend nichts zu eſſen haben!" Sie kamen zu ſeinem Hauſe; doch wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie die nemlichen, frohen Geſänge wieder vernahmen. Giafar klopfte an der Thüre, und Bazim, der ſchon einigemal getrunken hatte, ſah zum Fenſter heraus, erkannte ſeine Gaſtfreunde und ließ ſie eintreten. „Wir ſind gekommen," ſagten die angeblichen Kaufleute, „um zu ſehen, wie Sie ſich befinden bei dem neuen Befehle des Califen gegen die Schmide." — „Hatte ich nicht recht," entgegnete Bazim, „ihr waret Unglüksboten? Aber Gott iſt groß! — Ich habe mein Brod, mein Fleiſch, meinen Wein, meine Früchte, wie ſeit 20 Jahren."

Er erzählte ihnen hierauf ſeine Tagsgeſchichte und Giafrar fragte ihn, was er anfangen würde, wenn auch alle Bäder geſchloſſen werden müßten. Auf dieſe Frage entbrannte Bazim vor Zorn und fing an, gegen Giafar zu ſchimpfen und loszubrechen; der Calife aber konnte nur mit ſchwerer Mühe das Lachen erſtiken. Sie redeten ihm aber alle Zweifel aus dem Sinne; ſie verſicherten ihn, daß ſie nirgends lieber ſeyen, als in ſeiner Geſellſchaft, und daß ſie ſich den ganzen Tag gefreut hatten, auf dieſen Abend; er ließ ſich beſänftigen und ſie unterhielten ſich gut bis tief in die Nacht; erſt ſehr ſpät kehrten ſie durch eine geheime Thüre in den Pallaſt zurük.

Am nächſten Morgen machten öffentliche Ausrufer einen Befehl des Califen bekannt, gemäß welchen alle Bäder 3 Tage lang geſchloſſen werden müſſen, und zwar unter der Strafe, daß derjenige, der dagegen handelt, gleich vor der Thüre aufgehängt würde.

Die 3 größten Bäder von Bagdad, das des Califen, des Giafar und das der Prinzeſſin Zobeide wurden ſogleich geſchloſſen, und die kleineren Bäder mußten ihrem Beiſpiele folgen. Das Volk fing an zu murren: „Daß Gott den Califen, — — — — — geſtern ließ er die Schmidwerkſtätten ſchließen, heute die Bäder, morgen vielleicht die Bäkereien und Fleiſchbänke; dann muß er aber auch auf Mittel ſinnen, uns den Mund zu ſperen." — Bazim, halb verzweifelnd, wußte nicht, was er anfangen ſollte; er ging wieder nach Hauſe, ſezte ſich nieder und calculirte, wie er heute zu ſeinem Gelde käme, und ſchon war der Mitag vorbey, und er hatte noch kein Mittel erſpäht; endlich kam ihm in den Sinn, daß er unter ſeinen Kleidern eine Gerichtsdiener-Kleidung habe; dieſe zog er an; hatte aber keinen Säbel; wohl eine Scheide und einen Säbelgriff; er ſchnitt ſich daher ein Stük Holz zu, und ſtekte es ſo zuſammen, daß alles die Geſtalt eines ordentlichen Säbels gewann; er ging fort und miſchte ſich unter das Gedränge vor einer Moſchee, *) an dem Plaze, wo die Gerichtsdiener ſich gewöhnlich aufhielten. Kaum war er dort, ſo kam eine Frau, die ihn für ein wirkliches Gerichtsmitglied hielt und forderte ihn auf, ihren Mann vor Gericht zu laden, ſie wolle gegen ihn klagen. Bazim ließ ſich ſogleich 2 Dirhem geben, die gewöhnliche Citationsgebühr; und als er den Mann gerufen hatte, und diſer zu erſcheinen nicht Zeit hatte, ſo gab Bazim zu,

*) Oeffentliche Bäder gibt es in muhametaniſchen Städten ſehr viele, da jedem Muhamedaner von ſeiner Religion täglich ſich 5mal zu waſchen geboten iſt.

*) Muhametaniſche Bethhäuſer — Kirchen.

daß er ſich gegen die mäßige Summe von 5 Dirhem für dieſen Tag loskaufe. So hatte er ſeine 5 Dirhem wieder beiſammen.

Am Abend gingen der Calife, Giafar und Mezrur hin, um zu ſehen, was aus ihrem Schmid geworden ſey; aber zu ihrem Erſtaunen fanden ſie ihn eſſend, ſingend und trinkend; ſie wurden aber ſchlecht empfangen; denn ihre Viſiten waren es, die ihm all dieß Unheil bereiteten. Aber, ein gutmüthiger Menſch, wie er war, ließ er ſich doch bald beſänftigen, und unterhielt ſich dann ſehr wohl mit ihnen.

Hierauf erzählte er ihnen ſeine Tagegeſchichte; wie er zum zweitenmale in Verlegenheit gerathen ſey, wie er eine Gerichtsdienerkleidung gefunden, deren er ſich bediente; wie er ſtatt des Säbels ein Stük Holz in die Scheide ſtekte, und wie er ſich mittelſt dieſer Zurichtung ſein Abendmal gewann; er ſagte, er wolle dieß auch am nächſten Tage nochmal thun, da hierauf ſeine Werkſtätte ohnehin wieder geöffnet würde. Der Calife und ſeine Begleiter billigten dieſes Vorhaben. Die Mittel, welche der Schmid bisher gebraucht, verſchaffte ihnen einen der angenehmſten Abende und ſie kehrten ſehr ſpät nach Hauſe zurük.

Am nächſten Tage ſtand Bazim ſchon am frühen Morgen auf, zog ſich an und ſchwor bey ſeinem Hammer und ſeinem Amboß, daß er den Reſt ſeines Lebens Gerichtsdiener ſeyn wolle.

Kaum war am Morgen der Calife erwacht, ſo gab er den Befehl, es ſollen ſich alle Gerichtsdiener jenes Stadtviertels verſammeln, wo er wußte, daß Bazim war, er habe ihnen eine beträchtliche Gratification zu geben; ſo wenigſtens verkündeten die öffentlichen Ausrufer. Bazim konnte dieſer Einladung nicht widerſtehen und begab ſich mit den Andern in den Pallaſt des Califen. Der Calife befahl dem Chef der Gerichtsdiener, ſie alle zu nennen, einen jeden bey ſeinem Namen, und ihnen für die Zukunft Gehaltsvermehrung zuzuſichern. Bazim war nicht gar hoch erfreut über die Ehre, vor dem Califen ſo genannt zu werden. Aber er konnte nicht ausweichen und mußte geduldig das Ende abwarten. Der Calife fragte einen jeden um ſeinen Namen, um den ſeines Vaters, um die Zeit ſeines Dienſtes und um ſeinen Gehalt; und wenn er einen gefragt, ſo ließ er ihn immer zu ſeiner Rechten tretten.

Bazim ſehr verlegen, wie er auf alle dieſe Fragen antworten ſollte, verlor ſeinen Muth in dem Maße, als die Zahl der Gerichtsdiener auf ſeiner Seite ſchwand. Der Calife merkte ihm dieß an, und mußte ein Saktuch vor den Mund halten, um nicht in ein laues Gelächter auszubrechen.

Nun war Bazim allein noch übrig; er zitterte an allen Gliedern; er blieb lange ſtehen, das Geſicht gegen die Erde gekehrt, ehe er es wagte die Augen zu erheben. Endlich fragte ihn der Calife: „Biſt du ein Gerichtsdiener„? „Ja, Calife,„ war Bazims Antwort, „mein Vater, mein Großvater, waren es auch."

„Haſt du nicht täglich 20 Dirhem„? „Ja, Calife, aber ich bin mit 5 zufrieden." „Biſt du im Stande alle Functionen deines Standes auszuüben?„ „Ja, Calife; Eure Hoheit haben nur zu befehlen."—"Gut," ſagte der Calife, „man führe einen Uebelthäter her, ich will, daß du ihm in meiner Gegenwart den Kopf abſchlägſt. Der arme Bazim ſtand auf Dornen; der Uebelthäter wurde vorgeführt; er warf ſich auf die Knie und erwartete den Todesſtreich. ——„Sag, du ſeyſt unſchuldig." liſpelte ihm Bazim ins Ohr; und ſogleich ſchrie er: „Hoher Calife, Gnade, ich bin unſchuldig.„ Wohl ſagte Bazim, das wollen wir bald ſehen. Dann warf er ſich nieder vor dem Califen, und ſagte: Herr der Gläubigen! der Säbel, den ich trage iſt ein Erbſtük, das ich von meinen Vorfahren erhalten habe; er iſt ein Talisman, ſo er einen Schuldigen hinrichtet, glänzt er wie der Bliz, wenn er aber einen Unſchuldigen ſtrafen ſoll, verwandelt er ſich immer in Holz!" „Wohlan, ſo mach den Verſuch; ziehe und ſchlage." „Mit Erlaubniß, Euer Hoheit!" ſagte Bazim und zog ſeinen Säbel. Als man ſah, daß er von Holz ſey, entſtand von allen Seiten lautes Gelächter. Der Calife, zufrieden mit dem Ausgange, verzieh dem Uebelthäter, entdekte dem Bazim, wer die Kaufleute ſeyen, die ihm die nächtlichen Beſuche abſtatteten, und machte ihn zum Chef der Gerichtsdiener mit einer bedeutenden Beſoldung.

Geſchichte des Angelo del Duca.

Angelino, Angelo del duca, il re della campagna, — König des Feldes, — reo del cavallo — der wegen eines Pferdes Verklagte — ſind die vier verſchiedenen Benennungen des Räuberhauptmanns, der vor ungefähr 30 Jahren in Salerno hingerichtet wurde, nachdem er in den neapolitaniſchen Provinzen Apulien und der Baſilicata ſechs bis ſieben Jahre in einem Umkreiſe von 60 Millien — (10 deutſche Meilen) — ſein Weſen getrieben hatte. Da in der Gegend, die er zum Schauplaz ſeiner Räubereien wählte, keine großen Wälder ſind, da ihn faſt alle Einwohner perſönlich kannten, und die Polizeidiener von acht bis zehn Städten, oft von militäriſchen Kommando's unterſtüzt, faſt beſtändig Jagd auf ihn machten; ſo erſtaunt man, daß er ſo lange — nicht ſich verſteken — ſondern auf allen Landſtraßen und oft in den Städten mit offenbarer Gewalt rauben konnte.

Unter andern paßte Angelo einem tarentiniſchen Kaufmann auf, der eine bedeutende Erbſchaft in Foggia geholt hatte. Dieſer wurde unterwegs gewarnt, und verſtekte ſich in einer Höle. Sie war aber nicht geräumig genug, auch ſeinen zwölfjährigen Sohn, den er bei ſich hatte, zu faſſen. Er befahl ihm daher allein auf der Straße fort zu gehen, in der Hoffnung, Angelino würde ihn nicht kennen. Allein der unglükliche Vater betrog ſich, der Knabe wurde angehalten. Angelo fragte ihn, wo ſein Vater ſey; er wollte es nicht ſagen. Der Räuber ſchnitt ihm ein Ohr ab, hielt es ihm vor die Augen, und drohte, ihm auch das andere und die Naſe abzuſchneiden, wenn er ſeinen Vater nicht verrathen wollte. Der Knabe blieb ſtandhaft. Der Unmenſch ſchnitt ihm wirklich die Naſe ab, und als er auch dadurch ſeine Abſicht nicht erreichte, ſchlug er ihm mit dem Flintenkolben das Gehirn ein. Der unglükliche Vater entkam! —

Vor zehn Jahren zeigte man noch ein altes Mädchen zu Maßaure, die der Schreken über die grauſame Ermordung ihres Onkels durch Angelino, des Verſtandes beraubt hat. Dieſer Onkel hatte 2000 Piaſter eingenommen. Er fürchtete Angelo's Beſuch, der allenthalben ſeine Hehler und Spione unterhielt, und vergrub daher ſein Geld, ohne ſeiner Nichte zu ſagen, wo? Der Räuber erſchien wirklich denn folgenden Abend mit einigen ſeiner Leute und forderte die Hälfte von dem Gelde. Der Onkel ſagte, er habe es nicht mehr. Damit war aber Angelo nicht zufrieden: er ließ den Alten von zwei ſeiner Helfeshelfern halten und gab ihm mehrere Dolchſtiche an Orten, wo ſie ſeiner Meinung nach, am meiſten ſchmerzen mußten, doch nicht ſo tief, daß ſie ihn tödten konnten. Die Nichte, welche auch gehalten wurde, bat ihren Onkel um Gottes und aller Heiligen willen, er ſolle doch Alles hingeben, um ſein Leben zu retten. Er blieb aber immer dabei, er habe nichts und bekam ſo, nach und nach, von Angelo mehr als fünfzig Stiche, wobei dieſer ihm zu wiederholten Malen, gräßlich lachend, ſagte: Wir wollen ſehen, wer es am längſten aushält! Und wirklich machte der Geiz des Onkels die Grauſamkeit des Räubers zu Schanden. Er ſtarb, nachdem er ſich eine Stunde hatte martern laſſen, ohne ſeinen Schaz anzuzeigen und man ſoll ihn nie gefunden haben.

Uebrigens wußte ſich Angelino beim Pöbel ſehr beliebt zu machen. Er beraubte gewöhnlich nur die Reichen und machte den Armen oft große Geſchenke. So zwang er z. B. einmal einen Kornwucherer, dreizehn Fuhren Brodkorn in ein Städtchen zu fahren, wo großer Mangel war, und ſie in ſeinen Namen unter das Volk zu vertheilen. Es iſt daher kein Wunder, das man ihn überall aufnahm, und vor den Nachforſchungen der Polizei verhelte, wenn er verfolgt wurde, zumal da in Apulien das Räuberhandwerk nicht eben ſchimpflich iſt, und den, der es mit gehöriger Entſchloſſenheit treibt, leider, ſogar beim Pöbel beliebt macht.

Angelo's Bande ſoll nie über vierzehn Mann ſtark geweſen ſeyn, die aber ſehr muthig und ganz vorzüglich gute Schüzen waren. Man rühmt von ihnen, daß ſie in ihren zahlreichen Gefechten mit Häſchern und Soldaten nie einen Fehlſchuß thaten. Indeſſen muß man die Art des Angriffs der Neapolitaner kennen, um zu begreifen, wie ſich vierzehn Menſchen oft zwei, drei Stunden gegen dreihundert u. mehrere vertheidigen konnten, ohne einen Mann zu verlieren. Beide Theile

Digitized by Google

le ſtellen ſich nämlich hinter Mauern, Bäume, Häuſer und was die Gegend ihrer Feigheit ſonſt für Wälle darbieten mag, und lauern ſo auf den Augenblik, wo einer von den Gegnern ſich etwas bloß gibt, um ſchnell auf ihn abzudrüken. Sie hören mit großer Bewunderung, daß Preußen, Oeſtereicher und Franzoſen in ihren Schlachten apetto scoperto — mit bloßer Bruſt — auf einander feuern. Daß unter dieſen Umſtänden immer ohne Rükſicht auf die Anzahl, der Vortheil auf der Seite der beſten Schüzen ſeyn muß, iſt natürlich. Auch wagten die Häſcher zulezt gar nicht mehr den Angelo anzugreifen.

Er war indeſſen doch zufällig durch einen Schuß verwundet. Eben dieſe Wunde veranlaßte Anglos Gefangennehmung. Er begab ſich nämlich in ein Kapuzinerkloſter, um ſich dort zu heilen. Dies war eins von den Klöſtern, die das Recht des Aſyls haben, das heißt, die Obrigkeit darf ſich dort eines Miſſethäters nicht bemächtigen. Es war ruchtbar geworden, daß der gefürchtete Angelo verwundet ſey und ſich in dem Kloſter befinde. Nun vereinigten ſich die Häſcher mehrerer Städte, kamen überein, das jus asyli des Kloſters in dieſem Falle einmal zu verlezen, und umzingelten es eines Tages, da Angelo und Rußo, ſein beſter Freund, im Vertrauen auf die Heiligkeit des Orts, ruhig ihren Mittagsſchlaf hielten. Sie waren ohngefähr 200 Mann ſtark, und obgleich ſie wußten, daß Angelo wegen der Wunde an ſeiner Hand nicht ſchießen konnte, ſo wagten ſie doch nicht in das Zimmer zu dringen, wo die Furchtbaren ſchliefen. Es war eine Zelle im zweiten Stok. Nach langem Ueberlegen beſchloſſen ſie, das Kloſter anzuzünden und ſie ſo zu verbrennen, ohne ſich weitrer Gefahr auszuſezen. Dies geſchah. Sie legten das Feuer in dem Zimmer an, über welchem Anglos Zelle war. Er erwachte erſt, als die Flamme ſchon durch den Boden drang. Bald ſtürzte die Deke ein, und ein Mann fiel in die Gluth herab. Man zog ihn heraus und fragte ihn, wo Angelino ſey? — „Ich bin es ſelbſt,„ ſagte Rußo, der ſo ſehr verbrannt war, daß man ihn nicht erkennen konnte. Welche ſeltene Gegenwart des Geiſtes! Auf die Frage, „wo denn Rußo ſey, antwortete er: „dieſer ſey verbrannt.„

Man fing nun an, die Feuersbrunſt zu löſchen. Unterdeſſen war es Angelo geglükt, den Flammen zu entrinnen. Er lief ſchnell durch eine brennende Thüre in eine andere noch unverſehrte Zelle, warf eine Mönchskutte über ſeine Kleider, ſtieg während Alle mit dem herabgefallenen Rußo beſchäftigt waren, auf's Dach, glitſchte unbemerkt hinunter, nahm, weil man ihn, wenn er davon gelaufen wäre, bemerkt haben würde, einen Eimer und löſchte mit. Erſt als das Feuer gehemmt war, und das Volk anfing ſich zu zerſtreuen, ging auch er langſam davon. Zu ſeinem Unglük ſah aber ein Häſcher, daß dieſer Mönch Strümpfe trug, da doch bekanntlich die Kapuziner barfuß gehen. „Angelo, Angelo!" rief er und Alle liefen und ſchoſſen hinter ihm her. Angelino war aber ſchneller auf den Füßen, und gewann bald einen ſo großen Vorſprung, daß er ſich endlich ungeſehen in einer Felſenhöle verſteken konnte. Aber er ſollte der gerechten Strafe ſeiner Verbrechen, nachdem ihr Maß voll geworden, nicht entgehen, er ſollte gefangen werden! Es war nämlich den Tag Schnee gefallen; eine ſeltene Erſcheinung in jenem warmen Lande. Man ſpürte Angelo aus und bemächtigte ſich ſeiner ohne Mühe, da er ſich nicht einmal mit dem Dolche wehrte, wahrſcheinlich weil er auf die Gnade des Königs hoffte, von dem er wußte, daß er ſie zuweilen auch den größten Miſſethätern angedeihen laſſe. Wirklich verlangte der König und die Königin den ſonderbaren Menſchen zu ſehen. Das Gericht, welches vermuthete, daß er ſeine Freiheit wieder erlangen würde, wenn er die Gnade hätte, Ihren Majeſten vorgeſtellt zu werden, und doch ſich und das Land gern von dieſer Plage befreien wollte, ließ ihn in aller Geſchwindigkeit vorläufig aufknüpfen, und leitete alsdann ſeinen Prozeß ein, um förmlich darzuthun, daß es von Rechtswegen geſchehen ſey.

Anbau der Weberdiſtel im Großen.

Bekanntlich iſt die Weberdiſtel (Kardendiſtel, Dipsacus fullonum) für Tuchmacher, Strumpfwirker ꝛc. unentbehrlich. Sie wächst zwar wild; aber nur die cultivirten ſind für jene Gewerbe

brauchbar, denn nur ſie haben Stacheln mit krummen Häkchen. Ein Sachkundiger meldet über die Cultivirung dieſer Diſtel Folgendes: „Zu Anfang Mai, auch oft zu Ende April, wird der Samen auf ein Gartenbeet geſäet, welches von Unkraut gereinigt ſeyn und aus lokerem Erdreich beſtehen muß. In der Mitte Juli (oder auch zu Ende) werden die Pflanzen 2½ Fuß weit auf ein gut gegrabenes Land, welches ein Jahr zuvor gedüngt worden, vermittelſt eines Stikels, wegen ihrer Pfahlwurzel, geſezt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie bei trokener Witterung nach dem Sezen einigemal begoſſen werden müſſen. Ein zu fetter Boden bildet, wegen zu geilen Wuchſes, die Haken an der Weberkarde zu krumm und zum Gebrauch untauglich. In einem guten Sandboden, vorzüglich wenn er Quarz enthält, werden ſie am beſten zum Fabrikgebrauch. Im Herbſt, wenn das Unkraut überhand nimt, werden ſie mittelſt einer Harke gerodet. Daſſelbe geſchieht auch im Frühjahr, theils um das Land zu reinigen, theils auch um den Boden bei eintretender Feuchtigkeit zur Fruchtbarkeit empfänglich zu machen. Im zweyten Jahr gibt es viele Pflanzen, welche keine Stengel treiben. Dieſe werden herausgezogen; an ihrer Stelle kann man Gemüſe nach Willkühr einpflanzen. Nach ihrem völligen Auswuchs, wenn ſie abgeblühet, muß darauf geſehen werden, daß die Köpfe, welche eben abgeblühet, oder auch noch die unterſte Reihe Blüten haben, alle 3 bis 6 Tage herausgeſchnitten werden. Der Nuzen davon iſt folgender: Zu früh abgeſchnittene Köpfe haben nicht genug Elaſticität und an zu ſpät geſchnittenen werden die Haken zu brüchig. Das Abſchneiden geſchieht ſo, daß die Stiele 8 bis 10 Zoll lang bleiben, und wenn der Arbeiter eine Handvoll hat, ſie mit einer Weide bindet. Alle dieſe Behandlung liefert aber noch nicht die Güte der Weberdiſtel zum Gebrauch, wenn nicht noch folgende Behandlung vorgenommen wird: Wie ſie in Bünden nach Hauſe gebracht worden, müſſen ſie auf Leinen oder Stangen ſo gehängt werden, daß die Köpfe unten hängen, weil ſich dadurch der Saft, welcher ſich noch im Stiele befindet, dem Kopfe mittheilt, und bei dem Welken des Kopfes die elaſtiſche Kraft der Haken vermehrt."

Haben nun die Bündel nach Verhältniß trokener oder feuchter Witterung 6 bis 8 Tage gehängt, ſo werden ſie abgenommen und auf dem Boden neben einander geſtellt, ſo daß der Kopf oben und der Stiel unten iſt. Der Nuzen davon iſt folgender: Jeder Kopf hat einen markigen Kern, welcher, wenn er zu viel Feuchtigkeit behält, in Moder übergeht und wodurch die Haken der Weberkarde beim Gebrauch ſogleich bis auf das Mark ausſpringen; durch das bemerkte Umſtellen zieht ſich die überflüſſige Feuchtigkeit aus dem markigen Kern wieder in den Stiel. Wenn ſie nun ganz troken ſind, ſo werden ſie bis zum Auswählen auf Haufen gelegt. Bei dem Troknen muß wo möglich Sonnenſchein vermieden, und es mehr durch angebrachten Luftzug bewirkt werden. Der Bau der Weberkarde liefert den größten Gewinn, wenn derjenige, welcher ſie baut, auch die Güte für eines jeden Profeſſioniſten Gebrauch kennt, und ſie darnach auszuwählen weiß! z. B. für den Strumpfbereiter und Strumpfwirker, welche feine, gewalkte Waare verfertigen, muß die Weberkarde von keinen zu krummen Haken und nicht zu ſtrenger Elaſticität ſeyn; auf gröbere Wolle können ſtärkere und gröbere Karden gebraucht werden. Durch dieſes Ausſondern zu einem jeden Gebrauch wird viel gewonnen. Tuchmacher und Barchentweber verbrauchen die, welche die ſogenannten geringeren ſind. Zum Bau der Weberdiſtel gehört Aufſicht beim Abſchneiden und Troknen, und vieler Raum auf Böden.

Vorſchlag zur Benuzung der Seifenſiedermutterlauge oder ſogenannten Salzlauge, als wohlfeiles Düngungsmittel.

(Eingeſchikt von Joh. Chriſt. Melbſtein, Chemiker und Seifenſieder zu Schmalkalden.)

In dem zweiten Heft der kurheſſ. Landwirthſchafts-Zeitung vom Jahr 1824 und auch in mehreren andern gemeinnüzigen Blättern, wurde die Düngung der Aeker mit ſalzſaurem Natrum (Kochſalz) und andern ſalzſauren Salzen anempfehlen. Auch iſt ſchon früher von engliſchen Landwirthen durch mehrjährige Verſuche erprobt worden, daß wenn ein Morgen Aker mit einem

Digitized by Google

Scheffel Kochſalz bedüngt wird, dies denſelben immer ergiebiger machte, daß aber eine größere Menge ihn nach zwei bis drei Jahren ganz und gar unfruchtbar machen würde.

Da nun aber das Kochſalz in manchen Gegenden zu dieſem Zweke zu theuer zu ſtehen kommt, ſo will ich die Seifenſiederlauge, die gewöhnlich als unnüz weggelaſſen wird, und zwar auf folgende Unterſuchung gegründet, als ſehr wohlfeiles Düngungsmittel vorſchlagen.

Dieſe Salzlauge enthält gewöhnlich nach meiner Unterſuchung in einem Pfund zwei Loth und etliche Quentchen (bald mehr, bald weniger) troknes Salz, und ohnedieß noch eine große Menge Gallerte und Extractivſtoff.

Das darin enthaltene Salz beſteht nun nach näheren Unterſuchungen größtentheils aus ſalzſaurem Kali, welches die mehrſten Eigenſchaften mit dem Kochſalze gemein hat, ferner Kochſalz und etwas äzendes Natrum.

Dieſe Salze ſind nach meiner Folgerung ganz dazu geeignet, denſelben Nuzen wie das Kochſalz bei der Düngung hervorzubringen und man könnte damit wohl auf folgende Weiſe verfahren.

Man übergöſſe nemlich die Miſtſtätten, die aber mit Jauchebehältern verſehen ſeyn müßten, mit dieſer Salzlauge und bewahrte ſie nun bis zur Düngungszeit in dieſen Behältern auf, und bedüngte dann durch eine zwekmäßige Vorrichtung die Aeker damit. Wollte man ſie aber ohne dieſe Vorkehrung geradezu anwenden, ſo halte ich es aus folgenden Gründen für nothwendig, daß man ſie gleich nach der Ernte zu dieſem Zweke gebrauche, indem die darin enthaltenen Beſtandtheile auf die Vegetabilien zerſtörend wirken und die Fruchtbarkeit dadurch befördert wird, indem das Unkraut nebſt Samen vertilgt und aus dieſen eine bedeutende Menge fruchtbare Erde gebildet wird; würde man ſie aber kurz vor der Saatzeit anwenden, ſo könnte es wohl eben ſo zerſtörend auf den auszuſäenden Samen wirken und der zu hoffende Nuzen verloren gehen.

Anekdote.

Ein großer König brachte die Sommermonate gewöhnlich in einem reizend gelegenen Sommerſchloſſe zu. Die herrlichſten Gärten umgaben das Schloß, und ein Fluß, welcher in hundert Krümmungen ſich durch die Anlagen ſchlängelte, gab ihnen doppelten Reiz und doppelte Anmuth. Nicht der Sicherheit, ſondern des bloßen Anſtandes wegen, — denn der geliebte Fürſt wußte, daß er unter ſeinen Unterthanen vollkommen ſicher war, — umgaben zahlreiche Wachen das ganze Schloß.

In einer ſchwülen Sommernacht mochte die drükende Hize einem ausgeſtellten Poſten zu läſtig werden, und da er an einem ganz abgelegenen Orte ſtand, glaubte er es wagen zu dürfen, ſich in dem zu ſeinen Füßen vorüberfließenden Waſſer zu erfriſchen. Er kleidete ſich aus, barg ſeine Waffen in dem Schilderhauſe, und ſtieg getroſt ins Waſſer, verſichert, bis zur noch fernen Ablöſungsſtunde ungeſtört zu bleiben. Das Schikſal hatte es indeſſen anders beſchloſſen; denn plözlich vernahm er ferne Schritte, und gewahrte bei der noch ſchwachen Dämmerung den König, welcher durch eine Allee gerade auf ihn zukam. Wer beſchreibt des armen Mannes Schreken? Es war indeſſen keine Zeit zu verlieren, und es mußte ein Entſchluß gefaßt werden. Er faßte einen als ein Mann von Kopf, welchen die Beſonnenheit auch in dem dringendſten Falle nicht verläßt. Der Soldat ſoll ſich nicht von ſeinem Poſten entfernt und ohne Waffen betreten laſſen, ſo lautet das Geſez; von Kleidern war daher nicht die Rede. Er ſprang alſo raſch aus dem Waſſer, warf Säbel und Patrontaſche über, ergriff das Gewehr und präſentirte, als der König vorüberging, übrigens in einem Zuſtande, in welchem ſich Adam einſt befand. Ohne ein Wort zu ſagen, ſezte der König ſeinen Gang fort, und an der Mittagstafel legte er den Fall einigen Generälen und andern Perſonen, welche zu Tiſche waren, mit der Frage vor: ob und welche Strafe der Mann verdient habe? Die Urtheile waren verſchieden, doch waren alle der Meinung, daß ein ſolcher Fall nicht denkbar ſey. Lachend erzählte nun der König, was ihm begegnet war, ſchikte den Mann, dem wohl die ganze Zeit über nicht wohl zu Muthe geweſen ſeyn mag, zur Strafe 24 Stunden zum Profoſen, und belohnte ihn nachher für ſeine Gegenwart des Geiſtes. Er verdiente bald die Zufriedenheit ſeines Herrn, und rükte bis zu den höchſten Stellen vor.

Digitized by Google

Der Künſtler und die Uhr.

Ein Künſtler baute eine Uhr,
Die Stunden, Mond, und Wetter zeigte:
Durch Melodien wekte ſie die Flur,
Wenn ſich die Nacht zum Morgen neigte.
Am Abend machte ſie Geläute,
Das alle Menſchen hoch erfreute.

Dies ſchöne Werk, die Uhr gefiel,
Was Kunſt dem Himmel ſelbſt entlehnte.
Man ſieht und hört das Glokenſpiel —
Bis man ſich ganz daran gewöhnte.
Das täglich Gute man nicht ehret,
Und lieber Neues ſich begehret!

Man ſagte: „allgemeiner Will'
Verlanget beſſ're, ſchön're Werke;
Und täglich hört man daß dies Ziel
Die Volkes Stimm' durchaus beſtärke."
So gab man endlich denn Befehle:
„Das Beſſ're ſchaffe man zur Stelle."

Das alte Kunſtwerk ward zerlegt,
Um Stük für Stük zum Glanz zu bringen
Und jedes Rad ward abgefegt;
Die Gloke mußt', ſtatt Brummen, ſingen,
Und jeder Trieb ward iſoliret
Damit ſich keine Kraft verirret.

Doch was ſo mancher prophezeiht,
Daß Theile einzeln nichts vermögen,
Erprobte nun die Wirklichkeit.
An der Verbindung iſts gelegen,
Daß Zeit, Kunſt, Harmonie-Geläute
Der Weisheit hohes Ziel erfreute.

Nun mußten hundert Federn ſeyn,
Was vorher eine Kraft vermochte;
Doch war kein Harmonie-Verein,
Da jede Kraft auf ſich nur pochte.
So ſchafft Fremdartigkeit der Theile
Unwiſſenheit und lange Weile!

* * *

Der wahren Fabel ähnlich Bild
Sieht man im Staatsorganiſiren,
Wie die Beamten ihren Schild
Stets feindlich gen einander führen!
Die Kraft, die einſt vereinigt war
Stellt einzeln Landesplage dar!

Auſſerordentlicher Vorfall.

Geſtern, ſo erzählt der Münchener Bazar, iſt eine Dame mit einem großen Krempenhut in der ſchmalen Schäfflergaſſe ſteken geblieben. Man glaubte erſt, es wäre eine Sängerin, die in einer Paſſage ſteken blieb, allein es war eine auf Wartegeld ſizende Näherin. Der Hut fror ſogleich auf beiden Seiten an die Häuſer an und war ſobald nicht loszubringen. Man wollte die Dame unter dem Hut hervorpraktiziren, aber es fand ſich, daß ſie an die Friſur angeleimt und die Friſur an den Hut angenäht war. Man mußte alſo nun eine Hake bringen, um Dame und Hut aus dieſem engen Paſſe herauszuhauen. Nach einigen Schwierigkeiten gelang es auch, zwei Schleifen und ein Bündel graumarmorirte Loken wurden auf dem Schlachtfelde gefunden von dem um dieſes Schauſpiel verſammelten Publikum wurde kein Mann vermißt.

Logogryph.

Ganz iſt's der Kern von einen Kleidungsſtük
Doch bleibt er immer ohne dieß zurük:
Entlehnſt du bloß den Kopf, die Bruſt, den Bauch,
Dann iſt es meiſt bei Schelmen im Gebrauch;
Und nimſt du endlich Bruſt und Bauch allein,
Dann wird dadurch zur Wirklichkeit das ſein.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben

Verantwortlicher Redakteur: M. Walbhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 10. Den 6. März 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Auch die Landwirthſchaft
Iſt eine Wiſſenſchaft.
Wiſſenſchaft hat keine Schranken —
Ueberleg' dir den Gedanken — !

Inhalt: Ueber Aufhebung der Dreyfelderwirthſchaft. — Der Leuchtthurm von Eddyſtone. — Anekdote

Ueber Aufhebung der Dreyfelder-Wirthſchaft.

(Ein Geſpräch zwiſchen A. und B.)

Welche Schwierigkeiten ſtehen Ihnen im Wege, die verderbliche Dreyfelderwirthſchaft abzuſchaffen, und die vier- oder mehrfeldrige einzuführen?

B. Statt aller Antwort bitte ich Sie zuvörderſt um Erörterung der Gründe, die mich beſtimmen ſollen, eine Wirthſchaft aufzugeben, bei welcher ich mich ſeit langen Jahren ſo wohl befinde.

A. Zweifeln Sie noch, daß Dreyfelderwirthſchaft der Ruin des Akerbaues ſey — haben Sie denn die neuen ökonomiſchen Schriften, und noch gar nichts über engliſche Landwirthſchaft geleſen?

B. Die Leute ſchreiben viel in die Welt hinein. Ich glaube, daß die engliſche Landwirthſchaft ein Muſter aller Wirthſchaften für England ſey, daß man ſie aber zu ſeinem großen Schaden in Deutſchland nachahmen würde. Der Engländer iſt ein fleiſchfreſſendes Thier, der Deutſche hingegen nährt ſich mehr von Brod und Mehlſpeiſen, worin ſich beſonders unſere Landsleute auszeichnen. Die Bedürfniſſe einer Nation beſtimmen den Werth der Produkte, auf dieſe muß ſich daher die Landwirthſchaft in jedem Staate gründen. Ihre Fragen werde ich daher blos in Rükſicht auf das Königreich Bayern zu beantworten ſuchen, doch muß ich zuvor wiſſen, von welcher Art der Dreyfelderwirthſchaft Sie reden. Meinen Sie etwa diejenige, welche jedes Feld ohne Ausnahme im dritten Jahre zur Brache verdammt, und es als Wüſtenei zur Viehweide anweiſt, ſo haben Sie Recht, dieſe Dreyfelderwirthſchaft verderblich zu nennen; allein eine ſolche herrſcht bei mir zu Lande nicht. Hier wird das Vieh Jahr aus Jahr ein im Stalle gefüttert, und das nöthige Futter wächſt nicht von ſelbſt in der Brache, ſondern wird dar in nach Regeln gebauet. Dieſe Wirthſchaftsart könnte man eben ſo gut ſechsfeldrig nennen, denn bei einigem Nachdenken werden Sie jedes Ihrer drei Felder in zwei Theile eintheilen. Im erſten Jahre können Sie zwei ſolcher Theile mit Dinkel, Roken, Einkorn, *) Weizen und Winterraps beſäen. Im zweiten Jahre wird der Dinkelſtoppel mit Wiken, Erbſen, Linſen, Bohnen und Senf, die Roken-, Weizen- und andere Stoppel mit Haber und Gerſte beſtellt. Im dritten Jahre wird der unter Wiken, Erbſen, Linſen ꝛc. geſäete Klee benüzt, und die übrigen Aeker mit Runkeln, Kartoffeln, Rüben und Wikfutter angebauet, die Haber- und Gerſtenäker bleiben brach zur Schafweide, werden aber zur künftigen Kornſaat viermal bearbeitet. Der Fruchtwechſel iſt daher folgender: 1) Dinkel und Winterraps; 2) Wiken, Erbſen, Linſen, Bohnen, Senf; 3) Klee, Rüben, Runkeln, Kartoffeln, Wikfutter; 4) Weizen, Roken, Einkorn; 5) Haber und Gerſte; 6) reine Brache unter dem Pfluge. Bei dieſer Wirthſchaft ernährt Bayern auf 1700 Quadratmeilen nicht nur 3,500,000 Menſchen, ſondern es treibt auch noch anſehnlichen Activhandel mit Getreide nach der Schweiz, und mit Rindvieh, Schafen und Wolle nach allen benachbarten Ländern, wodurch große Summen ins Land kommen. Urtheilen Sie nun ſelbſt, ob es rathſam ſey, eine Wirthſchaftsart abzuſchaffen, die dem Lande Ueberfluß gibt, und dagegen die engliſche einzuführen, bei welcher England, ohne fremde Einfuhr, Hungers ſterben müßte.

A. Ihre Dreyfelderwirthſchaft iſt keine von den ſchlechreſten; aber wie können Sie bei ſo vie-

*) Einkorn, eine Abart von Weizen und Dinkel, aber kleiner an Körnern und geringer am Ertrage — eine Nothfrucht bei mißlicher Witterung.

Digitized by Google

lem Getreidebau hinlänglichen Dünger erhalten? Auch iſt es ein großer Fehler, daß zweimal hintereinander Getreide gebauet wird, wo das Unkraut überhand nehmen muß. Beſſer wäre es alſo doch, Sie wählten die vierfeldrige Wirthſchaft mit folgendem Fruchtwechſel: 1) behakte Früchte, 2) Sommerkorn, 3) Klee, 4) Winterkorn — wenn anders Ihr Boden nicht zu ſchlecht iſt.

B. Ob ich hinlänglichen Dünger bei meiner Wirthſchaft erhalte, und ob das Unkraut bei meinen Feldern überhand nehme, mögen Sie ſelbſt beurtheilen. Ich erhalte beim Dinkel von 4 Simri Ausſaat 70 bis 80 Simri Ertrag; beim Weizen, Roken, Haber habe ich von 2 Simri Ausſaat immer 30 bis 40. Uebrigens wird mein Feld alle drey Jahre gedüngt, und zwar der Morgen von 235 Rheinländ. Quadratruthen mit 8 bis 10 zweiſpännigen Fudern, wobei noch überdies zum Haber öfters mit den Schafen gepfercht wird. Mein Boden iſt abwechſelnd lehmig und thonig, und hat meiſtens auf 6 bis 10 Zoll Tiefe eine Unterlage von ſchiefriger Töpfererde, die man hier zu Lande Lebernkies nennt. Ein Bauer kann im Sommer mit zwey Pferden bequem fünf Viertel Morgen in einem Tage pflügen.

A. Wo in aller Welt nehmen Sie aber den Dünger her, um alle drei Jahr düngen zu können?

B. Ich halte zu 72 Morgen in allen drei Feldern, 15 Morgen Wieſe und 4 Morgen Luzern, auf dieſe 16 bis 20 Stük Rindvieh, welche nie auſſer dem Stalle ſind, als wenn ſie getränkt werden, und 3 bis 4 Pferde. Das Winterfutter für den Viehſtand beſteht aus Heu und Ohmd (Grummt) von den Wieſen, aus Kleeheu, Haber-, Erbſen-, Wiken- und Linſenſtroh, welches zu Hexel geſchnitten, und mit Kartoffeln, Runkeln und geſchrotenen Wiken angemengt wird. Hierzu ſind zwei Morgen Kartoffeln und zwei Morgen Runkeln hinreichend. Im Sommer werden ſie zuerſt mit Luzern, dann mit dreiblättrigem Klee, darauf mit Wikfutter erhalten, wozu 5 Morg. Klee und 3 Morgen Wikfutter genug ſind. Zum Einſtreuen werden ſechszehn- bis achtzehnhund. Bund Dinkelſtroh verbraucht. Bemerken Sie wohl, mein Herr, daß zu dieſer Wirthſchaft, bei welcher wir, nach Abzug des Zehenten, das achtzehnte Korn ernten, unſere Ställe, Böden und Keller zu allen dieſen Früchten gehörig eingerichtet ſind. Ob nun ſchon meine Aeker zerſtreuet in den drei Feldern umherliegen, an Austauſchung aber, wegen Verſchiedenheit des Bodens, gar nicht zu denken iſt; obſchon ſich alſo jeder mit nach ſeinem Nachbar richten muß, ſo will ich mir doch dieſes Hinderniß als weggeräumt denken, und unterſuchen, was ich bei Befolgung Ihres Vorſchlags für Vortheile zu erwarten hätte. Ich will alſo meine 72 Morgen als in vier Theile getheilt annehmen, und erwarte nun von Ihnen Anweiſung, ſie zu benüzen.

A. Wenn Sie meinem Rathe folgen, ſo werden 18 Morgen mit Weizen beſtellt, in die Weizenſtoppel kommen im zweiten Jahre Kartoffeln 5 Morgen, eben ſo viel Runkeln ꝛc., eben ſo viel behakte Bohnen und 3 Morgen Kohl. Im dritten Jahr folgen Haber, Gerſte, Wiken, Erbſen ꝛc. im vierten Klee- und Wikfutter, und darauf kommt wieder Weizen.

B. Fürs erſte erlauben Sie mir den Dinkel dem Weizen vorzuziehen, theils weil er mir höhern Ertrag gibt, theils weil der Handel damit immer geht, der Weizen aber nur mit Mühe verkauft wird.

A. Dieſes wird in der Hauptſache keinen Unterſchied machen. Ueberhaupt verlange ich von Ihnen nur die Befolgung von zweyen Regeln: 1) die gänzliche Abſchaffung der Brache, und 2) um dieſes zu können, das Abwechſeln mit Getreide und Brachfrüchten, ſo daß zwiſchen zwei Getreidefrüchten immer eine Brachfrucht gebaut wird.

B. Erlauben Sie mir, ehe ich hierauf antworte, in meiner Unterſuchung fortzufahren. Ich habe nun nach Ihrem Vorſchlage ſtatt 24 Morgen Winterfrucht nur 18, ſtatt 24 Morgen Sommerfrucht nur 18, hingegen 36 Morgen Futtergewächſe ꝛc. — Da ich nothwendigerweiſe von dem Geſichtspunkte ausgehen muß, als ob dieſe Vierfelderwirthſchaft im ganzen Lande eingeführt werden ſollte, ſo muß ich Sie auf die Folgen fürs Ganze aufmerkſam machen, die es haben könnte, wenn auf einmal der vierte Theil weniger von dem bisher gebaueten Getreide gewonnen würde.

A. Sie vergeſſen 1) daß bei der verbeſſerten Wirthſchaft auch ein höherer Ertrag zu erwarten

Digitized by Google

ſey; 2) daß Sie, ſtatt der verlornen 6 Morgen Winterfrucht, 6 Morgen Bohnen im zweiten Felde erhalten, und 3) daß Sie dreimal ſo viel Kartoffeln erhalten als ſonſt, welche ein treffliches Brodſurrogat ſind.

B. Es gehört ein großes Vertrauen auf Ihre Vierfelderwirthſchaft dazu, um einen wirklich höhern Ertrag des Akers davon zu erwarten. Jene 6 Morgen Bohnen müſſen hingegen 6 Morgen Sommerfrucht erſezen, und wenn ich meinem Geſinde und Tagelöhnern Bohnen und Kartoffeln ſtatt des Brodes vorſezen wollte, ſo würden beide entlaufen. Da ich nun bei der auſſerordentlichen Vermehrung des Futters auch beinahe dreimal ſo viel Vieh halten muß, ſo muß ich auch wenigſtens eine Magd mehr halten, und meine Ställe, Heuböden und Keller vergrößern. Ich habe z. B. von ¾ Morgen dieſes Jahr 12 zweiſpännige Fuhren Runkeln, und von 1½ Morgen Kartoffeln 350 Simri (8 = 3 Berl. Scheffel) geerntet, wozu noch einige Fuder weiße Rüben kommen. Obſchon mein Keller geräumig iſt, habe ich doch aus Mangel an Raum einen Theil Runkeln und weiße Rüben verkaufen müſſen, und zwar, weil ſie im Ueberfluſſe gerathen ſind, um einen geringen Preis. Sie in die Erde zu vergraben, durfte ich wegen ungeheurer Menge von Mäuſen nicht wagen. Wenn nun im ganzen Lande drey- bis viermal ſo viel dergleichen Gewächſe gewachſen wären, ſo ſagen Sie mir, wo man ſie hätte hinthun ſollen? Ein dreimal größerer Viehſtand würde zwar wohl damit fertig werden — aber würde das Rindvieh und deſſen Nuzung nicht auch alsdann entſezlich im Preiſe fallen, ſo daß der dreimal größere Viehſtand nicht mehr einbringen würde, als vorher der einfache? und würde der Landwirth dann nicht auch um ein Viertheil weniger Körner verkaufen können, würde nicht das Gleichgewicht in den verſchiedenen Zweigen der Landwirthſchaft gänzlich zerſtört werden? Zu dem vermehrten Viehſtande erhalte ich denn, bei weniger Getreidebau, auch weniger Einſtreu, das Vieh muß alſo zum Nachtheil ſeiner Geſundheit im Kothe liegen.

A. Glauben Sie nicht, daß Sie weniger Stroh haben werden. Sie können ja auch einen Theil Ihrer Rüben auf dem Felde verzehren und das Vieh daſelbſt horden laſſen.

B. Gewinne ich auch wirklich von 36 Morgen ſo viel Stroh, wie vorher bei 48 Morgen, worin ich jedoch zu zweifeln wage, ſo iſt es doch noch zureichend für einen dreyfachen Viehſtand, und das Horden des Viehes auf Rübenäkern taugt für unſer, an den Stall gewöhntes, Vieh nicht. Was das Behaken der vielen Brachfrüchte betrifft, ſo wird es uns, ungeachtet der großen Bevölkerung unſers Landes, dazu an Menſchenhänden fehlen, da wir ſchon bei unſern Ernten die Beihilfe fremder Arbeiter ſuchen müſſen. Sie werden ſagen: in England fehlts doch nicht daran. Allein iſt nicht in England auch ein ſehr großer Theil des Landes ungebauet, findet man dort nicht ungeheure Löhden und Parks? Wenn nun England auf einer Quadratmeile Landes nicht weniger Menſchen zählt als wir, die wir weniger Löhden und Parks haben, ſo läßt ſich daraus erklären, daß es dort weniger an Arbeitern fehle als hier. Die Einrichtung iſt in England ganz anders; die Ländereyen gehören den Reichen, die ärmere Klaſſe hat kein Landeigenthum, und muß folglich einzig ſich von Handarbeit nähren. Wer bei uns 2 bis 3 Morgen Akerland beſizt, will nicht mehr um Tagelohn arbeiten. — Doch ich gehe weiter. Wenn nun die Zeit der Winterſaat herannaht, und es fällt Dürre ein — welches in England weniger der Fall ſeyn ſoll — ſo ſind wir nicht im Stande, unſere Kleefelder zur Aufnahme der Winterſaaten zuzurichten. Bei unſerer jezigen Wirthſchaftsart macht dies nichts aus: können wir unſere wenigen Kleefelder nicht bearbeiten zur Winterſaat, ſo laſſen wir ſie zur Gerſte liegen; hätten wir aber ſo viel Kleefelder, die ſämmtlich zu Winterfrüchten beſtimmt wären, ſo wäre dieſes ein großer Verluſt. Wollten wir dieſe Kleefelder mit Gewalt umbrechen u. hineinſäen, ſo ſehen wir der erbärmlichſten Ernte mit Gewißheit entgegen, und würden wir nicht bei troknen Zeiten, wo der Klee zu mißrathen pflegt, wo die Rüben von den Erdflöhen zerſtört werden, Hungersnoth im Stalle haben? Iſt die Noth bei zwanzig Stük Riedvieh ſchon ſo groß, würde ſie dann nicht bei sechszig Stük

Digitized by Google

noch weit größer ſeyn — und die Folgen für den Winter bei dreifachem Viehſtande und fehlgeſchlagener Futterernte! —

A. Wollen Sie denn keine Vierfelderwirthſchaft, ſo befolgen Sie wenigſtens das Wechſeln der Kornfrüchte mit Hülſen- und Brachfrüchten.

B. Sie werden bemerkt haben, daß bei meiner Wirthſchaft in 6 Jahren nur einmal gegen dieſes Princip gefehlt wird, und gerade darauf folgt die reine Brache. Aus dieſer Urſache wird der Klee nicht unter Haber, ſondern unter Hülſenfrüchte geſäet. Dreimal hintereinander zeitige Kornfrüchte von einem Aker zu nehmen, wenn auch jedesmal eine Hülſenfrucht gebaut wird, iſt nach meiner Ueberzeugung verderblich.

Doch ich komme nun auch auf die Schwierigkeiten, welche von der Landesverfaſſung herrühren. Welches Aequivalent ſoll ich dem Hut- und Triftberechtigten für den Verluſt der Weide geben, und was ſoll ich mit meinen eigenen Schafen anfangen?

A. Füttern Sie die Schafe in Horden mit Klee, Turnips ꝛc., dem Triftberechtigten geben Sie andere Weidepläze, und treten ihm lieber einige von Ihren Aekern dazu ab. Auf jeden Fall muß aber die Schafzucht zum Beſten des Kornbaues eingeſchränkt werden.

B. Die Vortheile der Hordenfütterung der Schafe wollen mir nicht einleuchten. Wenn 12 Schafe ſo viel bedürfen als eine Kuh, ſo würde der Futterbedarf bei 300 Schafen ſo groß ſeyn wie bei 25 Kühen. Das tägliche Abmähen und Herbeiſchaffen des Futters, die Miſtfuhren, die Horden ꝛc. würden große Koſten verurſachen, und würde die Veredlung der Schafe gelingen bei Stall- und Hordenfütterung, ſind nicht die freien Weiden zur Veredlung der Wolle unentbehrlich? Triften und wüſte Pläze haben wir nicht, da durchaus alles angebaut wird, und ſoll unſer Land den großen Vortheil von 400,000, größtentheils veredelten, Schafen fahren laſſen. (Ueberhaupt läßt ſich in unſerm Lande die Schafzucht mit dem Akerbau nicht wohl verbinden, da es ſehr wenige zuſammenhängende Güter gibt, und die feinſten Schafheerden Particuliers zugehören, welche keine Gutsbeſizer ſind.) Endlich haben wir auch noch bei uns mit einem großen Feinde zu kämpfen, nemlich der Abgabe des Zehenten.

A. Dieſe Abgabe fällt auf den Fleiß, auf Induſtrie und die zur Verbeſſerung verwendeten Capitale; jeder wird ſich daher hüten, beträchtliche Summen auf die Verbeſſerung des Landes zu verwenden, da er offenbar dabei verlieren muß. Wenn die Unkoſten eines Akers ſich zu deſſen reinem Ertrage wie neun zu eins verhalten, ſo hat der Akerbauer nichts, und der Zehntherr den Gewinn.

B. Und doch bin ich überzeugt, daß kein Gutsbeſizer in ganz Bayern durch den Zehnten abgehalten wird, Verbeſſerungen vorzunehmen. Die Art, den Zehenten einzuſammeln, iſt aber auch bei Weitem nicht ſo drükend. Kurz vor der Ernte nimmt der Beamte des Zehentherrn die Fluren in Augenſchein, und ſchäzt hierauf den Zehenten, welcher ſodann gegen Lieferung einer Anzahl Scheffel Getreide und etwas wenigen Strohes den Akerbeſizern wieder zugeſchlagen wird. Dieſer Fruchtzehnt wird rein in die Amtsſtadt in den ſogenannten herrſchaftlichen Kaſten geliefert, welcher erſt am Georg- oder Jakobitage künftigen Jahres wieder geöffnet wird, wenn man verſichert iſt, daß kein Mißwachs zu befürchten ſey. In unſerm Lande gewährt alſo ſogar der Zehent noch gewiſſe Vortheile, welches ſonderbar klingt, aber doch gegründet iſt. Der erſte Vortheil der Zehenten iſt alſo, daß durch dieſe gedachte Anſtalt (welche durch Anlegung von Magazinen nicht zu erſezen ſeyn würde) das Land vor Hungersnoth verwahrt wird, und bei gänzlichem Mißwachs wenigſtens ſeine Saatfrucht wieder findet. Auch iſt die Regierung, welche den größten Theil des Zehents in unſerm Lande hat, in den Stand geſezt, durch den Verkauf oder Zurükhaltung ihrer Vorräthe die Fruchtpreiſe zu beſtimmen. Wenn ſämmtliche, in einem Lande erzeugten Früchte in den Händen reicher Pächter und Gutsbeſizer ſind, welche dieſelben bald zu früh verkaufen, bald zu lang zurük halten, ſo müſſen daraus diejenigen Uebel entſtehen, über welche beſonders in England ſo viele Beſchwerden geführt werden, wo der Zehnte der Geiſtlichkeit gehört, mit welcher ſich die Pächter od. Gutsbeſizer abfinden. Brodmangel iſt das drükendſte Uebel, u. hat auch in England oft Aufruhr erzeugt;

Digitized by Google

ich habe aber nie gehört, daß der Brodmangel in London jemals durch die fetten Hammelkeulen von der Backewellſchen Race, durch die zweitauſendpfündigen Ochſen des Herzogs Bedforts ꝛc. geſtillt worden wäre. Ein zweiter Vortheil des Zehnthebens im hieſigen Lande iſt, daß der Zehnt immer in gehörigem Verhältniſſe mit dem jährlichem Ertrage der Felder bleibt. Soll der Zehentherr für den Zehnten entſchädigt werden, ſo muß ihm eine feſtgeſezte Abgabe von jedem Morgen Landes an Gelde oder Naturalien abgeliefert werden. Im erſten Falle wird man nie das richtige Verhältniß zu dem Fruchtpreiſe finden, im zweiten wird der Landmann zu Zeiten des Mißwachſes oder ſchlechter Ernten übel daran ſeyn, wenn er das Getreide, was er vielleicht zur nächſten Ausſaat wieder nöthig bedarf, an den Zehntherrn abliefern ſoll, welcher ihm doch nichts erlaſſen kann, weil er bei vorzüglichen Ernten auch nicht mehr empfängt. In beiden Fällen verliert der Zehntberechtigte wenigſtens für die Zukunft die Vortheile, welche für ihn aus der Verbeſſerung der Grundſtüke entſpringen würden. Halten Sie es für billig, daß derjenige, welcher einen Aker von größerer Güte beſizt, auch eine größere Abgabe davon entrichte, als der, deſſen Aker weniger fruchtbar iſt? — Halten Sie es für möglich, bei der großen Verſchiedenheit der Aeker und der Güte des Bodens, eine billige für ewige Zeiten geltende Abgabe zu reguliren? Bei der jezigen Art den Zehenten zu erheben, bleibt aber immer ein richtiges Verhältniß, und weder Zehntberechtigter noch Zehntpflichtiger verliert dabei. — Der dritte Vortheil des Zehnten iſt: der daraus entſpringende Antheil, den eine Landesregierung, welche im Beſize deſſelben iſt, an der Verbeſſerung der Akerkultur nimmt. Wenn gleich das Intereſſe jedes Staats mit der Kultur des Landes innig verbunden iſt, ſo iſt es doch natürlich, daß die Aufmerkſamkeit auf dieſelbe in einem Lande größer iſt, wo der Zehntherr durch einen einzigen nachläſſigen oder ungeſchikten Landwirth in ſeinen Einkünften geſchmälert wird. Hierzu kommt noch, daß der Landmann ſeit undenklichen Zeiten an dieſe Abgabe gewöhnt iſt, daß ihm jede andere Abgabe drükender ſcheinen würde, und daß endlich die Aufhebung des Zehnten leicht das Signal zu einer willkührlichen Beſteuerung des Landes ſeyn könnte, bald durch hohe Fruchtpreiſe, bald durch ſteigende Bedürfniſſe anderer Art veranlaßt.

A. Zugeſtanden, daß Ihre Gründe für ein in Kultur ſtehendes Land richtig ſind, ſo iſt doch der Zehnte in Rükſicht auf Neuländer und Heiden, welche urbar gemacht werden ſollen, eine nicht zu ertragende Beſchwerde.

B. Auch iſt in unſerm Lande dafür geſorgt; da jeder Neubruch auf 10 Jahr zehntfrei gemacht wurde.

A. Ich muß geſtehn, Sie heben meine Einwendungen auf eine Art, daß ich Ihnen nichts mehr entgegenzuſtellen weiß, allein ich kann mich dabei noch nicht völlig beruhigen, laſſen Sie uns dieſen Gegenſtand vor das Tribunal des Publikums bringen, ich bin überzeugt, daß mehrere große Oekonomen ſich meiner Behauptungen annehmen werden. Sie können, nach unſern neueſten und beſten landwirthſchaftlichen Schriftſtellern, nicht Recht haben.

B. Mit Vergnügen willige ich in dieſen Vorſchlag; ich bin nicht ſo eitel, meine Privatmeinungen für Orakelſprüche auszugeben, ich nehme aber auch andere nicht dafür an.

(A. und B. bitten daher, durch die Bauern-Zeitung, die Leſer derſelben, gegenwärtige Gedanken und Gründe zu prüfen und zu würdigen, u. ihre Meinungen darüber in dieſer Zeitung gefälligſt — aber nicht orakelmäßig — mitzutheilen.)

Der Leuchtthurm von Eddyſtone.

Ein franzöſ. Kaufmann, der jenen berühmten engl. Pharus bei Plymouth i. J. 1802 beſuchte, erzählt Folgendes: „Ich machte mit einem Begleiter eine Luſtfahrt nach Eddiſtone, und ein günſtiger Wind brachte uns in wenigen Stunden nach dieſem, 12 engl. Meilen vom Ufer liegenden iſolirten Ort. Wir wurden freundlich von den drey Wächtern empfangen, und der älteſte von ihnen, ein hundertjähriger Greis übernahm es, mich mit der innern Einrichtung dieſes wunderbaren Gebäudes bekannt zu machen. Sein bewohnbarer Theil beſteht aus vier Zimmern. Das oberſte wird von den Wächtern bewohnt; das

Digitized by Google

zweyte enthält die Küche; und die beiden unterſten dienen zur Aufbewahrung der Lebensmittel. Denn da oft Wochen vergehen, ohne daß man ſich dem Thurme nähern kann, ſo muß immer für hinlängliche Vorräthe geſorgt ſein. „Alles," ſagte ich zu meinem gefälligen Führer; „iſt hier zwekmäßig eingerichtet, und ſo bequem, als man in einem ſolchen Aufenthalt nur wünſchen kann. Aber ich würde mich doch nicht wundern, wenn Sie oft die Sehnſucht nach dem feſten Lande anwandelte." — „Es iſt uns verſtattet," antwortete er, „jährlich einen Monat dort zuzubringen; aber es iſt ſchon eine Reihe von Jahren vergangen, ohne daß ich von dieſer Vergünſtigung Gebrauch gemacht hätte. Man gewöhnt ſich an Alles," ſezte er hinzu, „und dann ſind mir in den erſten Zeiten meines Hierſeyns die Beſuche, die ich, wie meine Mitwächter, auf dem Lande zu machen pflegte, verleidet worden." Wie ſo? fragte ich. „Durch Unglüksfälle," antwortete der Greis. „In den erſten 6 Monaten nach meiner Anſtellung (es war i. J. 1751) konnte ich kaum die Zeit erwarten, bis die Reihe des Urlaubs an mich kam. Meine Blike waren immer nach dem feſten Lande gerichtet; ich träumte von nichts, als von dem Wiederſehn der Meinigen, und verſprach mir tauſendfältige Freude davon. Aber gerade an dem Tag meiner Ankunft erkrankte mein Vater, und an dem lezten Tage meines Urlaubs gieng ich zu Grabe mit ihm. Im nächſten Jahre drükte ich meiner Schweſter die Augen zu; und ſo war jedes Jahr die Zeit meines Urlaubes mit einem Todesfalle bezeichnet, der nur auf meine Ankunft gewartet zu haben ſchien. Das leztemal (es war i. J. 1760 ſollte ich bei meinem älteſten und beſten Freunde wohnen, der ſich in der Vorſtadt von Portsmouth neu eingerichtet hatte. Er hatte viel in der Welt erfahren, und glaubte nun einen ſichern Hafen gefunden zu haben; aber um ſein Glük recht zu genießen, meynte er, die treue Seele, daß ich, ſein älteſter Freund, wenigſtens einen Monat lang Zeuge davon ſeyn müßte. Gefällt es dir bei mir, ſagte er, ſo kömmſt du dann alle Jahre, und bringſt deine Ferien bei mir zu, und wir genießen in der Erinnerung die guten und böſen Tage, die wir vormals mit einander zugebracht haben. Dieſe einfache Rechnung ſchlug auf eine ſchmerzliche Weiſe fehl. Mein guter Richard wollte mich ſelbſt abholen. Schon ſah ich ſeine Barke von der Höhe des Thurms; ſchon winkte er mit ſeinem Tuche, als durch einen unglüklichen Zufall das Fahrzeug an eine der verborgenen Spizen des Felſens ſtieß, umſchlug und meinen trefflichen Freund mit ſeinen Begleitern vor meinen Augen in die Tiefe des Meeres begrub. Vierundzwanzig Stunden nachher ward ſein Leichnam an dem Fuße des Thurmes gefunden. Ich brachte ihn ſelbſt an das Land, erwies ihm die lezte Pflicht, und kehrte nie wieder an das Ufer von England zurük."

Ueber deſſen Erbauung erzählte der Greis Folgendes: „Der Felſen, den Sie hier ſehen, iſt die höchſte Spize eines Riffs, das in einer Streke von mehr als hundert Klaftern unter dem Waſſer wegläuft, und den ein- und auslaufenden Schiffen Gefahr droht. Es gleicht einer Mauer, die aus dem Grunde des Meeres emporſteigt, ſo daß das Meer dicht an dem Felſen noch eine Tiefe von hundert Klaftern hat. An ihr brechen ſich die Schlagwellen der hohen See; und nach einem Südweſtwinde dauert ihr Toben hier oft noch viele Tage fort, während rund umher das Meer wieder glatt und eben liegt. Oft ſteigen dann die Wellen bis über den Thurm hinaus, welcher doch hundert Fuß hoch iſt, und wenn ihr Ungeſtüm nicht durch den Kranz gebrochen würde, der ihn umgibt, ſo würde die Laterne bei ſo hoher See jedesmal in Trümmer gehen. Bei jeder Fluth verſchwindet, wie Sie bald ſelbſt ſehen werden, die Spize der Klippe, und dann ſcheint der Thurm ganz frey aus dem Meere emporgewachſen zu ſeyn. Unter dieſen Umſtänden werden Sie leicht die Schwierigkeiten denken können, welchen die Erbauung eines Thurmes an dieſer Stelle unterlag. Lange ſchien es unmöglich zu ſeyn. Der erſte, der den Elementen zu trozen wagte, war ein Edelmann aus Eſſex, ein trefflicher Mechaniker, Winſtanley genannt. Er fing damit an, zwölf Löcher in den Felſen hauen zu laſſen, in denen eben ſo viele eiſerne Strebepfeiler befeſtigt wurden, die dem Ganzen Halt und Sicherheit geben ſollten. Nachdem dieſe Arbeit im Lauf eines Jahres vollendet war, wurde im zweyten eine cylinderförmige Maſ-

ſe von zwölf Fuß Höhe und ſechzehn Fuß im Durchmeſſer aufgeführt, und endlich im dritten das übrige Gebäude daraufgeſezt. Im Frühjahr 1696 war der Bau begonnen worden, und am 14 Nov. 1698 wurde die Laterne zum erſtenmal angezündet. Aber bald überzeugte ſich Winſtanley, daß die Höhe von ſechzig Fuß die er ſeinem Werke gegeben hatte, nicht hinreichte. Er verſtärkte alſo die Mauern und ſezte ein neues Stokwerk auf. Das Gebäude ſchien jezt hinreichend geſichert zu ſeyn. Kaum aber waren vier Jahre verfloſſen, als Winſtanley die Nachricht erhielt, daß der Thurm der Ausbeſſerung bedürfe, und da er deßhalb nach Plymouth eilte, äußerten einige ſeiner Freunde die Beſorgniß, daß ſein Werk dem Ungeſtüm der Wellen und Stürme ſchwerlich noch lange Widerſtand thun werde. Winſtanley erwiderte, er habe keinen größern Wunſch, als ſelbſt bei einem heftigen Sturm auf dem Leuchtthurm gegenwärtig zu ſeyn, um die Wirkung deſſelben beobachten zu können. Dieſer Wunſch ging nur allzubald in Erfüllung. In der Nacht vom 26. zum 27 Nov. 1703 (eben in dem Jahr und um die Zeit meiner Geburt) erhob ſich ein Sturm, der mit ungewöhnlicher Wuth die ganze Nacht hindurch tobte. Winſtanley befand ſich mit einigen Arbeitern auf dem Thurm. Am Morgen, als der Sturm ſich legte und die Sonne glanzlos aufging, ſuchten die Einwohner von Plimouth mit Staunen und Schreken den gewaltigen Pharus — und ſuchten umſonſt. Die Fluthen hatten ihn ſammt ſeinem Erbauer verſchlungen; und ſo gänzlich war er verſchwunden, daß nur einige eiſerne Strebpfeiler den Ort bezeichneten, wo er geſtanden hatte. Kein Stein war mehr zu ſehen; ja, von den eiſernen Pfeilern ſelbſt waren einige mit Stüken des Felſens aus dem Grunde geriſſen worden. Ein ſonderbarer Zufall wollte, daß in derſelben Nacht, die Winſtanley und ſeinem Werke den Untergang brachte, auch das in ſeinem Hauſe aufbewahrte Modell zu Boden fiel und in Stüken ging.

Der Greis fuhr in ſeiner Erzählung fort: „Der Leuchtthurm hatte ſich während ſeiner kurzen Dauer allzuwohlthätig bewieſen, als daß man nicht ſeine Wiederherſtellung hätte wünſchen ſollen. Ein Seidenhändler aus London, Namens Rudyard, unternahm das bedenkliche Werk, und hatte es nach dreyjähriger Arbeit i. J. 1709 zu Stande gebracht. Dieſer neue Thurm hatte die Geſtalt eines abgeſtumpften Kegels; ſeine Höhe betrug 92 Fuß; unten hatte er 22 oben 14 Fuß im Durchmeſſer; er war von Holz, und nur inwendig bis zur Hälfte von Steinen aufgeführt. In dieſen Thurm kam ich i. J. 1751 als Invalid, und ich habe ihn vier Jahre lang bewohnt. Die mechaniſche Einrichtung des Baues bewährt ſich; und obgleich bei ſtarkem Winde die Schwankung ſo heftig war, daß bisweilen das Geſchirr von den Bretten fiel, ſchien er doch gerade hiedurch gegen den Umſturz geſichert zu ſeyn. Ihm war ein anderes Schikſal beſchieden. Nach 46 jähriger Dauer kam am 2. Dec. 1755 in der Kuppel der Laterne Feuer aus, und in wenigen Stunden war das ganze Gebäude bis auf den Grund niedergebrannt. Bei der drohenden Gefahr, gegen die wir kein Mittel hatten (den unſer Waſſervorrath war in der erſten halben Stunde erſchöpft) ſuchten wir Wächter in einer kleinen Höhle des Felſen Schuz; und doch wurde hier der älteſte von uns, ein Mann von 94 Jahren, durch geſchmolzenes Bley, daß ſich den Weg in unſere Freyſtätte gebahnt hatte, ſo gefährlich verwundet, daß er kurz darauf ſtarb. Höchſtmerkwürdig war es, daß man bei der Oeffnung ſeines Leichnams geſchmolzenes Bley in ſeinem Magen fand, ohne daß Jemand begreifen konnte, wie es hineingekommen. Uebrigens war unſere Lage auch auſſerdem ſchreklich genug. Der Rauch des verbrannten Holzes drohte uns zu erſtiken, und jeden Augenblik ſahen wir der ſteigenden Fluth entgegen, die uns ohne Gnade im Meere begraben hätte. Aber noch zur rechten Zeit kam uns ein Boot zu Hilfe, das alle aufnahm und an das Ufer brachte. Doch kaum hatten wir den Fuß auf das Land geſezt, als der Dritte von uns ſpornſtreichs davon lief. Er iſt nie wieder zum Vorſchein gekommen. Wahrſcheinlich hatte er bei Beſorgung des Feuers, die ihm an jenem Tage oblag, etwas verabſäumt, und ſo den unglüklichen Brand durch ſeine Schuld verurſacht. Nach Verlauf eines Jahres, im Anfang 1757, wurde der Bau des gegenwärtigen Thurmes unternommen, und da das leztere Ereigniß

Digitized by Google

Bedenklichkeiten gegen den Holzbau erregt hatte, nach einem andern Plane geführt. Von dieſem Bau bin ich Zeuge geweſen, und ich habe ſelbſt Antheil daran genommen. Der Architect, welcher das Werk zum drittenmal unternahm, hieß Smeaton, und ein Schiffbaumeiſter Jeſſop war ſein Gehilfe. Da einmal beſchloſſen war, den Thurm von Steinen aufzuführen, ſo dachten ſie auf Mittel, die Steine unter einander ſo zu verbinden, daß ſie mit dem Felſen nur Eine Maſſe bildeten. Nachdem man alſo in den hervorragenden und abſchüſſigen Theil der Klippe Einſchnitte oder Stufen in Form von Schwalbenſchwänzen gehauen hatte, ließ man die erſten nach derſelben Weiſe behauenen Steine in dieſelben ein, und legte dann neun Schichten ſolcher Steine darauf, die alle auf gleiche Art in einandee gefugt waren. Gern hätte man noch größere Blöke zur Grundlage gewählt; da aber nur kleine Fahrzeuge der Klippe ohne Gefahr nahe kommen konnten, ſo waren neunzehn Centner das größte Gewicht, das ſie haben durften. Jeder Stein wurde in der Werkſtätte zu Plymouth vollkommen fertig gehauen, mit den andern, die ſich an ihn anſchließen ſollten, zuſammengefügt, dann bezeichnet nnd abgezeichnet, ſo daß an Ort und Stelle Alles wieder auf die nämliche Weiſe zuſammengeſezt werden konnte. Die Auſſenſeite des Gebäudes beſteht aus Granit; das innere Mauerwerk aber iſt von Portlandſtein aufgeführt, und Alles iſt mit einem Kütt verbunden, der jezt nicht minder feſt iſt, als der Stein ſelbſt. Der Kranz, welcher den Thurm dicht unter der Laterne umgibt, dient, wie ich ſchon geſagt habe, dazu, die Gewalt der Wellen zu brechen, die ſich bisweileu bis zu dieſer Höhe erheben. Drey Jahre und neun Wochen koſtete der Bau des ganzen Werkes; die Arbeit auf der Klippe ſelbſt aber betrug, alles zuſammengerechnet, kaum ſechzehn Wochen, und in dieſer Zeit wurden 1493 Steine gelegt. Nur Stundenweiſe konnte gearbeitet werden; man mußte die Zeit erlauern; und oft geſchah es, daß Smeaton mit ſeinen Arbeitern acht, zehn, zwölf, ja achtzehn Tage vor Anker lag, ohne landen zu können. Uebrigens war nichts vergeſſen, was den Fortgang des Werkes beſchleunigen konnte. Die Arbeiter waren in zwey Hälften getheilt, die ſich ablöſten, und durch einen ſtarken ſtündlichen Sold bewogen wurden, keine Gefahr zu ſcheuen, um nur ſo lange als möglich auf der Klippe auszuhalten. Zugleich wurde, um ihnen zu jeder Zei eine ſichere Freyſtätte zu verſchaffen, ein Schiff von fünfzig Tonnen ſo erbaut, daß es Sturm und Wellen trozen konnte, und in der Nähe der Klippe vor Anker gelegt. Doch wurde dieſes Schiff einmal vom Anker losgeriſſen, während ſich Smeaton eben darauf befand, der lange damit umhertrieb, und bei Mangel an Lebensmitteln in die größte Gefahr gerieth. Sobald der Thurm vollendet war, bezog ich ihn wieder, und ich werde ihn nicht verlaſſen, bis mich der Tod von meinem Poſten abruft."

Anekdote.

Kankan. Peter Ramus war, wie die Gelehrten wiſſen, ein berühmter franzöſiſcher Philoſoph und Philolog im 16. Jahrhundert. Von niedriger Herkunft ſchwang er ſich durch ſein Verdienſt bis zum Profeſſor an der Pariſer Univerſität (was damals viel ſagen wollte) empor, nnd kam in der berüchtigten Bluthochzeit 1572 um. Seine Ausſprüche waren nicht nur in, ſondern auch auſſerhalb Frankreich von Gewicht. Vor ihm hatte man in Frankreich, wie ſo viele andere lateiniſche Wörter auch quisquis u. quamquam, in der franzöſiſchen Mundart kiskis und kankan ausgeſprochen. Ramus ſtritt gegen dieſe fehlerhafte Ausſprache und drang auf die richtige, wie ſie geſchrieben iſt. Da trat nun eine Menge Gegner (er hatte deren überhaupt viele) wider ihn auf, und der Wortſtreit wurde ſo heftig und allgemein, daß ihn das Parlament zu Ende führen mußte. Es entſchied für Ramus. Seitdem nennt man in der franzöſiſchen Sprache „Lärm" und „Spektakel" Kankan.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 11. Den 13. März 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.

Wer Nützliches mit Angenehmen ſtets vereint,
Gewinnet jeden Leſer ſicherlich zum Freund.

Inhalt: Die entzweiten Nachbarn. — Wie der Bäker Stahlbaum wohlhabend ward. — Die Zuker-Wurzeln.

Die entzweiten Nachbarn.

(Eine komiſche Erzählung.)

„Guten Morgen, lieber Nachbar!" rief der wakere Geiger Sordini dem ſtattlichen Kalkulator Boxhornius entgegen, da ſie ſich früh Morgens einander begegneten. — Wer die beiden Herren genauer kannte, mußte im erſten Augenblik an ihren gänzlich veränderten Geſichtszügen erkennen, daß ihnen Beiden etwas Bedeutendes zugeſtoßen ſey. Sordinis Geſicht, welches freilich von einem leichten Schimmer der Freude ſtets bedekt war, leuchtete jezt wie verklärt; Boxhornius, der freilich immer mit vieler Gravität einher ſchritt, trug die Naſe jezt höher als ehmals; mit abgemeſſener Bewegung, die linke Hand unter den Knopflöchern des Bratenroks, und den Dreideker wagerecht auf das wohlbehaarbeutelte Haupt gedrükt, ſchritt er einher. — Ach, noch wußten die guten Bewohner von Keufflingen — nichts davon, daß für die beiden vohnehmſten Bewohner der Kälbergaſſe mit der am Abend zuvor angekommener Poſt aus der Reſidenz höchſt wichtige Briefe eingegangen waren, Briefe von ſolcher eminenten Bedeutung, daß ſie des Einen Geſicht zum Ausdruk der Seligkeit verklärten, und den Schritten des Andern eine nie geſehene, abgemeſſene Bewegung gaben.

Alſo:

"Guten Morgen, lieber Nachbar!" ſprach Sordini und lächelte freundlich.

Boxhornius hemmte den Pendeltakt ſeiner Schritte, ſtand vor dem Geiger ſtolz und imponirend da, und, indem er nicht ohne Mühe die ſteifen Gliedmaßen noch um einen Zoll ausrekte, und ſeiner Länge dadurch ein Geringes zuſezte, erwiederte er die geflügelten Worte: „Herr, ich verbitte mir den den lieben Nachbar! Wir ſind ſeit 20 Jahren nicht mehr Freunde geweſen, und anjezt können wir es gar nicht ſeyn. Was hat ein königlich geheimer, ich ſage Ihnen, geheimer Kalkulator mit den Kunſtpfeifern zu ſchaffen?"

Sordini horchte groß auf, ſah ihn grimmig an, und entgegnete ihm nur die lakoniſche Phraſe: „Herr, Sie ſind ein Eſel!"

* * *

Somit ſchieden ſie von einander. Kaum war ein anderer Ausgang des Geſprächs zu erwarten, als dieſer. In 20 Jahren hatten beide Nachbarn kein Wörtchen mit einander gewechſelt. Die Wurzeln ihrer Feindſchaft waren tief eingedrungen, und wenigſtens bei Boxhornius in ein ſo zähes Erdreich, daß es unmöglich ſchien, ſie jemals herauszuziehn. Bei Sordini war der Saame der Zwietracht in einen ungleich lokereren Boden gefallen, und er hatte in der That die Abſicht, dieſes Unkraut mit Stumpf und Stiel auszurotten, als er den Nachbar ſo freundlich begrüßte. Was ihn beſonders zu der plözlichen Milde gebracht und zu dem freundſchaftlichen Gruße vermocht hatte, war eine hohe Freude, die ihm ſo eben widerfahren war. Er hatte nämlich vor Kurzem eine kleine Sammlung gefälliger Kompoſitionen herausgegeben, und dieſelben ſeiner vormaligen Schülerin auf dem Fortepiano, der Erbprinzeſſin, zugeeignet. Von dieſer hatte er jezt gerade mit einem verbindlichen Handſchreiben zugleich eine goldene Tabatiere mit dem Bilde der Fürſtin erhalten. Sordini hatte gehofft, daß dieſes Geſchenk, oder vielmehr die von ihm herausgegebene Sammlung von Kompoſitionen, der Kitt werden ſollte, um zwey alte Herzen wieder mit einander zu verbinden, eine Verbindung, die er weniger für ſich, als ſeiner Tochter wegen wünſchte, die,

Digitized by Google

wie ihm wohl bekannt war, zu dem jüngſten Sohne des Vorhornius mehr als flüchtige Zuneigung gefaßt hatte. Er verſprach ſich von ſeiner Abſicht um ſo gewiſſer Erfolg, als die allmählich unbezwinglich gewordene Feindſchaft zwiſchen den beiden Nachbarn einzig und allein ihren Urſprung darin gefunden hatte, daß Vorhornius vor 20 Jahren mit einem kleinen Traktetchen über das kameraliſche Rechnungsweſen in der gelehrten Welt aufgetreten, und durch den unverdienten Beifall ſo übermüthig geworden war, noch einige Scharteken folgen zu laſſen, dabei aber im Schwindel ſeines vermeinten literariſchen Ruhms ſeinen guten Nachbar, den unſcheinbaren Geiger auf immer zu vergeſſen.

* * *

Vorhornius verſtand nämlich die, auch heut zu Tage ſehr übliche Kunſt, aus hundert Büchern ein neues zu machen. Vor den gelehrten Tribunälen wußte er ſeine Ignoranz durch ſchlaue Plagiate und Wiederzitiren ſchon vorhandener, gelehrter Zitate; vor der großen Welt aber durch einen angemeſſenen Hochmuth zu verbergen, der die Leute glauben machte, es steke wirklich etwas dahinter. Er hatte jüngſt ein neues Werk über einen ſtaatswirthſchaftlichen Gegenſtand vollendet, in welchen der Text von den Noten überſchwemmt war; ein tiefſinniges, gelehrtes Werk ſchien es den Laien, den Hellſehenden eine Sammlung nichtiger Spreu, mit einigen genießbaren, aber geſtohlenen Körnern. Der Autor, deſſen Fehler, wie ſchon geſagt, übertriebene Beſcheidenheit nicht war, ſchikte ſein Werk an die höchſte Behörde des Landes, und erthielt dafür, weil man den alten Geken am leichteſten damit abſpeiſen konnte, das Prädikat eines geheimen Kalkulators, da er bisher nur ein gemeiner öffentlicher war. Mit derſelben Poſt, welche das Geſchenk der Prinzeſſin für Sordini gebracht hatte, war auch das Patent für den geheimen Kalkulator eingegangen. Daher die Gravität, daher die abgemeſſenen Bewegungen und die wichtige Miene des gelehrten Mannes, als ihm Sordini begegnete; daher das ſchrekliche Mißlingen der gutgemeinten Abſicht des lezteren; daher die Auflöſung ſeiner zärtlichen Anſprache in ein grimmiges: „Herr, Sie ſind ein Eſel!"

* * *

Sordinis ſchönſte Hoffnungen waren getäuſcht. Seine Künſtlerehre wollte er gegen des Nachbars literariſchen Ruhm freundſchaftlich abwägen, „denn," ſagte er zu ſich ſelbſt, „habe ich nichts druken laſſen, ſo ſind meine Werke geſtochen worden; mein Name ſteht nun doch eben ſowohl im Meßkatalog, als der ſeinige; dazu die außerordentliche Gnade der Prinzeſſin — — ja, ich will zu ihm gehen, ich will meinen Autorruhm gegen den ſeinigen in die Wagſchale legen, und mich mit ihm verſöhnen."

Aber nun, da die beim zufälligen Begegnen auf der Straße angebotene Verſöhnung mißlungen war, brummte er vor ſich hin: „Verdammter, ausgetrokneter Rechnenknecht, verfluchtes Multiplicationsexempel" ꝛc. Der Geheime ſchritt indeß langſam weiter und murmelte: „Was will doch dieſer erbärmliche Violinkaſten, dieſer Schnurrant und ſonſtiges" ꝛc. Des Geigers trotziges Gemüth erfüllten Gedanken der Rache.

Als er um Mittag zu Hauſe wieder angelangt war, kam ihm auch die Tochter Luiſe mit der, ſeit einer Stunde in der ganzen Kälbergaſſe verbreiteten Nachricht entgegen: Vorhornius ſey ein Geheimer geworden, ja, — fama crescit eundo — es verlaute, er werde, unter den Namen: Freiherr von Buxenhorn in den Adelſtand erhoben werden. Sordini anwortete nicht, ſondern ſezte ſich ſtillſchweigend an den Tiſch, und verzehrte ſeine Suppe, indem er nur darüber grübelte, wie er den erhabenen Nachbar einen empfindlichen Poſſen ſpielen möge.

Die Tochter war über das Schweigen ihres Vaters ſehr betrübt. Sie hätte ihm gerade jezt ſo gerne angekündigt, daß Vorhornins jüngſter Sohn in den allernächſten Tagen bei ihm förmlich um ihre Hand werben würde, und gerade jezt war der Vater ſichtbar in der ungünſtigſten Stimmung. Der Geheime wußte nichts von der Liebe ſeines Sohnes, wohl aber, wie ſchon geſagt, der Geiger, vor deſſen Gutmüthigkeit die Liebenden eben nichts zu verhehlen brauchten. Sie wa-

Digitized by Google

ren jezt indeß des Verheimlichens müde, und entſchloſſen, einander zu freien, wo gegen auch kein vernünftiger Menſch etwas zu erinnern haben konnte. Doch fand die Tochter angemeſſen, nur jezt nicht davon zu reden, und ſchwieg.

* * *

Zum erſten Mal hatte ſich der projectirte Freiherr von Burenhorn als geheimer Kalkulator niedergelegt, und ſo eben umgaukelten ihn im behaglichen Zuſtande zwiſchen Wachen und Schlafen allerlei liebliche Bilder der neuen Würde, als eine entzükende Muſik von Saiten und Blasinſtrumenten aus dem Garten am Hauſe zu ſeinem Kammerfenſter herauf klang. Die Geigen redeten fröhlich, die Flöten nekten einander mit ſchwellenden Tönen, und das Oboe ſchwazte wie ein kluges Kindlein dazwiſchen, dann nahmen die Poſaunen und Bäſſe gebieteriſch das Wort, und alle Töne wogten und wallten melodiſch durcheinander, und erklangen wie Engelsgeſänge aus plözlich geöffnetem Himmel. Selbſt die weniger zart fühlenden Bewohner der Kälbergaſſe, welche der Schlaf noch nicht gänzlich überwältigt hatte, dehnten ſich behaglich in ihren Betten, und wendeten ſich mit einem leichten Seufzer auf die andere Seite. Borhornius, obwohl kein Verehrer der Kunſt, und noch weniger empfindſam, war dennoch aufs innigſte gerührt; denn wem anders als ihm galten dieſe himmliſchen Töne? welche anders als ſeine Freunde, ſeine künftigen Klienten hatten dieſe wonnigliche Muſik veranſtaltet? wozu anders, um ihn anſtändig in die neue Würde hinüber zu ſpielen?

Eilends erhob er ſich aus ſeinem Bette, umhüllte den dürren Leib mit dem Schlafrok und das weiße Haupt mit der wohlbetroddelten Nachtmüze. Dann öffnete er das Fenſter, und ſprach Salbungsworte des tiefſten Dankes herab zu der muſikaliſchen Verſammlung. Indem er noch redete, begann erſt eine einzelne Violine in allerley Dur- und Molltönen gar wunderſam umherzuſchweifen, und den Redner, wie einen Schauſpieler im Melodrama, zu begleiten. Noch ſprudelten aus dem Munde des Mannes im Kammerfenſter die kunſtvollſten Dankſagungen im vollendeten Kanzleiſtyl, als eine zweite Violine ſich der erſten diſſonirend anſchloß, und in einem heilloſen Duett ſo arge Mißtöne vernehmlich wurden, daß Jeder mit uneingenommenen Ohren nicht anders glauben konnte, als daß die naseweiſen Geigen des Redners ungelenkes, knarrendes Organ nachäffen und verſpotten wollten. Der Geheime hatte indeſſen, wider Erwarten, ein ſo — glükliches Gehör, daß er von der muſikaliſchen Satyre nichts begriff. Erſt als nach einer lang gehaltenen, ſchreienden Cadenz alle Inſtumente, die Poſaunen, Oboen, Klarineten, Bäſſe und Pauken in ein Grauſen erregendes, entſezliches Touche losbrachen, wurde es dem Kalkulator deutlich, daß man ihm einen Poſſen geſpielt habe. Würhend ſchlug er das Fenſter zu, daß einige Scheiben zerſprangen, und fluchte den herzergreifenden Muſikanten alles Unglük auf den Hals. „Das hat mir der verfluchte Geiger gethan," rief er ergrimmt, indeß die furchtbare Notenrevolution unter ſeinem Fenſter tobte, als ob alle zwei und dreißig Winde losgebrochen wären zum gräßlichſten Geheul und zum Kampfe auf Leben und Tod. Die ganze Kälbergaſſe erbebte, vermeinend, der Tag des Weltgerichts ſey angebrochen; die Kazen kreiſchten, die Hunde bellten, als ob ſie beſeſſen wären. Alle Nachbarn fuhren leichenblaß und zitternd aus den Federn, und fragten ſich einander ängſtlich, was draußen vorgehe. Glüklicherweiſe verſtummte die hölliſche Muſik nach einigen Minuten, und die armen Nachbarn kamen mit einigen angſtvollen Augenbliken davon, ohne dem Urſprunge des Lärms auf die Spur zu kommen; denn Sordini hatte ſeine Leute durch ein Gäßchen zwiſchen den Häuſern in des Borhornius Garten geführt, wo Niemand das Schauder erregende Orcheſter vermuthete. Auf das Auge des Geheimen ſenkte ſich indeß die ganze Nacht kein Schlaf.

* * *

Am nächſten Morgen beſuchte der junge Borhornius ſeinen Vater. Da er nicht mit ihm unter einem Dache, vielmehr in einer andern Straße wohnte, ſo war ihm von dem nächtlichen Inſtrumentalſpektakel nichts bekannt. Er redete alſo den Vater, wie er gewohnt war, ohne Umſchweife an: „Vater, ich bin geſonnen zu heirathen!"

Digitized by Google

„„Das wäre? und ſo plözlich?""

„Je nun, geliebt habe ich ſchon lange, freilich im Stillen; da nun aber die arge Welt dennoch hinter meine Gänge gekommen, und das Publikum —"

„„Wie? Das Publikum weiß mehr als der Vater von einem Sohne?""

„Wie oft der Fall iſt. Aber laſſen wir das, ich bitte nun um Ihre Einwilligung, mich mit —

„„Mit? ja mit wem? — ""

„Mit Luiſe Sordini. — —"

„„Was? mir einen ſolchen Vorſchlag! Die Tochter meines Erzfeindes! — ""

Der Sohn rieth zur Verſöhnung, und erbot ſich, den Vermittler abzugeben.

„Nimmermehr, entgegnete der geheime Kalkulator, nimmermehr will ich Freundſchaft haben mit einem ſolchen obſkuren Kunſtpfeifer;"

„„Was ſagen Sie, obſkur, lieber Vater? Der Mann fängt an berühmt zu werden. Haben Sie nicht die geſtrige Hofzeitung geleſen? — ""

„„Nein, wozu das?"

„„Haben Sie nicht geleſen, daß Sordini für ſeine vortrefflichen, entzükenden Kompoſitionen von der Erbprinzeſſin eine goldne Tabatiere — ""

„Tabatiere — die Erbprinzeſſin — für vortreffliche — entzükende —"

„„wirklich, eine Tabatiere erhalten hat, obendrein ein ſehr gnädiges Handſchreiben Ihrer Hoheit, welches ich ſelbſt geleſen habe.""

„Tauſend Donnerwetter," rief Vorhornius, indem er die Hände zuſammenſchlug und kraftlos auf den Seſſel nieder ſank. „Gott ſey Dank, daß ſie mich zum Geheimen gemacht haben, der Violinſpieler hätte mich ſonſt nicht mehr mit einem halben Auge angeſehen. Nun begreife ich den ſpottenden Gruß des überwüthigen Kerls am geſtrigen Morgen, und die scheußliche, verhöhnende Muſik dieſer Nacht. O der Menſch iſt ſich ſeiner nicht mehr mächtig in dem enormen Glüke. —"

Der Sohn erſtaunte nicht wenig ob dieſer unverſtändlichen Rede und der ſonderbaren Anklage des Muſikers; vermuthete indeß ſogleich, nachdem er über das Vorgefallene durch die halbwahre Erzählung des Vaters näheren Aufſchluß erhalten hatte, daß Sordini zu ſo großer Unbild vielleicht nur zu ſehr gereizt worden ſey. Ohne den Vorfall indeß weiter zu erörtern, kam er auf ſein Vorhaben zurük, und bat um des Vaters beſtimmte Erklärung wegen ſeiner Heirath. Vorhornius, der von Eitelkeit verblendet, zuerſt ſeines Sohnes Verbindung mit einer Tochter Sordinis als ein Mißbündniß betrachtet hate, kam jezt allmählich zu milderen Geſinnungen, und gab endlich auf des Sohns vernünftige und beſtimmte Aeußerungen ſeine Einwilligung mit dem Zuſaze: „Wenn nur der hochmüthige Künſtler dich nicht als Eidam verſchmäht." „„Fürchten Sie das nicht,"" entgegnete der Freier, „„Sordini iſt einer ſolchen Thorheit nicht fähig. — "" Nun ſo wünſche ich Dir des Himmels Segen; geh' und grüße meine künftige Tochter!"

* * *

Der junge Vorhornius eilte in der Freude ſeines Herzens zu der Braut ins Nachbarhaus. Sordini horchte hoch auf, als er vernahm, wie der feindſelige Nachbar ſo leicht in eine Verbindung gewilligt hatte, die er ohne ihre vorgängige gegenſeitige Ausſöhnung immer für unmöglich gehalten hatte. „Nun, ſo freiet einander, liebe Kinder," ſagte Sordini vergnügt, „was ſoll auch die Feindſchaft eurer Väter eurem Glüke hinderlich ſeyn?" Der Bräutigam äußerte gegen den künftigen Schwiegervater den Wunſch, daß er doch gerne den Frieden unter beiden Nachbarn, unter künftigen ſo nahen Verwandten, hergeſtellt ſähe, und bat, daß Sordini die Hand dazu bieten möge. Dieſer erzählte nun, wie er eine Ausſöhnung beabſichtiget, für ſeine Freundlichkeit aber ſchnöde Worte erhalten habe, und verſchwor ſich hoch und theuer, daß er jezt nicht wieder den erſten Schritt thun würde, um das Wohlwollen eines Mannes wieder zu erlangen, an wechem ihm im Grunde doch ſehr wenig gelegen ſey.

Solches redete Sordini an ſeinem Arbeitstiſche, indem er ſich gerade damit beſchäftigte, einige jüngſt komponirte Tänze ins Reine zu ſchreiben. Vorhornius, der Sohn, hatte der Arbeit eine Zeitlang ſchweigend zugeſehen, als er plözlich ausrief: das Mittel der Verſöhnung iſt ge-

Digitized by Google

funden! „Wie das?" fragte Sordini erſtaunt. „„Laſſen Sie von dieſen Walzern einen Bogen auf meine Koſten druken oder ſtechen, und dediziren Sie dieſelben meinem Vater."" Sind Sie geſcheit, junger Mann!" verſezte der Komponiſt und lachte laut auf, dieſe Bagatellen, und zumal dieſe Walzer und dieſen Hopſer Ihrem Vater zu dediziren, dem die Steifheit der Gelenke nicht einmal mehr Menuettpas erlaubt? Sähe das nicht aus wie baare Satyre?

Was ſchadet das, entgegnete der Bräutigam; in dieſem Falle heiliget der Zwek die Mittel. Mein Vater, der von der Muſik, wie Sie wiſſen, ſo wenig verſteht, als die Krähe vom Geſang der Nachtigall, nimmt den Scherz für baaren Ernſt, und wird unfehlbar ihr wärmſter Freund. Mein kindliches Herz ſieht in dieſem unſchuldigen Kunſtgriffe nichts Strafbares, und ihre Bedenklichkeit kommt gar nicht in Anſchlag.

Sordini machte noch einige Schwierigkeiten; ſein baldiger Eidam bekämpfte dieſe aber mit den triftigſten Gründen, und jener willigte zulezt in Alles.

* * *

Nach einigen Tagen kam der junge Boxhornius wieder zu ſeinem Vater. Sie unterhielten ſich von der bevorſtehenden Heirath, und der Vater äußerte ſeinen lebhaften Aerger darüber, daß er mit dem Nachbar ſo ſehr über den Fuß geſpannt ſey. „Sie haben dem wakern Mann immer Unrecht gethan," erwiederte der Sohn. „Niemand iſt auch jezt bereitwilliger mit Ihnen ein gutes Vernehmen wieder herzuſtellen, als eben Sordini. Ja, der Mann hat wirklich glühende Kohlen auf Ihr Haupt geſammelt,; er hat mehr gethan, als Tauſend andere an ſeiner Stelle gethan haben würden. Mit Hinſicht auf die nahe verwandtſchaftliche Verbindung hat er — Sie erinnern ſich ſeiner Dedikation an die Erbprinzeſſin — auch Ihnen — doch ſehen Sie ſelbſt." Er übergab ihm ein in Maroquin ſauber gebundenes Heft aus vier Blättern beſtehend, wovon das lezte nichts, das erſte aber als Titelblatt, folgende, mit unendlichen Schnörkeln verzierte, künſtlich geſtochene Aufſchrift enthielt:

Drei Walzer und ein Hopſer
Für das Fortepiano
komponirt
und freundſchaftlich zugeeignet
Sr. Wohlgeborn,
dem Königlich geheimen Kalkulator
Herrn Iſaac Balthaſar Boxhornius.
Durch
Amadäus Sordini.

Wer malt das Erſtaunen, das frohe Erbeben des Kalkulators beim Anblik dieſer Dedikation, die ihn nun vor der ganzen Welt auch als einen Beſchützer der ſchönen Künſte pries! Himmel, rief er aus, wie habe ich den Herrlichen, den Einzigen, dieſen Orpheus gleichſam verkannt. Komm' mein Sohn, komm' mit mir zu dem Edlen, daß ich ihn in meine Arme ſchließe, ihn Freund nenne, daß ich auch ſeine Tochter als baldige Boxhornia begrüße; komm, mein Herz ſtrömmt über von Vergnügen.
Sie gingen, und in einigen Minuten lag Boxhornius in Sordinis Armen. Von Stund an war und blieb zwiſchen ihnen ſo innige Freundſchaft, als zwiſchen zwei ſo entgegen geſezten Karakteren nur möglich iſt. Ja, nach 8 Tagen, bei der Hochzeitfeier der beiden jungen Leute jubelten ſie laut, und tranken, Arm in Arm, auf ewig — Brüderſchaft.

H. Jochmus.

Wie der Bäker Stahlbaum wohlhabend ward, und wie ſeine neidiſchen Nachbarn davon urtheilten.

Der Bäker Johann Stahlbaum war ein kluger und rechtſchaffener Mann, dem Niemand etwas Böſes nachſagen konnte. Er verſtand ſein Handwerk beſſer, als alle ſeine Zunftgenoſſen, hielt dabei auf Ordnung und Reinlichkeit, und bevortheilte Niemanden um einen Dreyer, ſondern ſorgte dafür, daß Jedermann richtiges Gewicht bekam.

Digitized by Google

Dabei führte er auch eine ſehr ordentliche und vernünftige Haushaltung, verthat nicht viel, ſondern erſparrte, was er übrig hatte, für ſeine Kinder, ohne eben dabei ein Geizhals und böſer Filz zu werden. So kam es denn, daß die Leute bei ihm am liebſten kauften, und daß ſein Vermögen täglich zunahm, obgleich kein unredlich erworbener Pfennig dazu kam. — Mit den übrigen Bäkern war's gerade umgekehrt; die verkauften unreinliches, ſchlechtes Gebäk, das nicht einmal richtiges Gewicht hatte, begegneten dabei den Käufern ſehr unhöflich, und behandelten beſonders die Armen ſo hartherzig, als wenn's keine Menſchen geweſen wären. Es war alſo natürlich, daß Jedermann ſich von ihnen wegwandte und lieber bei Meiſter Stahlbaum kaufte; und da dieſe unredlichen Bäker zugleich äußerſt ſchlechte Wirthe waren, die nichts zu Rathe hielten, ſondern alles durch die Gurgel jagten, ſo geriethen ſie in wenigen Jahren faſt alle in ſchlechte Umſtände. Anſtatt ſich ſelbſt darüber anzuklagen und ſich zu beſſern, gaben ſie vielmehr dem guten Stahlbaum die Schuld, und ſagten: der zöge alle Leute an ſich, und brächte ſie um ihre Nahrung. Dieſer trug die Beſchuldigungen mit Geduld, und fuhr fort, ein ehrlicher Mann zu ſeyn, und ſeine Pflicht rechtſchaffen zu erfüllen. Wie aber in der Welt auch der frömmſte und beſte Menſch nicht vor Unglüksfällen ſicher iſt, ſondern oft durch mancherlei Trübſal geprüft und in der Frömmigkeit befeſtigt wird, ſo erfuhr auch der brave Stahlbaum in ſeinem Hausſtande eine große Widerwärtigkeit, die ihn in ſeinem Wohlſtande wieder gewaltig zurük brachte. Es brannte ihm nemlich durch Verwahrloſung ſein ganzes Haus ſammt allen ſeinen Sachen nieder, ſo, daß er wenig oder gar nichts rettete. Da hatten nun ſeine neidiſchen Zunftgenoſſen eine heimliche Schadenfreude darüber, und meinten: es ſey ihm ganz recht geſchehen, er habe nichts beſſeres verdient. Stahlbaum tröſtete ſich indeſſen mit ſeinem guten Gewiſſen, nahm ſeine ausſtehenden Gelder zuſammen, die ſich etwa auf acht hundert Thaler belaufen mochten, und bauete damit ſein Bakhaus wieder auf. Aber nun fehlte es ihm an Gelde zu Korn und Weizen, und keiner ſeiner Zunftgenoſſen wollte ihn in ſeiner Noth unterſtüzen. Es fiel um dieſe Zeit gerade eine Theuerung ein, ſo daß der ärmere Bäker, der nicht auf Vorrath halten konnte, durchaus zurükbleiben mußte. Ein benachbarter reicher Gutsbeſizer, der ſeit 10 Jahren all ſein Getreide an Stahlbaum verkauft und ihn als einen rechtſchaffenen Mann kennen gelernt hatte, erfuhr, in welcher Verlegenheit er ſich befand, und daß er auch in ſeinem Elende noch fortführe, den Leuten richtiges Gewicht und gutes wohl ausgebakenes Brod zu geben; das gefiel ihm dann ſo ſehr, daß er beſchloß, den armen Mann anſehnlich zu unterſtüzen, und ihm wieder aufzuhelfen. Da er eben in der Stadt Geſchäfte hatte, ſo ging er eines Abends ſelbſt zu Meiſter Stahlbaum, um ihm ſeine Dienſte anzubieten. Dieſer erſchrak anfänglich, als er den Edelmann herein treten ſahe, und glaubte, er wolle ihn um eine Summe von fünfzig Thalern mahnen, die er ihm noch ſchuldig war, und die er jezt nicht bezahlen konnte; aber der gute Herr tröſtete ihn darüber, wie ein wahrer Freund. Er faßte ihn liebreich bei der Hand, führte ihn bei Seite, und ſagte: ſey Er ruhig, lieber Stahlbaum, die fünfzig Thaler hab' ich ſchon in meinem Buche ausgeſtrichen, ſobald ich von dem Unglüke hörte, was ihn betroffen hat. Dabei zog er die Obligation, welche er über jene fünfzig Thaler in Händen hatte, aus der Taſche und riß ſie vor Stahlbaums Augen in Stüken. Damit, fuhr er fort, iſt ihm aber noch nicht geholfen, er muß auch ſein Gewerbe recht ordentlich wieder in Gang bringen, und dazu will ich ihm behilflich ſeyn. Ich habe zwei tauſend Scheffel Korn, (Roggen) und acht hundert Scheffel Weizen liegen, die ich nicht an andere Bäker verkaufen mag, weil die ſich nur dadurch bereichern und es den Armen nicht zu Gute kommen laſſen. Ich will ihm, weil er ehrlich iſt, und es nicht ſo machen wird, wie jene, dieſen ganzen Getreide-Vorrath für einen ſolchen Preis überlaſſen, als wenn keine Theuerung wäre, und wenn er alles verbaken hat, ſoll er mich bezahlen; iſt er das zufrieden? — Mit inniger Freude und Dankbarkeit nahm Stahlbaum dieß großmüthige Anerbieten an, und verſprach, den ganzen Vorrath eben ſo wohlfeil zu verbaken, als er ihn bekommen würde, und vorzüglich ſein Gebäk an die Armen

Digitized by Google

zu verkaufen, weil die Reichen eher etwas mehr geben und bei Andern kaufen könnten. — Gut! ſagte der Edelmann; auf dieſe Weiſe werden wir alſo beide an der Armuth Gutes thun, und dafür gewiß geſegnet werden. Ich [illegible] die Meinen ſind von Gott mit Gütern hinlänglich verſorgt; es wäre alſo Sünde, wenn ich mir die Theuerung zu Nuzen machen, und durch fremde Noth mein Gut vermehren wollte." Er nahm darauf von Meiſter Stahlbaum Abſchied, reiſete wieder nach Hauſe, und nach einigen Tagen kamen ſo viele Wagen mit Getreide an, daß Stahlbaum es kaum faſſen konnte. Nun ließ er friſch mahlen und arbeitete Tag und Nacht, daß ſein Laden immer hinlänglich mit Brod und Semmelwerk verſehen war. Darüber wunderten ſich denn ſeine Nachbarn und Zunftgenoſſen auſſerordentlich, und konntens nicht begreifen, woher ihm das viele Geld zum Handel gekommen ſeyn müſſe? — Man rieth hin und her, und konnte doch nichts befriedigendes heraus bringen. Einige meinten: der Drache müſſe ihn reich gemacht haben, anders könne es gar nicht ſeyn, zumal da er ſeine Waare ſo wohlfeil weggäbe. Dieſe Meinung breitete ſich bald in der ganzen Stadt aus, und nach einigen Tagen hieß es ſchon, man habe den Drachen wirklich ſchon in ſeinem Schlot oder Schornſtein herunterfahren und große Beutel mit Geld mitbringen ſehen. Dieß alberne, abergläubiſche Geſchwäz, das vom Neide und Misgunſt ausgehekt worden war, machte denn den armen Stahlbaum bei vielen Leuten ſo verdächtig, daß ſie nicht mehr bei ihm kaufen, ſondern lieber theures Brod eſſen wollten. —

Es fügte ſich, daß um dieſe Zeit der Edelmann wieder in der Stadt zu thun hatte, und bei ihm einſprach, um zu ſehen, wie es mit ſeiner Nahrung ginge? — Sein rothes Kleid mit Golde machte die Nachbarn, die ihn in der Abenddämmerung zu Stahlbaum hinein gehen ſahen, ihn aber nicht kannten, ſehr neugierig. Sie konnten gar nicht begreifen, was ein ſo vornehmer Herr bei einem Bäker zu thun haben könne, und zerbrachen ſich bald die Köpfe darüber, wer es wohl ſeyn möchte? — „J nun! fing der Bäker Rauſchberg an, der Stahlbaums ärgſter Feind war, wer wirds anders ſeyn, als der Böſe, mit dem der gottloſe Kerl ein Bündniß hat! Habt ihr denn den Pferdefuß nicht geſehen, den der Rothrok hatte?" — Was, fing ein Leinweber, der es hörte, an; der Rothrok hatte einen Pferdefuß? — „Freylich antwortete Rauſchberg; und nun gieng die Rede wie ein Lauffeuer durch die Stadt, daß Stahlbaum ein Bündniß mit dem Teufel habe, und daß dieſer in der Dämmerung zu ihm gekommen, und ihm wieder viel Geld gebracht habe. Auf dieſes Gerücht liefen die Leute auf den Gaſſen zuſammen, und blieben zu hunderten vor Stahlbaums Hauſe ſtehen, um zu ſehen, ob er ſich noch wohl werde erbliken laſſen. — Die Sache kam vor den regierenden Bürgermeiſter der Stadt, und der ärgerte ſich ſehr darüber, daß die Leute noch ſo abergläubiſch und dumm waren; er ſchikte Wache vor Stahlbaums Haus, ließ das Volk wegtreiben, und beſchloß, die ganze Sache des kommenden Tages zu unterſuchen. — Am folgenden Morgen ward Stahlbaum aufs Rathhaus gefordert, und mußte anzeigen, was die Leute wohl zu den dummen Verdacht, als ob er mit dem Teufel etwas zu ſchaffen habe, könne gebraucht haben. Er erzählte alles aufrichtig, wie es war: daß ihm der Edelmann, mit dem er ſeit zehn Jahren handelte, eine Menge Getreide zu wohlfeilen Preiſen verkauft, und daß er dieſes Getreide bisher eben ſo wohlfeil verbaken habe; die andern Bäker hätten das aber falſch ausgelegt, und ihm ein Bündniß mit dem Teufel Schuld gegeben. Der Herr im rothen Roke, den die Leute für den Böſen angeſehen hätten, wäre niemand anders, als der Edelman ſelbſt, der ihn zuweilen zu beſuchen pflege, wenn er in die Stadt käme. — Der Rath freuete ſich nun ſowohl über den chriſtlich geſinnten Edelmann, als über den braven Bäker Stahlbaum, der nicht, wie Andere, aus Theurung hatte Vortheil ziehen wollen. Dem Edelmann ſchrieb der Magiſtrat einen ſehr höflichen Brief, und dankte ihm, daß er den Stadt-Armen durch ſeinen Beiſtand die Noth der Theurung habe wollen erträglich machen, und Meiſter Stahlbaum erhielt für ſeine Rechtſchaffenheit auf ſechs Jahre Erlaß aller Abgaben von ſeiner Bakgerechtigkeit; ſeine Zunftgenoſſen aber bekamen öffentlich nachdrükliche Verweiſe, und Meiſter Rauſchberg der daß Gerücht vom Teufel, und

Digitized by Google

daß Stahlbaum ein Bündniß mit ihm habe, zuerſt in Gang gebracht hatte, mußte zehn Thaler Straſe geben, die einer armen Schule geſchenkt wurden; überdem mußte er dem Stahlbaum eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung thun. — Nach Verlauf eines Jahres war der gutmüthige Edelmann bezahlt, und Stahlbaum hatte, nach genauer Berechnung, noch beinahe tauſend Thaler gewonnen, ob er gleich kein böſer Wucherer geweſen war. —

Die Zukerwurzeln. (Sium sisarum.)

Dieſes wohlſchmekende, als Gemüße ſehr empfehlenswerthe Küchengewächs iſt noch nicht überall ſo bekannt wie es verdient. Die beſte Behandlungsart iſt folgende: Die Zukerwurzeln gedeihen in jedem guten, wohl durchgrabenen, doch nicht zu fetten Lande. Gewöhnlich wachſen ſie eine Viertel Elle lang, und einen Finger dik, und es ſizen an einem Knollen gegen 7, 8, u. 9 ſolcher Wurzeln. Der Geſchmak iſt überaus angenehm und ſüß. Jede Wurzel hat 5, 6 bis 7 Abſäze oder Ringel, daher ſie leicht zerbrechen, zumal wenn ſie noch friſch ſind. Man kann ſie auf zweierlei Art erzeugen: einmal durch den Samen, dann aber auch durch ihre Keime; und dieſe leztere Art iſt die beſſere und bequemere. Will man ſie aus dem Samen ziehen, ſo wird derſelbe im November oder Anfang December, oder auch ſehr zeitig im Frühjahre, ſobald man in die Erde kommen kann, geſäet und eingeharkt. Er liegt einige Wochen in der Erde, ehe er aufgeht, daher man auch mit dem Säen nicht zaudern darf. Iſt er aufgegangen, ſo darf das Jäten nicht unterlaſſen werden. Sollten die Pflänzchen zu dicht ſtehen, ſo muß man die überflüſſigen ausheben, und auf ein anderes gegrabenes Beet, 1 Fuß weit auseinander, nach der Schnur pflanzen, wo ſie recht ſchön wachſen, und ſchon im nächſten Winter zur Speiſe können gebraucht werden. Die weit leichtere Erziehung iſt aber die durch Keime, welche von den Wurzeln oben abgeſchnitten werden; doch muß wenigſtens ¼ Zoll Wurzel, oder einige ganz kleine Würzelchen daran bleiben. Dieſe kann man entweder vor dem Winter gleich wieder in die Erde ſteken, oder auch im Keller aufbewahren. Auf das Frühjahr macht man alsdann hiezu 5 Fuß breite Beete, und verſezt ſie nach oben gedachter Weite, 2 Zoll tief, da ſie dann bald hervorkommen. Gegen den Winter werden ſie ausgehoben und die Keime alsbald davon abgeſchnitten, welche eben ſowohl als die Wurzeln die man zur Speiſe braucht, in Sand verwahrt werden können. Obgleich nun dieſe Wurzeln den Winter über auch können im Lande ſtehen bleiben, weil ſie nicht erfrieren und im Frühjahre deſto größer und ſchöner ſind, ſo iſt dieß doch nicht an allen Orten anzurathen, zumal da, wo es viele Mäuſe giebt, die gern darnach zu ziehen pflegen. Insbeſondere gehen die Feldmäuſe, Feldratten und Waſſermäuſe häufig nach dieſen Wurzeln, und tragen ſie 500 bis 600 Fuß weit vom Beete in ihre Löcher und Neſter auf einen Haufen, dergeſtallt, daß derjenige, welcher im Frühjahre im Garten gräbt und ſie findet, nicht begreifen kann, wo dergleichen Wurzeln herkommen, und die im Lande hier verſchwunden ſind. Wo indeſſen dieſe ſchädlichen Thiere in einem Garten nicht zu fürchten ſind, da mag man die Zukerwurzeln immerhin im Lande ſtehen laſſen, und man kann nach und nach welche zur Speiſe herausnehmen. Ein ſchädliches Vorurtheil iſt es, daß man die aufſchießenden Samenſtengel abſchneidet, in der Meynung, daß derjenige Saft, welcher in die Samenſtengel ginge, ſich rükwärts in die Wurzeln ziehen müßte. Da aber die Erfahrung hinlänglich beweiſet, daß durch das Abſchneiden der Stengel das Wachsthum der Wurzel gehindert wird, daß ſie hernach klein bleiben (indem die Natur eben durch Stengel und Blätter den in der Erde befindlichen Theilen Nahrung und Fruchtbarkeit zuführt), ſo iſt zu rathen, daß man die Stengel ſo lange daran ſtehen laſſe, bis ſie dürr u. der Same reif geworden iſt. Darauf mag man ſie immer ganz nahe an der Erde wegſchneiden, wornach die Wurzeln erſt anfangen, größer u. diker zu werden, die man ſodann im Novbr. herausnehmen kann.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 12. Den 20. März 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Wenn Waſſerfluthen uns umgeben,
Und überall Verderben droht;
Laßt uns das Aug zu Gott erheben,
Er rettet uns vom nahen Tod.

Inhalt: Die Oſternacht. — Kleebau allein iſt nicht genug, und Bedekung desſelben iſt nachtheilig. Ramsden (Anekdote.)

Die Oſternacht.

Erdennoth
Keine Noth!
Nur vom Herzen
Kommen Leiden,
Leben, Freuden,
Tod und Schmerzen.

1.

Wer machte denn die Thüre auf, Johannes? — Johannes, hörſt du! ſchlafe nur nicht feſt. Es weht die Kinder kalt in ihrem Bettchen an. Geh, mache ſie zu! ich fürchte mich. Sieh, gukt es nicht dort mit funkelnden Augen herein? hat es nicht Hörner?" —

Chriſtel fuhr unter die Bettdeke. Du biſt ein furchtſammes Kind, ſprach Johannes; Geh, Daniel, ſtehe du auf und mache die Thüre zu, und ſperre die Ziege ein.

Der kleine Daniel ſprang mit bloſſen Füſſen aus dem Bett, um zu gehn.

„Vater" rief er, „es iſt Waſſer in der Stube! Bis über die Knie! Mutter, die Wiege iſt ſchon zum Fenſter geſchwommen."

Du biſt noch im Traume! Daniel, ſprach die Mutter. „Nein, Mutter! wahrhaftig Waſſer. Hörſt du?" — und nun rauſchte er mit den Füßen darin.

Auch die Ziege kam gewaten. Die Mutter ſprang aus dem Bett und eilte zum Kleinen in die Wiege. Der Vater ſah zum Fenſter hinaus.

Um Himmelswillen was iſt denn? fragte Chriſtel. Hu, wie kalt iſt das Waſſer! —

Johannes antwortete nicht. Er hörte nur ſcharfes Läuten vom Kirchthurm, ein dumpfes Rauſchen, ängſtliche Stimmen im Dorfe, gerufene Namen, Geſchrei der Kinder, und hohles dumpfes Gebrüll des Viehes. Männer und Weiber und Kinder fuhren, wie im Schattenſpiel in der Nacht, ſelbſt wie Schatten in Kähnen vor dem Hauſe vorüber, wo Abends noch trokne Straße war. Ein Mann führte ſeine Kühe watend nahe am Zaune des Gärtchens vor ſeinem Fenſter hin. — Was iſt das? fragte er ihn. Keine Antwort. Ein Anderer ritt auf dem Pferde, einen Knaben vor ſich. Iſt denn das der Rhein hier? fragte er dieſen. — Das Waſſer hier im Hauſe der Rhein! widerholte Chriſtel. —

Das Mal iſt er es! antwortete Jener drauſſen vom Pferde, vorübereilend; macht, daß ihr fort kommt, Johannes! der Damm iſt gebrochen! —

Das hier der Rhein? das Waſſer hier! — Hat davon jemals im Dorfe ein alter Mann erzählt? fragte Chriſtel.

Das Mal iſt das der Rhein! Wir ſtehen hier im Rhein in der Stube! ſagte Johannes. — Horch, wieder die Sturmgloke vom Thurm! das klingt ängſtlich! Nimm die Kinder, die Kinder, und fort, fort!

Laß dich nicht übereilen, Johannes! ſagte Chriſtel gefaßt. Einen Augenblik überlegt, was wir thun, was wir nehmen und laſſen. Der Augenblik kommt nicht wieder! das hat dir Gott eingegeben, den Kahn noch geſtern im Hofe fertig zu machen, ſelber die Ruder hab ich hinein gelegt. — Das Erſte iſt die Nürnberger Bibel von meinem Vater, dann die Kinder und die Sonntagskleider! weißt du noch Etwas?

Geld haben wir nicht! ſeufzte Johannes mit gefaltenen Händen. Unſer Haus war das Beſte — und der Garten. Die Fiſche werden doch leben bleiben! — Nun in Gottes Namen! ich bin angezogen, trieb Chriſtel. —

So nahm ſie denn das Kind in ſeinem Bett-

Digitized by Google

chen aus der Wiege, der kleine Daniel rief ſeinem Staar vom Ofen: du Dieb! du Dieb! dann nahm er den Vogel, der Vater den Daniel auf ſeinen Arm, auf den andern das Mädchen, ſo wateten ſie zum Kahn, der ſchon flott war. Chriſtel ſtieg ein, und blieb bei den Kindern. Der Vater holte noch die Nürnberger Bibel und die Federgebette und die Sonntagskleider aus der Lade, legte auch das hinein, und fragte: haben wir ſonſt etwas Wichtiges vergeſſen? Daß ich nicht weiß, ſagte Chriſtel; ich habe Alles! da ſprang noch die Ziege in den Kahn, die Kuh, war nicht mehr zu retten. Nun walte Gott, ſprach Chriſtel; und ſo fuhr denn Johannes ſachte und vorſichtig über die niedrige, ſchon überſchwemmte Mauer des Gehöfes mit dem Kahn, voll ſeiner beſten Habe hinüber nach den Bergen, über welchen ruhig, ſicher und fern der Komet mit langem, weiſſen Schweife ſtand, der wie ein langes, hinaufgeſtrektes Schnekenhorn des Berges zum Himmel reichte, und geiſterhaft und doch gütig und freundlich den Menſchen leuchtete.

Du haſt gut da im Trokenen ſcheinen und ſteuern! ſagte Johannes. Du biſt an Allem ſchuld! Spotte nicht! verwies ihm Chriſtel; es iſt ein Bote des Herrn mit ſeinem Stabe.

Es ward plözlich ſtill auf den verworrenen Lärm im Dorfe. Das Schrekliche war geſchehen. Die ſich retten konnten, waren gerettet und waren nun ſtill, auch wo ſie flohen; und die ſich nicht gerettet, waren auch ſtill; nur manchmal erſcholl noch Hundegebell, oder Geſchrei der Hähne, die den Morgen anriefen, oder Geläut aus benachbarten Dörfern, auch wohl ferner Schüſſe Hall das Thal hinab und hinauf.

So fuhr denn auch Johannes ſtill an Mauern dahin, über Gärten und Wieſen, die zum See geworden. Nur zuweilen kam es ihnen vor, als hörten ſie rufen „Johannes!" und dann wieder ſchwächer „Johannes!" Aber es fiel ihnen nicht ein, daß ſie ihre Dorothee vergeſſen, die auf dem Boden geſchlafen. Sie waren froh, daß ein Kahn ſie einholte. „Guten Morgen!" grüßte es beklommen herüber. „Guten Morgen!" dankten ſie wehmüthig hinüber, und ſchweigend gelangten ſie an das Ufer.

2.

Da nimm mir das Kind ab, Dorothee! ſagte Chriſtel, und hielt es ihr aus dem Kahn hin. Denn ſie glaubte das flinke Mädchen ſei zuerſt an's Ufer geſprungen. Dorothee! wo biſt du denn? rief ſie noch einmal. Sie ſah ſich um, ſie überblikte den Kahn, da war keine Dorothee, und vor Erſchreken hätte ſie bald das Kind von den ausgeſtrekten Armen in's Waſſer fallen laſſen. —

Ich frug dich ja noch, liebes Weib, ſprach Johannes, ob wir Etwas vergeſſen.

Etwas iſt kein Menſch, erwiderte ſie.

Du ſagteſt, ich habe Alles! ſprach er. —

Ach, ich habe Alles, das ſagt' ich, weil ich meine Kinder hatte! Kehre um, Johannes, das Mädchen iſt dir ja ſo lieb, wie ich und die Kinder! Sie hat Niemanden als Uns, wer denkt an ſie? ſo iſt ſie denn uns auf die Seele gebunden. Kehr um! ſoll ſie ſo mißlich umkommen? Wie viel Häuſer ſind ſchon eingeſtürzt! „Johannes kehre um, „Johannes!" rief ſie! „Johannes! jezt weiß ich, wer rief, und wen ſie meinte — Dich, mein Johannes!" —

Ich will, tröſtete ſie Johannes; nur wärmt Euch erſt. So ſtiegen ſie aus, und richteten ſich ein. Die Ziege weidete unbekümmert; Daniel las Holz zuſammen, Johannes brachte einen Feuerbrand von dem Feuer des nächſten Unglüks-Genoſſen, und während dem erſchien der Purpurſtreif der Morgenröthe und beſchimmerte das Thal und den Strom, und zulezt kam auch die Sonne, und ſchien ſich umzuſehen. Von Zeit zu Zeit läutete es noch im Dorfe vom Thurme. — Wer muß das ſein? ſagte der junge Prediger, der herzugetreten, den dort ſteht der Küſter mit allen den Seinigen. Die Kirche liegt tief, und dem wir die Rettung nächſt Gott, am meiſten verdanken, der ſteht nun ſelber in Noth. Seht, iſt nicht dort Jemand im geöffneten Kirchthumfenſter? — Es iſt ein Mann! ſagte Johannes, und keiner aus dem Dorfe; ich dächte, er trüge einen andern Rok, als wir Leute hier, jezt weht er auch mit einem weißen Tuche. Nun geht er wieder läuten, horcht!

Das iſt gewiß der Reiſende, der geſtern bei mir war, und mich nicht zu Hauſe fand. Er

Digitized by Google

wollte heute wieder zu mir kommen, bemerkte der Prediger.

Ja, ſagte der alte Küſter. Als ich den Thurm aufſchließen ließ, war er ſchon da und riß mir die Schlüſſel aus der Hand, trieb mich fort, und ſprang ſelber zu läuten. Er ließ ſichs nicht nehmen. Ich ſah ihn geſtern Abend im Wirthshaus. Er hat auch ein Pferd.

Gehabt! ſagte der Prediger; denn das iſt nun ertrunken. Wir wohnen Alle dort tief.

Das war wohl ein Schrekliches!

Ach es iſt noch ein Schrekliches! ſeufzte Chriſtel, und deutete ſtumm, und die Augen voll Thränen nach ihrem Hauſe, auf deſſen Dache eine weiße Geſtalt ſaß neben der Leiter.

Wer von Euch iſt das? fragte der Prediger.

Unſere Dorothee, ſagte Johannes ihm leiſer. Jezt will ich hin. Das Dach hat ſich ſchon gewandt, denn die Morgenſonne beſcheint den Giebel, was ſie in ihrem Leben nicht gethan! —

Fahrt mit Gott! ſagte der Prediger. Aber wer wird Euch begleiten, außer ihm? die Männer ſind fort nach allerhand Hülfe, oder retten noch; ich verſtehe es nicht und gehe dann lieber aus nach Zufuhr in das nächſte Dorf, daß Ihr wenigſtens Brod und Wein bekommt. So ging er.

Chriſtel küßte ihren Johannes; er küßte die Kinder, dann fuhr er allein zurük. Er mußte zuerſt an der Kirche vorüber, worauf der Fremde jezt ſtärker geläutet, u. nun hinab in das Fenſter getreten war. Johannes hätte müſſen kein Herz haben, wenn er ihn nicht zuerſt in den Kahn genommen. Und nach einigen kurzen Worten des Danks half er nun ſelber hinüber rudern zum Hauſe, von dem das Mädchen ihn mehr geängſtet, als er ſich ſelbſt über ſeine Lage. — So oft ſie die Arme ausſtrekte, riß ich wieder an der Gloke! erzählte er Johannes. Sie legten an das Dach an, aber ſie mußten ihr laut zurufen herabzuſteigen, ſo erſtarrt und verſonnen ſaß ſie da oben. Ja es erſchien dann, als ſie gleichgültig die Männer anſah, ſogar ein Troz, eine Rache, eine wehmüthige Luſt umzukommen, ihn ihrem Geſicht. Sie ward über und über roth. Sie wähnte ſich vernachläſſigt, als eine arme vater- und muterloſe Waiſe! nicht vergeſſen vor Angſt; und auch jezt hatte Johannes zuerſt den Fremden eingenommen; und nicht erſt auf der Rükfahrt! So blieb ſie, und auf wiederholten Zuruf ſchluchzte ſie vollends vor Thränen, und kehrte ſich ab. — Laßt das arme Mädchen erſt ausweinen, und ſich die Thränen troknen, damit ſie die Sproſſen der Leiter nicht fehlt, ſagte der Fremde mitleidsvoll. Sie hat nicht mehr an das Leben geglaubt; und nun ſchlägt ihr das Herz auf einmal zu voll.

Und ſo ſtieg er ſelbſt hinauf, und leitete Dorothee hinab. Sie ſchwieg während der Fahrt nach den Bergen, und ſahe zurük auf die Fläche des Waſſers, während die Männer hinüberruderten. Sie brach voll brauner Knoſpen ſchimmernde Zweige von den Obſtbäumen, an denen ſie hinfuhren, und warf ſie in das Waſſer, ohne ſie anzuſehen.

Am Ufer warf ſie ſich der weinenden Chriſtel an die Bruſt, und ſagte: Nun ſeyd ihr ſo arm als ich! Iſt das Dir ein Troſt! erwiderte Chriſtel.

Nun werdet ihr mich lieber haben! ſeufzte Dorothee. Ach, wie war mir dieſe zwei Jahr her zu Muthe, ſeit der Prediger geſtorben; und auch bei ihm, wie oft hab ich geweint!

Was kannſt Du für Deine betrogene Mutter! ſprach Chriſtel. Es hat ihr auch das Leben gekoſtet. Sey ruhig. Wir waren nicht reich, aber wir liebten Dich! wir lieben Dich und ſind arm.

Gott ſey Dank! ſeufzte Dorothee, nun iſt mir wohl.

Der Fremde hatte das ſchöne, ſechszehnjährige Mädchen mit Verwunderung betrachtet. Ihr habt da ein eignes Kind ſagt' er. Schöne Mädchen müſſen nicht ſo ſtolz, ſo eigenſinnig ſeyn! drohte er ihr ſanft mit dem Finger. Dorothee wollte ihn böſe anſehen, aber es gelang ihr nicht: denn von einem freundlichen Blik getroffen, mußte ſie endlich ſogar auch lächeln, wie er lächelte.

Mir iſt nicht wohl, ſagte er, daß ich jezt arm bin. Ich kann nicht einmal meinem Freunde hier anders als mit Worten danken!

Das iſt nicht nöthig, ſagte Dorothee. Er hat ja eigentlich mich geholt, wie er ſpricht, Oder nicht? Freilich! ſagte Johannes.

Digitized by Google

So ſchenkte der Fremde nur einige kleine Stüke Geld an die Kinder, ſchrieb ſich Johannes Namen in ſeine Schreibtafel, drükte ihm die Hand, verſicherte ihm, daß er ſich werde vernehmen laſſen, ſchnitt ſich einen Stok aus einem Haſelgeſträuch, ließ ſich den Weg nach Groß = Breitenthal weiſen, und wanderte in die Berge.

Während deſſen hatte ſich die Schlinge, womit Johannes den Kahn an einen Stein in der Eile und der Freude befeſtigt, abgezogen durch das Wiegen auf den Wellen, — und jezt war der Kahn unerreichbar, wandte in eine Strömung und ſchwamm fort. Daniel ſchrie; Johannes ſah ihm nach, und ſagte dann: nun bin ich ein Fiſcher geweſen! nun ertrinken mir die Fiſche! — Chriſtel ſchwieg; Dorothee lächelte verſtohlen, rief die Ziege, ſezte ſich auf den Stein, und melkte Milch zum Frühſtük für die Kinder.

3.

Nun was ſagt deine Bibel? fragte Johannes nach Mittag ſeine Chriſtel, die darin las; welches Winzerhäuschen in den Weinbergen iſt denn noch leer? oder wohin ſollen wir wandern? und was ſollen wir anfangen?

Chriſtel machte gelaſſen die Bibel zu, drükte die Schlöſſer feſt, und eine Hand auf den Dekel geſtüzt, ſah ſie ihn ruhig an. Siehſt du nicht, fragte ſie ihn, was darin ſteht? wenn du auch die Schrift nicht leſen kannſt, ſo kannſt du doch in meinem Geſicht leſen, was darinnen ſteht: Zufriedenheit und Vertrauen.

Aber können wir darin wohnen, wie in einer Hütte? können wir ſie den Kindern geben als Brod? du biſt wunderlich, lieber Johannes, erwiderte Chriſtel. Dir muß man das anders ſagen. Siehſt Du nun, unter dem Leſen iſt mir eingekommen, daß mein Vater dem Herrn von Borromäus in guten Zeiten auf inſtändiges Bitten 1000 Gulden geliehen hat. Er war ein ſchwacher Mann und dachte, der Haſe habe in gelekt, wenn ihm ein „Herr von" die Hand gedrükt, und ſein erſpartes Geld in eigner hoher Taſche nach Hauſe getragen, und ich bekam einen Dukaten Botenlohn, den unſere Mariechen da noch am Halſe trägt, und einen Kuß, den ich mir hundertmal abgewaſchen. Ach, ich weiß noch wie heute, ich brach in ſeinen Armen in Thränenaus und war gar nicht zufrieden zu ſtellen. Ich kam mir vor, wie geſtorben, verdorben, entweiht und entehrt auf immer. Das war eine Noth! Der alte Herr war ſelber betreten, und ſchrieb mir die Quittung. Und die 1000 Gulden gehören von Gott und Recht laut Teſtament nun mir. Darum wollen wir hinauf; denn unſer Haus, das ſiehſt du, iſt zerſtört, und von dem Gelde bauen wir es neu auf.

Der Edelmann hat ja niemals nur einen Kreuzer Intereſſen entrichtet und behauptet, er hätt' es dem Vater ſchon wieder bezahlt! lächelte Johannes.

Leider hat es der arme verſchuldete Herr gethan — als wir noch Etwas hatten, und ohne ihn lebten; aber, Johannes, nun wird er es nicht läugnen, nun wird er es gewiß bezahlen, gewiß! da wir verarmt ſind.

Du haſt einen guten Glauben! meine Chriſtel, ſagte Johannes, faſt unmuthig.

Die Mutter aber rief ihr Mariechen herbei, nahm ſie auf dem Schooß in die Arme, wiegte ſie, und fragte ſie liebkoſend: ſage du mir, Mariechen, werden wir das Geld bekommen? Nein oder Ja! Nicht wahr, Mariechen, ſag! weden wir das Geld bekommen?

Ja! ſagte Mariechen, mit der Poſt? —

Da hörſt Du, Johannes! ſagte die Mutter. Das Kind hat es geſagt.

Du hätteſt nur noch deutlicher zu ihr ſprechen ſollen: ſage ja! — Iſt denn das Kind eine kluge Frau? oder biſt Du eine kluge Frau? Du wirſt ſchon abergläubiſch; das macht das Unglük! meine gute Chriſtel.

Du wirſt ſehen, Johannes; was die unſchuldigen Kinder ſagen, iſt wahr.

Wenigſtens unſchuldig. Was wollen wir anders machen als hoffen. Im Dorfe kann uns Niemand helfen. Jeder braucht ſelber Hilfe. Es iſt nicht zu weit hinauf, drum wollen wir noch vor Abend hinüber! Hier haben wir uns ſatt geſehen an der lieben Gottesgabe, dem Waſſer! Er wird doch irgend ein Häuschen, oder ein Stübchen haben der Borromäus. Es ſind auch Wagen von Breitenthal da, Alles iſt ausgetheilt,

Digitized by Google

und ſie fahren nun leer zurük, die nehmen die Kinder mit, und wir gehen.

Das war bald geordnet, und ſo zogen ſie in die Berge hinauf durch den Fichtenwald. Johannes ſah noch manchmal zurük und weinte dann, wenn er die Kinder auf den Wagen fröhlich darüber ſah, daß ſie fuhren, und Daniel, daß er das Ende der Zügel halten durfte.

An der Waldkapelle mit dem Marienbilde aber war Chriſtel heimlich zurük geblieben, hingekniet, und dankte für die glükliche Rettung, und betete für die Zukunft. Johannes hatte es geſehen, ſchlich hinzu und zog ſie hinweg.

Iſt das unſre Heilige? fragte er ſie ſtrafend. — Auch unſre! ſprach Chriſtel gelaſſen. Sie ſtellt die Mutter des Heilandes vor, der doch unſer Heiland iſt, und ſie bleibt ja auch ſeine Mutter. Ich bin auch eine Mutter, darum laſſe mich nur! Mir war das Herz zu weich, und das Auge zu voll, ich dachte nur den himmliſchen Vater, das kann ich dir ſagen — und das Herz iſt mir ganz leicht geworden, das kannſt du mir glauben.

Du biſt ein Kind; ſagte Johannes beruhigt. Aber er führte ſie fort, und nach kurzer Zeit ſahen ſie halb im Gebüſch einen Jäger ſtehn, der dem Wagen nach ſah.

Waren das eure Kinder? fragte er ſie, als ſie ihm nahe gekommen.

Sie ſind noch unſer! Gott ſey Dank! antwortete Johannes.

Ihr ſeyd alſo verunglükt, ſagte der Jäger mit halben Frageton! und mit ſtillen Bliken auf dem hübſchen jungen Weibe, den braunen Augen, den rothen Wangen, den vollen Armen ruhend, und dann in ſich lächelnd, fragte er Johannes: wo denkt Ihr denn hin? —,

Chriſtel entdekte ihm nun ſein Vorhaben, ſogar von Wem ſie das Geld zu erwarten hätten.

Da kann ich Euch rathen! ſagte der Jäger; ich heiße Niklas, und bin in Dienſten auf dem Edelhofe. Von Eurem Gelde weiß ich nun freilich nichts; aber daß der alte Herr Schulden hat, viele, was man ſagt: Gläubiger, die an ihn geglaubt haben, — das ſingen die Sperlinge auf dem Kirchdache, wie das eine und daſſelbe Präludium des Küſters, das ſie alle Sonntage auf der Orgel hören. Was ſoll ich es Euch verſchweigen! Ihr habt ſelber einmal hinten auf den Wagen, als wir zur Jagd fuhren, mit angehört, daß er zu ſeinem Herrn Sohne, dem gnädigen Gottlieb — den ſo heißt er — und das iſt er auch wirklich, einſt ſagte: Mein Sohn, lerne von mir! Ich ſpiele das chineſiſche Sakſpiel, wo zehn, ja zwanzig mit Sand gefüllte Säke im Zimmer von der Deke hängen, und der Spieler ſtellt ſich mitten in die Säke, ſezt ſie in Bewegung, daß ſie alle gehen, wie geläutete Gloken: bim bum, bim bum; und nun beſteht die ganze Kunſt darin: jeden Sak, der ihn ſtoßen will, ſelber zuerſt fortzuſtoßen, und weder von den groben Säken allen, zur Seite, noch von vorn und von hinten, tüchtig getroffen zu werden! Freilich bricht mir der Angſtſchweis aus, von der unaufhörlichen Arbeit mit meinen ſakgroben Gläubigern! aber ich ſtehe doch noch feſt, wenn auch mit tüchtigen blauen Fleken, woher ich ſie gar nicht vermuthet. — Doch ich bin Kreisrath! und halte den Gerichtshalter warm, mich kümmert nur das Proxeneticum — ſo ſagte er und lachte. — Aber laßt das nur gut ſein, lieben Leutchen! Er hat jezt eine furchtbare Brennerei angelegt, da das Getreide gar nichts gilt, und wenn er an den vielen Stükfäſſern ſich nicht die Seligkeit an den Hals trinkt, weßwegen er in ſeinem ewigen Taumel ſchon bei lebendigem Leibe nur: der ſeelige Herr im Dorfe heißt — und eine rothe Roſe hat er ſich auch ſchon bloß angekoſtet, und ſtatt der Gradewage braucht er nur die Zunge, ſo ein Kenner iſt er — wenn er noch lange der ſeelige Herr bleibt: ſo hat er, wie er ſagt, in wenigen Jahren alle ſeine Gläubiger ſich vom Halſe gebrannt, und weg deſtillirt! Darum habt nicht gerade die größte Sorge, aber deſto größere Geduld. —

Wenn er das Sakſpiel ſo gut verſteht, meinte Johannes — ſo wird er Euch auch für Einen anſehen, glaubt Ihr? Gedanken ſind zollfrei. Aber dafür iſt der gnädige Gottlieb; das iſt ein prachtvoller Mann! dabei blikte er wieder auf Chriſtel — und daß er eine Frau hat, das ſchadet nichts.

Das ſollte ihm ſchaden? fragte Johannes.

Nun wie ich das meine! verſezt' er. Die

Frau iſt ſo ſchön und brav, daß ſie mir manchmal leid thut, aber auch wieder nicht, eben wenn ich bedenke, daß ſie gar ſo brav iſt! Da kommt es auf Eins hinaus. —

Dieſe Aeußerung des rohen Niklas bewog Chriſtel, den Jäger das erſtemal freundlich anzuſehen.

Nun kommt nur, kommt! ermunterte er ſie. Bei uns iſt kein Raum, auch im Dorfe wüßt' ich eben keinen. Aber ich getraue mich bei dem gnädigen Gottlieb es zu verantworten, wenn ich Euch in ein leeres Häuschen weiſe. Bewohnt iſt es nie geweſen, aber es iſt zu bewohnen. Denn in dem einen Stübchen iſt auch ein Ofen, daß wir es aushalten konnten, wenn wir früh an kalten Wintermorgen auf die Vögel lauerten, und daß die Loken für den Herd des Nachts nicht erfroren. Es fließt ein munterer Bach dabei vorüber in den Main hinab. Aber jezt kommt Niemand hin; die Vögel haben einen andern Strich genommen, das junge Holz iſt zu hoch geworden, und auch der gnädige Gottlieb iſt groß, und hat nun andere Gedanken. Seht Ihr, dort drüben ſtehen noch die Krakelſtangen für die Vögel, wo ſonſt in der Mitte der Herd war; der Plaz iſt freilich mit Diſteln beſamt, aber er gäbe bald ein hübſches Gärtchen, und Ihr ſizt im Holze, und anſtatt der Miethe, thut Ihr ein paar Erndtedienſte mit der Hand u. ein paar Jagddienſte mit den Füſſen. Iſt das ein Vogelherd, Vater? fragte Daniel; Vater da wollen wir hin!

Der Jäger gieng dem Wagen voraus, und ſo folgten ſie ihm zu dem Herde von Wege ab.

(Fortſezung folgt.)

Kleebau allein iſt nicht genug, und Bedekung deſſelben iſt nachtheilig.

Bei allem dem, daß landwirthſchaftliche Schriftſteller den Kleebau nicht für ſo nothwendig und vortheilhaft darzuſtellen ſich bemühen, ihn mit gemeinen Grasarten vergleichen und ſelbigen lieber den leztern nachſezen möchten, iſt und bleibt dennoch dieſes Futterkraut das vortrefflichſte unter allen bisher bekannt gewordnen Nahrungsmitteln für unſre Hausthiere, und immer noch wird die Vermehrung und Verbeſſerung des Kleebaues für den patriotiſchen Landwirth ein Gegenſtand ſeiner eifrigſten Wünſche ſeyn. Alle unſre Futtergewächſe hiermit verwerfen oder verdrängen zu wollen, und den Klee als das einzige Nahrungsmittel fürs Vieh zu empfehlen, iſt nicht meine Abſicht. Vielmehr ſcheint es der Klugheit gemäß, in Anſehung des geſammten Viehfutters ſich der möglichſten Mannigfaltigkeit zu befleißigen, da die unzähligen Unfälle, welche uns bei der Landwirthſchaft treffen können, und eine lange Erfahrung es bewieſen haben, wie nur höchſt ſelten ein Jahr vorübergeht, in welchem nicht einige Gewächsarten ſchlecht oder gar nicht gerathen. Wie übel ein Landwirth ſich befindet, der bloß auf eine einzige Kleeart oder auf Kraut- und Wurzelwerk allein ſeine Fütterung geſezt hat, iſt denjenigen wohl bekannt, die ſich in dem Fall befunden haben, wo dieſe einfache Stüze ihres Futterbaues ſie einmal verließ, u. nicht gerathen war. Ja nichts iſt wohl trauriger für den Landwirth, als der Zuſtand eines ſolchen Mangels, den weder Mühe, noch Sorgfalt, noch Aufwand an Gelde ganz zu erſezen im Stande iſt. Denn der Nachtheil und die Folgen ſind ſo weit greifend, daß man oft nach Jahren noch den Verluſt empfindet, den eine unvollkommne kärgliche Fütterung zuzieht. Sie ſezt nicht allein das Vieh ſelbſt zurük, ſondern auch bei der Verminderung des Düngers ſind die Ausfälle beim Feldbau unausbleiblich.

Aber auch die eigenthümliche Beſchaffenheit dieſer verſchiedenen Futtergewächſe macht es nothwendig und vortheilhaft, ſie nach der möglichſten Mannigfaltigkeit anzubauen. Es giebt gewiſſe Grasarten, die gleich mit den erſten freundlichen Bliken der Frühlingsſonne hervorkommen und ſich emporheben, und andere, die, ſpäter und mehrmals bis zum eintretenden Winter abgehauen, immer wieder von neuem aufwachſen und benuzt werden. Unter den Kleearten iſt der vortreffliche Luzern diejenige Futterpflanze, welche zuerſt ſich erhebt und in dem ihm recht angemeßnen wohl vorbereiteten Lande zwey bis vier Wochen eher verfüttert werden kann, wie der rothe ſpaniſche Klee, welchen ich dennoch für den nahrhafteſten und beſten erkenne, und wenn nachher alle dieſe

Digitized by Google

Gewächſe gegen den Herbſt hin weniger ſaftig und reichhaltig ſich darſtellen, geben dann Kohl und allerlei Rübengewächſe die erwünſchte Zulage für eine vollſtändige und reichhaltige Fütterung. Die Geſchichte aller Gewächſe zeigt uns die offenbarſte Verſchiedenheit eines jeden derſelben, indem alle Gattungen ihre beſondre Zeit des Entſtehens und Reifens haben. Alle Futterkräuter aber ſind allein während ihrer Blüthezeit am beſten und nahrhafteſten für das Vieh. Nun kann man zwar vermittelſt des frühern oder ſpätern Abmähens ſeine Kleeſtüke faſt unaufhörlich grün und blühend erhalten, und oftmals würde es glüken, den ganzen Sommer hindurch unverändert immerfort Klee füttern zu können. Allein bey ungewöhnlich trokenen Sommern, auch immer gegen das Ende derſelben, wenn der Trieb zum Wachsthum nicht mehr ſo lebhaft iſt und die lezten Nachwüchſe weniger ſaftreich ausfallen, bei dem gewöhnlichen Uebel des Ekels und Ueberdruſſes, der ſich allemal bei gut und ſatt gefüttertem Vieh zeigt, wenn es lange Zeit einerley Nahrungsmittel genießen ſoll, iſt es nothwendig und vortheilhaft, auf möglichſte Mannigfaltigkeit beim Futterbau zu ſehen.

Fütterung iſt bei der Landwirthſchaft der wahre Stüzungspunct, auf den Alles ankommt, von dem Alles ausgeht. Ohne die unfehlbarſte Begründung deſſelben ſchwankt Alles und iſt den ungewiſſen Zufällen bloß geſtellt; ohne ſie ſind alle Entwürfe und Unternehmungen des Landwirths nur gefährliche Glüksſpiele, welche der kluge Welt-Bürger vermeiden ſoll, und ſobald es an Lebensunterhalt mangelt, empfinden es alle Glieder der Kette, welche das Ganze einer wohlgeordneten Landwirthſchaft zuſammenhält. Darum iſt es nothwendig, auf alle Fälle gefaßt zu ſeyn, auf alle nur mögliche Witterungsereigniſſe die Menge und Mannigfaltigkeit ſeines Futterbaues eingerichtet zu haben, und einen Gegenſtand nicht aufs Ungewiſſe zu ſtellen, auf welchem allein der glükliche Fortgang unſerer Wirthſchaft beruht.

In Anſehung der Behandlung beim Kleebau habe ich eine Erfahrung gemacht, die von dem bisher gewöhnlichen Verfahren in etwas abweicht. Niemals ließ ich meine Kleeſtüke während des Winters mit Stalldünger bedeken, und habe mich dabei ſo wohl befunden, daß der harte Winter 1803 mir den größten Theil meines Klees gelaſſen, indeß alle meine Nachbarn weit und breit umher gar nichts von dieſem edlem Gewächſe aufzuweiſen hatten. Die Pflanzen ſowohl, wie auch die Thiere gewöhnen ſich an die Veränderung des Klima's und die Atmoſphäre, und ein Gewächs, das wir gar zu warm halten, wird weich und verzärtelt. Die warme Bedekung, welche man im Winter den Klee giebt, reizt ihn, bei oft eintretenden gelinden Tagen und Thauwetter zum Wachſen und Keimen, und ſobald im Frühlinge die erſten recht warmen Sonnentage erſcheinen, iſt man genöthigt, dieſe Bedekung hinweg zu ſchaffen, wenn der Klee unter dem Dünger nicht faulen und verderben ſoll. Selten aber vergeht ein Frühling ganz ohne Nachtfröſte, wovon ein einziger genug iſt, die verzärtelte Pflanze ganz zu zerſtören.

Mein Klee, der vom Anfange bis ans Ende des Winters allen Abwechſelungen von Rauhheit, Froſt, Schnee u. Eisregen offen ausgeſezt bleibt, iſt nachher im Frühlinge auch abgehärtet genug, nach den reizbarſten Sonnenbliken die folgenden Reife und Fröſte glüklich zu überſtehen. Und wenn auch, wie es der Fall im Jahre 1803 war, die ſtärkſten Fröſte denſelben in der Näſſe überfallen, die ſchon aufgewachſenen Blätter tödten, und ſonach das Wiederemporkommen des Klees einige Zeit verſpätet wird, ſo bleibt dennoch der Stok allemal lebendig und erholt ſich endlich dergeſtalt wieder, daß man, allenfalls mit dem Verlurſt eines Schnittes, doch immer noch glüklich genug durchkommt, wenn oft Andre umher Alles verloren haben.

So täuſchend ſind unſre Schlüſſe und ſo unſicher noch viele unſrer Anſtalten und Arbeiten bei der Landwirthſchaft. Nach einem recht anhaltenden bis zum Frühlinge hinaus ununterbrochen fortgehenden ſtrengen Winter, auf welchen nur ſelten die ſogenannten Nachtfröſte folgen, hat man zuweilen den üppiſten Wuchs auf dergleichen bedekten Kleeſtüken geſehen und daraus die Regel gezogen, daß der Klee allemal mit ſogenanntem langen Stalldünger während des Winters bedekt werden müſſe. Wer aber die Natur der organiſchen Weſen beſſer kennt, und genauer beobachtet, wie die Beſchaffenheit der Witterung und des Kli-

Digitized by Google

ma's in unſerm Welttheile aus richtigen und gründlichern Beobachtungen zu beurtheilen gelernt hat, und die Erſcheinung eines ſo beſtändigen Winters als eine wahre Seltenheit ſich denken muß, der kann unmöglich eine Einrichtung befolgen und gut heißen, bei welcher offenbar zehen gegen eins aufs Spiel geſezt wird, wobei das arme Vieh zehnmal zu verhungern in Gefahr ſteht, ehe es ein einziges Mal recht ſatt gemacht zu werden Hoffnung hat. Dagegen ſagt uns ein wohlthätiger Naturgang, daß der Klee ſo gut wie andere Pflanzen nach und nach an die auffallendſten Abwechſelungen des Klima's, der Wärme und Kälte gewöhnt und vielleicht allenthalben in Europa glüklich könnte angebaut und eingeführt werden. Die Erfahrung hat es lange genug erwieſen und beſtättiget, daß Thiere und Pflanzen auf keine andere Weiſe geſchikt zu machen ſind, den harten Wechſel der Witterung ohne Nachtheil für ihre Fortdauer zu ertragen, als wenn ſie dieſer Witterung beſtändig bloß geſtellt bleiben. Unläugbar iſt es daher etwas ganz Ungereimtes und einer weiſen Oekonomie zuwider Laufendes, den Klee während des Winters mit Stalldünger zu bedeken und ihn ſo immer mehr und mehr zu verzärteln, anſtatt derſelbe in unſerm Klima nach und nach für die Kälte erzogen und dauerhaft gemacht werden ſoll. Man ſehe nur immer beim Kleebau zuerſt darauf, dieſem Gewächſe einen gut vorbereiteten und recht fruchtbaren Boden zu geben, richte die ganze Organiſation ſeiner Wirthſchaft nach den Verhältniſſen und Grundſäzen einer vollkommnen und genugſamen Bereitung des Düngers ein, führe denſelben zur rechten Zeit auf die Felder, und bearbeite ſie nach den Erforderniſſen ihrer eigenthümlichen Lage und Beſchaffenheit, ſäe den Klee allemal, mit oder ohne Getreide, lieber zu ſtark als zu ſchwach, laſſe niemals irgend eine Viehgattung darauf weiden, und ſey dann einer reichen Klee-Ernte verſichert.

H. A. v. Steindel.

R a m s d e n.

Gute Künſtler arbeiten leicht, aber nur wenn ſie wollen; und der Wille läßt ſich nicht erzwingen. Der große Mechaniker Ramsden in London hatte die Gewohnheit, daß er nie Wort hielt, und in Verſprechungen und Zuſagen eben ſo leicht, als in Entſchuldigungen über das Nichthalten unerſchöpflich war. Der leztverſtorbene König Georg III. hatte einſt ein aſtranomiſches Inſtrument bei ihm beſtellt, das er beſonders gern bald zu erhalten wünſchte. Er hatte Ramsden die Erlaubniß gegeben, die Zeit der Ablieferung ganz nach eigenem Gutdünken zu beſtimmen; nur müſſe er dann feſt darauf rechnen können. Als aber dieſe Zeit herankam, war die Arbeit kaum begonnen. Erſt ein paar Jahre nachher wurde das Inſtrument fertig, und Ramsden eilte nun in größter Haſt in einer Poſtchaiſe nach Kew, um es dem König zu überreichen. Er fuhr gerade vor die Thüre des königl. Pallaſtes, und frug ganz naiv: ob der König zu Hauſe wäre, er müſſe ihn ganz nothwendig gleich ſprechen. Die Pagen und Hofbedienten hielten den zudringlichen Künſtler für halb verrükt, und wollten ihn gar nicht einlaſſen. Er aber ſagte ganz kek: „Sagt Sr. Majeſtät nur, daß Ramsden mit dem Inſtrument da iſt, und er wird froh darüber ſeyn, daß ich ihm's bringe." So war es auch; der gütige Monarch ließ ihn gleich vor ſich. Der König, ein Kenner, unterſucht das Inſtrument ſehr aufmerkſam, fand es vortrefflich und ſagte Ramsden viel Schmeichelhaftes darüber. Dann wandte er ſich ganz gravitätiſch und mit königl. Anſtand gegen den Mechanikus: „Man hat mir verſichern wollen, Mr. Ramsden, daß Sie der am Wenigſten zuverläſſige Mann im ganzen Königreich wären; das finde ich doch nicht; Sie haben pünktlich den T a g gehalten, wo Sie mir dieſes Inſtrument abliefern wollten, und Sie haben ſich n u r in dem J a h r geirrt." —

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben

Verantwortlicher Redakteur: M. W a l d h a u ſ e r. — Eigenthümer und Verleger: J. E. F ü r ſt. —

Digitized by Google

Nro. 13. Den 27. März 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

In jede Lage kann ſich fügen,
Wer ein zufriednes Herz bewahrt;
In keinem Unglük wird erliegen,
Wer einer beſſern Zukunft harrt.

Inhalt: Die Oſternacht. (Fortſezung.) — Ueber den Anbau und Nuzen des türkiſchen Weizens. — Der Scheerenſchleifer. — Gedanken-Zunder.

Die Oſternacht.

(Fortſezung.)

Das Häuschen war nett. Chriſtel öffnete die Thür, ſtieß die Fenſterladen auf, muſterte es, und ſah, was draus zu machen ſey, und wie Alles eingerichtet werden müſſe. Daniel brachte einiges beſtaubte Werkzeug hervor, eine Axt, ein Schnittmeſſer, und Strike und Bretter. Johannes ſtand mit gefalteten Händen noch draußen, und hatte den Kopf geſenkt. Chriſtel küßte ihn, lachte und ſagte: Vater, mache einen Tiſch, und Du, Dorothee, was ſizeſt Du auf der Schwelle, und getrauſt dich nicht hinein, oder ſchämſt Du dich! rühre dich, Mädchen, und hole Waſſer aus dem Bach, daß Alles wird, wie es ſeyn ſoll. Ein Bett iſt das Erſte! worin man beinahe das halbe Leben zubringt, das muß bequem und weich und immer gut gemacht ſeyn.

Auch die Ziege bekam ihr Kabinet. Der Staar hatte wieder ſeinen Siz auf dem Ofen erwählt. Der ausgetheilte Wein und das Brod langten noch morgen. Und als die Kinder, zeitig zu Bette gegangen, ſchliefen, als das Feuer auf dem Kamin loderte und in das Stübchen leuchtete, kniete Chriſtel vor Johannes hin, ſtüzte ſich auf ſeine Knie und ſah ihm in die Augen. — Du armer Schelm! ſagte er, und hielt die Hand auf dem Kopfe. Nun bin ich wieder froh, ich habe Alles, ſagte ſie faſt weichmüthig. Sieh nur, wie herrlich die Kinder ſchlafen! und haſt Du gehört, wie ſie gebetet haben? ſo fromm wie immer. Nur Daniel weinte ſtill, und kehrte ſich von mir, als er betete: „unſer täglich Brod gib uns heut! Der fängt ſchon an zu verſtehen, wie den Aeltern ums Herz iſt! Morgen haben ſie Alles vergeſſen! Und wenn die Kinder dann fröhlich ſind, was fehlt uns denn? Wir ſind jung und geſund, und Arbeit iſt hier überall; in den Weinbergen iſt Plage vom Frühling bis Herbſt, und die Ernte will auch geſchnitten ſeyn, und der Aker wieder beſtellt. Das hört nicht auf! das heilige Jahr! und die Jahre hören nicht auf! das geht ſo fort wie eine Mühle. Und muß denn die Mühle unſer ſeyn? Den meiſten Menſchen gehört ſie ja nicht, gehört nur Einem, der Alle aufſchütten läßt, was ſie eben bringen. In der Welt nährt eigentlich doch nur die Arbeit mit Ehren, und Andern arbeiten, iſt ja auch eigene Arbeit, und bringt uns eigenes Brod. Nicht wahr, mein Johannes?

Johannes antwortete nicht, ſondern hatte die Augen geſchloſſen, und ſo ruhte ſie ein Weilchen mit dem Geſichte auf ſeinem Schooße. Und — fuhr ſie dann lächelnd fort — wenn das Waſſer verlaufen iſt, gehen wir hinab und ſehen, was uns noch etwa geblieben iſt, und was für Fiſche auf unſern Bäumen hängen! Du willſt mich munter reden, du armer Schelm, ſagte Johannes; aber es iſt Dir ſelber nicht recht um das Herz, ſonſt würdeſt Du mich nicht tröſten. Das haſt Du nicht gewußt. Nun geh' nur auch zu Bett! ſieh! Dorothee hat ſich ſchon fortgeſchlichen. Die Zeit wird ihr lang bei uns, und nun erſt recht lang werden.

Sie weiß, was ſich ſchikt, lächelte Chriſtel. Wir ſind ja Eheleute!

Verſteh' ich Dich recht, ſo biſt Du ein Schelm! ſagte Johannes. — Und Du, mein lieber Schelm, flüſterte Chriſtel. — Jugend iſt doch Goldes werth! meinte Johannes; wer im Alter arm iſt, der iſt wirklich arm! Lege an, Chriſtel! — Der Kien iſt alle; meinte ſie lächelnd. — Du biſt mein gutes Weib, ſagte er; denn Du meinſt es nur gut

Digitized by Google

mit mir; weil Du weißt, daß ich Dich lieb habe vom Herzen.

Wie ich Dich! ſagte Chriſtel.

5

Am nächſten Sonntage gingen ſie ſchon früh hinab in das Dorf. Dorothee blieb bei den Kindern. Sie nahten ſich mit klopfendem Herzen; aber ihr eignes Leid ward gemäßigt, ja überwogen durch das Mitleid mit vielen, vielen Menſchen! Sie hörten ſchon von weitem Geſang vom Kirchhofe und Geläut von Begräbniſſen, die faſt kein Ende nahmen. Sie ſahen kaum, daß ihre Obſtbäume im Garten bis an die Kronen mit Erde und Sande verſchwemmt waren, daß Stroh und Holz in den Aeſten hieng; ſie bedauerten kaum, daß ihr Häuschen eingeſtürzt und der Boden ausgewühlt war; denn ſie lebten, und ihre Kinder lebten alle! und drüben ſegnete der Pfarrer einen Todten nach dem Andern ein, um in geweihter Erde zu ruhen.

Sie traten dann unter die Menge der Betrübten, Neugierigen und Weinenden, und begrüßten ſich ſtill durch Kopfnikken und Lächeln mit ihren Bekannten. Dann hörten ſie die Predigt unter freiem Himmel mit an.

Als ſie Nachmittags nach Hauſe gehen wollten, ſuchten ſie noch zuvor auf der Stätte ihrer Wohnung, und die Mutter las ein Körbchen von allerhand Kleinigkeiten zuſammen, die noch zu brauchen waren. Ihre Kaze ſtellte ſich ein, die Chriſtel mitnahm, und Johannes fand ein kleines ſchwarzflekiges Schweinchen auf, das ſein gehörte. Auch von Sophiechens Puppen waren zwei in den Zweigen des großen Birnbaums hängen geblieben, ihr Gottlob und ihr Annaröschen; und die Mutter weinte faſt vor Freuden. So gingen ſie geſtärkt durch die Ueberzeugung heim, daß hier nichts mehr zu ſuchen ſey, daß ſie nicht das Beſte verloren hätten.

Als ſie nach Hauſe gekommen, fanden ſie Dorotheen artig gepuzt, die Haare geflochten, und Chriſtel bemerkte auch ein kleines weißes Bündel, das Dorothee nun unter den Arm nahm, welche ſie nur ſchien noch erwartet zu haben.

Du willſt uns wohl verlaſſen, liebes Mädchen, fragte Chriſtel betreten.

Ich bin Euch jezt zur Laſt, antwortete Dorothee, und ich will ſie Euch erleichtern.

Du erſchwerſt ſie uns, wenn Du geh'ſt, gute Dorothee, das glaube gewiß! Was Viele mit Geduld und Luſt ertragen, das iſt kaum ein Unglük, ſo ſchwer es zu ſeyn ſcheint, und ſo ſchwer es den Einſamen drükt. Mit wem ſoll ich mich nun ausreden, wenn Du gingeſt, wenn Du ſelbſt nicht mehr Ja! ſagteſt, oder Nein! nach deiner Art, oder gar nicht mehr zuhörſt! Und wie werde ich mich erſt fürchten hier allein in der unheimlichen, ſchweigenden Mittagsſtunde, und in der Dämmerung, ehe Johannes von der Arbeit kommt? Du meinſt es nicht gut mit uns, nicht mit mir, noch den Kindern, Dorothee! ſagte ſie halb bittend.
Dorothee ſchwieg, und wollte ihr zum Abſchied die Hand reichen, ja ſie küſſen, um die feuchten Augen nicht erſt ſehen zu laſſen.

Wo willſt Du denn hin? Du thörichtes Kind! fragte Johannes. Muß es denn ſeyn? — Uns gehſt Du nichts an, wenn wir Dir nichts angeh'n, Dorothee! Dorothee ſah ihn an, wandte ſich dann zu Chriſtel und ſagte: daß Niklas hier geweſen; daß die junge gnädige Frau eine Jungfer brauchte, und ſo wolle ſie bei ihr Jungfer werden im Schloſſe. Jungfer werden im Schloſſe? fragte Johannes mit ſonderbarem Lächeln und meinte: So ein Schloß, wo das einträte, wär' heut zu Tage was werth! und kein verwünſchtes! Ich weiß des Niklas Worte noch wohl. Ich ſeh' nicht ſo dumm aus, als ich bin.

Ach nicht ſo böſe, Johannes! verwies ihm Chriſtel. Man muß keinem Mädchen und keiner Frau Furcht machen vor einem Manne! das iſt der verkehrte Weg, kann ich dir ſagen! in der Furcht regt ſich das Böſe, und wächſt wie die ſtachlichte Waſſernuß im Teiche. — Will ſie ziehn, ſo laß ſie ziehn. Sie hat kein ſchwaches Gemüth, und was ſie thut, das wird ſie wollen. Darauf kenn' ich ſie.

Wird ihr das helfen? fragte Johannes.

Jezt gerade will ich ziehn, ſagte Dorothee entrüſtet. — Im Grunde betrachtet, thut ſie ſo übel nicht, nahm Chriſtel wieder das Wort. Bei uns hat ſie nur Arbeit gehabt, ſelbſt in guten Ta-

Digitized by Google

gen; jezt hat ſie noch ſchlechte Tage dazu, und kann eher bei uns nun das Eſſen verlernen, als Nähen lernen. Beim Prediger, der ſie erzogen, hat ſie Alles genug gehabt, Alles bequem, ja nett und ſchön, bis auf die Handſchuh; mein Vater, der ſie gleichſam von ihm geerbt, hat ſie gehalten beſſer als mich, da ich in den Jahren war. Nun haben wir ſie geerbt, und ſie will vielleicht ihr eigen ſeyn, da Niemand Anſpruch auf ſie macht, und wir jezt ſcheinen ihrer zu bedürfen. Und ſie hat doch Anſpruch vielleicht auf ein ſo ſchönes Glük als ihr Geſicht, wie irgend ſonſt ein Mädchen. Denn nicht die Reichen werden immer die Glüklichſten! ſelten! ja ſelten nur glüklich. Und vieles braucht ein Mädchen einſt zu wiſſen, was ſie bei uns, bei mir nicht lernt.

Aber zu dienen hätte ſie nicht nöthig! murrte Johannes. Im eignen Hauſe die Tochter aufserzogen, und aus der Mutter Hand dem Manne anvertraut, das iſt das Beſte. Ich habe keine Mutter und keinen Vater, ſagte Dorothee, und ſah Johannes dabei an.

Iſt denn zu Dienſte ziehn, ſo etwas Schlimmes? meinte Chriſtel. Niemand dient ja um das liebe Brod, und die Schuhe und die Kleider! Sondern ein Mädchen ſieht in fremden Häuſern beſſer als in dem eigenen, und Mehr und Anders, wie die Wirthſchaft geht. Sie ſieht und lernt die wichtigen und kleinen Geſchäfte einer Hausfrau, ſie lernt am Kinderzeug ihr Kinderzeug einſt nähen, was zu Hauſe kaum mehr vorkommt; ſie lernt Brod baken oder Kuchen zu kleinen Feſten einſt bei ſich; ſie lernt aufmerkſam ſeyn und denken, ſich loben und ſich tadeln laſſen, ſie lernt einem fremden Willen folgen, nicht bloß Speiſen bereiten, die ſie gern äße, nicht ſo zugerichtet wie ſie wollte, nicht ſich kleiden, wie ſie wünſchte — früh aufſtehn, ſpät zu Bette gehn, vertreten, wenn ein Topf zerbrochen wird, und nicht entgegen reden, wenn ſie ein Verſehn gemacht und es entſchuldigen will und könnte. Sie lernt Schweigen, Hören, ſie lernt Lernen, ſelbſt Unrecht erdulden, und ſich auch für Böſes bedanken, kurz ſie lernt eine Frau, eine Mutter werden.

Das kann kommen! meinte Johannes. Ich bin arm, recht arm, und werde bei dieſen Anſtalten Gottes im Leben nicht reich; aber eh' ich mein Kind von fremden Leuten — denn die eignen ſchämen ſich — nur ſcheel anſehen, geſchweige — — lieber noch ſchlagen und mit Füßen treten ließe, lieber ſoll ſie ihren Vater nicht vor Gram in das Grab bringen, wie deine Schweſter Martha deinen Vater. Von Grund aus muß man reden! das Drüberhin iſt Sünde, wenn man die Wahrheit im Herzen behält.

Chriſtel wendete ſich ab, und weinte!

Johannes nahm Sophiechen auf den Arm, und fragte ſie: haſt du mich lieb? wie lieb denn? meine kleine Tochter! Und das Kind ſchlang die Händchen um ſeinen Hals und drükte ihn, daß es zitterte und keinen Athem hatte. — Der Vater weinte.

Da Niemand ſprach, ſagte Dorothee: So lebt denn wohl! ich gehe. Ich danke Euch für alles, auch für das!

Chriſtel aber ſagte: komm her, noch einmal, meine Dorothee! ſieh', hier ſchlag ich Dir die Bibel auf, hier lies den Vers hier und ohne Beben mit der Stimme; und zu deinem Zeugniß ſollſt du mir ihn immer leſen, wenn du wieder zu uns kommſt. Du kommſt doch manchmal, und ſieh'ſt, ob wir noch leben? Dorothee war weich; aber ſie las ohne Beben mit der Stimme und laut den Vers:

„Selig ſind die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen!"

Dann machte ſie ſich von den Kindern los, die ſich an ſie gehangen, ihr kleines Bündel unter dem Arme.

6

Auf dem Hofe war Alles in Thätigkeit, große Anſtalten wurden gemacht, denn das Landesväterchen, oder der Ländchenvater ſollte durch Breitenthal kommen und auf dem Schloſſe übernachten. Niklas nämlich nannte ihn ſo, weil ein Wolkenſchatten ſein Land ſchon überdeken konnte, und lud Johannes ein, Theil an den Arbeiten zu nehmen, und ſich ein Stük Geld zuſammen zu verdienen. Der ſelige Herr, ſagte er, rechnet ſich großen Vortheil von einem ſolchen Beſuch, wenigſtens eine nachgelaſſene, ſchriftliche Sauve-Garde gegen ſeine Ungläubigen, die Gläubiger.

Digitized by Google

Das Memorial iſt ſchon aufgeſezt. Er verſchreibt den Juden ſoviel Procent ſie begehren, denn alles ſoll koſtbar ſeyn, und das Bett iſt auch ein Prachtſtük, ſo daß dem Prinzen ſchaudern wird, ſich hinein zu legen! Da ſind goldene Franzen von maſſivem Holz an den Vorhängen, Quaſten, Spiegel, kurz Alles im Zimmer, was ein Menſch gar nicht zu brauchen im Stande iſt. Was aber die Zurüſtungen zum Empfange betrifft, da ſagte er: mit Ernſthaftem kann man einem Großen das Herz rühren: die Thränen lieben ſie nicht, lachen müſſen ſie! Lachen müſſen wir! Wer ſie zum Lächeln bringt, der hat einen Stein in ihrem Brete. Und ſo hat Er mit dem gnädigen Gottlieb hin und her geſonnen, bis er eine Hauptwache nebſt Nobelgarde ſich ausgedacht, die dem Gefeierten an der Grenze das Gewehr und ſich ſelbſt präſentiren ſoll, wie noch keine andere Garde in der Welt. Wir haben ein Fichtenwäldchen niedergeſchlagen bis auf 24 Stämme am Wege; je zwei und zwei, die dicht neben einander ſtehen, wie zwei Beine, bilden einen Mann; oben werden bloß die Wipfel abgeſchlagen, die Aeſte vom Stamm gepuzt, und nun werden die Kerls in mannshohe Stiefeln geſtekt, ihnen Hoſen, Weſten und Röke angezogen, Masken vor und Halsbinden umgebunden, und große Chakots aufgeſezt, die Seitengewehr' umgeſchnallt, und losbrennbare Flinten in die ungeheuren Bärentazen gegeben. Im Rüken aber wird eine Leiter aufgeſezt, ein natürlicher Menſch ſteigt in den Baum und exerziert, wie ein hineingefahrener Geiſt den hohen Beſeſſenen. Auch der Tambour darf nicht fehlen und das furchtbare Schilderhaus, wie ein ſeparates Glokenthürmchen, noch der entſezliche Flügelmann. Die rothbäkigen Masken dazu liegen ſchon im Tanzſaal; Tuch, Leder, Leinwand, Pappen, Alles iſt da, und der Heuwagen voll Schneidergeſellen iſt geſtern Abends in zwei Etagen ſizend, ins Dorf gejubelt, welche die Chriſtophe ausmeubliren und uniformiren ſollen.

Zum großen Glük haben wir einen wandernden Schuhmachergeſellen, den Ronneburger, aufgegabelt, der die Stiefeln nach dem großen Stiefel machen ſoll, welcher, wenn die Geſellen in Ranneburg zampern zu Faſtnacht auf den Straßen wandert wie von ſich ſelbſt, einen Sporn am Abſaz wie ein Steuerruder; der Wein trinkt und die Gläſer oben zum Schafte hinauswirft, wie ein Stiefel aus einer beſſern Welt. Ich habe den luſtigen Bruder arbeiten ſehn, und ſo oft er eins trinkt, mit dem ſeligen Herrn, ſingt er auf den Helden und Schuzpatron aller Herrenſchuh-Macher und Fliker, den braven Hans von Sagan den Ehrenvers:

Unſerm Hans von Sagan zu Ehren
Laßt die klingende Muſicam hören!

Ihr müßt Euch einmal die Geſchichte von dem Schuzpatron vom Ronneburger erzählen laſſen, wenn Ihr bei ihm arbeiten wollt; wie der Hans von Sagan, ein Schuhmacher-Geſell, in Königsberg, das belagert war, in der höchſten Noth einen Ausfall gethan mit ſeinem Gewerk, die Fahne getragen, und als ihm das eine Bein abgeſchoſſen, noch auf dem andern mit fliegender Fahne unter klingender Muſica in den Feind gehopſt. Seit der Nacht führen die Herrenſchuh-Macher ſeinen Fuß oder Stiefel beſtändig im Schilde. — Und auch eine neue Chauſſee wird gemacht, ein gerader Weg durch Dik und Dünn, auf jeder Seite ein Graben gezogen, und der Sand und die Steine auf den Fahrweg geworfen. Wäre die Arbeit Euch nicht recht, ſo könnt Ihr mit an der Pyramide von Reiſig mitten im Dorfe arbeiten, wozu der Schulmeiſter die Inſchriften macht, und der Gärtner die großen Buchſtaben darauf mit Blummen. Der Daniel kann ſchon Kränze winden, und wenn Eure Chriſtel nähen will, ſo kann ſie mithelfen, Weſten, Hoſen und Röke für die Mannſchaft da draußen zu machen. Es iſt nur ein wahres Glük, daß die Kerls nicht eſſen und trinken, und nicht einmal einrüken; ſonſt äßen ſie ganz Breitenthal auf, und tränken die Keller des ſeligen Herrn bei einigen Frühſtükchen aus.

Nun was Ihr wollt, Johannes. Ich muß Alles anwerben, was Hände und Beine hat. Kommt mit, kommt nach, und leſet Euch Arbeit aus, ich habe nicht Zeit dazu — Gott ſey Dank! So ging er. —

Siehſt Du, mein Johannes, Gott ſchikt uns Arbeit! ſagte Chriſtel fröhlich, als Niklas fort war.

Digitized by Google

Aber was für welche! ſagte Johannes halb lächelnd, halb erboßt. Iſt das Arbeit? ſchikt die Gott? verdient man das Geld nicht mit Sünden? und dazu laſſen vernünftige Menſchen ſich brauchen, und ſingen und jubeln dabei wie die Schneidergeſellen und der Hans von Sagan! Dazu müſſen die Pferde ſich faſt um das Leben ziehn, und ſich mißhandeln laſſen, als retteten ſie Israel. Ja ich konnte es gar nicht anſeh'n, wenn mein Pathe, der Leinweber, ein alter, ſonſt ehrwürdiger Mann 6 — 7 ja 8 Stunden lang hinter der Baßgeige ſteht, und immer ſtreicht G. D! — D. G! — G! D! denn ſo viel habe ich davon gelernt, und ernſthaft bleibt, wie der Baßgeigenkopf, dem er eine Perüke aufgeſezt, während die jungen Purſche um die Säule toben, daß man ſein G. D! — D! G! kaum hört. Ei, ſo wollt ich die Baßgeige! Manchmal ward er aber auch ſelber wild, und ſtrich mit den Bogen ganz unbarmherzig darein, daß es ein Grauſen war. Das freute mich von ihm! Das iſt nun gar keine Frage, daß die alte Baßgeige glüklicher iſt, als der arme Mann, und die hölzerne Säule faſt verehrungswürdig gegen die Bürſchlein, ja ſelbſt der Brantwein nobler als wer ihn trinkt, und wär es der ſelige Herr von Borromäus! — Ich lerne die Welt ganz anders anſehen, viel geringer und ſchlechter, das will ich dir nur ſagen, Chriſtel! Aber das ſeh' ich auch, wenn ſie denn gar ſo thöricht iſt, und alles Närriſche in ihren Schuz nimmt, wie ein Kind die Puppen: ſo kommt keiner um, am wenigſten ein Thor, und ein Haſenfuß, eher wir, und am liebſten ich. Den Pathen mit der Baßgeige vergeß ich in meinem Leben nicht, und nun ſoll ich gar gehn: pappene Stiefeln machen! Näh' Du was Du willſt, Chriſtel, wenn Dich's nicht erbarmt, das edle Tuch ſo zu verwüſten zu einer Weſte, wovon wir alle Rok, Hoſen und Weſten hätten, Jahre lang; — ich bleibe zu Hauſe, und warte auf den Rebenſchnitt! —

Du biſt ein Kind! ſagte Chriſtel! Was wird denn aus den Trauben? Nicht wahr, Wein! — Da haſt Du's! Nun ſchweig' und beſinne dich. Denk an die Kinder, wenn du am Wege ſchaufelſt, denke, Du werfeſt Korn für uns, flugs wird der Sand Dir vom Golde ſeyn! Die Großen verthun einmal ihr Geld! Aber das iſt weislich ſchon ſo geordnet, ſie können es nicht da droben halten, wie die Wolke den Regen nicht, und wir Armen fangen es auf mit der Schaufel, mit dem Hute, mit dem Pfriem, mit der Nadel, mit Säge und Hammer — was Jedem Gott in die Hände gegeben hat. Marſch, mache, daß Du zur Arbeit kommſt! Willſt Du fort! lachte ſie, und ergriff im Scherze die friſchgemachte Kinderruthe.

(Fortſezung folgt.)

Ueber den Anbau und Nuzen des türkiſchen Weizens.

Der türkiſche Weizen, welcher in ſehr vielen Ländern mit ſo großem Nuzen, ja mit tauſendfältigem Ertrage, angebauet wird, und in mehreren landwirthſchaftlichen Schriften als ein ſehr einträgliches Gewächs anempfohlen worden iſt, verdient in jeder Rükſicht, daß er auch in der Bauern-Zeitung ſeinen Plaz findet, und daß ſich mehrere Landwirthe beeifern, Verſuche damit anzuſtellen.

Der türkiſche Weizen ſtammt aus Amerika her, von woher ihn die Spanier und Portugieſen im ſechzehnten Jahrhunderte mit nach Europa brachten, weil ſie ſahen, daß die Indianer dieſe Frucht mannigfaltig in der Hauswirthſchaft anwandten.

Von Spanien und Portugal aus ward dieſer Weizen oder vielmehr Mays — zum Unterſchiede des gewöhnlichen Weizens — zuerſt in Afrika und Aſien, und dann weiter in der Türkei häufig angebauet, und weil ihn die Deutſchen von da aus erſt kennen lernten, mit dem Namen des türkiſchen Weizens belegt.

Aus den türkiſchen Gegenden kam dieſe Frucht nach Italien, Frankreich, die Wallachei, Siebenbürgen, Bulgarien, Servien, Bosnien, Slavonien, Syrmien, und Ungarn, und ward in einem Zeitraume von beinahe 200 Jahren in erwähnten Ländern, theils ſehr häufig, theils geringer, theils gar nicht angepflanzt, je nachdem die erſten Verſuche zur Zufriedenheit der Anbauer ſogleich gelangen oder mißriethen. Durch dieſen neuen Anbau in den verſchiedenen Himmels-

Digitized by Google

Gegenden entſtanden d'e mancherlei Abänderungen und Spielarten d'r Farben der Samenkörner dieſes Gewächſes, welche roth, weiß, gelb, blau, u. ſ. w. ſind, und welche an Schönheit und Lebhaftigkeit zunehmen, je weiter nach Süden zu die Frucht erzeugt wird.

Nach des Ritters von Linne Beſchreibung unterſcheidet ſich dieſe Gattung durch die männlichen Blüten, die in unterſchiedenen Aehren ſizen. Der Kelch beſteht aus zwei unbewehrten Bälglein, und enthält zwei Blüten. Die Krone hat zwei Spelzen, die gleichfalls unbewehrt ſind. Die weiblichen Blüten haben auch einen Kelch, der aus zwei Bälglein, einer Krone, und aus zwei Spelzen beſteht. Der fadenförmige Griffel hängt herunter. Die einzelnen Samen ſind in den länglichen Boden eingeſenkt. — Die Aehren oder Kolben dieſer Pflanzen tragen viele hundert Körner, die reihenweiſe und oftmals in beſtimmter Ordnung bei einander ſizen. Deßwegen kann man den Mays unter die allerfruchtbarſten Gewächſe zählen, und die Indianer halten es für ein Mißwachsjahr, wenn ſie von dieſer Getreideart nicht zweihundertfältig mehr einernten, als ſie ausgeſäet haben, denn es gibt von einem einzigen Korne Kolben, welche 400 bis 500 Körner enthalten.

Die beſte Erdart zur Pflanzung des Mays iſt ein mit Sand vermiſchter Boden. In lehmiger, lettiger, ſchwerer, und naſſer Erde liefert er ſelten — außer bei ſehr trokenen Jahrgängen — ergibige Ernte. Selbſt der kieſige Boden, wo ſonſt gar nichts wächſt, wenn nur unterwärts eine lokere etwas beſſere Erdſchicht vorhanden iſt, iſt zum Anbaue anwendbar, daher gar nicht zu zweifeln, daß er in ſandigen Gegenden mehrerer Länder, wo gar nichts wächſt, angepflanzt werden könnte.

In Bannat, wo ihn die Wallachen ſehr häufig bauen, iſt der Boden ſchwarz, loker, und ſandig, und da iſt er am ergibigſten; in dem mehlſandigen Boden geräth er nur, wenn naſſe Sommer eintreffen, und auch da nur mittelmäßig.

Am leichteſten und geſchwindeſten wird die Arbeit des Säens in die Erde durch das Legen in Furchen verrichtet, welches auf die nämliche Weiſe geſchiehet, wie das Legen der Kartoffeln mit dem Pfluge, nur mit dem Unterſchiede, daß nicht eine Schicht Boden mit dem Pfluge darüber geſchlagen, ſondern nur etwas weniges Erdreich mit der Hand darüber hingeſtrichen wird. Dadurch wird nicht allein viel Samen erhalten, ſondern die Pflanzen kommen ſo weit auch von einander, als ſie Plaz brauchen, um die nöthigen Säfte einzuſaugen und die Wurzeln auszubreiten, welche tief in das Erdreich eindringen. Deßwegen müſſen auch die Körner einen Schritt weit von einander eingelegt werden. Die Zeit des Legens iſt entweder zu Ende des Märzes, oder zu Anfange des Aprils.

In den Gegenden, wo das Säen gewöhnlich iſt — welches aber nie der Fall ſeyn muß — werden alsdann die überflüſſigen Pflanzen, wenn ſie einen guten Finger oder eine Spanne lang aufgewachſen ſind, ausgezogen, nur die ſtärkſten und beſten Keime in ſchrittweiter Entfernung ſtehen gelaſſen, und um dieſe etwas Erde aufgeworfen, eben ſo, wie es bei den Kartoffeln oder Kraute geſchieht. (Zwiſchen die leeren Pläze werden in einigen Gegenden Faſolen, Melonen, Kürbiſſe, Gurken, Salat und dergleichen, gepflanzt, um auch dieſe nicht unbenuzt liegen zu laſſen; jedoch muß darauf geſehen werden, daß dieſe Pflanzen zeitig genug wegkommen, um den Mays nicht zu viel Nahrung zu entziehen.) Dies nennen die Wallachen das erſte Hauen. Das zweite Hauen geſchieht gemeiniglich drei Wochen nach dem erſten, außer bei trokener, heißer Witterung, wo längere Zeit inne gehalten wird. Nebſt dem Umhauen oder Lokermachen des Erdreichs wird das Unkraut ausgeriſſen, die Nebenzweige und unterſten Blätter werden abgebrochen. Nun bleibt die Pflanze bis zur völligen Reife in Ruhe ſtehen, nach welcher dann die Kolben bei guter trokener Witterung abgeſchnitten und aufbewahrt, und die Stengel ebenfalls zur Benuzung als Brennmaterial ins Trokene gelegt werden.

Wenn der Halm oder Stengel dieſer Pflanze noch grün iſt, ſo befindet ſich zwiſchen den Knoten in den Halmen ein helles Waſſer oder Mark, das ſo ſüß als Zuker iſt, und aus welchem man ſo wohl Syrup als Zuker bereiten kann. Daher auch die Wallachen ſo wohl die weichen Stengel als Körner braten oder kochen, und mit Salz

Digitized by Google

und Spek einen wahren Lekerbiſſen daraus zu bereiten wiſſen. Einige andere eſſen auch die jungen noch milchigen Körner ſehr gern, wenn ſie beim Feuer gelinde geröſtet worden ſind. Die reifen Körner geben ein gutes Brod, gutes Bier, Wein, und Branntwein. Das aus dem Mehle gebakene Brod bleibt aber nur einige Tage ſchmakhaft; wird es aber als Zwiebak bereitet, ſo hält es ſich länger und gibt, mit Milch aufgeſotten, eine nahrhafte Speiſe. Die Kuchen, welche man daraus bäkt, ſehr flach macht und gleich auf die heiße Feuerſtelle ſchiebt, ſo daß ſie gleichſam nur erſtiken, ſchmeken ſehr ſüß und heißen auf Ungariſch Malé, und Wallachiſch Mallay, wenn ſie aber mit weniger Waſſer oder Milch rollicht oder loker gemacht und ausgebaken werden, Prosa. Die Mammalika der Wallachen iſt eine Art von deutſchem Sterze, der mit Fett, oder Butter, oder Milch begoſſen, und ſo verzehrt wird. Auch machen die Wallachen und Ungern die italieniſche Polenta oder Maley daraus nach, wenn ſie das Mehl in Waſſer, wie beim Sterze, nur zu einer größern Dikheit kochen, es auskühlen laſſen, und in ſehr dünne Blättchen ſchneiden, ſchichtweiſe mit dazwiſchen geſtreutem Parmeſankäſe und Butter übereinander legen, und unten und oben mit angebrachtem Kohlenfeuer aufſieden laſſen.

Das mit Milch gekochte Mehl als ſtarker Brei iſt bei Geſchwülſten eben ſo gut anwendbar und erweichend, als der Hafergrützbrei.

Die braunen und rothen Körner tragen die wallachiſchen Frauenzimmer zum Staat in ihr Haar geflochten, auch als ein Vorbauungsmittel wider die Roſe oder den Rothlauf. Die Vornehmen dortiger Gegend machen ſich noch andere angenehme Speiſen daraus, als z. B. ſie kochen die reifen Körner ſo lange, bis die äußere Haut abgeht. Dieſe abgeſchälten Körner werden in einem Vierteige mit etwas Butter gebaken, in Zuker wie die Mandeln geröſtet, und als Konfekt verſpeiſet. Andere röſten die Körner in einer Pfanne troken, bis ſelbige unter Zerplazen weißlich werden, welches mit Zuker auch wirklich ein ſehr angenehmes Eſſen iſt, und auf Wallachiſch Kókos genannt wird. Die ganz unreifen jungen Körner, mit Zuker und Gewürze aufgeſotten, ſind ebenfalls eine ſehr gute Krankenſpeiſe.

In Burgund, Franche Comté und la Presse bauen die Franzoſen ſehr viel Mays an, u. gebrauchen ihn ſtark zu Vermiſchung des indiſchen Kaffees.

Die Wallachen, Kroaten, Slavonier, und andere genießen die gebratenen Körner mit eben dem Appetit, als andere die Kaſtanien. Sie ſtillen ſehr bald den Hunger, und machen die Leute ſtark und alt.

Weit beträchtlicher aber iſt der Nuzen des Mays in der Landwirthſchaft, denn es wird nicht leicht eine andere Frucht geben, welche von allen Thieren mit ſolcher Begierde genoſſen wird, ſie bei dauerhaften Kräften erhält, ſie ſtark und fett macht, als der Mays.

Die Pferde, wenn man anfänglich mit kleinen Gaben nebſt ihrem gewöhnlichen Futter anfängt, gewöhnen ſich ſehr bald daran, und genieſſen ihn ſo gern als Hafer, deſſen Nahrungskräfte er überſteigt. — Dem Rindviehe Mays geſchroten unter das Futter gemengt, gibt beſſere und ſchmakhaftere Milch.

Ueberhaupt aber iſt dieſe Frucht zur Viehmaſtung ohne Ausnahme anwendbar, und allen andern vorzuziehen, indem alle Thiere, welche man damit mäſtet, ſehr bald fett werden, und einen überaus guten Geſchmak bekommen, wie die neapolitaniſchen Schweine, ſteyermärkiſchen Kapaunen und dergleichen mehr, beweiſen. Selbſt die grünen Blätter, welche, wie beim Kraute geſchiehet, abgeblattet werden können, genießen die Kühe ſehr gern, und geben darnach mehrere und gute Milch.

(Samen von dieſer Getreideart iſt in Frauendorf zu haben.)

Der Scheerenſchleifer.

Edelmuth und Menſchenliebe ſind an keinen Stand gebunden; auch in dem Herzen des gemeinſten Menſchen haben dieſe ſchönen Tugenden oft ihren Wohnſiz aufgeſchlagen, und Mancher unter ihnen beſchämt den, der ſich durch Stand, Geburt und Bildung beſonders ausgezeichnet glaubt. Nachſtehende Geſchichte iſt ein Beleg zu dieſer Wahrheit, und man wird ſie nicht ohne Theilnahme leſen können.

Digitized by Google

Nro. 14. Den 4. April 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Was nicht mit wenig Worten klar,
Sich ſagen läßt, iſt ſelten wahr.
Und was nicht ſchnelle Wirkung thut,
Iſt ſelten ſchön, iſt ſelten gut.

Inhalt: Die Oſternacht. (Fortſezung.) — Ueber Ausrottung der Wälder und Urbarmachung derſelben. Baumblätter als Fütterung für das Vieh. — Gedankenzunder. — Buchanzeige.

Die Oſternacht.

(Fortſezung.)

Sophiechens Dukaten war verwechſelt, und bei der Sparſamkeit der lieben häuslichen Frau langte er glüklich, bis zum Feſte, nach welchem das Lohn zuſammen ausgezahlt werden ſollte. An dem Morgen ſelbſt mußte Chriſtel mithelfen Blumen winden. Johannes arbeitete an der Pyramide und befeſtigte die bunten duftenden Buchſtaben, die an den vier Seiten derſelben auf dem grünen Raſen geordnet lagen. Der Schulmeiſter Weker hatte die Aufſicht. Als er aber ſein Werk ſo prangen ſah, war er überglüklich, und wie ein junger Schriftſteller in dem erſten Probebogen ſeines, ſo Gott will, berühmten Werks, keinen Drukfehler ſieht, vor Haſt und Entzüken; ſo ſah er auch die Fehler des Blumenſezers Johannes nicht, ſondern lobte ihn ſehr, und war ganz begnügt, als er nur erſt den Anfang der Schrift der erſten Seite, das Salu — —, — geſeh'n. Richtig! ſagt er, nun könnt ihr gar nicht mehr fehlen, Johannes! Sezt nur die Buchſtaben, wie ſie geordnet liegen.

Ich muß zu Hauſe nachſehn, mein Friz ſchreibt das Carmina.

Aber die luſtige Dorfjugend buchſtabirte darin umher mit Augen und Händen und Füßen. Einer hob ein V auf, ein Anderer ein H. Ein Mädchen hat ein E und ein M in den Händen, ein anderes ein E und ein R, und ſie ſpiegelten damit in der Sonne, ließen ſich an die Blumen riechen, ja ſie nekten und haſchten ſich zulezt um die Pyramide damit umher. Wollt ihr die Buchſtaben liegen laſſen, Kinder, ſagte Johannes, ich verſchreibe mich ja ſonſt! ſeht der gnädige Gottlieb kommt dort geritten! — So blieben denn plözlich die Kinder ſtehn auf der Seite, wo jedes eben mit ſeinen Buchſtaben war, legten ſie ſtill in die Reihen und Lüke, wie es eben kam, und ſchlichen ſich fort.

Der gnädige Gottlieb kam aber wirklich, um den Prinzen entgegen zu reiten, und hinter ihm ritt Niklas und ſein Jägerburſche in Galla, mit aufgeſezten Büchſen. Ein Blik von Niklas auf ſeinen Herrn, und dieſer hielt vor Chriſtel, die vor ihm auf dem Raſen ſaß, und ganz roth geworden war. Sie erhob ſich aber nicht, und ſah nicht auf. Der junge Herr lächelte nur, und ſie ritten vorüber. Dann kam auch Dorothee, ſehr lieblich gekleidet in ländlicher Tracht, das ſeidene Kiſſen für das Gedicht auf den Händen, und andere Mädchen begleiteten ſie. Auch Clementine, die junge gnädige Frau kam ein Augenblikchen zu ſehen, ſeufzte und ſchlich ſich dann mit geſenkten Köpfchen hinweg. Dorothee aber grüßte kaum ihre Chriſtel, ja es ſchien ſie zu verdrießen, daß Johannes ſie Du nannte, und ſie fragte, wie es gehe.

Laß ſie nur heut', ſagte Chriſtel, ſie kommt wohl wieder zu uns, und ſpricht mit uns darüber im Hauſe, wenn ſie den Vers lieſt.

Der Ronneburger und die Schneider ſchwärmten herbei, ſtanden, und gingen dann, ihrer Hände Arbeit in völligem Glanze en parade zu ſehen.

Der Prinz kam erſt ſpät gegen Abend. Er hatte befohlen, Schritt vor Schritt auf der neuen Chauſſee zu fahren, denn die Pferde ſchwizten wie aus dem Waſſer gezogen. Der Wirbel der großen Trommel, aus einem Oxhoft erdacht, war bis ins Dorf zu hören, die Wache hatte vortreflich gefeuert, und dem Ländchenvater glüklich ein Lächeln abgewonnen. Jezt hielt er vor der Pyramide.

Aber der Kindertanz mit den Buchſtaben hat-

Digitized by Google

die auffallendſten Sezfehler bei Johannes veranlaßt, der nicht leſen und ſchreiben konnte. Er hatte, wie er angewieſen, die Buchſtaben zwar pünktlich befeſtigt, auf jeder Seite der Pyramide, was auf jeder Seite derſelben gelegen; und Niemand hatte hier den Corrector gemacht. Die zwei anzüglichſten Seiten waren zum Glük dem im Wagen haltenden Prinzen verborgen: daß aus dem höflichen „Salutem," ein im Zuſammenhange mit dem folgenden Worte, recht grobes „Salutate" geworden, und daß das E M davon an das Ende des Bono gewandert war. In dem BONO. A. H. war aber vollends das N in das EX VOTO hinum, und das V dafür herum gewandert mit den Kinderfüßen, und das zweite O darin mit dem H vertauſcht worden, ſo daß dem guten Herrn nun rührend anſchimmerte: EX NOTH. — Das Lezte O aus dem „Bono", das nun abſcheulich lautete, war aber durch denſelben Tanz in das verwirte „G Breitenthal" gemiſcht, ſo viel dann noch übrig geweſen, und ſo klebte ihn nun hier auf die Seit an: O GIB THALER. Ja, die mit römiſchen Buchſtaben ausgedrükte Jahrzahl 1811, die durch das übrige M mit Tauſend multiplicirt worden, gab ſogar dem mitleididen Herzen deſſelben die Summe von wenigſtens Einer Million und Achtmalhundert Tauſend Thaler an. —

Der Prinz ward roth, befahl auf die Pfarre zu fahren, und hinterließ am andern Morgen ein gnädiges Handſchreiben an den ſeligen Herrn, das er offen in die offenen Hände ſeines Wirthes gegeben, folgenden Inhalts:

Mein Herr Kreisrath von Borromäus! Ich habe Ihr Memorial erhalten. Resulution: „Abgeſchlagen."

Gründe:

Tauſend außer dieſem:

Ich kenne keine beſſern Zeiten, als die ſchlechten. Was kein ohnmächtiger Fürſt thun kann, daß thun Sie mit Macht: Sie machen dem Volke die Augen auf! über ſich, den Luxus, und die Unzahl eingeſchlichener, unmenſchlicher Bedürfniſſe. Sie ſezen das Volk in den wahren menſchlichen, ſogenannten vorigen Stand zurük, und gebe Gott, wieder ein, und in integrum! Ich ſage es offen, und mein Abgabenſyſtem, und meine Handlungen beweiſen es klar: Ich bin ein Feind der Reichen! der Reichen, die man durch Majorate und Maximats-Herren wieder zu begründen vermeint, anſtatt durch ſelbſtſtändige Minorate und ignoble Minimats-Bauern. Die Rechnungen nachgeſehen, — wer hat in den verhängnißvollen Jahren verhältnißmäßig, ja unverhältnißmäßig weniger gegeben als die Reichen? Wer mehr gegeben, als die Armen? Vom Thun wollen wir gar nicht reden. Nicht Sonntags ein Huhn in den Topf — ſondern: Jeder Mann ein Haus, ein Weib, ein Feld um das Haus — verſteht ſich Alles nicht in den Topf — und dann die Hände gerührt! So ſoll es ſeyn, und ſo muß es werden, ſo wird es, o Gott, durch die himmliſchen — ſchlechten Zeiten. Ich bin außer mir, vor wahrer menſchlicher Freude. „Honny soit qui mal y pense!" Sind die ſchlechten Zeiten nicht die beſten? — Resolution: Ja! — Und Sie, lieber Borromäus, nähern ſich laut Memorial, das die Sache ganz falſch anſieht und vorträgt, mit großen Schritten auch dieſem allervortrefflichſten Zuſtande, und Sie ſind mir erſt doppelt lieb und ſchäzbar! Ich will Sie umarmen als nun ganz den Meinigen, der mich und meine Intentionen verſtanden und ſie praktiſch ausgeführt. Mir zur Freude und andern zum Exempel, das Belohnung, Erhebung verdient, nämlich nach unſerm Syſtem, Nichts, und daß ich Sie ganz fallen laſſe, bis in Ihr Häuschen. Ich komme ſelbſt neben Ihnen zu wohnen, wenn Sie nur ein Haus, ein Weib, ein Feld um das Haus haben, und, die Hände rühren — und weiter nichts. (Scilicet haben!) Das wünſche Ich, und flehe Ich vom Himmel tagtäglich jedem Reichen nur! jedem Armen auch! So hebt ſich der alte Mißſtand. Meine Herren Brüder arbeiten alle an dieſem frommen Plan für das Reich, und ich treffe dazu alle möglichen Einleitungen und Vorkehrungen unerbittlich aus — Armenliebe. Jezt: Armen-Liebe aber dann: Menſchen-Liebe. Das ſind die glüklichen Männer, die eine Frau nicht zum Staate brauchen, ſondern in deren Hauſe ſie die Hausfrau iſt und alle Hände voll mit Tiſch, Wäſche, Küche, Keller, Garten und Kindern zu thun hat, und

Digitized by Google

Alles allein thun muß. Das ſind auch die glüklichen Weiber! Denn anordnen, müßig bereiten ſehen, nachſehen, ob etwas — und tadeln, wie etwas gemacht iſt, das heißt bei Gott nicht Wirthſchaft führen! Das macht nicht glüklich, wie ein braves Weib iſt, ſondern unglüklich, wie der Ueberfluß macht, die Unſitte und das Wohlgefallen an den unmenſchlichen Dingen und Sachen! Jezt träumen die Menſchen alles Andre zu ſeyn: Fürſten, Grafen, Ritter, Nobles, Kreisräthe, kurz geradezu Alles—nur nicht Menſchen! Alles haben zu wollen, nur nicht das Menſchliche! Wann wird doch die Phantaſie einmal das Volk anwandeln: Menſchen zu ſeyn? Indeſſen der Komet! der Komet! guten Wein wird er machen, ſprechen die Weinhändler, theuern, raren Wein! Ich ſage: gute Menſchen, rare Menſchen! Es wird Krieg: geben Sie Acht: 1812. Alſo zu Jahre. Ich kann es Ihnen ſagen, denn ich komme von Adam her, nämlich von dem neuen prophetiſchen Bauer, der mich ganz beruhigt hat, und mir die ſchlechteſten Zeiten verheißen. Er iſt der Schlüſſel zu mir. Ihm folg ich und ihn befolg' ich. Das zu Ihnen geſagt.

P. S.

Ihre Hauptwache hat Wunder gethan; ſie hat mich entſchieden — meine Hauptwache zu entlaſſen. Mehr iſt ſie ja pro tempore doch nichts. Die Revue hat mir meine erſpart! Man kann nicht Soldaten machen, nicht anſäen wie Fichten und einhegen — das haben Sie Mir gezeigt, und verdienen eine Bürger-ja Bauern-Krone. Mein Armeechen kann fortlaufen, übergehn, ſich ſchlecht ſchlagen — aber hab' ich die Meinung für mich, beſonders dieſe: daß ich alle Welt gern arm haben will: ſo läuft mir jeder Knabe zu, ſogar aus fremden Staaten, und meine Leute laſſen ſich geradezu todſchlagen für mich. Was will ich mehr? Sagen Sie ſelbſt, von Borromäus! Ich danke alſo nochmals von ganzem Herzen. Sie haben meinem Ländchen Millionen erſpart und tauſend Hände und Beine geſchenkt, ditto viel Tauſend Chacots, Säbel, Flinten, Trommeln, Röke, Weſten, Torniſter, Mäntel — die Knöpfe nicht zu vergeſſen! An der Inſchrift ſind Sie unſchuldig, das weiß ich, und es ſagt es Ihnen gern

Ihr
in Affect gerathener
Hannes
Manu propria.

Die erſte Folge davon für den armen Johannes war, daß er vor dem Gerichtshalter ein Examen rigorosissimum auszuſtehn hatte, und den Beweis führen ſollte, daß er nicht leſen und nicht ſchreiben könne! Der auſſerordenlich gewandte Mann wußte in dieſem Falle ſelber nicht einmal, wie er ihm das beweiſen könne, wie Johannes mit Augen und Hand daß nicht zu beweiſen vermöge. Seine Praxis war hier aus, und er bedauert laut die Abſchaffung der Folter, warauf man jeden Unſchuldigen ſchuldig finden konnte — ad collubitum. Aus Deſperation ward alſo der Schulmeiſter ſuspendirt, wegen ermangelnder Aufſicht.

Aber die zweite Folge war: Johannes bekam zur — Strafe — keinen Lohn für alle wochenlange Arbeit. Das war das Schlimmſte für ihn, ſeine Chriſtel und die Kinder, und ein wahrer Schlag in den Vogelheerd

8.

Johannes war nun ſehr betreten und muthlos. Meine gute Chriſtel, ſagt er, Du biſt ſchlecht bei mir angekommen! es thut mir leid, daß Du mich geheirathet haſt, daß Du des Wochentags in Sonntagskleidern gehn ſollſt, Du armer Schelm! Unſere Retter ſind nun noch die Weinberge, und die Erbſe die da zu ſteken ſind! da geh' ich nun hin und muß Dich die ganze Woche über verlaſſen, und ſehe Dich nicht und die Kinder! Aber wenn ich Reben ſchneide, und ſie weinen und tröpfeln, da kann ich mir denken, wie es daheim um deine Augen ausſieht! Du armer Schelm!—

Wein' ich denn? fragte ihn Chriſtel, und ſah ihn mit ihren großen braunen Augen an, die ſich regten und feucht glänzten.

Dir ſind die Augen naß, meine Chriſtel! ſagt' er.

Nun ja über Dich, daß Du ſo traurig biſt, daß Du ſprichſt, es thue Dir leid, daß Du mich geheirathet haſt. Sie weinte nun wirklich ſanft.

Deinetwegen nur thut mir es leid, ſagte Johannes.

Digitized by Google

Ich bin ja munter und vergnügt, ſagte ſie, ſo ſey nur ruhig.

Wir können faſt nicht unglüklicher werden, als wir ſchon ſind, ſeufzte Johannes. Da, verſchneide mir meinen Kirchrok zu einer Arbeitsjake, ich ſchäme mich ſonſt ſo im Staate.

Gib ihn mir, ich will es gleich machen; aber von den Schößeln bekommt der kleine Gotthelf ein Käppchen, nicht wahr? Aber daß Du ſprichſt, wir könnten nicht unglüklicher werden — das ſage nicht! Da hätte der Himmel noch viele! Bitte lieber, daß wir ſo glüklich bleiben.

So ward denn die Jake und das Käppchen gemacht, das dem Kinde nur bis an die Knie ging, und Johannes war nun die ganze Zeit in den Weinbergen und kam nur Sonnabends nach Hauſe. Das wußte nun Niklas.

Aber der gnädige Gottlieb hatte Chriſtel geſehn, als er mit dem Pferde vor ihr gehalten, ſie nicht vergeſſen, ſondern in einiger Zeit erſt, hatt' er ſich vorgenommen: mit der größten Gelaſſenheit und anſcheinenden Ehrlichkeit das junge liebliche Weib zu ſehen und ihr nahe zu kommen, und ihr einige Wörtchen aus ſeinem bedeutenden Munde zu ſagen. Jezt auf das Häuschen von einer verborgenen Seite zu wandelnd, wollte er leiſe und ungeſehn nah'n ohne anzuklopfen, plözlich die Stubenthür öffnen und im ſauberſten Anzuge ſtill eintreten, und ihr wie ein Halbgott erſcheinen. Sie ſollte vor ihm erſchreken, ihn anbliken, und auf einmal die ganze Gewalt ſeiner Zaubererſcheinung empfinden! Er reichte ihr ſchon in Gedanken die Hand hin, die ſie ihm küſſen werde — er würde es verweigern. — Sie ſollte in höchſter Verlegenheit ſeyn, einen hölzernen Schemel abwiſchen, vielmal den Wirrwarr der Kinder entſchuldigen, vor die papierne Fenſterſcheibe im Fenſter treten, in die Kammer gehn, mit einer beſſern Schürze, mit weißen feinern Strümpfen wieder hervorkommen, und ſich gar nicht über die Erniedrigung und hohe Gnade zufrieden geben können, daß der gnädige Gottlieb ihre — ſeine — niedrige Hütte mit ſeiner hohen Perſon beehrt zum unvergeßlichen Angedenken, zum Traum in der Nacht. Dann ſollten die Kinder ihm mit Gewalt ihre Diener machen, die ſich ungeſchikt ſtellten, darauf ſollten ſie aus dem Zimmer hinaus ſpedirt werden, dann wollt er ihre Hand faſſen, ſie drüken, ſie halten und ſagen: So ein ſchönes Weib iſt der alberne Johannes gar nicht werth! Wie glüklich würd' ich ſeyn an ſeiner Stelle! — Dann wollt er ſeufzen, ihr in die Augen ſchmachten, und ſagen: Wir müſſen zuſammen näher bekannt werden! Nicht? Du haſt mich bezaubert! Ich hatte keine Ruhe mehr Tag und Nacht, ſeit ich Dich geſehen, die Blumen im Schooß. Dann wand er einen Arm leiſe und vorſichtig um ihren ſchlanken Leib — ſie bebte, ſie zitterte mit den Knien. Dann küßte er ſie, einmal, zweimal, dreimal, — dann fühlte er leiſe einen nur angedeuteten Kuß wieder, dann küßte ſie deutlicher, dann fragte er nur flüſternd: ſind wir allein? — Aber ſie wand ſich los, ſtand glühend und wagte kaum zu ſagen: ich bin ja nur ein ſchlechtes gemeines Weib, und Sie ſo ein großer, vornehmer Herr, Sie werden ſich ja nicht zu mir herablaſſen. — Du biſt ein Närrchen! ſagt er. Deinetwegen bin ich allein gekommen! Bin ich nicht hier? Haſt Du mich nicht? Aber Sie haben ja ſo ein ſchönes, junges, gutes Weib! — Und Du einen grämlichen einfältigen Mann! — Und nun ſchämte ſich Chriſtel, fühlte ſich ohne Willen, ohne Kraft, ohne Worte, und erſtaunte über die Kühnheit, daß ſie ihn geküßt, über das Glük, daß er ſie geküßt, und glaubte er habe nur geſcherzt! und ſie ſah ihm zweifelnd, beklommen und bewundernd in die Augen, als ſeine ganz unterthänige Magd, der geſchehe, wie er geſagt hat.

Oder:

War ſie nur angeſtochen von ſeinem Blik, ſah ſie ihn, wenn er kam, nur an, und dann nicht, und nur wieder, wenn er fortging, und ſah' ſie ihm nach — bat ſie ihn wiederzukommen — ſah er ſich genöthigt, die Schule mit ihr durchzumachen, ſo gab er große Lectionen auf einmal, und die Schülerin ſchritt mit großen Schritten vorwärts. Und wie er als Knabe hier auf dem Herde immer mit denſelben Diſteln hundert ſchöne Stieglize nach einander gefangen, hundert Rothkehlchen immer nur mit friſch eingebeerten rothen Ebreſchbeeren: ſo war er überzeugt, daß dieſelben Mittel auch hier

Digitized by Google

zum Zwek führen werden. Er lächelt nur — auch über das Weib, ſah, ob er Gold in der Weſte habe, und ging die lezten Schritte faſt zu raſch.

So öffnet er denn, ſo trat er ein. Sein Auge ſuchte das junge Weib — Niemand zu ſehn! Ein Tiſch in der Mitte, trokenes Brod darauf, und ein blaues Salzfaß, kaum ein Stuhl; ein Stük zerbrochenen Spiegels auf dem Fenſtern, in der Wiege am Bett ein ſchlafendes Kind. Der Staar von Ofen rief ihn an: Du Dieb! Du Dieb! Mit dem Fuße, den er in die Stube ſezte, trat er das kleine Kind auf ſein Händchen, das er ganz überſeh'n. Sein Solo-Fänger fuhr hinein, und fiel über ein irdenes Näpfchen mit Milch für die Kinder her. Der Staar flog auf den Rüken des Windſpiels, und pikte in ihn hinein. Es wandte ſich, ſchnappte nach ihm, und der Staar fiel todt zur Erde. Daniel kam hereingeſprungen, ſah den todten armen Dieb, brach in Thränen und Klagen aus, und ſo trat denn auch Chriſtel aus der Kammer herein, die Gelte in der Hand Sie nahm das getretene Kind auf den Arm, begütigte es erſt, und ſchalt den Daniel, daß er darauf nicht Acht gegeben, während ſie gemolken, und das Alles, als wenn der gnädige Herr gar nicht zugegen wäre. Dann ging ſie und reichte ihm die Hand, und fragte, was er bringe? — denn zu holen iſt bei uns nichts, wie Sie ſehn, ſagte ſie lächelnd.

Er wollte den Gang nicht umſonſt gegangen ſeyn, leitete das Geſpräch, und ſo wiederholte er nach und nach jene Worte, jene Reden, die er vorher in ſeinem Herzen gehalten. Und das alles ſehr allmählig und langſam, oft inne haltend und mit den Augen forſchend, bis er Johannes albern genannt. — Aber da brach Chriſtel in Thränen aus und ſchluchzte vor Wehmuth und Scham, und wie ſie weinte, weinten die Kinder, und ſo wenig als Chriſtel zuvor, mochten auch ſie den Dukaten nicht, den er Einen nach dem Andern bot, und zulezt auf das Brod legte.

Wenn Du ſo biſt, Du Engel, dann komm ich nicht wieder! verſezt er im Geh'n mit Drohen und Lächeln. Ja! machen Sie mir die Schande nicht! flehte ihn Chriſtel, und drükte und küßte ihm nun die Hände, aber anders, wie er zuvor im Geiſte geſehn. Mein Johannes könnte wieder nicht zu Hauſe ſeyn — Sie ſind verrufen, und wenn mich Jemand aus dem Dorfe anlachte: ſo nähm ich mir gleich das Leben! Dabei drükte ſie das Kind an ihr Herz, als wenn ſie ſchon von ihm ſcheiden ſolle.

Das war zu natürlich, ja ſchön und bezaubernd, nur nicht für ihn, daß er ihr glaubte; denn er wußte, wie leidend, wie krank ſeine Gemahlin ſey, aus ſtillem Gram über ihn. Es ward ihm ſchwül unter dem Dache, er ſah von Weitem den handfeſten Johannes munter und raſch nach Hauſe ſchreiten, denn es war Sonnabend, und ſo legt' er den Finger auf den Mund, und ging ohne ein Wort, und der Hund bellte um ihn her.

Johanes trat ein. Er ſah, daß die Frau ſich die Thränen troknete und ihn wehmüthig lächelnd anſah, und doch eine ſelige, unergründliche Heiterkeit aus ihrem Geſicht wie leuchtete. Dann ſah er das Gold auf dem Brode, glaubte zu verſtehen und ſagte: Der Niklas hat doch vielleicht recht, der gnädige Gottlieb iſt doch gut! Aber Almoſen — Almoſen, auch von Gold, verzeih' mir es Gott, ich mag ſie nicht. Was meinſt Du, Chriſtel? Oder denkſt Du anders? — Freilich denk ich anders, ſagte ſie; ich hab es gar nicht geſehen! Mein Johannes, das wäre theures Gold für Dich! nicht wahr, ſo wohlfeil verkaufſt Du mich nicht? und ich Dich nicht; um gar keins! Die Kinder nicht, die dann nicht mehr mein wären, und das gute Gewiſſen, und die Seligkeit.

Das iſt mir lieb, Chriſtel, ſagte Johannes ruhig; ich verſtehe Dich, ich hab' ihn ſehn gehen, den gnädigen Gottlieb. Du biſt ein braves Weib, daß Du mir das ſagſt; denn die muß nicht ſolche Dinge dem Manne verſchweigen, um ihm einen Gram zu erſparen. Was ſie ihm ſagt von ſolcher Art, das macht ihm Freude. Es iſt nur gut, daß wir Armen noch Ehre im Leibe haben, wir haben ja ſonſt nichts.

Ich bleibe nicht hier im Hauſe! ſagte Chriſtel, auf ſeinem Herde nicht und nirgends auf ſei-

Digitized by Google

nem Grund und Boden. Das iſt mir hier gar nicht, wie die Erde mehr unter meinen Füßen.

Ich ärgre mich nicht, ſagte Johannes. Sondern in allen böſen Dingen iſt das Beſte, das zu thun, was dem Dinge abhilft. Wir ziehen fort, ins Dorf! Ich will noch heute gehn! und dem Niklas will ich es ſagen, warum, wenn er mich fragt, ſonſt auch nicht.

Aber mein Johannes, geh' nur nicht zu einem Wohlhabenden ins Haus! bat ſie ihn. Siehſt Du, der Schwan läßt keine Ente neben ſich brüten, die Sperlinge beißen die Schwalbe aus ihrem Neſt, große Bäume erſtiken die kleinen darunter, aber das ſchüchterne Reh nimmt das Reh in ſein Dikig, und der Arme theilt ſein Lager mit dem Armen. Bei ihm iſt kein Sparen der Paar Kreuzer; zum Sammeln kommt es bei ihm ja doch nicht; er hat immer, weil er weiß, daß er niemals mehr erwirbt, ſondern auf den Herrn vertraut, der ihm das gegeben, und ſo hat er auch in der Noth für einen Andern. Und wer uns nur manchmal bis zum Sonnabend jezt einen Groſchen leiht, der verdient ſich einen Gotteslohn.

Daniel aber machte einen Sarg aus Baumrinde für ſeinen armen Dieb, die Kinder ſangen und trugen ihn zu Grabe, machten ein kleines Grab von Raſen, ſezten ihm ein Kreuz, und hingen einen kleinen Kranz von Vergißmeinnicht daran und weinten ſich ſatt.

Aber damit war es nicht genug. Der Dieb fehlte beim Frühſtük, er ſang nicht nach dem Eſſen, ſein Brod lag des Abends noch da. Und ſo nahmen ihn die Kinder wieder aus der kleinen Gruft, ſahen ihn wieder an, ſangen und begruben ihn wieder, alle Abende, bis er nicht mehr zu begraben war, die Mutter ihm wo anders ein Ruhepläzchen gab, u. den Kindern, die ihn ſuchten, zum Troſte ſagte: Dieb iſt im Himmel.

(Fortſezung folgt.)

Ueber Ausrottung der Wälder und Urbarmachung derſelben.

Soll die Urbarmachung von Neuländern auf Stellen geſchehen, wo vorher Holz geſtanden, ſo iſt ſie nicht immer anzurathen, denn wächſt daſelbſt das Holz ſchnell, freudig und gedrungen, ſo kann man in vierzig bis ſechzig Jahren von einem ſolchen Fleke bei den täglich höher ſteigenden Holzpreiſen ohne große Bemühung weit mehr Nuzen ziehen, als wenn man einen ſolchen Flek dieſe ſechzig Jahre über durch Getreide benuzen will. Wächſt aber daſelbſt eine gewiſſe Holzart ſchlecht, ſo iſt er auch um ſo untauglicher zum Fruchtbau, und er koſtet nur viele Arbeit und Düngung, wobei man wenigſtens allemal das darauf verwendete Capital verlieret wenn auch allenfalls die Intereſſen herauskommen. In einem ſolchen Falle muß der Landwirth mit Hilfe der Chemie und Botanik unterſuchen, welche Holzart hier auf dieſem Fleke wohl am Beſten fortkommen würde.

Wenn ich nicht vorzüglichen Ueberfluß an Dünger habe, und in der Nähe großer Städte bin, ſo iſt die Urbarmachung von Wäldern nicht anzurathen, denn im entgegengeſezten Falle verſchwende ich nicht nur ungeheure Arbeit und Dünger an ſolche Länder, ſondern durch die vermehrte Arbeit, und durch den, meinen übrigen Feldern entzogenen Dünger, komme ich in einigen Jahren wiederum gänzlich mit meinen vorher beſſer bearbeiteten und gedüngten Feldern zurük. Freilich wird mancher Landwirth dadurch zu einer ſolchen Thorheit verleitet, wenn er ſieht, daß ſein Nachbar auf einem ſolchen Neulande, beſonders wenn es noch dazu guter Boden iſt, worauf das Holz wuchs, einige reichliche und glükliche Ernten macht, da doch der Gewinn ſolcher reichlicher Ernten ſchon an ſich ein großer Fehler iſt.

Landwirthe verſehen es bei einer ſolchen Urbarmachung immer darin, daß ſie ſolche Stüke gleich zum Akerbau benuzen, da ſie doch dieſelben erſt zum Futterbau anwenden ſollten; denn eigentlich muß Neuland ſeine künftige Düngung durch Futterbau doppelt aus ſich ſelbſt ſchaffen, um nicht auf Koſten der übrigen alten und ſichern Aeker zu exiſtiren. Den Mangel des Düngers fühlen daher anders handelnde Wirthe bald, und ſuchen dieſen nun durch häufigen Strohankauf zu erſezen, wodurch ſie zwar eine größere Menge mageren Düngers gewinnen. Die Folgen ſind endlich eine ungeheuer vermehrte Arbeit und kein Fertigwerden; ein zwar vermehrter aber deſto aus-

Digitized by Google

gehungerter Viehſtamm; ſchlechte gedüngte Felder im Ganzen; ſtärkere Ausgabe an Geld und Naturalien, verlorne Capitalien, und endlich ein gänzliches Zurükſezen an Zeit und Gewinn. Die Erfahrung rechtfertigt dieſes Bild vollkommen, und jeder aufmerkſame Landwirth wird hierzu immer noch lebendige Beiſpiele finden, denn eine Hauptleidenſchaft der Oekonomen herrſcht noch überall, viel Land zu beſizen.

Aber die Urbarmachung von Neuländern kann wirklich nothwendig werden; dahin gehört: wenn ich meine jezigen Länder nicht nur vollkommen durchdüngen kann, und ſchon nach dem größten Grade benuze, ſondern auch noch eine große Menge von Dünger überbehalte, ſo kann ich Moräſte, Sandfelder und wirklich überflüſſige Hölzer vertilgen, und zum Futterbau, endlich zum Getreidebau benuzen. Feldhölzer ſchaden im Grunde nicht zu viel, als nur, daß man auf die Vertilgung des jungen Anflugs in Aekern wachſam ſeyn muß. Sie dienen oft zur angenehmſten Abwechslung und Verſchönerung eines Guts, ja nur gar zu oft zur wohlthätigen Kühlung für den müden Erntearbeiter, wenn er ſie mit der nöthigen Vorſicht für ſeine Geſundheit genießt. Enthalten dieſelben vollends einen leichten Sandboden, ſo mache ich mir auch durch ihre Vertilgung einen größern Schaden als Nuzen.

Iwan Andreewitſch.

Baumblätter als Fütterung für das Vieh.

In Italien, beſonders in der Landſchaft Perugia, welche die Stadt Rom mit dem vorzüglichſten Rindfleiſche verſorgt, verläßt man ſich faſt einzig auf die Fütterung mit Baumblättern, weil das Heu dort ſehr ſelten iſt, und der Rübens-Bau äußerſt ſchlecht betrieben wird. In der Lombardie pflanzt man Rüſtern, in Neapel Pappeln, um die Blätter zu gewinnen. Die Blätter der Eſchen ſammelt man ſorgfältig; den Ahorn ſchäzt man wegen ſeines geſchwinden Wuchſes und wegen der Größe ſeiner Blätter; und auch die bittern Eichenblätter ſammelt man, weil ſie, mit andern vermiſcht, begierig von dem Vieh gefreſſen werden. Um die Blätter dieſer Bäume friſch und grün zu erhalten, welches nothwendig iſt, wenn ſie als wirklich nahrhaftes Futter dienen ſollen, iſt die größte Sorgfalt erforderlich. Man ſammelt ſie Ende Septembers oder Anfangs Oktobers, zu der Zeit des Tages, wo die Hize am Heftigſten iſt, ſtreuet ſie dann ſehr dünn auf einen gepflaſterten Plaz vor den Häuſern, läßt ſie drei bis vier Stunden da liegen, und drükt ſie dann ſo feſt als möglich in hölzerne Gefäße, worauf ſie völlig mit Sande bedekt werden. Nimmt man etwas zum Futter aus dieſen Fäßern, ſo macht man ſie ſorgfältig wieder zu, damit keine Luft zu den Blättern komme, und ſo erhält man ſie den ganzen Winter hindurch zart und friſch. Andere vergraben die Blätter in ein Loch, bedeken ſie mit Stroh und bringen Thon, Erde und Sand darauf. Im Veroneſiſchen hat man eine noch andere Methode zur Aufbewahrung der Baumblätter. Man macht nemlich tiefe Gruben und füllt ſie halb mit Blättern an. Auf dieſe legt man nun eine zwei Fuß tiefe dike Schicht von Kämmen unreifer Weintrauben, und ſo wieder Blätter und Kämme, bis die Grube voll iſt, worauf man ſie ſorgfältig gegen den Zugang der Luft zu verwahren ſucht. Durch dies Verfahren wird verhindert, daß ſich die Blätter nicht erhizen, und die Zwiſchenlagen von Traubenkämmen geben ihnen zugleich eine Art von Spiritus, welcher ausnehmende Wirkung thut. Das Hornvieh frißt ſie mit unglaublicher Begierde, und die Schafe noch lieber. Es gibt in Italien kein trokenes Futter, welches von Rindvieh und Schafen ſo gern gefreſſen wird, als ſolche wohl erhaltene Baumblätter, auch werden ſie ſehr geſchwind davon fett, wenn man ihnen nur hinlänglich davon geben kann.

Dieſe eben beſchriebene Gewohnheit war ſchon bei den alten Römern eingeführt. Cato der ältere (de re rustica c. 6. v. 31) empfiehlt die Sammlung der Blätter im Herbſte, und befiehlt den Landwirthen, ſie ſo friſch als möglich für die Schafe zu erhalten. Virgil ſpielt oft auf dieſe Fütterung an, und Horaz ſezt ſie als bekannt voraus. Columbella iſt in Beſchreibung dieſes Futters am Genaueſten, beſtimmt deſſen Güte und Beſchaffenheit, und ſagt, daß 20 Maß (40

Berliner Mezen) getroknete Blätter dreißig Pfunden Heu an Nahrhaftigkeit gleich geſchäzt werden können. Auch in Frankreich iſt dieſer Zweig der Landwirthſchaft früh benuzt; ſchon unter Heinrich dem Vierten ſchien es eine eingeführte Gewohnheit zu ſeyn. Man ſammelt hier aber blos die Blätter der Buchen, und alle diejenigen, welche nicht ſchwammig ſind, troknet ſie und ſucht ſie vor Feuchtigkeit zu bewahren. —

Gedanken-Zunder.

Das ganze Leben der Menſchen gründet ſich, und ſpeculirt auf nichts anderes, als auf den Untergang der Natur, und alle ihre dießfälligen Anmaßungen, ſelbſt nach dem Naturrechte, ſind nichts beſſeres als Gewaltſamkeit; dennoch geberden ſie ſich äußerſt widerſpenſtig, wenn die Reihe der Auflöſung endlich auch an ſie ſelbſt kömmt, uneingedenk deſſen, daß ihr Erdenleben nur ein Vorbereitungs Zuſtand für die Ewigkeit ſeyn ſoll. Aber zur Ehre der Menſchheit, d. h. eines ruhigen Gewiſſens wollen wir annehmen, daß von ihnen in den meiſten Fällen folgende Scene gilt: Der Philoſoph Antiſthenes war ſchmerzhaft krank, und benahm ſich ſehr zaghaft. Diogenes hörte davon, und beſuchte ihn, einen Dolch mitbringend. Bei ſeinem Eintritt erneuerte Antiſthenes ſeine Klagen, und rief endlich aus: Wer wird mich von meinen Schmerzen befreien? „Dieſer hier!" entgegnete Diogenes, indem er den Dolch hervorzog. „Ach!" jammerte der Kranke; „ich ſagte nicht: von meinem Leben, ſondern: von meinen Schmerzen befreien."

Oſtern die Zeit der Gnade
erkannt und gefeiert
von
dem katholiſchen Chriſten.

Was dieſes Erbauungsbuch, verfaßt von Joſ. Ferd. Damberger Pfarrer, den Gläubigen empfiehlt, iſt erſtens die große Reichhaltigkeit, indem es nicht bloß enthält, was zum Verſtändniß und Mitfeiern all des Herrlichen erforderlich iſt, ſo die katholiſche Kirche für die Oſterzeit angeordnet hat und begeht, ſondern zugleich die umfaſſendſte Vorbereitung für den Empfang der heil. Sakramente, fünf ausführliche Meßandachten, die Oelbergsandacht, die beim Beſuch des heil. Grabes, zur Vesper u. a.

Zweitens die durchgängige Rükſichtnahme des Verf. auf die Bedürfniſſe und Wünſche der Bethenden, ihm als Seelſorger zureichend bekannt geworden, und auf die Dauer der gottesdienſtlichen Handlungen, welchen ſie beizuwohnen pflegen. Selbſt in dem iſt ſicherlich den Wünſchen Vieler entſprochen, daß die heiligen Schriften, namentlich die propheriſchen allenthalben als Grundlage erſcheinen, und nirgends etwas von unbibliſchen und unkirchlichen Darſtellungen, von überſpannten, ſüſſelnden, geſchmakloſen Redensarten, von erkünſtelten Gefühlen ſich findet. Glaube und Hoffnung waren die Fittige, Liebe die Kraft des Aufſchwunges zur Sonne der Wahrheit, von der allein Licht und Glut erbeten wurde. —

Drittens ſind die kirchlichen Gebethe und Geſänge, die des heil. Thomas und anderer Männer des Geiſtes, ſo wie das aus Iſaias und Jeremias Entnommene, und die 71 ausgewählten Pſalme in ſolcher Weiſe gegeben, daß weder dem Ungelehrten ihr erhabener Sinn, noch dem Gebildeten ihr äſthetiſcher Werth entzogen iſt. Für die echtkatholiſche Durchführung des Ganzen bürget übrigens die oberhirtliche Approbation.

Preis Drkpap. 1 fl. 12 kr. Rhnſch. 1 fl Conv. M. 18 gr
" Schrbp. 2 fl. Rhnſch. 1 fl. 18 kr Conv. M. 1 Rth. 4 gr

Zu haben in den Puſtetſchen Buchhandlungen in Paßau, Amberg und Regensburg.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 15. Den 12. April 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Verzage nicht bei deinen Leiden,
Vertraue ſtets dem lieben Gott,
Er wandelt oft den Schmerz in Freuden,
Er rettet dich aus aller Noth.

Inhalt: Die Oſternacht. (Fortſezung.) — Einfache und leichte Bereitung eines Syrups aus Runkel-Rüben zum Hausgebrauche. — Beſchreibung dreier vorzüglicher Grasarten.

Die Oſternacht.

(Fortſezung.)

9

Im Häuschen der armen Frau lebten ſie nun zufrieden, ja ſie wären glüklich geweſen, wenn ſie nicht Geld zu hoffen gehabt, oder gehofft hätten! So gefährlich für die Ruhe des Herzens iſt das Gold, und die Armuth nur drükend, wenn man reicher ſeyn will. Der Zwieſpalt im Innern befängt den Menſchen, und er machte auch Johannes blind über das Glük, das er hatte, und er konnte nicht Freude aus der Armuth ſchöpfen, wie die Biene Honig aus der einfachen, aber wunderſchönen Fichtenblüte vor ſeinen Fenſtern.

So ſprachen denn Chriſtel und Johannes kein Wort, als der Gerichtsbote zu ihnen eintrat, als ſie faſt ihr ganzes, ſauer erſpartes Geld für Koſten bezahlen mußten, und Chriſtel das Siegel der Zufertigung erbrach und las: Daß der ſelige Herr geſchworen! Chriſtel hätte nicht ſchwören wollen, da ihr der Gerichtshalter in der ſogenannten Vermahnung den Eid als ein ſo heiliges, ſchrekliches Unterfangen vorgeſtellt, daß das arme junge Weib vor demſelben, als vor der Entweihung göttlicher Majeſtät geſchaudert. Der Voigt war todt; und wohin der Vater den Empfangſchein gelegt, oder wo verborgen und aufgehoben habe, das wußte ſie nicht. Sie ging des Sonntags in die Kirche, zu unſerm Herrgott, wie ſie ſagte, dem ihre Noth zu klagen. Aber die Ernte kam; Chriſtel ging Getreide zu ſchneiden, und die geborgte Sichel war bald ihr eigen. Sie ward lieblich gebräunt in der Sonne, da ſie keinen Strohhut hatte, ſie war noch einmal ſo hübſch. — Wenn Du noch lange Waizen ſchneideſt, ſagte Johannes, ſo verlieb ich mich noch einmal in Dich! Ich will recht fleißig ſchneiden, ſagte Chriſtel. Aber wie lange wird es dauern, ſo iſt die Weinleſe, dann kommt der Winter, der Winter, mein Johannes! Johannes ſeufzte wie ſie, aber ſie waren nun ruhig: das Geld war verloren — das Haus war gebaut! Die Hoffnung quälte ſie nicht mehr. Sie waren kleine Leute, arme Leute, wie Viele, Viele, die kein Haus hatten, und das gemiethete Stübchen war nun ihre Heimath, und Johannes ſezte nun Alles darin in den Stand. So ſollte es nun bleiben, lange, auf immer, bis zum Tode. Selbſt ſein dürftiges, ſonſt nur bemitleidetes Hausgeräth war nun erſt wie ſein eigen, und ward ihm theuer und werth; die Jake bekam ihm einen ordentlichen Glanz, und einen beſſern Ort, und wo er ging und ſtand, da war er nun auch mit ſeinen Gedanken. Aber indem er ſeine Lage, die neue Gegenwart mit ganzer Seele ergriff, umfaßte er zugleich auch den Mangel.

Chriſtel hatte ihrem Vater, dem Pächter, der auch Johannes hieß, und ihrer bei ihm geſtorbenen Schweſter Martha bei dem Steinmezen ein einfaches Denkmal beſtellt und vorausbezahlt. Der Mann wohnte in Breitenthal; nun kam er eines Tages, um ihnen zu ſagen, daß es fertig ſteht, und daß es ihr eigen ſey, wenn ſie noch den Gulden für die Vergoldung der Namen bezahlte.

Sie hatten das Geld nicht, und Daniel erinnerte an den Ducaten vom gnädigen Gottlieb. Aber der lag da, bis Dorothee käme, um ihn mitzunehmen. Dennoch ging Johannes mit dem Daniel in die Werkſtatt, ſah, daß der Stein fertig war, und Daniel las ihm die Schrift des vom Großvater erwählten Textes:

Halt' feſt an Gottes Wort,
Es iſt dein Glük auf Erden,
Und wird, ſo wahr Gott lebt,
Dein Glük im Himmel werden.

Digitized by Google

Der Mann puzte Alles rein vom Staube, und hielt die Hand zum Gelde hin.

Ich werde wiederkommen; ſagte Johannes. Er ging aber mit thränenden Augen, und Daniel ſprang heute nicht an ſeiner Hand.

Sie begegneten Niklas, der ſtehen blieb und ihm mit barſcher Stimme ſagte: Johannes, Ihr fürchtet Euch wohl? — Freilich! erwiderte er; aber nur vor der Unverſchämtheit! Die muß man vermeiden. Niklas hörte das nicht, und ſprach: Ihr ſeyd für Eure Miethe ihm Vogelheerd noch Jagddienſte ſchuldig. Morgen iſt Jagd. Früh um 6 Uhr an der Wald-Capelle.

Ich will nichts ſchuldig bleiben! ſagte Johannes. So ſchieden ſie.

Am Morgen ging er als Treiber zur Waldcapelle. Chriſtel ging mit. Aber ſie ging weiter mit einem Korbe ins Dorf hinab, um die Früchte von den Obſtbäumen in ihrem Garten zu holen. Aber ſie ſah ſchon von weitem nichts leuchten, nicht roth, nicht gelb! Denn da die Bäume bis an die Kronen verſchlemmt waren, ſo hatten gewiß die Kinder ſie ſich zu Nuzen gemacht.

So ging ſie zum Leinweber und Contrabaſſiſten. Gut, daß Ihr kommt, Chriſtel! ſagte er fröhlich, Ihr erſpart mir einen Gang zu Euch hinauf. Hat der Pathe nicht Nr. 90 und Nr. 15,000 von der Frankfurter-Lotterie?

Warum denn! fragte Chriſtel. Johannes hat ſie an die Stubenthür geklebt, daß ſie nicht verloren gingen.

Da bringt mir das Feld aus der Stubenthür! oder ſägt ſie aus mit der Lochſäge. Ich möchte die Nummern doch einſchiken. Es iſt zwar hiebei zu gering, aber Ordnung iſt doch gut. Bringt mir ſie nur, mein Pathchen. Warum denn? fragte Chriſtel leiſer, und war ganz roth geworden. Nun erſchrekt nur nicht, Pathchen! ſezt Euch nieder und hört mich an! Die 96 hat 300 Gulden, — Ja, ja! ſeht mich nur an! hier iſt die Liſte, hier hab ichs roth gezeichnet. Die 15,000 hat meine Ausgabe gerade gedekt, und hier ſind die 300! Ein Stük, wie das Andere, blank neu! — Dann ſezte er ſich wieder an den Weberſtuhl. — Chriſtel ſaß ruhig, aber ſie hatte die Augen zu, und wand die Hände, wie Jemand, der ſich wäſcht, um nicht vor den Leuten ſehen zu laſſen, daß ſie bete und danke. —

Und dort iſt ein Fäßchen Moſt, Kometen-Moſt, wie er heißt, das nehmt Euch im Körbchen mit hinauf und trinkt ihn auf meine Geſundheit! ſagte der Pathe. Nun es iſt mir lieb, von Herzen lieb, ja noch lieber, als wenn mir Jemand eine neue Perüke und einen nagelneuen echten Cremoneſer Contrabaß aus Prag oder Mittenwald geſchenkt hätte, mit Silberbeſponnenen E, und Schrauben! Meine alte Rumpelmama iſt im Waſſer zerfallen, da ſteht noch der Hals. Mein Brod iſt verdient!

Chriſtel ſchüttelte ihm von dem Gelde einen guten Theil auf die Leinwand, aber er fing an, den Stuhl zu rühren, das Schiffchen zu werfen und trat und dichtete mit dem Zeug, daß die Leinwand ſchütterte, und tanzend alles Geld hinunter fiel. Da habt Ihr etwas für Eure Mühe, mein arioſes Pathchen! lachte er. Nun leſet es auf, aber laßt mir nichts liegen! So war es nicht gemeint! Ich meinte, mein Brod mit der Baßgeige wäre verdient; aber nicht das mit dem Schiffe! In dem Weberſtuhl ſteken noch mehr als in hundert Bakofen — ja, ja! gukt nur hinein, curioſes Pathchen, duftet das Brod nicht gar? Chriſtel war böſe. Nun danken will ich Euch ſchon, das iſt billig für Euren guten Willen! Da nehmt den Kindern die Schlinge Leinwand mit! Nun aber macht, daß Ihr fortkommt ſonſt ſeh ich die Faden nicht! Und nun trat er wieder friſch und ſchlug, und warf das Schiffchen, daß er keine Hand frei und ruhig hatte, die ihm Chriſtel hätte drüken oder küſſen können. Und als ſie draußen war, und noch ein Weilchen ſtand, ſang der alte Mann ſogar.

10.

So ſchnell war Chriſtel das erſte Mal nicht hinauf geeilt, als dieß Mal. Sie dachte ſich nur die Freude, die ihr Johannes haben würde, wenn er nach Hauſe käme. Als ſie in die Stube trat, küßte ſie die Kinder erſt, die ſich an ſie hingen, alle nach der Reihe, und die Geküßten drängten ſich wieder an ſie, und ſie glaubten in ihrer Freude, ſie habe noch zwei — und dreimal ſoviel Kinder als ſonſt! Dann ſah ſie nach den Numern an

der Stubenthür — ſie waren weg! ſie lief hinzu, die Thüre ſtand nur weit offen — ſie waren noch da! Es waren richtig Nr. 96 und 15,000! die ein ſchwarzes Kreuz hatte. Darauf zählte ſie das Geld weitläufig auf, daß der ganze Tiſch voll ward.

Nun ging ſie ans Fenſter, um zu ſehen, ob Johannes käme, und ſah nun erſt den Leichenſtein, den der Steinmez gebracht und in die Stube geſtellt hatte, damit er vielleicht nicht draußen beſchädigt werde, und las den vergoldeten Namen „Johannes" und „Martha" und das: „Halt feſt an Gottes Wort."

Wer hat den bezahlt? fragte ſie den Daniel. Er hat ihn ſo gebracht, antwortete er, und ward roth.

Du lügſt! ſagte die Mutter, ſieh' wie du roth biſt! Nun weine nur nicht, mein Kind. Wer hat denn bezahlt?

Mutter! bat Daniel.

Daniel! drohte ihm die Mutter.

Ich wollte dem Vater zu einen heiligen Chriſte ſparen.

Wovon denn? fragte ſie.

Du haſt mir ja immer gebracht — Du weiſt ſchon was? ſagte er.

Guter Junge! rief die Mutter ſich beſinnend. Ja! die Wirthin hat mir geſagt, du verkaufteſt die Weintrauben und Pfirſiche, die ich Dir aus den Weinbergen Abends immer mitgebracht, und lauerteſt auf der Schwelle auf jeden Fremden und Reiſenden, ob er nicht zu Deinen Schemel, zu Deinem Schüſſelchen komme? — Und Du haſt keine gegeſſen?

Mutter! ſagte Daniel.

Chriſtel beugte ſich zu ihm, und Daniel war ſtill an ihrem Halſe.

Da hielt ein Wagen vor dem Hauſe, Stimmen riefen: heraus!

Chriſtel ſprang hinaus an den Wagen.

Johannes reichte ihr die linke Hand über die Leiter, das Stroh war blutig. — Das Volk ſchießt auch gegen die Treiber, anſtatt dem Wilde nach, wie blind und raſend! ſagte der Fuhrmann; als ob gar Niemand mehr in der Welt und im Dikig wäre, als ob der Menſch ein lumpiger Haſe wäre! oder noch weniger bedeute! Aber das muß geſchoſſen ſeyn, wenn auch gefehlt und dennoch getroffen. Hier kann er nicht bleiben. Faßt nur an, zum Klagen iſt darnach ſchon Zeit.

Als Chriſtel ihren Johannes hineintragen half, konnte ſie ihn nicht in das blaſſe Geſicht ſehen, ſie blikte ſeitwärts, und ihr wehmüthiger Blik fiel gerade auf den goldenen Namen: Johannes! — Sie ſchrie laut, und brauchte nun ſelber Beiſtand.

Als ſie wieder zu ſich kam, ſezte ſie ſich im Bette auf, und ſah ſich um nach Johannes, und horchte. Er war in guten Händen; er war ſchon verbunden und lag ruhig. Die gnädige Frau hatte den Arzt in das Haus geſandt, der zwar in der Stadt war, aber ſie öfter und Tagelang beſuchen mußte.

Sie ſtand auf, ſie kniete zu ſeinem Bette, ſie weinte erſt auf ſeine Hand, und küßte ihn dann auf die kalte Stirn. Sie hatte vergeſſen, und wenn ſie noch daran dachte, ſo konnte ſie ihm nicht ſagen: Johannes, ſieh' doch, da iſt das Geld! ſieh' doch, da iſt der Leichenſtein!

Er ſchlief.

11.

Am andern Morgen erwachte Johannes zeitig, ſo ſtill auch die Kinder ſaßen, und auf ſeine geöffneten Augen, ſein erſtes Wort harrten, ſo leiſe auch Chriſtel auf Soken im Stübchen umher ging, und nur die nothwendigſte Arbeit verrichtete. Aber er glaubte, er träume noch, oder er ſey geſtorben, da er den Denkſtein ſah.

Biſt Du denn hier? Chriſtel, fragte er.

Iſt das Sophiechen, die hier zu meinen Füſſen im Bette ſizt? Ja, das iſt ja ein Bett, ich habe geſchlafen. Er wollte ſich wenden, vielleicht aufſtehen, und fühlte dadurch erſt ſeine Schmerzen.

Ja ſo! — jammerte er für ſich. Es hat nicht eben Noth, ich vergaß mich nur; ſagte er zu Chriſtel. Wenn ich nur wüßte, wer geſchoſſen hätte?

Laß das gut ſeyn! und werde nur wieder bald geſund; ſprach Chriſtel weich und beſorgt.

Daniel hat mir ja geſtern geleſen, was auf dem Steine ſteht: Halt feſt an Gottes Wort.?—

Da brachte ſie ihm das Geld auf das Bett, und Daniel lachte ihn an.

Digitized by Google

Er hielt es eine Zeit lang in der Hand, und fragte dann ſich beſinnend: Chriſtel, weißt Du nicht, welches Loos hat denn gewonnen?

Das iſt ja nun einerlei, lächelte ſie. Wir haben gewonnen! Nun kann ich Dich pflegen! —

Iſt nicht einerlei, ſagte Johannes. Du redeſt, wie Du es weißt, und ich denke wie ich es weiß.

Welches hat denn gewonnen?

Je nun, die 96! lächelte Chriſtel.

Das weiß ich nicht! fuhr Johannes fort. Du mußt mir ſagen, ob das mit dem ſchwarzen Kreuze — ſo Gott will, wenn er gewollt hat, oder das reine? Sieh doch einmal hin!

Das mit dem ſchwarzen Kreuze, ſagte Chriſtel, an der Thür ſtehend, lauter: iſt Nr. 15,000.

Nun das iſt unſer! ſagte Johannes.

Und das andere, 96 das reine hat eben gewonnen! bemerkte ihm Chriſtel. So ſagt der Pathe Leinweber. Da ſind auch die Liſten. Es iſt roth unterſtrichen.

Was weiß der! ſeufzte Johannes, und ſchwieg ſehr lange. Nun was iſt Dir denn? freue Dich doch! — freilich Du biſt krank! ſezte Chriſtel zu ihrer Frage bedenkend hinzu.

Er nahm ſie bei der Hand, und ſagte: ſieh', meine Chriſtel, das Loos, die 96 iſt unſer.

Nun ſo iſt ja Alles gut! unterbrach ſie ihn.

Recht gut! ſagte er. Aber das Geld iſt nicht unſer. Du biſt ein Kind! lachte ſie. Da iſt es ja! — Schike es nur der Dorothee! ſagte er, da ſie uns ganz vergeſſen hat, und keinen Fuß zu uns armen Leuten ſezt, die ihr Schande machen.

Der Dorothee? das Geld? ſagte ſie betroffen, etwas bläſſer, und geſpannt. —

Siehſt Du, liebe Chriſtel, das Loos habe ich im Gedanken auf die Dorothee genommen. Sie hat es auch gezogen, und auf das Unſere hab' ich, zum Zeichen und Unterſchied für mich, ein ſchwarzes Kreuz aus Daniels Dintenfaße gemacht.

Das iſt freilich etwas Anders, ſeufzte Chriſtel. Konnteſt Du nicht das ſchwarze Kreuz auf das Andere machen? Das war recht thörricht!

Du ſeufzeſt. Du ſiehſt böſe aus: ich will doch nicht hoffen, Chriſtel, meine gute ehrliche Frau! Verſpricht man denn mit Worten? oder mit Herz und Gedanken?

Freilich mit Herz und Gedanken, meinte Chriſtel. Nun ſiehſt du, ſo muß man auch die Gedanken halten. Laß die Looſe ausſägen, wir ſezen eine Glasſcheibe in die Oeffnung, und haben zu Unſerm Lohn und Angedenken ein Fenſterchen ins Haus. Geh, ſchike die Wirthin und den Daniel. Das Mädchen hat ja gar Nichts. Nun kann ſie vom Schloſſe, wenn ſie will. —

Daniel war ſogleich bereit, und die Mutter gab ihnen das Geld für Dorothee. Und als ſie fort waren, ſezte ſie ſich zu Johannes aufs Bett, und ihre Arme unter ſeinem Kopfe durch, neigte ſie ſich zu ihm und weinte.

Jezt hätten wir können arm werden! meinte Johannes —

Freilich ganz anders arm! Wenn ich mich nur nicht gefreut hätte; Wenn ich mich nur nicht gefreut hätte! das kränkt mich; wenn Du nur nicht krank wärſt, nicht ſtürbeſt! — Nun wirſt du mir traurig! verſteh mich nicht unrecht, Johannes, mir iſt es nur um Dich! Nur um die Kinder!

So mein ich's auch; ſeufzte Johannes.

Nein! ich nicht ſo. Daß ſie Dich nicht ſollen haben! das thut mir leid! und Du mich nicht.

Mir aber, daß die Kinder ſollen betteln gehn, wenn ich ſterbe oder Du ſtirbſt, dann auch — ich und Du.

Lieber Johannes, tröſtete ihn Chriſtel, haſt Du nicht geſehen, daß das viele Vermögen dem alten Pächter vor unſerem Vater nichts genuzt, daß er die Kinder ganz verwöhnt und verzogen, und daß ſie es durchgebracht haben! Was hilft alſo Reichthum ohne Gottes Segen? Nichts! denn der Herr kann nehmen, wie und wo und wann er will. Und ſo kann er auch geben! Siehſt Du denn nicht, wie des Predigers Kinder, die er mit der Wittwe verlaſſen, alle wohlerzogenen, wohlgerathen in der Welt ihr Brod mit Ehren gefunden, und wieder Weib und Kinder haben, und Jedes doch ein Häuschen und ein Gärtchen, ſo viel ihrer ſind! Was ſchadet denn alſo die Armuth mit Gottes Segen? Nichts; Er nimmt den Reichen ſelbſt durch Ueberfluß und geſegnete Ernten und gute Zeiten, gibt dem Armen ſelber durch Mißwachs, Krieg und Noth. Da iſt Arbeit, da gelten Hände, da erwirbt, wer fleißig und klug iſt. Sieh,

Digitized by Google

Adam hinterließ ſeinen Kindern auch nichts, als die ganze leere Welt, und ſieh, wir, ſeine tauſendſten Enkel leben auch noch.

Freilich nicht im Paradieſe! ſeufzte Johannes.

Du haſt keine Liebe zu Gott! Du ſollteſt doch denken, weſſen Namen Du trägſt, Johannes; ach Du haſt Ihm nicht an der Bruſt gelegen! klagte Chriſtel faſt mit Thränen und Vorwurf.

Es mag ihnen auch manchmal kümmerlich genug gegangen ſeyn, als ſie auf Erden pilgerten, und blos vom Säen lebten! ſagte mitleidig Johannes.

Und dennoch hatten ſie Liebe, und thaten etwas, das ſie nicht ließ an Noth und Mangel denken, belehrte ihn Chriſtel. Bleibe uns nur gut, weil wir arm ſind, weil ich arm bin, und verachte Dich ſelber nicht, weil Du uns nur ſo viel geben kannſt, womit wir ja doch von Herzen zufrieden ſind!

Beten die Kinder nicht alle Morgen und Abends? Danken ſie nicht bei Tiſche ihrem Herrgott für die empfangene Wohlthat? —

Und Du trokneſt Dir die Augen mit der Schürze dazu, und ſiehſt mich nicht an. Du denkſt ich bin taub und blind, daß ich nicht ſehe, wie die Kinder ſo beſcheiden ausſehn! wie Du immer ſprichſt: Ich bin ſatt! da, meine Kinder! wie Du dich grämſt um ſie, und nicht wagſt, mich anzuſehen, wenn ich auf einmal in ihr Gebet mit einfalle und laut Gott danke, für Alles, was wir empfangen haben, und Du mir mit dem Finger droh'ſt und mich dann ſtrafſt: Johannes! Das iſt kein Dank! — Wohl dem, der ſeinen Kindern geben kann, was ſie bedürfen! und reichlich, daß ſie freudig ſind! Wohl dem, und wohl ihnen, daß ſie nicht gleich die Erde betrachten, wie ein Armenhaus, worin nichts iſt für ſie, als was ſie durch Mildthat empfangen, wo die Kirſchbäume ihnen keine Kirſchen tragen, das Feld keinen Lein, der Weinſtok keine Traube, keinen Tropfen Wein! Wo ſie an die vollen lachenden Körbe mit Pfirſchen treten und ſich wundern, daß die Gottesgabe nicht umſonſt gegeben wird, ſich wundern, daß man ſie mit einem Kreuzer bezahlen kann, dann die Hände auf den Rüken legen und traurig fortgehen, daß ſie den Kreuzer nicht haben! und vollends jezt, jezt! meine Chriſtel. Es iſt gut! ſagte er, und kehrte ſich von ihr weg, mit dem Geſicht an die Wand.

Soll ich denn Alles ſagen? weinte Chriſtel. Ich habe den Vater im Sarge geſehen. Wie lag er doch ſo ruhig da! ja wie lächelte ſein Geſicht! und doch hatten wir ſieben unerzogene Kinder an ſeinem Sterbbette gekniet und geweint, und doch entſchlief er ohne Kummer, ohne ein Wort der Klage. Hat er nun nicht gewußt, daß wir ohne ihn verlaſſen ſeyn würden? O ja, er hat es gewußt. Aber er hat auch in jener bittern Stunde, wo ihn kein Menſch helfen konnte; da hat er im Herzen empfunden, daß er ſelbſt Nichts ſey, ohne den Vater im Himmel. So iſt ſein Vertrauen zu ſich verſchwunden mit der Rathloſigkeit und Hilfloſigkeit, in die er verſunken war. So ſah er uns zwar liebevoll Alle noch einmal an, zog uns alle noch einmal an ſein Herz und ließ uns die Hände, darauf zu weinen; aber er lächelte nur in unſere Thränen-Geſichter und verwunderte ſich, und ſo ſchloß er die Augen gelaſſen, und auf ſeinem Antliz ſchwebte die Gleichgiltigkeit der Todten gegen alles, was Welt heißt — und die ſtille Furcht, zu Gott zu nahn, und die feſte Zuverſicht, ihn zu finden! Ach, wir waren ihm nicht geringer geworden, als etwas ſo Vergängliches wie Menſchen ſind. Nein! — Gott war ihm als ſein Vater und unſer Vater erſchienen, in ſeinem Glanze, ſeiner Macht und Liebe hervorgetreten. Er war auch nur wieder ſein Kind geworden, und ſo waren wir auch nicht mehr nur ſeine, ſondern auch ſeines Vaters Kinder. Was bedeutete ſein lezter Blik zum Himmel, das ſagte die ſtille Hoffnung auf ſeinem Geſichte im Sarge, ſein ſtummes Scheiden aus dem Hauſe, und dort ſein Text auf dem Steine! Sieh nur hin, es glänzt dich doch an! O, eine Krankheit iſt ein großes Glük für einen leichtſinnigen Menſchen, geſchweige für den Frommen. Und wir, die wir es ſehen, wie die Sterbenden lächeln, wie ſie ſtill dahin ziehen, wir ſollten ſie nicht verſtehen? Wir könnten mit offenen Augen, mit klopfenden Herzen wenigſtens nicht nachempfinden, was ein Sterbender einzig und allein nur ſieht? Ach, wir Geſunden, wir Lebenden ſehen zu viel! uns verwirrt die Arbeit und Sorge und Mühe, daß Gott auch um

uns iſt; wenn wir das reife Getreide ſchneiden, empfinden wir nur die Hize des Tages, und legen uns müde von Arbeit ſchlafen, und denken morgen einzuernten, oder an das Mahlen und das liebe Brod das wir bedürfen.

Ja wohl! Du haſt ſchon recht; Gott wird ſchon Recht behalten! ſagte Johannes.

Chriſtel ſchwieg mit ſchwerem Herzen, Johannes auch. Und ſo blieben ſie Beide, neben einander ruhend, lange Zeit.

(Fortſezung folgt)

Einfache und leichte Bereitung eines Syrups aus Runkelrüben zum Hausgebrauche.

Da ſich die Landwirthe noch immer nicht zur Runkelrübenzuker-Fabrikation verſtehen wollen, indem ſie noch von vielen Vorurtheilen befangen ſind, da ſie aber doch in der Hauswirthſchaft (Küche) öfter Zuker gebrauchen, ſo wollen wir hier eine kurze und ſehr einfache Methode angeben, wie ein Zukerſtellvertreter aus dieſen (in Oeſterreich gewöhnlich Burgunder-) Rüben mit geringen Koſten gewonnen werden könne.

Man nehme 100 Pfund Runkelrüben, waſche ſie und ſchneide ſowohl den obern Theil, an welchem die Blätter waren, als auch die kleinen Wurzelfäſerchen ab, dann reibe man ſie auf einem Reibeiſen.

Unter dieſes Reibeiſen bringt man ein Gefäß, und reibt die zur Syruperzeugung beſtimmten Rüben. Hierauf nimmt man die zermalmten Rüben aus dem Gefäße, ſchlägt ſie in ein grobes leinenes Tuch, und preßt den Saft mit einer gewöhnlichen Preſſe aus; 65 bis 70 Pfund Saft ſind immer das Reſultat von 100 Pfund Rüben. Man nimmt nun 3 Loth Vitriolöl (ſtarke Schwefelſäure), und verdünnt dieſe mit einer Maß Waſſer, indem man die Schwefelſäure nach und nach in das Waſſer ſchüttet, und mit einem hölzernen Inſtrumente oder Stoke umrührt; dieſe ſaure Flüſſigkeit ſchüttet man, ſobald als möglich, in den ausgepreßten Rübenſaft und rührt alles wohl unter einander. Den auf dieſe Art geſäuerten Rübenſaft kann man 12 bis 18 Stunden ohne weitere Bearbeitung ſtehen laſſen, welches aber ohne Säuerung nicht geſchehen könnte, indem ſonſt der Saft unaufhaltſam in Gährung übergehen, der Zukerausſcheidung viel Schaden verurſachen, oder wohl gar den ganzen Verſuch und alle Arbeit vereiteln würde.

Den geſäuerten Saft bringt man in einen kupfernen aber verzinnten Keſſel, dekt ihn zu, und macht gelindes Kohlenfeuer darunter; iſt der Inhalt des Keſſels, d. i. der geſäuerte Saft ſo ſtark erhizt, daß er nahe am Sieden iſt, ſo zieht man die Kohlen unter dem Keſſel vor, und dekt dann den Keſſel auf, in welchem man eine ſehr bedeutende Menge eines ſehr ſchmuzigen erdfarbenen Schaums auf der Oberfläche des Saftes finden wird, welchen man hinweg nimmt; unter dieſem Schaume ſteht eine helle weingelbe Flüſſigkeit, und unter dieſer ein trüber, erdiger, ſchlammiger Saz; von dieſen trennt man die helle Flüſſigkeit, welche der eigentliche Zukerſaft mit der Schwefelſäure verbunden iſt, entweder durch langſames Abſchöpfen mit einem Gefäße von weiſſem (verzinnten) Blech, oder durch den ſogenannten Heber, und reiniget dann den Keſſel von den unreinen Theilen.

Der auf dieſe Art geklärte Saft, welcher Zuker, Schleimzuker und einige andere Theile, und die zur Ausſcheidung mehrerer Stoffe angewandte Schwefelſäure enthält, wird nun in einen kleineren Keſſel, oder in ein weites, irdenes, glaſirtes Geſchirr gethan, und 5 bis 6 Loth fein geriebene weiße Kreide zugeſezt; der Zuſaz von Kreide hat keinen andern Zwek, als die Schwefelſäure hinweg zu nehmen, welche dadurch als ſchwefelſaurer Kalk (Gips) ausgeſchieden wird.

Dieſes kleinere Gefäß befeſtigt man nun in einem größeren Keſſel, z. B. einem Waſchkeſſel, und füllt denſelben mit Waſſer, ſo daß dieſes die äußere Fläche des kleineren Gefäßes nur ſo weit berührt, daß nichts in dasſelbe hineinlaufe, auch dann nicht, wenn es vollkommen ins Kochen geräth. Man unterhält das Feuer unter dem großen Keſſel ſo lange, bis der Rübenſaft in den kleinen Keſſel ſo weit verdünſtet iſt, daß eine kleine Probe auf einem Teller getröpfelt, nach dem Erkalten faſt ſo dik wie Honig iſt; hierauf ſpannt man ein wollenes Tuch auf ein Holz in Geſtalt eines Vierekes, an deſſen vier Eken ein Nagel mit

ſeiner Spize hervorragt, und ſeihet den Saft noch warm in eine flache irdene Schüſſel von hinlänglicher Gröſſe, oder in ein anderes Gefäß, um denſelben zum Gebrauche aufzubewahren. Wollte man hieraus einen Zuker bereiten, ſo würde man 4½ Pfund Zuker und 8 Pfund eines ſehr brauchbaren Syrups gewinnen, läßt man aber die Zukertheile mit dem Syrup vereint, ſo gewinnt derſelbe dadurch an Güte, und iſt ſtatt des Zukers zu gebrauchen wenn es kein Vorurtheil hindert.

Beſchreibung dreier vorzüglicher Grasarten.

I.

Gelbes Ruchgras, Anthoxantum odoratum L. iſt eines der früheſten und dem Viehe angenehmſten Gräſer, hat einen ſehr angenehmen Geruch, der ſich vorzüglich an der Wurzel zeigt; der Geruch ähnelt dem des Steinklees und Waldmeiſters, Asperula odorata, weßwegen auch manche gemeine Landleute etwas davon unter ihren Rauchtabak miſchen. Dieſer Geruch hält ſich auch Jahre lang in getroknetem Zuſtande. Es hat fortdauernde Wurzeln, treibt bis 1½ Fuß hohe, ſchwache aufrecht ſtehende geſtreifte, glatte, gelblich grüne Halme, mit einigen diken Knoten, und lange bandförmige, feingeſtreifte, weiche, zugeſpizte Blätter. Die Aehren oder Kolben ſind länglich, eiförmig, die Blümchen kurz geſtielt, und länger als die Grannen. Die unterſten Blätter werden gewöhnlich gelb und verderben. Es findet ſich in ganz Europa, Nordamerika und im nördlichen Aſien auf troknen Wieſen, und vermehrt ſich leicht durch Wurzeln und Samen. Es wächſt auf Bergen, kleinen Anhöhen, flachen Wieſen, und ſelbſt auf wäſſerigen und ſumpfigen Pläzen, nimmt mit allerlei Boden vorlieb; indeſſen iſt mäßig trokner Mittelboden der beſte für daſſelbe. Man trifft eines mit glatten, aber auch mit rauhen Blättern und Kolben, das leztere mehr in feuchtem Boden. Es blühet ſehr früh vom Mai an, öfters zweimal bis zum Juli, kann auf gutem ihm anpaſſenden Boden zwei- bis dreimal benuzt werden, iſt alſo auf zweimädige Wieſen vortrefflich. Sowohl wegen ſeines balſamiſchen Geruchs, als auch wegen ſeiner nahrhaften ſaftigen Halme und Blätter wird es von allem Vieh ſehr geliebt, beſonders von den Schafen, die es fleißig aufſuchen. Dem Heu gibt es den bekannten angenehmen Geruch, weßwegen es denn auch vorzüglich angebaut zu werden verdient; auch deßwegen iſt es zu empfehlen, weil es den Mooswuchs vermindert. Von den Bienen wird es fleißig beſucht. Der Same davon fällt leicht aus; wenn daher die Aehre gelb wird, muß man ſie abſchneiden, oder in ein untergehaltenes Papier ausklopfen. Bei Anlegung von Schafwieſen iſt es vorzüglich zu wählen, und entweder allein, oder mit Beimiſchung von Schafſchwingel (Festuca ovina) auszuſäen.

II.

Mannaſchwingel, Festuca fluitans L.

Dieſes Waſſergras hat noch verſchiedene Namen: Mannagras, Entengras, Schwaden-Gras, Grashirſe, Engl. Floatgras, Schwed. Suin Swingel. Dieſer eßbare Schwingel, deſſen Samen unter dem Namen Schwaden, Gras-Hirſe bekannt iſt, und auf verſchiedene Weiſe zubereitet, als eine angenehme Speiſe in mehrern Gegenden Deutſchlands genoſſen wird, verdient auch als ein vorzügliches Futtergras empfohlen zu werden. Es wächſt in ganz Europa in ſtehenden und fließenden Waſſern, an Ufern von Flüſſen und Bächen, auf naſſen Wieſen und Waſſergallen, es gedeiht beſonders auf einem Boden, der feuchten Grund hat, oder zuweilen überſchwemmt wird. Je wäſſeriger der Boden, deſto blattreicher wird es; die ausdauernde Wurzel kriecht tief im Schlamme fort, treibt 1 bis 3 Ellen lange, glatte, geſtreifte, breitgedrükte, gebogene mattgrüne, mit braunen glatten Knotten verſehene Halme. Aeſte und Blätter ſind lang, breit, zugeſpizt, auf beiden Seiten glatt, mattgrün, riemenförmig, mit einer weichen Schneide auf dem Rüken. Die Riſpe iſt aufrecht, äſtig, zuweilen über 2 Fuß lang, die Aeſte ſtehen faſt rechtwinkelig, die Aehrchen, die 8 bis 10 Blüten haben, faſt ſizend und unbegrannet. Blätter und Aeſte ſchwimmen. Es blühet vom Mai bis in den Oktober; der Same davon wird von Johannis bis in den Herbſt geſammelt, welches aber beſchwerlich iſt, da derſelbe nicht auf einmal reif wird, und nach ſeiner völligen Reife

Digitized by Google

ſogleich abfällt, daher denn auch die Mannagrüze oder Schwaden ſehr theuer iſt, und der Mezen davon mit 1 Rthlr. bezahlt wird. Der Pohlniſche, Preußiſche und Frankfurter Schwaden iſt nichts anders, als der Same dieſes Graſes. Als Viehfutter, wofür er bisher wenig bekannt war, verdient er grün und getroknet, zu Hechſel geſchnitten, empfohlen zu werden; beſonders kann man moraſtige ſaure Wieſen, die nichts als ſaures ſchlechteres Rietgras tragen, am beſten damit benuzen. Man pflügt die Wieſen dieſer Art, ſobald ſie troken genug ſind, und ſtreut im Auguſt den Samen darauf. Dieſes Gras iſt blattreich, ſüß, nahrhaft und weich, beſonders gut für Pferde und Rindvieh; es kann jährlich mehr als einmal geſchnitten werden, und iſt ein ſehr frühes Gras; je tiefer es im Waſſer ſteht, je höher wächſt es, es beſtaudet ſich ſehr bald und ſtark. Auch die Schweine freſſen es gern; in Teichen und Bächen ſuchen es die Enten auf, und die Fiſche, beſonders die Forellen, ſollen ſehr gut da gedeihen, wo dieſes Gras in den Bächen ſich findet.

Es gibt noch andere Arten Schwingel, nemlich Schafſchwingel, Festuca ovina, welchen die Schafe ſehr lieben; der ſchon erwähnte Wieſenſchwingel, Festuca elatior, der niederliegende Schwingel, Festuca decumbens, der gefiederte Schwingel, Festuca pinnata, der rothe, Fest. rubra, und der Mausſchwanz, Fest. myurus, welche für das Schafvieh paſſender ſind. Von dem Manaſchwingel braucht man zur Beſamung eines Morgens 15 Pfund, und nimmt man Samen von Glanzgras, Phalaris arundinacea, und Waſſerrispengras oder großen Miliz, Poa aquatica, dazu, ſo kann man den moraſtigen Wieſengrund dadurch ſehr nuzbar machen.

III.

Wieſenrispen-, glattes Wieſen-Viehgras, Poa pratensis L.

Es iſt eines der häufigſten Gräſer, das man aller Orten findet, und das mit jedem Boden, auch mit troknem vorlieb nimmt, indeſſen gedeiht es auch ganz vorzüglich auf fettem Boden, und wird um deſto ſaftiger, weicher und höher; es vermehrt ſich ſehr durch Wurzeln und junge Ausläufer, und ein Stamm hat oft zwanzig und mehrere Halme, welche unten etwas gekrümmt, dann aufrecht ſtehen, und 1 bis 2 Fuß hoch werden. Die Blätter ſind ſchmal, flach, zugeſpizt, auf der Rükſeite etwas ſcharf, und werden faſt 1 Fuß lang. Die Riſpe beſteht aus kleinen eiförmigen, plattgedrükten Aehrchen, oft hellgrün, gewöhnlich aber dunkelgrün und faſt braun. Die Wurzel iſt ausdauernd. Es blüht vom Mai bis Auguſt, vor dem Aufblühen iſt die Riſpe zuſammen gezogen. Während dem Blühen dehnt ſie ſich aber weit aus. Alles Vieh liebt es ſehr, beſonders das Rindvieh, und es gehört gewiß mit unter die beſten Futtergräſer. Der Same davon iſt ſehr leicht zu ſammeln, weil er auch im höchſten Grade der Reife nicht ausfällt, und ſich dann gut abſtreifen oder auch abdreſchen läßt. Man gebraucht kaum ein Pfund auf einen Morgen.

Es gibt noch mehrere Arten Poa oder Viehgras, darunter ſind folgende die beſten: das gemeine Viehgras, Poa trivialis, welches dem vorigen ſehr ähnlich, und nur kaum durch das Gefühl davon zu unterſcheiden iſt, es hat eine etwas rauhe, ſcharfe Oberfläche, jenes aber iſt völlig glatt und ſanft. Es wird von dem Vieh beſonders vor der Blüte ſehr geliebt. Poa angustifolia, das ſchmalblättrige Viehgras, welches grün und getroknet ein gutes Futter gibt. Poa bulbosa, das knollige Viehgras, iſt auch gut, und auf Gebirgen deſto ſchäzbarer, weil es zweimal im Jahre neue Blätter treibt. Poa aquatica, Waſſer-Viehgras, großer Miliz, iſt zwar auch ein gutes Futtergras, allein nach den Bemerkungen des Herrn Prof. Walther in Gießen, wird es in der Riſpe oft brandig, und wenn es das Vieh in dieſem Zuſtande frißt, ſo bläht es davon auf, und iſt ihm ſehr nachtheilig, daher es denn auch wohl an einigen Orten Berſt- oder Plazgras genannt wird. Es wächſt an feuchten Orten bis zur Höhe von 5 bis 6 Fuß.

S.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 16. Den 19. April 1830. XII. Jahrgang

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Noth iſt unſrer Sinne ſechſter, gibt geſchwind ein Mittel an,
Wenn der andern fünfe keiner Rath und Hilfe finden kann.

Inhalt: Die Oſternacht. (Fortſezung.) — Ueber das Selbſtentzünden des Heues und über das Bereiten desſelben. — Ueber den Anbau des Buchweizens. — Methode, ſchnell Klee zu troknen, ohne ihm ſeine guten Eigenſchaften zu benehmen. — Die bewunderungswürdigen Unterſcheidungsgaben der Pferde. — Nächtliche Taufe.

Die Oſternacht.

(Fortſezung.)

Erſt am andern Abende kam Dorothee in einem ſchwarz ſeidenen Mantel. Sie gab Johannes die Hand, ſezte ſich und ſchwieg. Nur manchmal ſeufzte ſie. Chriſtel erwartete im Gedanken, daß ſie Etwas von dem Gelde vielleicht ihr bringen, nur leihen ſollte. Aber Dorothee langte aus dem Mantel ein beſiegeltes Document, gab es Chriſtel, und ſagte: Hebt mir es auf, ich kann es vielleicht brauchen. Der Herr hat das Geld. Ich mußte — Chriſtel lächelte, und hob das Papier auf.

Dorothee ſchien hier keine Ruhe zu haben, und ging umher.

Geht Dir es nicht wohl? fragte ſie Chriſtel.

Daß ich nicht wüßte; verſezte Dorothee.

Nun will ich Dich nicht aufhalten! Johannes verlangt keinen Dank, wenn Dich dieß etwas beklemmt.

Aber noch Eins, eh' Du gehſt, hier iſt die Bibel, und hier iſt der Vers. Wir haben um Dich verdient, daß Wir Dich bei Gutem erhalten. Ich habe meine Urſachen dazu.

Sie ſchlug die Bibel auf, zündete einen Span an, und leuchtete. Dorothee ſah lang auf die Blätter. Nun? fragte Chriſtel. Und ſo las denn Dorothee die Worte: Selig ſind die reines Herzens ſind — aber ſie ſeufzte unmerklich, dann ſah ſie auf Johannes, um ihren feuchten Augen eine Urſache zu geben.

Nun gehe mit Gott! Dorothee, ſprach Chriſtel.

Aber da iſt noch das Goldſtük; gut, daß es mir einfällt! Sie holte es, wikelte es aus dem Papier, und legte es ihr auf die Bibel hin. Kennſt Du ſolches Geld? fragte ſie. O ja, antwortete Dorothee erröthend. Nun ſo nimm es Deinem gnädigen Herrn mit! Dem gehört es.

Meinem! erſchrak Dorothee, und wagte doch nicht in Chriſtel's Augen zu ſehn, ob und was ſie meine.

Nun ja: Deinem! verſezte Chriſtel.

Ich bin ja Jungfer bei der gnädigen Frau; erwiderte Dorothee.

Sie ſoll eine gute gnädige Frau ſeyn, ſagte Chriſtel. Geh nur mit Gott! — Und ſo ging ſie, und ſie ſahen dann erſt, daß ſie das Goldſtük dagelaſſen.

Das Geld will ſie nicht! meinte Chriſtel zu Johannes.

Du biſt brav, meine Chriſtel, dachte Johannes ohn' es zu ſagen; um Deinetwillen muß ich beſſer werden.

13.

Chriſtel that es nur leid, daß ſie den vortrefflichen Kometenmoſt allein trinken ſollte, denn ihrem Johannes war er ſchädlich und vom Doktor verboten. Sie ſezte ſich aber jedesmal auf's Bett zu ihm, wenn ſie davon trank, ſah ihn dabei an, und ſo bildete ſie ſich ein, er genieße ſeine Süſſigkeit mit. Die alte Wirthin ward nicht vergeſſen und auch der alte Schulmeiſter Wecker, der von ſeinem Amte ſuſpendirt worden war, bekam ſoviel er wollte.

Der Moſt nun langte zwar zu den Geſundheiten, die Wecker auf Johannes Herſtellung trank, und ſich alle Mühe gab, ihm durch einen guten Zug zu beweiſen, wie redlich er es meine; aber er langte bei Weitem nicht bis zu ſeiner Wiederherſtellung ſelbſt, die erſt nach mehreren Wochen erfolgte. Der geſchikte Arzt, hatte ſich alle Mühe bei ihm gegeben, um der gnädigen Frau

Digitized by Google

gefällig zu ſeyn, von der er wahrſcheinlich ſchon die Kurkoſten bezahlt erhalten. Denn als er einſt vom Edelhofe mit der Frau Doktorin im Wagen nach Hauſe fuhr, hielt er vor Johannes Thür, ließ ihn herauskommen, und — gab ihm eine ſehr billige Rechnung. Der Apotheker iſt auch dabei! den vertret' ich, bemerkte er ihm.

Chriſtel ſagte aufrichtig: beſte Frau Doktorin, wir haben nur Nichts an Gelde!

Auch Nichts an Geldeswerth? fragte die Frau Doktorin lächelnd.

Die Ziege mekerte ſehr zur Unzeit.

Da iſt ja eine Ziege! meinte ſie etwas erheitert aus ihrer verdrießlichen Miene.

Ja wohl! ſeufzte Chriſtel, aber die brauch ich für die Kinder!

Ich habe keine Kinder! bemerkte die Frau Doktorin ſpiz.

Wir haben auch ein Schwein! ſagte Sophieschen, hinter der Mutter Schürze hervor.

So? mein Kind! — Das iſt ja ein recht liebes Kind! Laßt uns doch ſehen! ſagte die Frau Doktorin. So wurde denn aufgeriegelt, und Frau Doktorin bemühten ſich es in Augenſchein zu nehmen und zu befühlen. Das iſt gutes Eſſefleiſch; freilich nicht in die Eſſe. Aber liebe arme Leutchen, man muß von Euch nehmen, was Ihr habt! Es thut mir recht leid.

Johannes und Chriſtel ſahen ſie an. Johannes, ſprach ſie: Du biſt ja wieder geſund! Nur nichts ſchuldig bleiben! Die Kinder leben auch ohne Wurſt.

Man hat jezt Beiſpiele, daß Menſchen daran geſtorben ſind! Wurſtgift! — das iſt ein ganz neues Gift! bemerkte der Doktor, eine Priſe nehmend, und dachte: Du haſt das Memento Doctoris hier vergeſſen: „Nimm! wann es ſchmerzt!" Verbindungswörtchen „auch" iſt ja keine Grauſamkeit! — Nur aufgeladen und feſtgebunden auf den Bedientenſiz!

Das geſchah. Aber das giftige Schweinchen ſchrie ſo unbarmherzig, daß es wieder abgebunden werden mußte. Die Gans im Wagen ſchrie auch:

Johannes! ſagte der Doktor, ich gebe Euch nun die Erlaubniß zu gehen, und wieder Eure Geſchäfte zu verrichten, nach wie vor. Ihr werdet fühlen, daß Ihr geſund ſeyd; Ihr ſeyd lange nicht aus der dumpfen Stube gekommen — die Stadt iſt nicht weit — Abends ſeyd Ihr wieder da, macht Euch einen Weg mit dem kleinen guten Dinge.

Die Frau Doktorin aber wußte ſich noch hin und her zu beſchäftigen, und ließ ſich in ein Langes und Breites mit dem Herrn Schulmeiſter ein, und ſie fuhren erſt fort, als Johannes ſchon längſt einen tüchtigen Stok genommen, und ſchon weit mit dem guten Eſſefleiſch voraus auf der Straße war.

Chriſtel und Wecker ſahen nach.

Die Liquidation ſchrie, wie ſchon dem Tode nah', ſprach er.

Das Schweinchen ſprach Chriſtel, es iſt ja nun fein! Aber weſſen iſt das Himmelreich? fragte der Schulmeiſter.

Ich denke: der Armen; erwiderte Chriſtel. —

Das wollt ich nur wiſſen! lächelte Wecker.

14.

Johannes kam Abends im Mondſcheine nach Hauſe, und zerhakte erboßt den Treibeſtok, legte dann ein blankes Zehnkreuzerſtük, ſein empfangenes Trinkgeld, auf den Tiſch und warf ſich auf's Bette.

Iſt Dir der Gang nicht wohl bekommen, mein Johannes? fragte ihn Chriſtel.

Recht ſchlecht! ſagt' er.

Biſt Du müde? biſt Du krank? forſchte ſie mitleidig.

Nein! ſagte er; aber erbittert!

Es war auch ein ſchwerer Gang! ſeufzte ſie, ich will Dir es glauben. So drang ſie nicht weiter in ihn.

Johannes verſchwieg ihr aber ſein neues Unglük, das aus dem alten entſtanden war, von der Haſenjagd. Denn als er ſchon nach Sonnenuntergang auf dem Rükweg von dem Doktor an das Feldgärtchen der alten Frau, ſeiner Wirthin gekommen war, ſah er einen Haſen, der ein Loch durch den Zaun gefunden und ſich der Kohlſtauden bediente, welche noch ſtanden, um zu frieren, mürbe zu werden, und der alten guten Seele beſſer zu ſchmeken. Er ſprang über den Zaun und verſcheuchte den Haſen. Dieſer nun klemmte

Digitized by Google

ſich ein, indem er hinausſtrebte, und Johannes erreichte ihn mit dem unbarmherzigen Stoke, mit dem er gleichſam meinte, in dem Haſen ſein ganzes erduldetes Unheil, bis auf das heutige mit dem Eſſefleiſch todt zu ſchlagen. Dann zog er den Haſen hervor und warf ihn über den Zaun in das Feld. Als er aber durch den Fall wieder zu ſich gebracht, kläglich quälte wie ein Kind, ging er aus Erbarmen hin, und ſchlug ihn völlig todt.

In dieſem Augenblik kam der gnädige Gottlieb geritten, von einem Fremden und Niklas begleitet.

So? ſagt er. Seid Ihr der Haſendieb? da habt Ihr gewiß auch die Rebhühner und Faſanen, die nach und nach fehlen. Ein Faden Schwefel iſt nicht theuer, und wovon lebt Ihr denn ſonſt, Ihr Ungeziefer.

Johannes erzählte den Fall.

Ihr ſteht hier auf meinem Grunde und Boden. Hier liegt der Haſe, hier ſtehn die Zeugen. Johannes mochte nicht bitten.

Der einzige Fall iſt auch genug! ſagte der junge Herr. Es ſoll ſo einmal ein Exempel ſtatuirt werden; es iſt mir lieb, daß es Euch trifft. Die Geſeze gegen die Wilddiebe ſind, Gott ſey Dank, ſcharf und in Ehren, weil ſie vornehmer und reicher Leute Recht ſchüzen. Auf den Sonnabend iſt Gerichtstag! Der Gerichtshalter wird ſich freuen, Euch wieder zu ſehn, und Euch zu beweiſen, daß Ihr Haſen todt ſchlagen könnt. Stellt Euch alſo nur dann zu rechter früher Tageszeit von ſelber ein. Die Vorladungs-Koſten will ich Euch ſparen aus Gnaden.

So war die Geſellſchaft lachend von dannen geritten. Johannes ging in der Stille an dem beſtimmten Tage, unter dem Vorwande, wo anders hin zu gehn, und empfing ſeinen Beſcheid und ſein Urtheil, das auf dreimonatliche Gefängnißſtrafe lautete, da er kein Geld habe. Er hörte es ruhig an, und bat nur, daß er erſt zu Weihnachten ſich einzuſtellen brauche, weil jezt noch Verdienſt ſey. — Das iſt wider die Lehre von der Beſſerung durch das Beiſpiel! erhielt er zur Antwort. Er bat aber ſehr, und weinte im Herzen über die Angſt ſeiner Chriſtel, und ließ nicht ab, bis er auch das erlangte.

Johannes aber ging und ſprach in Zeiten von einer Reiſe zu einem entfernten Anverwandten, der ihnen helfen ſollte. Er war fleißig bis zum Weihnachtsfeſt, um ſein Weib und ſeine Kinder zur Noth zu verſorgen, denn ihre Zahl ſollte um Oſtern noch um Eins vermehrt werden, wenn nicht durch Zwei, wie Gott nun ſegnete.

15.

Chriſtel ſah, daß er traurig war, und ſprach: ich halte es ſelber für rathſam, daß du die Wanderung machſt, daß wir einmal aus der Noth kommen! Ich kann dich nicht länger ſo ſehen, du grämſt dich mir ordentlich ab, und die Jake iſt dir ſo weit, daß mir die Thränen in die Augen treten.

Wenn wir nur nicht die Kinder hätten! Du allein kämſt indeſſen ſchon durch, ſeufzte Johannes. Lieber Johannes, ſprach Chriſtel, wirſt du noch immer nicht klug, ſiehſt du noch immer nicht, was wir haben, und wie mich die Kinder erfreuen werden, wenn du weg biſt. Ich — ich ſtelle mir tagtäglich vor: Das iſt ein großes Glük, zu beſizen, was ein großes Unglük wäre, zu verlieren. Da haſt Du's! Sag einmal, würdeſt du lieber reich ſeyn und die lieben Kinder nicht haben wollen? Oder uns haben wollen — und arm ſeyn, wie wir ſind, und doch nicht ſind! —

Kurioſes Pathchen, würde der Pathe Leinweber ſagen, kann man denn nicht die Kinder haben, und noch Etwas für die Kinder dazu? ſprach Johannes. Alſo biſt du mit mir und den Kindern nicht ganz zufrieden? erſchrak faſt Chriſtel. Laß uns doch! Sieh, du wirſt es jezt eine Zeitlang beſſer haben als wir, du wirſt dein gutes Eſſen haben, die Beine unter anderer Leute Tiſch ſteken, ich will dich ja nicht beneiden — komme nur wieder! wenn du auch lange bleibſt, und laß einmal ſchreiben! —

Johannes ſchwieg. Sie weinte und legte ſich mit dem Kopfe auf den Tiſch. Der Vater aber ſah durch das Fenſter, wie der erſte Schnee herabtaumelte, wie er aus dem ganz geſenkten ſtirrenden Himmel ſich hinab in den Teich ſtürzte, und wie aus dem Spiegel des Teiches zugleich die ſtürmenden Floken aus der Tiefe herauf kommen, und Schnee von oben und Bild von unten ſich auf

Digitized by Google

der Fläche des Waſſers ereilten, zerſchmolzen und verſchwanden, verfolgt von dem unendlichen Rieſeln der Floken. Er ſah, wie die Kinder baarfuß im Schnee fröhlich umher ſprangen und Schneebälle wälzten, auf einander ſezten, einen Stok durchſtekten, und die Arme mit Schnee bekleideten, und dem Schulmeiſter eine Ruthe in die Hand gaben, und ihm Augen, Naſe und Mund von Kohlen in den aufgeſezten Kopf ſtekten; wie ſie dann umher tanzten, und gar nicht daran dachten, daß ſie überhaupt nur Kleider auf dem Leibe trügen, geſchweige überall geflikte, ſchekige Jäkchen, und keine Hüte auf dem Kopfe. Denn ſie froren nicht in den dürftigen Kleidern, nur der ganz kleine Junge ſtand dabei und fror, und doch warm angezogen, und den einzigen Hut im Hauſe auf dem Kopfe, der ihm bis auf die Achſeln ging, daß er kaum hervorſehen konnte; er fror, und doch freute er ſich, und zitterte, weil er nicht mitſpielen konnte.

Johannes konnte ſich nicht genug verwundern, und ſprach bei ſich: — und nennen mich doch Alle: lieber Vater! ich muß ihnen doch lieb ſeyn, und Chriſtel nennt mich: lieber Mann! ich muß ihr doch lieb ſeyn — ich muß ihr doch gut ſeyn, und wenn mir das Herz ſpringt. Wenn ich nur auch ſagen könnte, lieber Vater! wenn ich mir nur auch gut ſeyn könnte.

Da brachte Daniel einen Goldammer, den Wecker unter dem Siebe gefangen, und es war Jubel im Hauſe, daß die Mutter Ruhe gebieten mußte, weil die alte Frau Redemehr, die Wirthin, ſchlief und krank war.

Ich machte ein Hirtenhäuschen auf den heiligen Chriſt! vertraute ihm Wecker, ein ganzes Wachslicht vom vorjährigen Weihnachten vom Orgelpult hab ich noch. Man wird wieder ein Naar mit den Kindern! ſagt' er, die Hände reibend. Ihr ſeyd ein braver Mann! lächelte Chriſtel auf Johannes.

Das wollt ich nur wiſſen! verſezte der Alte. Damit hatten ſie ihn an den Weihnachts heiligen Abend erinnert. — er dachte, wie die Kinder in der dunklen Stube ſizen, und ſich fürchten und freuen, daß das Chriſtkind doch im Dorfe ſey; wie die Mutter ihnen zum Troſte ſagen würde: zu Jahre wird Euch der Vater beſcheren! und Sophiechen früge: ob ein Jahr lang ſey? Dann dacht er, daß Daniel ihm ſchon beſcherrt — den Leichenſtein, und ſo ging er am andern Tage ſchon fort. Die Kinder baten ihn, was mitzubringen vom Vetter, und Chriſtel hatte ihn mit einem kleinen Päkchen beſchwert: aber er mußte es nehmen, die Kinder und ſie darum berauben, um ſie glauben zu laſſen, er gehe einen freien guten Gang. Das Herz pochte ihm laut, und ſeine Thränen entſchuldigte der Abſchied. Und er mochte wohl oder übel, ſo mußte er auch vom Schulmeiſter die Wintermüze — ſein verwandeltes Butterfaß — ſich auf den Kopf drüken laſſen, und hören, wie Chriſtel ihm nachrief: Sorge nur nicht um uns! Der Herr iſt ja bei uns! und Wecker ihr ſagte: Das wollt ich nur wiſſen!

(Schluß folgt.)

Ueber das Selbſtentzünden des Heues und über das Bereiten deſſelben.

Da es bis jezt noch viele Landwirthe gegeben, welche an der Selbſtentzündung des Heues zweifelten, ſo iſt es nothwendig, die bekannt gewordenen Erfahrungen zur öffentlichen Kunde zu bringen, gleichzeitig aber auf zwekmäßige Bereitung des Heues aufmerkſam zu machen.

Der Herr Domainenrath Pogge zu Roggow theilt in den Neuen Annalen der meklenburgiſchen Landwirthſchafts-Geſellſchaft (13. Jahrg. 1. Heft Seite 317) einen merkwürdigen Fall mit, welcher die Selbſtentzündung des Heues außer Zweifel ſezt. Weil dieſer Bericht aber auch in mancher andern Beziehung für den Oekonomen Intereſſe hat, ſo laſſen wir ihn auszugsweiſe hier folgen:

Herr P. läßt ſeine Wieſen nur bei gutem Wetter mähen, und wenn etwa Regen zu erwarten ſteht, ſo wird das Gras noch am Tage des Mähens in zwei Fuß hohe cylinderförmige Haufen geſezt, weil es darin 8 Tage ſtehen kann, ohne zu verderben. Hält der Regen länger an, ſo werden, wenn die Haufen etwas abgetroknet ſind, ſie umgeſezt, weil ſonſt das Gras eine gelbe Farbe annimmt. Vermöge ihrer eigenen Schwere ſinken

Digitized by Google

die Haufen ſo feſt zuſammen, daß das Durchregnen unmöglich wird. Bei gutem Wetter läßt er hinter der Senſe ſtreuen, und was Vormittags gemähet iſt, Nachmittags wenden. Die Nacht bleibt alles auseinander. Des andern Tages wird das Heu zweimal gekehrt, weil das Dikliegende ſonſt nicht ſämmtlich Luft und Sonne erhalten würde, und gegen Abend in 6 Fuß lange und 3 Fuß hohe Haufen geſezt. Er zieht dieſe langen Haufen den runden vor, weil, wenn das Heu ſchon etwas bewelkt, es ſich hierin nicht ſo ſehr zuſammendrükt. In den langen Haufen bleibt es wieder einige Tage ſtehen, dann wird es an einem heiteren warmen Tage des Morgens früh auseinandergelegt, zweimal an demſelben Tage gewandt und am Abend in fudergroße Haufen gebracht. So bleibt es 5 bis 8 Tage ſtehen, und wenn die Witterung gut war, kann es eingefahren werden. Herr P. ſezte dieſes Heu in Miethen, und fand, das ſich das Heu zwar erhizte und braun geworden, aber doch vom Vieh gern gefreſſen wurde und gedeihlich war. Er bemerkt hierbei, daß das Heu, welches aus edlen Gräſern beſteht, nur dieſer größern Sorgfalt bedarf, weil es nicht ſo leicht welkt, als Gras von Moorwieſen, deſſen Behandlung nicht ſo viel Umſtände braucht.

Nachdem er nun mehrere Jahre das Heu ſo hatte bereiten laſſen, ließ er, einer öffentlichen Anzeige vertrauend, daß das Heu ſich nicht entzünden könne, wie es in der Schweiz geſchieht, 70 Fuder Heu in eine 36 Fuß lange und 28 Fuß breite Miethe bringen, und 3 Fuß hoch mit Stroh deken. Nach 8 Tagen fing die Miethe an einen pikanten Geruch von ſich zu geben, welcher ſich in 4 bis 6 Wochen ſo vermehrte, daß man ihn unterm Winde mehrere hundert Ruthen entfernt wahrnehmen konnte. Glüklicherweiſe ſtand die Miethe entfernt von der Wohnung, als ſie eines Tages um 4 Uhr Nachmittags an zu dampfen fing, und in helles Feuer ausbrach. Es hatte ſich im Innern der Miethe, etwa 3 Fuß von außen, ein förmlicher Feuercanal, von oben bis etwa 3 Fuß von der Erde, gebildet. Das ſchwarze Heu wurde von dem Vieh ohne Schaden verzehrt, ja es zog das gebrannte dem ungebrannten Heu vor.

Herr Pogge machte im folgenden Jahre einen abermaligen Verſuch, mit einer Vorrichtung, welche ihm den Hizegrad im Innern der Miethe zeigte, und fand es abermals beſtätigt, daß das Heu ſich ſelbſt entzündet haben würde, wenn er die Miethe nicht hätte abtragen laſſen. Er behauptet nun, daß, wenn gleich dieſe Methode, daß Heu in ſo große Miethen zu bringen, wegen Entzündbarkeit gefährlich iſt, ſo ſey es doch außer Zweifel, daß dieſe Art, wie die Schweizer das Heu aufbewahren, dem lezteren eine beſondere Kraft verleihe, und das vollkommenſte Futter liefere.

Wir finden dieſe Erfahrung ſchon in frühern Schriftſtellern beſtätigt, und namentlich iſt ſolches bereits vom Herrn Staatsrath Thaer in ſeiner Einleitung zur Kenntniß der engliſchen Landwirthſchaft (3. Band), vom Herrn Prediger Schnee in ſeinem Handbuche, in dem Wochenblate des landwirthſchaftlichen Vereins in Bayern (3. Jahrg. S. 778) und an andern Orten empfohlen. Spätere Verſuche ſcheinen indeß das Reſultat gegeben zu haben, daß das in Miethen geſezte, durch feſtes Zuſammenpaken erhizte Heu ſo lange dem Viehe zuſagt, als es nicht zu ſehr durch die Hize angegriffen und gar ſchwarz geworden. Herr Fellenberg (im bayeriſchen Wochenblatt l. c.) hält dafür, daß das gegohrne Heu (wie er das obige nennt) faſt das für das Vieh ſey, was der Wein für den Menſchen, und das ungegohrne, was ungefähr das Bier für den Menſchen iſt; er will damit ſagen, der Wein macht thätig, aber das Bier macht fett, mißt alſo dem ungegohrnen mehr Nahrungsſtoff bei.

Da die Ermittelung eines richtigen Reſultats von größter Wichtigkeit iſt, ſo hoffen wir, durch Erfahrungen der Herren Oekonomen unterſtüzt, bald mehr hierüber mittheilen zu können.

Ueber den Anbau des Buchweizens.

Der Buchweizen — Polygonum fagopyrum, Heidekorn, iſt in dreifacher Rükſicht für die Landwirthſchaft einiger Gegenden wichtig: als Nahrung für Menſchen, als Maſtkorn fürs Vieh, und zur grünen Verfütterung. Beſonders dient er aber auch dazu, den Aker vom Un-

Digitized by Google

kraute zu reinigen. Er paßt für jeden Boden, und am Beſten für den leichten und undankbaren; in den troknen Sandländern gewährt er großen Vortheil. Da man ihn gewöhnlich in die Stoppel unreiner Aeker ſäet, ſo müſſen dieſe ſchon im Herbſte umgepflügt und troken gelegt werden; im Frühjahre eggt und walzt man ſie einige Mal, bringt Queken und Unkraut auf Haufen, und verbrennt ſie. Man ſäet den Buchweizen am Beſten in den erſten Tagen des Junius; thut man es früher, ſo fällt ſeine Blütezeit in die heißeſte Jahreszeit, wo dann die Blüten verbrennen, und keinen Samen bringen. Ohnedies iſt auch die Pflanze im Anfange ſo zärtlich, daß die Maifröſte ſie verderben würden. Säet man ihn Anfangs Junius, ſo ſteht er im Julius in voller Blüte, und kann dann zum Grünverfüttern gebraucht werden. Wenn es möglich iſt, ſo ſäe man ihn bei feuchter Witterung, ſo wird er in fünf bis ſechs Tagen keimen, durch ſeinen ſchnellen Wuchs bald den Aker bedeken und das Unkraut unterdrüken. Läßt man den Buchweizen reif werden, ſo muß man den Zeitpunkt der Ernte genau abmerken, doch muß man ihn auch hernach auf dem Felde gehörig austroknen laſſen, und ihn nicht zu früh einfahren, weil die Stengel deſſelben viel Saft enthalten. Sezt man ihn in Feimen, ſo muß man Luftzüge dabei anbringen, weil er ſich ſonſt leicht erhizt und verdirbt.

Iſt der Buchweizen gut eingebracht und troken gedroſchen, ſo gibt er vieles und ſchönes Mehl, gleich dem Weizenmehl, und ein vortreffliches ſchmakhaftes Brod. In Deutſchland wird er meiſtens zu Grüze verbraucht, deren man ſich auf verſchiedene Art bedient, und deren Genuß ſehr geſund iſt. Menſchen, die blos bei Buchweizen aufgezogen wurden, ſind ſtark und lebhaft. In einigen Gegenden Deutſchlands gibt derſelbe den Landleuten täglich drei Mahlzeiten. Daß dieſe Frucht zu Branntwein dienlich ſey, glaube ich daher behaupten zu können, weil er in Danzig, deſſen Liqueurs ſo berühmt ſind, dazu angewendet wird. Im vorigen Jahre verkaufte ein Landwirth in Yorkſhire den Londonern Deſtillateurs eine große Menge um den Gerſtenpreis. In Norfolk ſchäzt man ihn beſonders als Maſtung, um die Schweine ſchnell fett zu machen, eben ſo auch für das Federvieh. Den erſtern gibt man ihn mit Hafer vermiſcht. Die kleinen Schweine werden im Anfange wie berauſcht, wenn man ihnen Buchweizen gibt, weßwegen man ihnen nur kleine Portionen geben darf. Der Spek von Buchweizenmaſt iſt zwar nicht feſt, und zerfließt leicht, man kann dies aber dadurch vermeiden, daß man den Schweinen 8 bis 14 Tage vor dem Schlachten noch Gerſten- und Erbſenfutter gibt. Die Faſanen lieben dieſe Frucht ſehr, man gibt ſie ihnen ungedroſchen im Stroh, ſie verlaſſen bei dieſer Fütterung nie ihren Wohnort, und es ziehen ſich ſogar noch fremde dahin. Hat man weit abgelegene Felder, die man nicht gut mit der Aſche düngen kann, ſo beſäe man ſie mit Buchweizen, und pflüge ihn, wenn er in der Blüte ſteht unter. Um dies zu können, muß man ihn vorher einige Mal niederwalzen, und nachdem er gut eingepflügt iſt, walze man den Aker nochmals. In ein ſo behandeltes Land kann man hernach ohne weiteres Pflügen Korn pflanzen oder ſäen; denn es hält ſich ſehr loker, und man darf den Samen dann nur eineggen. Alles Vieh liebt den Buchweizen als grünes Futter, und befindet ſich wohl dabei, die Schafe allein ausgenommen. Zum Grünfüttern muß man die Zeit wählen, wo der Buchweizen zur Hälfte ausgeblühet iſt, dann ſchneide man ihn bei trokner Tageszeit, um das Aufblähen des Viehes zu verhüten. Den Kühen muß man ihn auf Raufen geben, und um das Herabfallende davon zu nuzen, laſſe man die Kühe aus dem Stalle, und die Schweine hinein. Die Kühe geben viel Milch nach dieſem Futter. 1795 war mein leztes Pachtjahr in Norfolk, ich ließ $6\frac{1}{2}$ Acre, ziemlich unreine Haferſtoppel mit 24 Büſchel Buchweizen beſäen. Die Zeit nach der Ausſaat war einen ganzen Monat hindurch ſehr troken, viel Körner gingen nicht auf, viele andere wurden durch die Tauben verzehrt. Ich hatte nur eine halbe Ernte davon. In der Mitte Julius ließ ich $2\frac{1}{4}$ Acre davon grün verfüttern und 4 zu Samen ſtehn. Mit den erſten erhielt ich 20 Kühe, 1 Stier, 2 Zuchtſchweinen, 2 Stuten mit ihren Füllen

Digitized by Google

und 35 Schweine während fünf ganzer Wochen. — Gleich nach Abbringung des reifen Buchweizens muß man den Aker stoppeln, damit die ausgefallenen Körner noch keimen und hernach vertilgt werden können. Thut man dies nicht, sondern säet gleich in die erſte Furche das darauf folgen ſollende Korn, ſo werden die ausgefallenen Buchweizenkörner die kommende Ernte verunreinigen, und zum Theil unterdrüken. Hat man aber den Buchweizen grün abgefüttert, ſo kann man den Aker bis zur Kornſaat liegen laſſen, ohne ihn weiter vorzubereiten.

(Zuſaz.) Das Vaterland des Buchweizens iſt Aſien, von wo er vor 300 Jahren nach Italien, und erſt im leztverfloſſenen Jahrhundert nach Deutſchland kam. Zum Gedeihen dieſer Pflanze iſt feuchte, regneriſche Witterung erforderlich. Wegen der Aehnlichkeit des Samens mit der Buchnuß und ſeines Korns mit dem Weizen, hat er den Namen Buchweizen erhalten. Sein Stengel wird zwei Fuß hoch, und ſieht oberhalb röthlich aus, die Blätter ſind fett und dik und dunkelgrün, die Blumen fallen ins Röthliche und ſind büſchelförmig. In Heidegegenden geräth der Buchweizen am Beſten, in fettem, guten Boden trägt er keinen Samen, ſondern blühet immer fort, und gibt da ein vorzügliches Futterkraut. Der Sibiriſche Buchweizen, Polygonum tataricum, iſt eine Abart, die man jenem noch vorzieht, weil er das deutſche Klima beſſer verträgt.

Methode, ſchnell Klee zu troknen, ohne ihm ſeine guten Eigenſchaften zu benehmen.

Klee, vom Vieh grün gefreſſen veranlaßt bei demſelben oft ein Aufſchwellen, welches man Tympanitis, eine Art Windſucht, nennt. Es war daher dringendes Bedürfniß, ein Mittel zu finden, um den Klee ſchnell zu troknen, wobei jedoch derſelbe ſeine eigenthümlichen guten Eigenſchaften nicht verliere. Man hat eine Methode erfunden, ſelbigen zu mähen, zu Heu zu machen und einzufahren, und zwar dieß alles binnen drei Tagen, die in den verſchiedenſten Departements Frankreichs mit glüklichem Erfolge angewandt worden iſt.

Man mähet den Klee. Am folgenden Tage legt man ihn in große Haufen. Jeder Haufen muß mehrere Fuder enthalten, er muß feſt niedergetreten und allenthalben recht gleich gelegt werden. Gewöhnlich fängt die Gährung wenige Stunden darnach an; bald nimmt ſie ſo zu, daß man nach 24 Stunden, und oft noch früher, die Hand nicht mehr darein halten kann. Sobald der Klee einen Honiggeruch um ſich her verbreitet, bringt man ihn ſchnell auseinander, und wenige Stunden Sonnenſchein und Wind reichen hin, um dieſes Futter vollkommen troken einzufahren. Sollten indeſſen einige Theile des Klee's, ſtatt eine ſchöne braune Farbe anzunehmen, grün geblieben ſeyn, weil ſie nicht gehörig in Gährung gekommen ſind, ſo werden ſelbige herausgeworfen, und wieder in einen Haufen gelegt oder auf andere beliebige Art getroknet. Der Klee, ſo zu Heu gemacht, behält nicht blos ſeine Blätter und Blüten, ſondern erhält dadurch noch mehrere Vorzüge.

Man kann dieſelbe Methode bei Luzerne und anderm Viehfutter anwenden.

Die bewunderungswürdigen Unterſcheidungs-Gaben der Pferde.

Der Bucephalus (Leibpferd Alexanders des Groſſen) ließ außer ſeinem Herrn Niemanden aufſizen, und warf jeden Fremden, der es wagte, herunter, oder wälzte ſich mit ihm auf der Erde, worauf er verſuchte, ihn mit den Füßen zu zertreten; ſobald aber Alexander ihn beſteigen wollte, legte er ſich ſofort nieder, um ihm gleichſam bequemer in den Sattel zu helfen.

Als Alexander die Stadt Theben belagerte ward er, bei einem Ausfall, von Feinden umringt, und der Bucephalus ſo ſtark verwundet, daß ſein Herr zur eigenen Rettung, ein anderes Pferd beſteigen wollte. Bucephalus widerſezte ſich aber, und trug den König im ſchnellen Lauf ohne Schaden davon.

Dieß berühmte Pferd wird übrigens häufig als eine Mißgeſtalt mit Ochſenkopf abgebildet. Der Wahrheit gemäß, war es aus Theſſalien und

Digitized by Google

aus dem Geſtüte des Philonici Pharſali für 13 (Plinius ſagt 16) Talente erkauft. — In der Jugend ſehr muthwillig, wurde es vom König Philipp ganz zurükgeſezt, Alexander aber bildete, als Meiſter der Reitkunſt, es lediglich durch ſelbige, zu ſeiner fernern Berühmtheit aus.

Die Urſache, warum dieß Pferd Bucephalus genannt wurde, war nicht, weil es wirklich etwa einen Ochſenkopf gehabt hatte, ſondern weil ihm vorne am rechten Bug, mit glühenden Eiſen die Geſtalt eines Ochſenkopfes eingebrannt war, welchen Brand geſammte Pferde des Philonici Pharſali als Geſtüts-Zeichen empfingen.

Das Pferd des Julius Caeſar ließ ebenfalls Niemanden, als den Kaiſer aufſizen.

Nach der Beſchreibung ſoll es vorne faſt Menſchenfüße gehabt haben, indem die Hufe ſo geſpalten waren, als wenn es Finger und Zehen geweſen wären. Hieraus prophezeiten die Wahrſager damaliger Zeit dem Kaiſer die Weltregierung, und er verwandte daher viele Sorgfalt auf die Erziehung dieſes Roßes, welches ganz jung ſein Eigenthum geworden war. Das Thier ſoll aber troz dieſer Verbildung dennoch äußerſt gut geweſen und recht raſch gelaufen ſeyn.

Als Julius Cäſar, drei Tage vor ſeinem Tode in den Stall ging, ſoll er dieſes Pferd mit thränenden Augen vorgefunden haben. Dieſes ward nach damaliger Art dahin gedeutet, als wenn das Thier eine Vor-Ahnung von dem Unglüke gehabt habe, welches ſeinen Herrn traf, und als wenn es im Voraus deſſen Verluſt ſchon beweint habe.

Plinius erzählt: daß, als der König der Scythen im Streite umkam, ſein Pferd bei dem todten Körper ſtehen blieb und ſolchen beſchüzte. Einen Jüngling, der ſich demſelben nahete, zerriß es mit den Zähnen.

Nächtliche Taufe.

Der Czar Peter der Große von Rußland ſchlug es niemals aus, ein Kind aus der Taufe zu heben, wenn man ihn darum bat, was ziemlich oft geſchah.

Ein Geiſtlicher in St. Petersburg bat ihn einmal, die Pathenſtelle bei ſeinem Sohne zu vertreten. Peter verſprach es, beſtimmte den folgenden Nachmittag dazu, und der Geiſtliche veranſtaltete alles zu der religiöſen Feierlichkeit. Doch an dem nemlichen Tage war der Monarch ſo mit Geſchäften überhäuft, daß er ſein gegebenes Wort vergaß, und ſich erſt beim Schlafengehen daran erinnerte. „Ich habe den Popen verſprochen, ſagte der Monarch, daß ich zu ihm kommen wollte, und ich habe mein Wort gebrochen! Wie unruhig wird der Pope und ſein ganzes Haus geweſen ſeyn. Sie werden mich erwartet haben, und vielleicht warten ſie noch jezt auf mich.“

Es war ſchon eilf Uhr, es war eine rauhe Herbſtnacht, aber demohngeachtet kleidete ſich der Monarch wider an, um zum Popen zu gehen. Nachdem er mit vieler Mühe einen Nachen in der Nacht bekommen hatte, ſezte er mit ſeinen Adjutanten über die Newa. Sie kamen bei dem Hauſe des Popen an. Alles ſchlief hier, und Peter mußte lange klopfen laſſen, ehe die Thür geöffnet wurde.

Kaum war der Pope zum Vorſchein gekommen, ſo entſchuldigte ſich der Monarch, daß er ihn ſo ſpät beunruhiget habe. Er erkundigte ſich nach der Gevatterin. Man ſagte ihm, ſie ſey weggefahren, und auf Befehl des Czar wurde nach ihr geſchikt. „Es iſt billig, ſagte Peter der Große, daß ich auf ſie warte, da ſie ſo lange auf mich gewartet hat.“ Als nach einer halben Stunde die Gevatterin erſchien, bat ſie der Monarch ebenfalls wegen der gemachten Unruhe um Verzeihung. Das Kind wurde getauft, und der Monarch brachte es ſelbſt zur Wöchnerin. Er küßte ſie, die Gevatterin und den Vater, und ließ ſich darauf wieder über die Newa ſezen.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Walthauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 17. Den 26. April 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

In Glaub und Hoffnung wird die Welt ſtets uneins ſeyn;
Nur in der Liebe bleibt die Schuldigkeit gemein!
In dieſer hohen Pflicht wird alle Pflicht vollendet,
Und jeder Weg iſt falſch, der ſich zur Seite wendet!

Inhalt: Die Oſternacht. (Fortſezung.) — Kartoffelgries. — Ueber die 3 und 6 Felder- und allerlei Wirthſchafts-, Staats- und Religions-Formen, Zehent-Wohlthaten ꝛc. — Schwediſche Pferdefütterung. — Eine ſeltſame Mode.

Die Oſternacht.

(Fortſezung.)

16.

Zu Weihnachten aber ſaßen ſie ſtill in der dunklen Stube; der Kleine fürchtete ſich vor der Mutter auf ihrem Schoße, weil er ſie mit dem, in der düſtern Verſchattung ſchwarzen Geſichte nicht kannte; denn die Sterne am Himmel, und der Schnee draußen dämmerten wohl herein, aber ihr Glanz fiel auf das Kleine, das vor ihr ſtand, und nach ihr ſelber rief. Denn ſie ſprach nicht, und dachte vor ſich an Johannes.

Da macht es die Hausthür auf, ein leiſes Geräuſch auf dem Flur, dann ging ſie leiſe wieder zu. Von drüben kam Wecker mit dem Hirtenhäuschen, das hell ſchimmerte, wie eine große Laterne. Chriſtel war ihm aufmachen gegangen, auch die Alte, bei der er es gemacht, und jezt angezündet, hatte noch die Thüre in der Hand und wollte nachfolgen. Da ſtieß Wecker an einen kleinen verdekten Korb. Noch eine Chriſtbeſcherung? fragte Frau Redemehr. Aber er ſteht nicht auf meiner Grenze, er wird wohl Euer ſeyn, für die Kinder, Chriſtel! Wer weiß, wer ſich die unſchuldige Freude gemacht!

Chriſtel dachte an Dorothee, nahm das Körbchen und ſezte es auf den Tiſch, das Hirtenhäuschen leuchtete dazu, und Wecker war faſt böſe, daß ſeine Freude nicht die einzige ſeyn ſollte, denn die Kinder umſtanden den Tiſch, und die Mutter fragte ſie, was darin ſeyn ſollte? Was Jedes am Liebſten hätte? Daniel rieth ein Chriſtbrod, Sophiechen ein Piſchkind, und Gottlieb Aepfel und Nüſſe, und einen Zappelmann.

Die Mutter öffnete nun, während die Schatten der ausgeſchnittenen Bilder aus dem Hirtenhäuschen über den Korb liefen, von der Hize des Lichtes darin im Kreiſe getrieben, und Jäger, Hunde und Hirſche ſich einander friedlich verfolgten, ohne ſich je zu erreichen.

Ein Piſchkind! ſchrie Sophiechen; das iſt mein, Mutter, gib es mir her!

Das iſt recht künſtlich gemacht! als wenn es natürlich wäre, ſagte die Alte, die ihre Brille vermißte; und das Händchen! die Wikelſchnuren! nur geradezu Alles! Was doch die Menſchen jezt Alles machen! Kein Dergleichen!

Aber Chriſtel hatte die Augen voll Thränen, denn das Piſchkind ſchlug die Aeuglein auf, und eine kleine Miene, wie zum Weinen, flog über ſein Geſichtchen. Die Alte erſchrak erſt, trat dann näher und hielt ihm den kleinen Finger an den Mund.

Das Kindchen iſt hungrig! ſagte ſie. Aber, aber — Euch das zu bringen, das ſcheint mir doch Sünde, der muß Euch nicht kennen! Ich ſezt' es einem Reichen hin!

Ich will mir den Segen verdienen, ſagte Chriſtel. So eine heilige Gottesgabe von ſich zu ſtoßen, wie die Mutter! Ich danke meinem Gott für das gnädige Zutrauen zu uns Armen!

Mutter, fragte Sophiechen, was iſt denn das Piſchkind? ein Gottlob oder ein Anna Röschen?

Und nun ward das Kind erſt herausgenommen, das Alle mit Verwunderung indeſſen beſtaunt.

Die Mutter ſchlief vor zärtlichen Sorgen die ganze Nacht nicht, die Kinder kaum vor Freuden.

Am Vormittag aber fehlte der Kreuzer zu einem Bogen Papier unter den großen Kindtauf-Kuchen. Daher machte Wecker die Siegel, inwendig vom Dekel der großen Bibel los, wo-

Digitized by Google

mit der Umſchlagbogen befeſtigt war, und Chriſtel kam nach dem Papier. Aber was iſt denn das? fragte Wecker? Die Papiere hier? und der verſiegelte Brief? Chriſtel nahm das Eine nach dem Andern, und fand mit bangem Erſchrecken die Schuldverſchreibung vom ſeligen Herrn, die in der Bibel verborgen geweſen.

Nun ſeyd Ihr auf einmal reich! ſagte der Alte. Wenn nur Borromäus was hätte! Der iſt nicht der Mann!

Ach, wenn er nicht geſchworen hätte! ſeufzte Chriſtel. Nun ſoll mich mein Gott bewahren, ihm das anzuthun.

Chriſtel aber hatte Verdacht auf Dorothee, daß ſie das Körbchen beſchert. Sie hatte im Dorfe umſonſt umher gerathen. Wer hatte ſo weiße, feine Leinwand? Wer konnte das Alles ſo ſauber machen, wenn nicht des Predigers Töchter, die aber die liebe Unſchuld waren. Das war nur vom Edelhofe! und dort nur von Dorothee! Denn dort war nur die Mutter der gnädigen Clementine, und eine alte Köchin. Sie hatte die Nacht ſchon geweint über das Mädchen, das ſie nichts anging, als daß ſie es liebte, weil ihm der Vater gut geweſen war.

Jezt aber öffnete ſie auch noch den Brief, vom verſtorbenen Paſtor an ihren Vater; das Recht ſprach ſie ſich zu. Wie erſchrak ſie nun erſt, als ſie las, daß der Paſtor bei ſeinem Sterben nun ihm das Kind anvertraute, da Jahre lang Niemand nach ihm gefragt. Er habe ſonſt immer das Geld für die Pflege der Dorothee richtig erhalten, ſeinen eignen Kindern könn' er, da er ſcheide, nicht zutrauen, daß ſie das Mädchen erziehen würden, und da es die Tochter von ſeiner Martha ſey, ſo ſtehe ihm als Großvater zu, ſich da Gotteslohn zu verdienen. In inliegendem Briefe ſchrieb er, werden Sie den Namen des Vaters der Dorothee finden. Es iſt derſelbe junge, reiche Herr aus Frankfurt, der um Wein im Großen einzukaufen, ſich oft Wochen lang in Ihrem Hauſe aufgehalten.

Die Anlage aber hatte der Paſtor wieder verſiegelt dem Großvater zugeſandt, der Brief war an den Paſtor überſchrieben, der Großvater hatte ihn nicht aufgemacht, ſie getraute ſich es noch weniger zu thun, und was half auch der Name nun ihr? was Dorothee? Und ſo beweinte Chriſtel aufs Neue ihre arme Schweſter Martha, ſie freute ſich jezt, daß Johannes nicht da war bei der Taufe, und hatte das Knäbchen noch lieber.

17.

Viele ſchwere Wintertage überwand nun Chriſtel mit Hoffnung, Liebe und herzinniger Zufriedenheit.

Sie war bis jezt ruhig geweſen. Als es aber gegen Oſtern kam und die Zeit ſchon Wochen vorüber war, in welcher ihr Johannes zurük ſeyn konnte, da ward ihr bang und bänger um ihn, und der Kummer um ſein Auſſenbleiben übermannte ſie manchmal, daß ſie im Stillen weinte. Wird er wieder kommen? getraute ſie ſich dann kaum ſelber zu fragen: wenn er wie Dorothee iſt, die von uns ſchied, als ſie glaubte uns zur Laſt zu ſeyn! Dann ſchämte ſie ſich ihrer argen Gedanken, ſah auf die Kinder und empfand, daß es ja gar nicht möglich ſey, die lieben Gottesgeſchenke bei klarem Verſtande nur kurze Zeit freiwillig je zu verlaſſen, geſchweige für immer. An ſich ſelber dachte ſie kaum.

Einſt begegnete ihr Niklas, als ſie Garn zum Weber trug zum Verkauf von ihrem Geſpinnſte. Sie blieb ſtehen vor Rührung als ſie ihn ſah; denn ſie getraute ſich nicht den Weg zu gehn, ſo verdunkelten Thränen ihre Augen.

Beruhigt Euch! Frau Chriſtel, ſagt' er ihr mit troknen Worten: Euer Mann iſt in gutem Gewahrſam, es ſtiehlt ihn Euch Niemand — er ſizt nur den Haſen ab, den er erſchlagen hat, und ſizt nun ſchon auf der Blume! Er iſt bald darüber hinweg. Seyd nur ruhig.

So blieb ſie denn vor Wehmuth ſtehen, als er längſt ſchon vorüber war. Sie ging nach Hauſe, das Garn in der Hand. Nun erſt hatte ſie keine Ruhe, nun verſtand ſie Johannes Reden, ſeinen ſtillen Unmuth, und die Worte, die ſie ihm alle zum Abſchied geſagt, fielen ihr ſchwer aufs Herz.

Und nun ihren Johannes zu erlöſen, er ſey, wo er wolle, beſchloß ſie den Herrn von Borromäus anzugehen, die alte Verſchreibung in der

Hand. Denn der Gerichtshalter wohnte in der Stadt, und ſo weit konnte ſie ſich wohl entfernen.

Der Schulmeiſter aber brachte ihr Nachricht, daß es mit dem ſeligen Herrn zu Ende gehe, daß ein neuer Gutsherr komme, der Breitenthal auf Schuld übernehme, ein reicher Kauf- und Handelsherr aus Frankfurt. Alle „exigiblen" Reſte wären im „Transſubſtantiations" Verkauf mit angenommen, die „inexigiblen" aber wollte der ſelige Herr noch für ſich eintreiben zu einem Ausgedinge, und es würden ſchon Ziegeln angefahren auf den Vogelherd. Geld alſo bekommt Ihr nicht mehr, gute Chriſtel, ſagte er; ein Sterbender hat keine Furcht mehr, beſonders wenn der Gerichtshalter die Schwuracten nicht aufgehoben haben — ſollte! Wer hat darnach zu fragen? — Das ſah Chriſtel ein.

Daß Wecker wahr geredet, erfuhr ſie auch bald zu ihrem großen Leid. Denn die alte Frau im Hauſe, die wie ſie, ſo lange ſie ſelbſt es vor andern kleinen Arbeiten konnte, und ihre Umſtände es erlaubten, von Spinnen lebte, hatte ihr die lezten Monate her, nach und nach drei Thaler geliehen. Nun aber wurden die inexgiblen Reſte eingetrieben, wo freilich kein Anſehen der Perſon mehr galt; die Alte ſollte alſo für ihren vor 20 Jahren ſchon begrabenen Mann 5 Thaler für Birkenruthen zu Beſen entrichten, und das bei Todesſtrafe der armen Ziege der Chriſtel, die zur Ernährung der Kinder das Beſte beitrug. Denn die Ziege mußte nun fort auf das Schloß geführt und geſchlachtet werden, und dennoch langte das dafür gelöste Geld nur hin, daß Chriſtel die große Schuld abzahlte, wenn auch die alte Frau noch um Gnade bitten mußte. Aber ſelbſt die Ziege ſtemmte ſich zu gehen, und Chriſtel und die Kinder weinten der alten Frau nach, die ihrer kaum Herr ward.

Dafür erhielt aber Chriſtel zum Palmſonntag einen kleinen Braten von der jungen Ziege. Die Kinder wußten nicht was ſie aßen. Chriſtel war in der That nicht wohl, ſchob den Teller hin, ſtand auf, und Wecker ließ ſich „den alten Reſt von den Beſen" ſchmeken.

Chriſtel war immer fleißig, bis zum Charfreitag früh. Dann wikelte ſie das Goldſtük, um auch das los zu werden, zum Beichtpfenning für den Prediger ein, und ging in die Kirche. Zuvor bat ſie Weckern, der Alten und den Kindern ab, wenn ſie ſie je mit Worten oder Werken beleidigt, und im Geiſte bat ſie es auch ihrem Johannes ab, den ſie ordentlich vor ſich ſtehen ſah, wie ſonſt, wenn er ihr ſagte: Du haſt mich nicht beleidigt meine Chriſtel, vergib nur mir! Und das that ſie nun vom Herzen.

In der Halle der Kirche hörte ſie ſchon den Tremulanten, der heute zum Todestag des Herrn gezogen war, und ſeine dumpfen Schläge ſchlugen an ihre Bruſt, und ſie bebte mit, wie die Töne bebten, daß ſie hinknien mußte vor eignem Elend, weit übertroffen von dem ſchönſten aber ſchmählichſten Tode. Die Orgel führte die Melodie des wunderlichen alten Kichenliedes: O Traurigkeit! O Herzenleid. — Der erſte Vers war geendet, die langſam ſchwebenden Töne klangen allein, und nun fiel die ganze Gemeinde dumpf, und doch durch die Menge der Stimmen mit erſchütternder Macht in die Worte ein:

O große Noth
Gott ſelbſt iſt todt!

Sie wußte nicht mehr wo ſie war, ſie betete nur, und auch das nicht mehr; ſo ergriffen, ja entſezt war ſie von dieſen Worten, die ihr ſo wahr, ſo traurig und fürchterlich erklangen, und nur erſt als das Leben und Brauſen ſchwieg, zitterte ihr Herz nicht mehr ſo ängſtlich über das furchtbare Bild, das ſie durch die Worte, wie durch ein Feuer gehört und geſehen, aber es klang ihr ſelbſt am Altare noch immer vor den Ohren, ihr war, als raunte eine tiefe Stimme zu ihrem Herzen:

O große Noth.
Gott ſelbſt iſt todt! —

Und wie das arme verlaſſene Weib durch die Noth aller dieſer Tage zulezt ſelbſt in ihrem Muthe gebeugt war, wie ihr das große Waſſer und Dorothee, der Leinweber und Wecker einfiel, ja ſelbſt die Ziege, wie ſie die Kinder vor Augen ſah, Johannes vor Augen ſah, und bedachte, welche neue Angſt ihr bevorſtehe, die ſie vielleicht den Kindern raube und in das Grab ſtürze: ſo brach ihr das Herz; und nun wiederholte ſie ſelbſt

Digitized by Google

mit Grauſen die Worte in ihrem verworrenen Geiſte: Gott ſelbſt iſt todt.

Dann opferte ſie das Geld, wartete den Segen ab, und ging ganz unter den Lezten aus dem Gotteshauſe.

Wie aber die Geiſtlichen während des Opfers auf dem Altare ſtehen, ohne noch zu fungiren, wie doch auch von dem Freigebigſten zu Zeiten ein Blik zur Seite fällt: ſo war beſonders das Goldſtük dem Herrn Prediger in die Augen geblinkt, und er hatte die Geberin gemerkt, ſich ſagen laſſen, wer ſie ſey, und von dem neuen Schulmeiſter — des alten wegen — nichts eben Beſonderes erfahren, und daß ihr Mann nicht zugegen ſey, und daß ſie leben, ohne Jemanden zur Laſt zu fallen. So winkte er ihr dann auf dem Nachhauſegange. Sie beantwortete ſeine Frage, wie ſie zu dem Golde komme, nicht unbefangen, noch wahrhaft; aber ſie hörte kaum mehr als er ſagte: vielleicht iſt es nicht wohlverdient, wohl gar entwendet! und es reut Euch, weil Ihr es opfert? Oder liegen da mehr, wo Eines liegt? — Sie liſpelte nur „o große Noth!" und als er fortfuhr, ihr das Herz zu zerreißen und ſprach: Man wird Euch ſtreng beobachten! daß Ihr nicht etwa entlauft! — Pfui ſchämt Euch, eine Frau, die mit einem Fuße im Grabe ſteht! Nach den Feiertagen will ich die Sache unterſuchen — da weinte ſie ſogar nicht, ſondern ſie war todtenblaß, ſchlich dahin, im Finſtern, denn ſie ſah die helle Mittagsſonne nicht, und ſie bebte und hörte wieder das bange Wort: Gott ſelbſt iſt todt. —

Daß das kleine Kind, ihr Liebchen, wie ſie aus Gottliebchen mit mütterlicher Zärtlichkeit gebildet, nämlich das Weihnachtskind verſchwunden war, daß weder die Alte und Wecker, die auch in der Kirche geweſen, noch die Kinder, die Verſteken geſpielt, deßgleichen nichts davon wußten, das rührte ſie kaum. Sie glühte, ſie war krank; empfahl ſich Gott, und ging zeitig zu Bette, und ſah noch mit Thränen in ihr Stübchen blikend, wie Fakeln vorüberzogen, wie die gnädige Frau die geſtorben war, nach ihres Vaters Gut, nach ihrem Willen nicht in Breitenthal zu ruh'n, mit ſchwarz behangenen Pferden langſam fortgeführt ward; hörte, wie die Gloken ihr nachrieſen, ängſtlich, ängſtlich! und der Mond in den Fakelglanz ſchien — bis Alles verſchwand, bis ſie die Augen ſchloß.

In der Nacht nun träumte ihr der Traum — Unſer Herr Gott ſey geſtorben, und ſie ſey im Himmel geweſen.

Wem ſie aber am Herzen erwachte, das war ihr Johannes. Er war wiedergekehrt. Sie ſezte ſich auf, ſie ſah ihn an, und erkannte ihn nicht. Ihr Geiſt war noch nicht zurük gekehrt in dieſe Welt, ſie war noch im Traume, ſie war noch nicht herab geſtimmt zu ihren Kindern, zu ihrem Johannes, der vor Freuden weinte. Bis er ſie munter küßte, bis ſie ihm leiſe und ſchüchtern erzählt, was ihr geträumt.

Ich bin verwandelt, meine Chriſtel, ſagte er ernſt. Gott hat Dir den Traum zum Troſte geſandt, daß Du für eine kurze Stunde heiliger Angſt Zeit Lebens nun gedenken ſollſt: Gott lebt! Gott kann nicht ſterben.

So lebt er auch uns. — Du haſt den Traum für mich geträumt, und nicht für Dich, Du gute Seele, für alle Armen und wer ihn hört. Wer reines Herzens iſt, der ſoll Ihn ſchauen, und Du haſt Ihn geſeh'n, Er lebt! Sieh' auf, dort ſcheint ja die Sonne.

Noch in der düſtern Morgendämmerung, ehe der Vater nach Hauſe gekommen, war aber der kleine Daniel ſchon mit Wecker in ein anderes Dorf gegangen. Sie hatten ſich Abends heimlich beredet, Daniel hatte ſich ein kleines Säkchen geborgt und umgehangen; denn er ſah, wie nöthig das Nöthigſte im Hauſe ſey, was die Kleinen vergebens von der Mutter verlangten, nur er nicht. Er hatte die Jake des Vaters an, die ihm in der Kälte ein kleiner Mantel war.

Das hatte die Alte geſeh'n. Heut iſt ja heiliger Abend, ſagte ſie zu Johannes, da wird der Weg nicht leer von Dorf zu Dorf, wo nur Eſſen rauchen; da mach ſich ja Mancher auf, und wird darum nicht übler angeſehen, weil er auch ſonſt das Jahr nicht kommt! Mir iſt nur der Schnee zu hoch, ſonſt iſt es ja eine wahre Labung und Stärkung, gerade an ſolchem heiligen Tage betteln zu gehn. Die Wehmuth hat mir Gott ſchon geſchenkt! Man wird ſo reich,

Digitized by Google

— ſo reich — Ihr wißt das gar nicht, mein Johannes. Gönnt das dem Kinde und dem Alten!

Da war es ſchon Abend, ja Nacht geworden, und Beide kamen nicht wieder. Die Mutter hatte aber Manches in der Stille zurecht gelegt und beſorgt, und was ſo klein, ſo lieblich anzuſehen war! Sie lächelte nur Johannes an, ſaß oft ſehr lange ſtill, ſchlummerte wieder und bat ihn endlich nach Mitternacht „mit dem blauen und rothen Strumpfe zu laufen," wie es heißt, und den Storch zu holen.

Er lief mit freudiger Haſt. Aber wie erſchrak er, als er auf dem Wege ſeinen Daniel auf einem Felſenſteine ſizend, ein Stükchen Brod in der Hand, von Kälte erſtarrt erblikte, und ohne alle Lebens-Zeichen fand. Er nahm den Knaben traurig auf ſeine Arme, und ſuchte den alten Wecker, den er auch bald im Schnee herumirrend fand.

Und ſo traten ſie denn ſchweigend vor Kummer und Traurigkeit mit der entſeelten theuren Laſt den Weg nach Hauſe an.

Aus den Dörfern umher ſchallte ſchon Oſtergeſang, und hallte freudig im Walde nach, wie ein Echo vom Himmel, oder wie ſanfte Stimmen unſichtbarer Engel, die an dem heiligen Morgen um die Menſchen wandelten auf Erden. Alles war angeklungen von dem geweihten Geſange. Der Himmel, und vor ihnen, der blinkende große Morgenſtern war nicht ſein eigen, die Erde nicht ihr eigen, nicht Wald und Flur, Hütten und Weinberge nicht, auch die Menſchenherzen nicht, ſondern der Name: Chriſtus, geſungen aus der Bruſt der Mädchen umfing und beſing Alles mit ſanftem Schall, und eignete Ihm es zu, und die Welt war Gottes des Vaters in dieſer heiligen Morgenſtunde.

Hört ihr die Jungfrauen, Johannes? wie das erbaulich klingt! ſprach Wecker. Sie haben's heut kalt. Aber ſonſt wär's auch keine Kunſt zu ſingen! So etwas iſt ewig, und verlangt ſeyn Recht zu aller Zeit. Ich mußte auch läuten, und wenn das Gewitter dicht über mir ſtand; es hat mich auch einmal ſo halb und halb, das heißt aber nicht etwa ganz verſengt! ſo nur angeſengt! Dafür hab' ich auch keine Wetterſcheu mehr! denn ein rechtes Unglük trifft Niemanden zweimal, wie das große Loos! Das könnt Ihr Euch merken! — Johannes merkte ſich das mit Stöhnen.

Hört nur, fuhr Wecker fort, dort ſingen ſie drüben, der Tod iſt todt, das Leben lebt, das Grab iſt ſelbſt begraben. — Das wäre gut für den Daniel! und gut für den Todtengräber, die Erde iſt jezt ſteinhart!

(Schluß folgt.)

Kartoffel-Gries.

Die Benuzung der Kartoffeln erweitert ſich nicht nur mit jedem Jahre, ſondern die Benuzungs-Arten werden auch gleichmäßig zahlreicher. Es ſteht in Rede, daß die Engländer dieſe in ſo vieler Beziehung beachtenswerthen Knollen am Meiſten benuzen, allein wir haben deshalb nicht nöthig, eine Reiſe nach England zu machen, um daſelbſt die verſchiedentliche Anwendung zu erlernen. Doch kann der Verfaſſer dieſes Aufſazes nicht läugnen, daß er ein Jahr lang in den Haushaltungen der Engländer ſich aufhalten, von ihren vortheilhaften häuslichen Einrichtungen überhaupt und der Zurichtung der Speiſen insbeſondere ſich unterrichten möchte. Die gelehrten Leſer der hauswirthſchaftlichen Neuigkeiten würden wahrſcheinlich Urſache haben, ſich über das Mitgebrachte zu freuen. Aber auch wir dürfen uns der Kunſt rühmen, die Kartoffeln auf mannigfaltige und oft recht ſinnreiche Weiſe zuzurichten. Aber es gilt wiederum die Wette, die ich natürlich zu gewinnen hoffe: die ermittelten Methoden ſind nicht männiglich bekannt, ſondern jede iſt nur an gewiſſen Gegenden, Orten, ja wohl nur Familien bekannt, ſo daß die übrigen Haushaltungen ſelbſt nicht einmal Notiz davon haben. Da ich aber nicht im Lande herumreiſen kann, um für mich und Andere Nüzliches zur Kartoffelbenuzung zu ſammeln, ſo müſſen ſich die Leſerinnen und Leſer ſchon mit dem begnügen, was ich bereits weiß, und was mir der Zufall zum Lernen bietet. Vielleicht findet ſich auch hie und da ein Beförderer der guten Sache geneigt, aus dem Schaze ſeines Wiſſens uns gefällige Mittheilungen zu machen. Darauf

Digitized by Google

ſtelle ich für die Folge meine Hoffnung. Für diesmal möge man mit einer Mittheilung über eine Benuzungsart der Kartoffeln fürlieb nehmen, die ſeit einigen Jahren in eigner Haushaltung erfreuliche Anwendung findet. Alſo Probatum est.

Es trifft nicht ſelten, daß von den gekochten Kartoffeln welche übrig bleiben. Wo man Viehwirthſchaft hat, da wird man nicht verlegen ſeyn, ſie in derſelben als Futter zu verwenden. Allein der arme Profeſſor hat kein Vieh zu füttern, wenn er nicht die Tauben und Sperlinge, die ſich gaſtreich am Fenſter einfinden, dafür nehmen will. Dieſe zutraulichen Gäſte erhalten das Ihrige, und wir behalten noch Manches, was zu irgend einer Benuzungsart geſchikt iſt. Und hieher gehören die übrig gebliebenen Kartoffeln. Davon machen wir nach folgender Weiſe einen Gries, oder wie man ſonſt die Waare nennen will.

Die gekochten Kartoffeln werden geſchält und und dann auf einem Reibeiſen gerieben. Dieſe geriebene Kartoffelmaſſe wird etwa daumenshoch auf Papier gethan und zum Troknen auf den warmen Ofen gebracht. Damit kein Staub darauf fallen kann, wird ein Bogen Papier darüber gelegt. Sie troknen gar bald und zeigen ſich im Griffe hart und ſpröde. Da ſie mehr oder weniger zuſammenhängen, ſo reibt man ſie mit den Händen, und hat man viel, ſo thut man wohl, ſie durch das Rollen vermittelſt eines Mandelholzes zu zertrümmern, damit ſie das griesartige Anſehen gewinnen.

So vorgerichtet, werden ſie in Schachteln bis zum Gebrauche aufbewahrt.

Dieſer Kartoffelgries findet in einer wirthſchaftlichen Haushaltung ſeine nüzliche Anwendung. Er eignet ſich zu Suppen und wird als Beigemüſe verſchiedentlich angewendet. In unſerer Haushaltung wird von demſelben beſonders im Sommer Gebrauch gemacht. Die davon gemachten Klöſſer ſind wohlſchmekend und mir viel lieber als die Klöſſer, welche wie gewöhnlich von Kartoffeln bereitet werden, und werden darum im Sommer faſt wöchenlich einmal genoſſen. Desgleichen wenden wir ſie zu Eierkuchen (anderwärts auch Pfannenkuchen genannt) an, die im Sommer neben dem Salate aufgeſezt werden. Eine umſichtliche Wirthin wird ohne weitere Aufzählung von ſelbſt einſehen, wozu dieſe eigenthümliche Maſſe noch ſonſt in der Haushaltung Anwendung finden kann.

Schlüßlich bringe ich hierbei noch in Erinnerung, daß auch ſolche Kartoffeln zur Bereitung dieſes Grieſes dienen, welche vom Froſte gelitten haben und als gewöhnliche Speiſe nicht wohl genoſſen werden können. Pohl, Prof.

Ueber die 3 und 6 Felder- und allerlei Wirthſchafts-, Staats- und Religions-Formen, Zehent-Wohlthaten ꝛc.

(Nach Brnztg. Nro. 10 vom 6. März d. Js.)

Ein alter Adjutant aus den Feldzügen der verdienſtvollen Herren Aſſeſſoren, in dem Kampfe über Gebundenheit der Güter — waget noch, über gegenwärtige Fragen eine Meinung vorzutragen.

Vor Allem, um feſten Grund zu gewinnen, glaube ich, voraus ſezen zu dürfen: daß allgemeine Regeln, und Vorſchläge für Bewirthſchaftung der Güter nicht auf die Entfernung von einer Stunde, ja nicht auf Tagreiſen weit ſich geben laſſen, und daß jeder Bauer die beſonderen Formen ſeiner Aufgabe in ſeiner Lokalität begründet, und geboten findend, ſie ſelbſt ausbilden müſſe — zum Segen.

Wir haben in dieſen Blättern Aufſäze geleſen, worin man nach Oertlichkeiten, ſelbſt den alten Hirtenſtand, die nun allmählig auswandernde Brache, ja alle Formen der Landwirthſchaft, durch unbeſtrittene Rechnungen empfahl, und vertheidigte, ungefähr ſo, wie die Meinungen über die Staatsformen bisher ſelbſt wandelten — bis endlich der weiſe Ausſpruch entſchied:

„Laß ſtreiten, welche Form des Staats die beſte ſey. Der wohlverwalteten leg ich den Vorzug bei."

Dieß Wenige voraus geſezt kann man in die Wirthſchaften der Herren A. und B. weder rathend, noch weniger aburtheilend einſprechen; zumal ſich jeder dabei wohl befindet. Ein

Digitized by Google

Paar Fragen vorzulegen ſey alles, was ich mir erlaube.

I. Nachdem Herrn B. ſeinen 6 jährigen Fruchtwechſel aufgezählt hat, ſagt er in der erſten Seite, 2 ten Spalte am Ende:

„Bei dieſer Wirthſchaft ernährt Bayern 3'560,000 Menſchen, treibt anſehnlichen Handel mit Getreid in die Schweiz, mit Rindvieh, Schafen, und Wolle nach allen Nachbarländern, wodurch große Summen, und Ueberfluß ins Land kommen.

Im Wochenblatte des landwirthſchaftlichen Vereins Nro. 24. von 16 März d. J. leſen wir dagegen:

„1. Bayern läßt jährlich über zwölf tauſend Stük Ochſen, und Kühe zum Zug, und für die Schlachtbank vom Auslande kommen, für eine halbe Million Gulden, die es einnehmen ſohin eine Million gewinnen könnte. 2. Derſelbe Fall iſt in Anſehung der Pferde. 3. Schafe hat es kaum eine Million, und könnte leicht 5 Millionen Merinos beſizen; darum werden Tuch, und Wolle jährlich in großer Menge eingeführt, und Millionen dafür hinausgegeben. Für Hanf, Flachs, Brennöl Farbeſtoffen ebenfalls jährlich 400,000fl., und ſo eine Menge derlei Gegenſtände; alles könnte in Bayern ſelbſt erzeugt werden; die Hauptfolge davon iſt: täglich zunehmende Armuth und Verfall der Güter: die Mittel, dieſe Uebel zu heilen, liegen vor Augen, doch ſcheint eine ſo aufgeklärte Regierung ſie nicht zu ſehen!"

Den Widerſpruch obiger 2 Aeußerungen zu heben nicht im Stande — bitte ich um Berichtigung der Frage.

II. In der 4 Seite 2 Spalte werden 3 Vortheile aufgezählt, die ſogar der Zehent unſerm Landbauer gewähren ſoll; (dem Herrn B. grauet zwar ſelbſt ein wenig von dieſer ſonderbaren Wohlthätigkeit): Erſter Vortheil: Kurz vor der Ernte nimmt den Zehentberechtigte die Fluren in Augenſchein, und ſchäzt den Zehenten; dieſer wird den Aker beſizern, gegen Lieferung einer Anzahl Schäffel Getreide, wieder zugeſchlagen. Dieſer Fruchtzehent wird rein in den herrſchaftlichen Kaſten geliefert, wegen befürchteten Mißwachs — und nach Jakobi damit die Schranne beherrſchet ꝛc."

Das Dunkle von Allem weggerechnet weiß man wenigſtens im Iſarkreiſe — nichts vom Zurükgeben des Zehents an den Bauern; eben ſo wenig, daß die Regierung einen Einfluß auf die Schrannen jemals damit bezielte.

Der zweite Vortheil: die Sicherung des gehörigen Verhältniſſes mit dem jährlichen Ertrage geht bloß dem Zehentherrn zu Guten. Ebenſo der dritte ſogenante Vortheil — die Vigilanz des Zehentherren über Unſchiklich- und Nachläßigkeit des Landwirths; nur iſt erſterer zu bedauern über ſeinen Wahn: auf lezteren, Tag und Nacht herumreiten zu müſſen, um ſeine reichen Anſprüche — ſelbſt mit richterlicher Gewalt, ſo manchmal ohne Ein- und Nachſicht geltend zu machen.

Die Stimme im Aufſaze No. 10. lautet anfänglich als die Sprache zweier mit gewöhnlichem Schikſale kämpfender und ſich berathender Landwirthe, geht aber allmählig in den behaglichen Einklang triumphirend, mit Spott uns tröſtender Zehentherren über.

Ueber einige noch übrige Fragen ein anderes Mal.

S. v. A.

Schwediſche Pferdefütterung.

Die Bemerkung, daß bei Fütterung der Pferde mit Körnern, dieſe nicht ihre ganze Nahrungskraft äußern, weil ſie von den Pferden theils aus Gierigkeit, theils Alters halber und wegen ſtumpfen Zähnen, beim Freſſen nicht gehörig klein gekauet werden, und daß daher im nördlichen Schweden, wo das ſelten iſt, zur Erſparung deſſelben die Pferde mit einer geringern Portion Brod gefüttert werden, hat den Wirthſchaftsinſpector Brettſchneider auf dem herzoglich Saganiſchen Amte Hartmannsdorf zu dem Verſuche veranlaßt, ſieben Stük Akerpferde mit Brod zu füttern. Bis dahin erhielt jedes, nebſt dem erforderlichen Heu und Häkſel, täglich 2 Maßel Hafer; zwei Pferde alſo wöchentlich 28 Maßel. An deren Stelle ließ Herr Brettſchneider 10 Maßel Hafer und 5 Maßel Roggen zuſammen mahlen, dieß Mehl mit Sauerteig, nachdem die unter den 3 Maßeln zu Brei ge-

Digitized by Google

machten Kartoffeln mit ſammt der Schále gemengt wurden, durchſäuern, gehörig kneten und auswirken dann zu Brod baken.*) Die Pferde erhielten von dieſem Brod jedes täglich 12 Pfd. zu den gewöhnlichen drei Futtern, Morgens, Mittags und Abends, jedesmal 4 Pfund, klein geſchnitten und mit der gewöhnlichen Portion Häkſel gemengt und angefeuchtet. Sie wurden bei dieſem Futter Vor- und Nachmittags angeſpannt und mußten eben ſo wie zuvor arbeiten; ſie befanden ſich dabei vollkommen bei gleichen Kräften, und waren wohlgenährt und munter.

Herr Brettſchneider behauptet nun, daß

1. mit Brod ſchneller als mit Körnern abgefüttert werde (dieß wird mit Kartoffeln ebenfalls erfolgen);

2. daß die Pferde dadurch beſſer genährt werden, und geſunder bleiben (weil ſie leichter das Futter verdauen);

3. daß er durch dieſe Miſchung von Korn und von Hafer und durch die größere Nahrungsfähigkeit des Brodes gegen die Körnerfütterung, in einem Zeitraume von vier und zwanzig Tagen 7 Breßlauer Scheffel und 14 Mezen Hafer, welche er nach Abzug des Werthes der Kartoffeln und des Holzaufwandes zum Baken, auf 8 Thaler 4 Groſchen, jährlich alſo auf Einhundert Thaler anſchlägt, bei ſieben Pferden erſpart habe.

Es kamen viele Landsleute nach Hartmansdorf, um ſich von dieſer ſeit mehreren Monaten daſelbſt im Gange befindlichen Fütterungsart durch den Augenſchein zu unterrichten. Herr Brettſchneider will mit dieſer Methode fortfahren, und verſuchsweiſe geſtoßene Wachholderbeeren und ein wenig Wermuth in das Brod einbaken laſſen, welches der Geſundheit der Pferde ſehr zuträglich ſeyn ſoll. Die Dienſtknechte hat er dafür durch Geſchenke zu gewinnen gewußt. (Da hat er ſehr wohl daran gethan, denn viele Verſuche, die ſehr günſtige Reſultate zeigen und gewähren würden, ſo wie die Ausführung mancher ſehr nüzlicher Verbeſſerungen werden durch die Dienſtleute vereitelt, wenn ſie der Dienſtherr nicht durch ihr Intereſſe zu gewinnen weiß, oder nicht beharrlich genug iſt, ſeinen Willen und ſeine Befehle durchzuſezen.)

*) Es hätte auch wohl für Pferde mehr Kartoffeln genommen werden können, da ſogar für Menſchen ein größerer Antheil derſelben ein ſchmakhaftes geſundes Brod gewährt.

Eine ſeltſame Mode.

Unter dem Könige Franz dem Zweiten von Frankreich (1559) kam eine ſonderbare Mode bei den Männern auf. Sie fanden, daß perſönliche Verdienſte durch einen diken Bauch unendlich gehoben wurden. Leute, die nicht durch innerliche Wege ſich dieſes Embonpoint, und dadurch Anſpruch auf Achtung verſchaffen konnten, verſuchten von Auſſen zu suppliren. Man machte falſche Bäuche, und der Schneider mußte die leere Küche erſezen. Sogleich glaubten die Damen, der Geſchmak der Männer für große Oberfläche wäre vielleicht etwas weiter auszudehnen, und nun erſchienen die diken Hintertheile. Dieſe Mode dauerte drei bis vier Jahre; man ſah nichts, als falſche Bäuche und angeſchwollene Hintertheile. Das große Zutrauen der Damen auf die Gewalt ihrer hintern Anſichten, bewirkte eine Vernachläßigung ihrer übrigen Reize. Wahrſcheinlich um die Mannsperſonnen auf keine Weiſe von der neuen Art Lokſpeiſe, die ſich ihrer Bewunderung darbot, abzuziehen, verhüllten ſie ſelbſt ihr Geſicht, und zu eben der Zeit kam auch die Mode der Damen auf, ſich einer Art ſchwarzer Maske zur Bedekung des Geſichts zu bedienen. Dieſer Gebrauch dauerte noch zur Zeit Heinrichs des Dritten.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 18. Den 3. Mai 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Geiſt und Herz nur wolkenfrei,
Iſt ein ewig heitrer Mai;
Dem Guten iſt es ewig wohl,
Ihm verdreht ſich nicht der Pol.

Inhalt: Bayern. — Die Oſternacht. (Schluß.) Buchhandlungs-Anzeige.

Bayern.

Der Bauer.

Kennſt du das Land, durch das die Donau fließet,
In die gen Oſten ſich der Inn ergieſſet,
Und das von Weſten her der Lech begrenzt,
Und wo die Iſar in der Mitte glänzt?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
O meine Freunde zieh'n!

Chor der Bayern.

O ja! Wir kennen unſer Bayern;
Laßt uns das Vaterland hoch feiern!

Der Staatsmann.

Kennſt du das Land, wo unermüdet ſchaltet
Ein weiſer Fürſt, gerecht beharrlich waltet
Für ſeiner Völker Glük vom Inn bis über'n Rhein
Und an der Iſar, Iller und am Mayn?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
O meine Freunde zieh'n!

Chor der Bayern.

O ja! Wir kennen unſer Bayern;
Laßt uns das Vaterland hoch feiern!

Der Bauer.

Kennſt du das Land — leicht iſt der Fund —
Kernhaft die Männer und die Weiber rund,
Ein kräftigs Volk von echtem deutſchen Schrott
Dem Fürſt' und Lande treu, und fromm vor Gott?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
O meine Freunde zieh'n!

Chor der Bayern.

O ja! wir kennen unſer Bayern;
Laßt uns das Vaterland hoch feiern!

Der Staatsmann.

Kennſt du das Land, wo wahre Freiheit wohnet,
Wo Fürſtenlieb' und Bürgertugend thronet,
Des Reiches Stände weiſe Schranken ſezen
Der Herrſcherwillkühr nach den Grundgeſezen?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
O meine Freunde zieh'n!

Chor der Bayern.

O ja! Wir kennen unſer Bayern;
Laßt uns das Vaterland hoch feiern!

Der Fremde.

Kennſt du das Land, wo meilenlange Heiden
Und Sümpfe ſind, wo magre Heerden weiden,
Wo Stundenlang das Aug kein Baum erquikt, *)
Und Stundenlang nur düſtern Wald erblikt? **)
Dorthin, dorthi
Laßt mich mit Euch
Nicht, meine Freunde, zieh'n.

Chor der Bayern.

Wir haben Kraft und Hände ſie zu bauen,
Laßt uns auf König Ludwig feſt vertrauen!

---

*) In der Gegend von München, Straubing ꝛc.

**) An den Straßen durch den Ebersberger, Geiſtenfelder, Forſtenrieder, Hofholtinger Forſt, und viele andere.

Digitized by Google

Der Bauer.

Kennſt du das Land, wo reiche Fluren blühen,
Und wo man ſieht ſpekfette Schweine brühen,
Wo man nicht Thee, nicht Butterbämmchen liebt,
Vielmehr ſich große Stüke Braten gibt?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
O meine Freunde zieh'n!

Chor der Bayern.

O ja! wir kennen unſer Bayern;
Laßt uns das Vaterland hoch feiern!

Der Staatsmann.

Kennſt du das Land — der Dom der Hauptſtadt zeiget,
Wohin der Geiſt des Volks ſich neiget,
Stolz, felſenfeſt, gleich jenem Thürmepaar
Im Sturm kühn trozend jeglicher Gefahr?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
O liebe Freunde zieh'n!

Chor der Bayern.

O ja! Wir kennen unſer Bayern;
Laßt uns das Vaterland hoch feiern!

Der Fremde.

Kennſt du das Land, wo Tantiemen blühen,
Wo Rentbeamte für Prozente glühen,
Wo Alles ſtreitig iſt, unſterblich ſind Prozeſſe,
Beamte kühn begeh'n die ſträflichſten Exzeſſe?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
Nicht, liebe Freunde zieh'n.

Chor der Bayern.

Schon können wir mit kindlichem Vertrauen
Auf unſern Vater König Ludwig ſchauen.

Der Bauer.

Kennſt du das Land, wo edler Hopfen ranket,
Wo Mancher fremdem Durſt ſein Glük verdanket,
Wo kräftig braunes Bier die Glieder ſtärkt,
Und man nicht viel auf fremde Weine merkt?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
Ihr lieben Freunde zieh'n!

Chor der Bayern.

O ja! Wir kennen unſer Bayern.
Laßt uns das Vaterland hoch feiern.

Der Bauer.

Kennſt du das Vaterland der Weizenknödel,
Woran ſich ſatt ißt Bub und Mädel,
Wo jung und alt, und groß und klein
In trauten Zirkeln ſich erfreu'n?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
Ihr lieben Freunde zieh'n!

Chor der Bayern.

Wir kennen unſer liebes Bayern
Laßt uns das Vaterland hoch feiern!

Der Fremde.

Kennſt du den Wohnſiz der Vielſchreiberei,
Und wo man täglich ſchreibt, obs möglich ſey,
Sie zu vermindern, und ſie ſtets vermehrt,
Noch all Papier des deutſchen Lands verzehrt?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
Nicht, liebe Freunde zieh'n!

Chor der Bayern.

So tadelſt du das ſchöne Streben,
Einfach're Formen uns zu geben?

Der Staatsmann.

Kennſt du das Land, wo Wiſſenſchaft gedeihet,
Man dem Verdienſt gerechte Achtung weihet,
Wo man ein deutſches Florenz und Athen,
Und einen Lorenz Medici kann ſeh'n?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
Ihr trauten Freunde zieh'n!

Chor der Bayern.

O ja! Wir kennen unſer Bayern;
Laßt uns das Vaterland hoch feiern!

Der Bauer.

Kennſt du das Land, wo muntre Kellnerinnen
Dir bieten Bier und Brod mit frohen Mienen,
In netten Riegelhäubchen ſich abhezen,
Mit Kraut und Fleiſch und Bratwurſt zu ergözen?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
Ihr lieben Freunde zieh'n!

Digitized by Google

Chor der Bayern.

O ja! Wir kennen unſer Bayern;
Laßt uns das Vaterland hoch feiern!

Der Fremde.

Kennſt du das Land — ſhut, wo die Rebe blüht,
Wo Wein wächſt, daß uns gnädig Gott behüt!
Wo man bei Nacht die Lage wechſeln muß,
Damit der Magen nicht verliert den Schluß. *)
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
Ja nicht, Ihr Freunde zieh'n!

Chor der Bayern.

Mit Achtung ſprich vom Vaterland!
Nicht Alles wächſt in jedem Land.

Der Bauer.

Kennſt du das Land, wo's Schnaderhüpfel gibt,
Und wo die Sennerin „den Buben" liebt,
Und wo Gebirgsbewohner fromm und bieder
Nun jodeln, und nun ſingen Alpenlieder?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
O meine Freunde ziehen!

Chor der Bayern.

O ja wir kennen unſer Bayern;
Laßt uns das Vaterland hoch feiern!

Der Bauer.

Kennſt du das Land — mit Färbeln und Quadrillen,
Triſchaken, Brandeln und Comödie ſpielen **)
Ergözt der Bauer ſich um theures Geld
Wobei er dennoch ſich bei Würden hält?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
Ihr lieben Freunde ziehen?

*) Bekanntlich ſagt man vom Landshuter Wein, vom Seewein (am Bodenſee) u. a., daß, wenn man davon getrunken hat, man ſich bei der Nacht öfter auf die andere Seite legen muß, damit der Wein kein Loch in den Magen freſſen kann.

**) Die erſten ſind Kartenſpiele; die Theaterliebhaberei herrſcht vorzüglich in den Gebirgsgegenden, wo die bedeutenderen Orte eigene Theater haben, oder wo im Freien geiſtliche Comödien aufgeführt werden, z. B. im Dorfe Ammergau, wo öfter über 20,000 Menſchen zuſammenkommen.

Chor der Bayern.

O ja! Wir kennen unſer Bayern;
Laßt uns das Vaterland hoch feiern!

Der Bauer.

Kennſt du das Land, wo Kegelſchieben
Die Bürger leidenſchaftlich lieben,
Nach Scheibenſchieſſen Pferderennen,
Und frohen Tanz ſich alle ſehnen?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
O meine Freunde zieh'n!

Chor der Bayern.

Wir kennen unſer ſchönes Bayern;
Laßt uns das Vaterland hoch feiern!

Der Staatsmann.

Kennſt du das Land, wo man hochſchäzt die Kunſt,
Ein Einz'ger herrſcht, und nicht Miniſter Gunſt,
Wo jeder Tag auch neue Schöpfung bringt,
Und höh're Geiſteskraft ſtets vorwärts dringt?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
Ihr lieben Freunde zieh'n!

Chor der Bayern.

Ja, vorwärts Bayern! Das ſey unſer Streben,
Damit zum Höchſten wir empor uns heben!

Der Staatsmann.

Kennſt du das Land — nicht Atheiſmus,
Nicht Freiheitſchwindel, und nicht Pietiſmus
Noch andere Poſſen können da fortſchreiten,
Wo ſchlichter Sinn und feſter Glaube leiten?
Dorthin, dorthin
Laßt mich mit Euch
O liebe Freunde zieh'n!

Chor der Bayern.

O ja! Den König, Freiheit und den Glauben,
Und ſchlichten Sinn läßt Bayern ſich nicht rauben!

Digitized by Google

Die Oſternacht.

(Schluß.)

Als ſie aber zum Dorfe kamen, vernahmen ſie die Melodie, ja ſelbſt die Worte: auf, auf, mein Herz mit Freuden, nimm wahr, was heut geſchieht! Wie kommt nach großem Leiden doch ein ſo großes Licht! — Johannes ſtand gerührt. Nun kann ich die Fakel auslöſchen! meinte Wecker, und ſtieß ſie vor dem Hauſe in den Schnee. Der Vater aber trug den Knaben leiſe durch's Haus, und hörte mit Freudenthränen eine zarte Kinderſtimme in dem Stübchen, ſtand und ſah durch das kleine Fenſter in der Thür, wie die Alte es ſchon im Bettchen auf den Armen trug. So legt er den Daniel haſtig in den Schuppen, damit ihn die Mutter nicht ſähe. Er dachte kaum, daß dieſer kein Strohdach hatte, daß es ſchon tief hinein geſchneit, daß es immerfort noch heftig hinein ſchneie — ihm ſchadete ja dieß Alles nichts! Da ruhe in Gottes Namen mein Kind! ſagt er; nahm ihm das Täſchchen ab, und zog ſich aus eigner Wehmuth ſelbſt wieder den alten Sonntagsrok an, ſah noch einmal zurük, ob es gleich noch düſter war, und ging erleichtert hinein zu Chriſtel. Er blieb an der Thür ſtehen. Die Alte hatte das Kind der Mutter zum erſtenmal auf die Arme gegeben, und er hörte, daß Chriſtel leiſe ſprach: Segne dich Gott! mein liebes Kind! Lebe geſund, und werde alt, bis dir die Tage nicht mehr gefallen! Halte feſt an Gottes Wort. — Du biſt zu uns gekommen — fuhr ſie mit weicher Stimme fort — anſtatt in eines Reichen Haus? Wir haben Dich! — und an Liebe ſoll Dir's nicht fehlen, und an nichts, was ich habe, und was Du noch brauchſt. Sey nur zufrieden, und weine mir nicht. Du biſt bei mir.

Nun ward es ſtill. Eine Herzſtärkung thät ihr wohl! meinte leiſe die Alte. Und ſo öffnete Johannes das Täſchchen, legte erſt ein rothes Oſterei daraus auf den Tiſch, und brokte das Brod in das kochende Waſſer. Dann ging er, und ſezte ſich zu Chriſtel auf's Bette.

Sie aß. Er hatte die Augen zu. — Was weinſt Du denn? Vor Freuden? ja wohl! mein Johannes, ſprach ſie, ſieh nur her! — Er aber ſagte: Weißt Du auch, was Du iſſeſt? — Ich habe ja meine Beſinnung, antwortete ſie: Brodſuppe! die iſt mir jezt am Beſten, und dienlicher als von Rüdesheimer Hinterhäuſer.

Aber von was für Brod! meine Chriſtel, nikt er. — Bettelbrod von Daniel! ſagte ſie heiter! ſey doch ruhig, Johannes, das Kind hat es gerne gethan. Alles iſt von Gott, auch das Brod, und von dem nehm ich es an, und von dem guten Kinde noch einmal ſo lieb. — Wo iſt denn der Daniel? ruf ihn doch her. — Er ſchläft; ſagte Johannes, er war ſehr müde, die Augen fielen ihm immer zu. — Nun ſo laß ihn ſchlafen, lächelte Chriſtel; er hat ein gutes Werk gethan. — Der Vater aber ging von ihr, beſah das Oſterei, brachte heraus, was darauf gekrizelt war: „Friede ſey mit Euch," ſchnitt einen Eierkorb, und hing es über den Eßtiſch auf, zu des Kindes Angedenken.

Da erklang ein Poſthorn, und klang wie drüben vom zugefrornen und verſchneiten Teiche her. Es ward wieder ſtill; dann ging die Hausthür auf, derbe Tritte ſtampften den Schnee von den Füßen, und das kleine, vom Kaminfeuer erleuchtete Fenſterchen in der Thür lokte den Fremden herein.

Bin ich noch weit von Breitenthal? fragte er; guten Morgen auch! Man ſieht im Schneegeſtöke die Hand nicht vor den Augen.

Wir wohnen im lezten Hauſe von Breitenthal, oder im erſten, wenn man kommt; ſagte Johannes. An der Stimme, und näher getreten nun auch im Scheine des Feuers, erkannte der Fremde jezt Johannes, reichte ihm die Hand, und ſagte: Kennt Ihr mich noch?

Ihr ſeyd wohl der Herr vom Kirchthurm, meinte Johannes.

Nicht allein der Herr vom Kirchthurm, ſondern auch jezt der Herr von Breitenthal! verſezte der Fremde lächelnd. Ich bin noch in Eurer großen Schuld! aber ich habe an Euch gedacht; ein kleines Schiff mit Sachen liegt für Euch ſchon befrachtet in Frankfurt bei mir auf dem Main; ſobald der Fluß wieder aufgeht, kommt es für Euch, und Schiffchen und Alles iſt

Digitized by Google

Euer. Nehmt damit vor Willen; das macht Paſchalis nicht ärmer.

— Ihr habt ja gehört — ich bin nur nach Dorothee gefahren! Ihr ſollt mir ja nicht danken, hat ſie geſagt; das iſt nicht nöthig: wiederholte Johannes.

Aber angenehm iſt es, entgegnete Jener, und nur Bedürfniß, und ſeh' ich recht, auch Euch. Da möcht' es nur bald aufthauen! ſagte Frau Redemehr.

Aber wo habt Ihr die Dorothee? fragte Paſchalis. Beſter Herr, ließ Chriſtel jezt ihre Stimme vernehmen, fragen ſie nicht nach der! Sie hat uns großes Herzenleid angethan. Zu Weihnachten hat ſie mir ein Kind beſchert, das Gottliebchen, und Niemand anders, als eben auch ſie, hat es zu meinem Kummer mir wieder geraubt. Ich habe gehört die gnädige Frau hat an ihrem Sterbebette Allen vergeben, auch dem gnädigen Gottlieb, und Dorothee hat vor Thränen ſich nicht faſſen können! Nun iſt ſie verſchwunden, und wer weiß, wo wir Mutter und Kind noch finden, wenn der Schnee und das Eis vergangen.

Sie hat Dir ein Kind gebracht? fragte Johannes ſeine Chriſtel verwundert.

Mir thut es leid um das ſaubere trozige Mädchen; ſagte Paſchalis. Wie man ſich irren kann! Ich glaubte mich ſchon klug genug, beim erſten Anblik eines Menſchen ihm ſein Schikſal aus dem Geſicht zu leſen; wie er war, und wie er ſeyn kann! Aber ſeyd nicht in Sorgen um ſie.

Er wollte zur Thür hinaus gehn. Johannes leuchtete ihm. Da erblikte Paſchalis das ſteinerne weiße Denkmal, und der vergoldete Name: „Martha" ſchimmerte ſtill ihn an.

Martha! ſagt' er für ſich. Martha und auch der alte Johannes! Kinder, fragt er betroffen, wie kommt Ihr zu dem Stein?

Er iſt für meinen Vater und für meine Schweſter antwortete Chriſtel. Der Kirchhof drunten iſt noch nicht in Ordnung.

Deine Schweſter, die arme Martha! ſagt' er weich. Ich ſteh als ein großer Schuldner an ihr vor Euch, aber verdammt mich nicht. Ich war vor Leidenſchaft fähig ein Unrecht zu begeh'n, aber es gut zu machen — zu ſchwach, zu ſtolz, zu verblendet und fortgeriſſen von derſelben Leidenſchaft, die Liebe heißt und Verderbniß iſt und es bringt! und als mein Vater geſtorben war, als ich aus fremden Städten heim kam — als ich weiſer war — da war ſie todt. Arme Martha!

Wenn Ihr Euch zu Martha bekennt, ſagte Chriſtel niedergeſchlagen, ſo kann ich Euch noch ein trauriges Geſchenk zum heiligen Oſtertage machen! Dorothee iſt Martha's Tochter. — Geh doch um die große Bibel, Johannes, und gib dem Herrn den Brief! Er iſt vom alten Paſtor an unſern Vater geſchrieben, und auch den andern, den noch verſiegelten! Der iſt gewiß nun von Euch. Ihr armer Mann!

Johannes brachte die ganzen Papiere und auch die Schuldverſchreibung von Boromäus, ſelbſt die lezte an Dorothee.

Paſchalis that kaum einen Blik hinein, und ſprach dann zu Johannes: Geht und holt doch Dorotheen aus dem Wagen, und ſchikt ihn dann auf das Schloß. Der allzugnädige Gottlieb! droh't er. — Ihr bringt uns Dorotheen? fragte ihn Chriſtel mit Freud und Schmerz wunderlich gemiſcht im Klang ihrer Stimme.

— Ich überholte ſie einige Stunden von hier im Schnee watend, um nach Hauſe zu kehren, nahm ſie ein, und erkannte ſie als daſſelbe Mädchen, das ich bei Euch geſehen.

Dorothee trat ein.

Wo haſt Du dein Kind? redete ſtreng ſie Paſchalis an.

Wer hat darnach zu fragen? ſprach Dorothee mit düſtern Augen, ihn meſſend.

Dein Vater antwortete Paſchalis noch ſtrenger, und ergriff ſie bei der Hand.

Wer iſt denn hier mein Vater? verſezte Dorothee.

Der ſich jezt ſchämt es zu ſeyn! erwiderte Paſchalis, und kehrte ſich vor ihr.

Daran thut er jezt klug! ſagte ihm Dorothee, aber noch klüger hätte er gethan: ſich erſt zu ſchämen, eh' ich ſeine Tochter ward — und ſo ſich von — Martha zu kehren, wie jezt von Dorothee. Aber die Kunſt iſt nicht groß —

Digitized by Google

ich kann es auch. Und nun kehrte ſie ihm den Rüken ganz erhizt im Geſichte, und doch blaß und ſchneller und hörbar athmend.

Eh' wir weiter reden, nahm Paſchalis das Wort, „wo iſt dein Kind?"

Das iſt doch zum Lachen! verſezte Dorothee, wenn es ſonſt nicht zum Weinen wäre? —

Hätt' ich doch lieber nicht auf dem Thurme geläutet? bedauert Paſchalis. Ich komme aus dem Dorfe nach meinem Kinde, zum Prediger, dem ich ſie anvertraut. Ein junges Weib ſizt da, ich will morgen wieder kommen um zu erfahren, wo ſie nun iſt. — Da brachen die Dämme, da eil' ich hinauf in Todesangſt um mein Kind, und läute, daß ſie meine Stimme höre! läute, um in der Menge verborgen ſie mit zu retten — nur ſie — hätt' ich doch nicht geläutet! Hätt' ich doch Euch gefragt, wen ich ſuche, ſtat Euren Namen mir aufzuſchreiben, dann zog ſie nicht auf das Schloß.

Die Alte aber ſprach: die gnädige Frau iſt todt, nun kann ſie ja der gnädige Gottlieb auch heirathen.

Das iſt meine Tochter! würd' ich ihm ſagen, trozte Paſchalis, und hielt Dorothee an ſeiner ausgeſtrekten Hand.

Das iſt nun eben ihm recht! ſezte die Alte hinzu, da behält er das Gut.

Ich würde ihm ſagen: Sie heißen Gottlieb, aber Ihnen iſt weder Gott lieb! noch ſind Sie Gottlieb! wenigſtens mir nicht! Zieh in den Krieg, rieth ihm Paſchalis.

Wenn Ihr mein Vater ſeyd, was ich mir nicht wünſche ſo ſeyd Ihr doch werth, daß ich Euch frage: hatte Clementine nicht eine Mutter? lebte ſie nicht als Wittwe bei ihr und bei ihm? war ſie nicht jung noch und üppig genug? — Ihr hab ich ihr Kind jezt hingetragen! War das nicht werth, daß eine Tochter vor Gram ſtarb? war das nicht werth, daß eine Mutter vom Sarge der Tochter entfloh! —

Alle ſchwiegen mit ſtummer Scheu. Dorotheens Worte hatten eingeſchlagen. Jeder ſah zur Erde, Jedem bebte das Herz.

Paſchalis wollte ſeine reine, unſchuldige Dorothee umarmen, und rief: Mein einziges Kind! —

Dorothee trat vor ihm zurük. Nun ſind wir geſchieden, ſprach ſie. Das Schloß iſt Euer — das Schloß betret' ich nicht wieder! Ihr habt die Schulden zu Euren Schulden gemacht; gebt Eurer Martha Schweſter ihre tauſend Gulden, und mir den Loteriegewinn, daß ich ihn Johannes wieder erſtatte. Dann lebt in Frieden! Bedenkt, daß Martha meine Mutter war, und daß Ihr mich in ihr gekränkt und erniedrigt, unaufhebbar! und wollt Ihr, ſo ſchenkt dem alten Leinweber einen neuen Baß, ſo ſpielt er wieder, und Johannes befährt den alten Rhein.

Einen großen Haupt-Straduarius ſoll der Mann bekommen! Du, Breitenthal! Dorothee, daß du Dich rein verhalten in ſolchen Händen! Johannes aber ein Schiff mit goldenem Boden — ich will Euch Alle glüklich machen! ſagte Paſchalis erregt zu Johannes.

Wenn Ihr geſtern kamt! Geſtern war es noch möglich! entgegnete ihm Johannes. So elend war ich da nicht wie heute, und nun immerfort! o mein gutes Weib! und doch lebt ja der alte Gott! Du verſtehſt mich, aber nur halb!

Ihr ſeyd doch ſonderbare Menſchen! ſprach Paſchalis. Wer begreift das Alles! Doch daß Du mir nicht Schande, nein Ehre gemacht, o Dorothee, das ſegnet Dir Gott und mir!

Ihr wundert Euch, und ſeyd ein großer Kaufmann, Herr Vater! lächelte Dorothee. Das jüngſte Mädchen iſt ſo klug, wie der älteſte Kaufman. — Nicht wahr, Ihr verliert nun Eure Schäze, wenn Jemand fallirt, dem Ihr ſie anvertraut. Aber ein gefallenes Haus hat keinen Kredit, und ein Mädchen borgt Ihm nicht einen Finger, geſchweige die Lippe! — Das ſag ich noch, damit es Euch nicht zu ſchwer wird, mich zu vermiſſen.

Gerade nun! Du mußt mein ſeyn! bei mir bleiben! bat ſie der Vater.

Das will ich mir fünfzig Jahre überlegen? beſchied ihn das keke Mädchen.

Johannes aber hatte ſchon längſt das Zimmer verlaſſen und wankte, ſich auszuweinen bei

Digitized by Google

ſeinem Daniel. Aber er fand Jemand ſchon neben ihm. Wer ſeyd Ihr? fragte er verwundert. — Still! Still! ich bin Wecker! der wahre Wecker! Ich bin der Mann! ſchon eine halbe Stunde! Hier iſt der Doktor! ſprach er, und wies ihm den abgeriebenen Strohwiſch; er iſt eigentlich nur ein Lizentiat! fuhr er fort. Das Kind im Schnee und mit Schnee vom Himmel beſchützet, war erwärmt, und ſeine Wärme hat ſich eine Höhlung weggethaut, ſein Haar iſt feucht, und ſeine Wange glüht. Ex Noth und wieder Ex voto! Hört ihr das Oſterlied; Nun kommen die heiligen Frauen.

Johannes aber kniete, betete, und konnte vor Zittern der Hände nicht thun, was ihn Wecker hieß, der das Kind zulezt auf die Füße ſtellte und in des Vaters Arme gab. Der Knabe beſann ſich, glaubte noch in dem Steinbruch zu ſeyn, bewegte den Mund, als wenn er wieder äße, hörte dann des Vaters Zuruf, und ſagte mit halber Stimme: Biſt Du da, Vater? Da haſt Du Brod! komm, führe mich heim, der Mutter wird bange ſeyn! —

Und ſo führte Johannes ihn zitternd hinein. Und von der aufgehenden Sonne Licht und Glanz geblendet, und ſchwach, wankte das Kind, und ſtand wie im Traume und gähnte und ſtrich ſich die Haare aus der Stirn.

Nicht wahr; Daniel lebt? fragte Johannes die Mutter — nun kannſt Du auch wiſſen, daß er todt war! und führte ihn der weinenden Mutter hin. Nun bin ich glücklich, rief er, ich hab ihn wieder! ich habe Alles! Dorothee, ergib Dich deinem Vater! — Du weinſt, mein Mädchen.

Da traten die Jungfrauen der Oſternacht auch vor das kleine Haus und ſangen:

Es gingen drei heilige Frauen.
Alle — allelujah!
Des Morgens früh im Thauen,
Alle — allelujah!

Alle erſchraken darin und hörten gerührt die hellen Stimmen ſingen. Paſchalis ließ ſie herein treten. Sie waren verkleidet. Da waren die drei Frauen, Maria, Martha und Magdalena verſchleiert, und die zwei Engel in weißen Gewanden. Und ſie ſtanden wie Erſcheinungen, fuhren fort in dem Wechſelgeſang, und es ſangen:

Die Engel.

Erſchrecket nicht, und ſeyd All' froh
Alle — allelujah!
Denn den ihr ſucht, der iſt nicht da.
Alle — allelujah!

Martha.

Ach Engel, lieber Engel fein,
Alle — allelujah!
Wo ſind ich doch den Herren mein?
Alle — allelujah.

Die Engel.

Er iſt erſtanden aus dem Grab,
Alle — allelujah!
Heut an dem heiligen Oſtertag.
Alle — allelujah!

Maria.

Habt Dank, ihr lieben Engel fein,
Alle — allelujah!
Nun woll'n wir alle fröhlich ſeyn!
Alle — allelujah!

Sie ſchwiegen nun und lächelten. —

— Und wir nicht auch? Nun wollen wir alle fröhlich ſeyn! ſagte Paſchalis, und zog ſeine Tochter, die nun willigte, an das Herz.

Und Ihr auch? alter Wecker! ſprach mit dankbarem Handſchlag Johannes. Ihr bleibt bei uns; und zieht mit hinab, wenn das neue Haus ſteht.

Das wollt' ich nur wiſſen! ſagte der Alte; und ſang mit Thränen ein frohes Alle — allelujah!

Und Chriſtel betete leiſe: Habt dank, ihr lieben Engel! Dann rief ſie Sophiechen und ſagte: ſieh mein Kind, heut tanzt die Sonne! Denn heut iſt heiliger Oſtertag.

Dorothee nahm ſie auf den Arm. Und das Kind ſah' die rothe, zitternde Sonnenſcheibe, und die Augen gingen ihm über, und Dorotheen.

Aber Paſchalis trat mit wunderbarer Scheu

Digitized by Google

vor Martha, die ihn aus dem Schleier anſah, und bot ihr, wie zur Verſöhnung, die Hand, und blikte mit feuchten Augen zum Himmel.

Die Engel aber ſchieden, küßten die Kinder, und grüßten Alle mit freundlichen Lächeln, und ſprachen: Friede ſey mit Euch!

Buchhandlungs-Anzeige.

Im Verlage der Friedr. Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paßau iſt ein allgemein intereſſantes Werk unter dem Titel:

Bayeriſches Thatenbuch,
ein Denkmal den Helden des Vaterlandes
von
K. G*******r,

erſchienen und durch jede ſolide Buchhandlung um 1 Rthl. ſächſ. oder 1 fl. 36 kr. R. W. zu beziehen.

Dieſes Buch beſchreibt die Kriegsthaten der Bayern, aus dem Zeitraume von 1800 bis 1816, mit einer Treue und Wahrheit, die nichts zu wünſchen übrig laſſen. Es iſt ein mühevolles, rein patriotiſches Werk, und daſſelbe iſt eben ſo reich an einer ſchönen Sprache, wie an Herzlichkeit und an der Fülle eines tiefen Gemüthes. Bei jedem Vorfalle bayeriſcher Tapferkeit, ſind nicht nur die Vor- und Zunamen der theilhabenden Offiziere, ſondern auch die Vor- und Zunamen, ſo wie die Geburtsorte ſämmtlicher Unteroffiziere und gemeinen Soldaten, welche ſich dabei auszeichneten, genau angegeben, wodurch dieſes Werk einzig in ſeiner Art genannt werden kann.

Es iſt ein herrliches Zeugniß der Fürſten- und Vaterlandsliebe, der Treue und Tapferkeit bayeriſcher Krieger, ein ehrendes Denkmal der Lebenden, wie der bereits Geſtorbenen, und die Namen, welche dieſes Buch bezeichnet, berühren alle Gegenden des Bayerlandes.

Es ſollte dieſes Thatenbuch, welches mit vollem Rechte ein ſehr verdienſtliches Bayeriſches Volksbuch genannt werden kann, keinem Bayer fehlen, und wir ſind von der Vaterlandsliebe der Bayern, eines recht ſtarken Abſazes dieſes gelungenen Werkes, zum Voraus verſichert. Die Billigkeit des Preiſes wird Jedem den Ankauf leicht machen, ſo wie Alles aufgeboten iſt, um ſowohl an Form als ſchönen Druk und Papier dem Werke eine ſchöne und angemeſſene Ausſtattung zu geben. Wenn wir übrigens überzeugt ſind, daß dieſes Buch keinem Mitgliede des bayeriſchen Heeres, und keiner Familie im weiten Bayerlande fehlen ſollte, ſo glauben wir dieſes Werk auch ganz vorzugsweiſe als Preisbuch in allen Schulen, ſowohl in den Städten als auf dem Lande, vorzugsweiſe aber bei den Militärſchulen als Leſebuch empfehlen zu müſſen. Nichts erhebt das Gemüth der Jugend ſo ſehr, nichts erwekt in der jugendlichen Bruſt die Liebe zum Fürſten und Vaterlande ſo lebhaft, als Erzählungen und Beiſpiele, wie ſie dieſes Werk enthält, in welchem ſo viele bekannte Namen aufgezeichnet ſind, und worin ſo viele ſich an den ruhmvollen Thaten ihrer nächſten und liebſten Anverwandten ergezen können. Wir können unſere Anzeige nicht beſſer ſchließen, als mit den eigenen Worten des Verfaſſers am Schluſſe ſeiner Vorrede, worin derſelbe unter andern ſagt:

„Und ſo empfange denn mit Güte, Du herrliches Volk von Bayern! dieſes Buch mit den glorreichen Thaten deiner ruhmbedekten Krieger, und erfreue dich an dem Inhalte ehrenvoller Erinnerung. Ihr aber, lebende Helden unter dem hochherzigen Volke, deren Namen dieſes Thatenbuch nennt, nehmt es als ein Denkmal dankbarer Anerkennung, ſo wie es den Geſtorbenen ein unzerſtörbares Andenken erhalten, und ihren Ruhm der Nachwelt überliefern ſoll!

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 19. Den 10. Mai 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Der Akerbau, die Manufakturen und die Gewerbe ſind die ſtarken Quellen des National-Vermögens, Quellen, welche für ein mäßiges und arbeitſames Volk niemals verſiegen.

Inhalt: Ueber die Entkräftung des Bodens durch die Kulturgewächſe, insbeſondere den Raps. — Ideen und Vorſchläge zu einem Kraftmeſſer für Oekonomen und Handwerker. — Der Feldbau bei den Chineſen. — Edelmuth eines Bayern. — Deutſche Sprichwörter und Redensarten. — Badankündigung. — Anzeige.

Ueber die Entkräftung des Bodens durch die Kulturgewächſe, insbeſondere den Raps.

Die allgemeinſte Annahme in dieſer Hinſicht iſt, daß die Ausſaugung des Bodens im geraden Verhältniſſe mit der Frucht- und Samenreife der Gewächſe ſtehe; ſo nämlich, daß nur diejenigen den Boden entkräften und erſchöpfen, welche bis zu dem Reifen der Samen in demſelben verbleiben, wie z. B. die Cerealien; jene hingegen, welche dazu nicht gelangen, wie z. B. die grün verfütterten Gewächſe, der Klee ꝛc. ihm nichts entziehen oder denſelben doch wenigſtens nicht erſchöpfen ſollen. Eine Annahme, die, wie ſo Manches, ohne nähere Unterſuchung, auf Treu und Glauben angenommen und durch Nachbeten zum Glaubensartikel geworden iſt, den man, ohne Gefahr verkezert zu werden, nicht mehr zu bezweifeln wagen darf. Und doch iſt, wenigſtens ſo allgemein ausgedrükt, nichts falſcher, als dieſe Annahme, und daher auch eben ſo ſchädlich als falſch, indem ſie, von dem falſchen Grundſaze, auch zum falſchen Handeln verführt. Unrichtig aber und falſch iſt die Annahme namentlich und ganz beſonders auch hinſichtlich des Rapſes; und der Nachtheil, der ſich daraus in Beziehung auf den Anbau dieſer höchſt wichtigen Kulturpflanze ergiebt, zeigt ſich da recht auffallend, wo man jenen ſcheut und unterläßt, weil man die vermeintliche Eigenſchaft deſſelben, den Boden auszuſaugen und zu entkräften, ohne ihm etwas wieder zufließen zu laſſen, gleich einem Popanz fürchtet. Wie unrecht man aber daran thut, iſt leicht nachzuweiſen, ſowohl vermittelſt Daten, welche die Wiſſenſchaft, als durch ſolche, welche die Erfahrung und die Praxis an die Hand geben. In den Niederlanden, wo ein ſo ausgedehnter Rapsbau Statt hat, behauptet man, daß nur das Land von den zum Verſezen beſtimmten dicht geſäeten Rapspflanzen — auf welchem dieſe alſo nicht zur Samenreife kommen — entkräftet werde; keineswegs das, worauf der verpflanzte Raps zur Reife gelangt; weshalb denn auch dieſes Verpflanzen meiſtens aufgegeben, und ſtatt deſſen, dem Rapsfelde durch möglichſt dünne Ausſaat und die Nachhilfe des Ausrupfens, wo die Pflanzen zu dicht ſtehen, der gehörige Beſtand zu geben geſucht wird.

Dieſe Anſicht nebſt dem darauf gegründeten Verfahren iſt die richtige, und daß ſie es ſey, wird durch die chemiſche Unterſuchung der Beſtandtheile der Rapspflanze und des Bodens, in und auf welchem ſie gedeiht, ſo wie durch die Bemerkung beſtätiget, daß die meiſten Theile der Pflanze: Blätter, Theile des Stengels und der Wurzel, bis zur Zeit der Reife des Samens abfallen und ſohin dem Boden wieder zu gute kommen, indem ſie demſelben zurükgeben, was ſie an nährenden Beſtandtheilen von demſelben empfangen haben, und wohl noch mehr, beſonders auch deshalb, weil die lange Pfahlwurzel der Pflanze tief in den Boden dringt, und daraus eben jene nährenden Beſtandtheile (vorzüglich Kochſalz, was zu dem Gedeihen der Rapsflanze ſo weſentlich beiträgt) ſchöpft, welche dann die Oberfläche durch die abfallenden und darauf verweſenden Blätter ꝛc. wieder erhält, woher es kommt, daß dieſe nach dem Abräumen des reifen Samens ſich mit mehr nährenden Theilen bereichert zeigt, als das Land vorher beſaß — wie dies Alles der um die Agriculturchemie ſo thätig bemühte und ſich dadurch um die rationelle Landwirthſchaft ſo hochverdiente machende Hr. D. Stengel neuerlichſt nachge-

Digitized by Google

wieſen hat. Derſelbe — und mit ihm jeder rationelle Rapsbauer — behauptet daher auch ganz mit Recht, daß der Rapsbau eine Landwirthſchaft nicht im Kulturzuſtande zurük-, ſondern vielmehr vorwärts bringe, und daß man deshalb, ſobald nur Düngervorſchuß möglich iſt, nicht leicht zuviel davon erbauen könne. Wirklich ſah derſelbe mehrere Güter, ſogar mit ſchlechtem, kalten, thonigen Boden, durch ſtark betriebenen Rapsbau in viel beſſern Kulturzuſtand geſezt, was nicht blos durch das bereits Erwähnte, ſondern auch noch dadurch mit bewirkt wird, daß die Rapsſtoppel den Thonboden lokert, und Anderes mehr. In Hinſicht des Rübenfutterbaues herrſcht ein ähnliches, obgleich hinſichtlich des bemerkten Hauptgrundſazes, daß nur der bis zur Reife getriebene Körnerbau den Boden erſchöpfe, damit in Widerſpruch ſtehendes Vorurtheil, indem man ja die Rüben eines ganzen Akers nicht zum Samenertrage kommen läßt; ein Vorurtheil, daß dieſelbe Beſeitigung, wie das hinſichtlich des Rapſes — und wenn auch in der Art, ſo doch keineswegs im Weſentlichen verſchieden — erleidet. Es iſt wahr, die Rübe (Brassica Rapa) koſtet viel an reichlichem Dünger, und nicht leicht dürfte ein Gewächs den Boden mehr entkräften als ſie; allein ſie giebt auch Dünger, und nebenher noch Manches mehr — nämlich Milch, Fleiſch ꝛc. — reichlich und gut; deshalb iſt ſie in jeder zwekmäßig eingerichteten Landwirthſchaft auch ein unerläßliches Ingredienz, und kommt es dabei wiederum nur darauf an, daß die erſte Auslage an Dünger dazu vorhanden iſt; die nachfolgenden finden ſich dann von ſelbſt, bei übrigens — wie ſich gleichfalls von ſelbſt verſteht — ſonſt zwekmäßigem Verfahren. Was ſie dem einen Felde entzieht, kommt dabei dem andern wieder zu gut; und außerdem bei ihr, wie bei dem Rapſe, in Betracht, daß ſie durch das tiefe Eindringen ihrer Pfahlwurzel die Nahrung aus dem Untergrunde heraufholt, wodurch dann mittelbar die Oberfläche für die nachfolgende Halmfrucht verbeſſert wird. — Vorzüglich eignet ſich die Rübe, als Nachfrucht gebaut zu werden; und hätte man etwa den Wunſch, ſelbſt den augenbliklichen Nachtheil abzuwenden, welchen dieſe Pflanze den nachfolgenden Früchten bringt, ſo dürfte man — ſind anders die aus chemiſchen Prämiſſen gezogenen Schlüſſe richtig *) — den Boden nach ihrer Aberntung nur mit einem Gemenge, aus Holzaſche, Gyps, Kochſalz und Knochenmehl (die beiden lezteren im Uebergewicht) beſtehend, überdüngen, damit er die wichtigſten, ihm durch die Rüben entzogenen Beſtandtheile, Stoffe, Materien oder Körper wieder erhalte. Indeſſen muß, wenn dies mit Erfolg geſchehen ſoll, verhältnißmäßig mehr davon angewendet werden, als etwa die Rübe (oder auch der Raps — von dem daſſelbe gilt) weggenommen hat, indem dieſe Materien nicht auf einmal, ſondern nur nach und nach von dem hinzukommenden Waſſer aufgelöſet, oder in Pflanzennahrungstheile umgewandelt, zwiſchen den einzelnen Erdpartikeln zerſtreut gehalten und von den einſaugenden Wurzeln nur nach und nach aufgenommen werden.

Ideen und Vorſchläge zu einem Kraftmeſſer für Oekonomen und Handwerker.

Jede Vorrichtung, wodurch man in den Stand geſezt wird, genau, beſtimmt und auf eine, für Jedermann verſtändliche Art, anzugeben, wie viel Kraft erforderlich ſey, um irgend eine Maſchine in Bewegung zu ſezen und ſie darinnen zu erhalten, iſt ein Kraftmeſſer.

Daß für Oekonomen und für diejenigen Handwerker, welche Wagen, Pflüge und dergleichen Maſchinen verfertigen, ein Kraftmeſſer ein weſentliches und bis jezt noch nicht befriedigtes Bedürfniß iſt, bedarf keines Beweiſes, und das leztere erhellt deutlich aus den ſchwankenden, unbeſtimmten, und im Grunde nichts ſagenden Ausdrüken, deren man ſich leider allgemein bedient, wenn von einem Verhältniße der Kraft zur Laſt die Rede iſt.

Ein Kraftmeſſer, der das Verhältniß der Kraft zur Laſt nach einem nicht Jedermann bekannten Maßſtabe angäbe, oder künſtlich oder koſt-

*) Es wären zu dem Ende Verſuche und die Mittheilung des Ergebniſſes zu wünſchen.

Digitized by Google

ſpielig wäre, oder deſſen Anwendung mancherlei Kenntniſſe vorausſezte, könnte zwar für den Gelehrten, für den Reichen und für den einzelnen Liebhaber von Nuzen ſeyn, allein für den gemeinen Landwirth und für den Handwerker wäre es ſo gut als nicht vorhanden, und der Hauptnuzen deſſelben würde wegfallen, ſobald er nicht allgemein anwendbar wäre.

Ein für Oekonomen und Handwerker brauchbarer Kraftmeſſer muß 1) das Verhältniß der Kraft zur Laſt nach einem Jedermann bekannten Maßſtabe angeben. Dieſes iſt der Fall, wenn wir das Gewicht zum Maßſtabe annehmen und dabei jedes Mal bemerken, ob wir Münchner, Wiener, Pariſer oder anderes Gewicht zum Verſuche angewendet haben. Wenn man z. B. zu wiſſen verlangt, welcher unter dreien Wagen, die 1. 2. 3. bezeichnet ſind, am Leichteſten fortzubewegen ſey, und man die Antwort erhält: um auf einer ebenen, feſten und vollkommen wagerechten Fläche in Bewegung geſezt zu werden, erfordert Nro. 1. 50 Pfund, Nro. 2. 60 Pfund, Nro. 3 70 Pfund Münchner Gewicht; ſo iſt die Antwort ſo beſtimmt und ſo verſtändlich, als man es nur immer wünſchen kann. Um nun das Gewicht zur Beſtimmung des Verhältniſſes der Kraft zur Laſt anwenden zu können, iſt

2) eine zwekmäßige Vorrichtung erforderlich, die nach Maßgabe der Umſtände ſehr verſchieden ſeyn kann. Hierin kann jeder ſeinem Local und ſeinem Geſchmak folgen; er kann einen theuern und einen wohlfeilen, einen künſtlichen und einen ganz einfachen Kraftmeſſer haben. Die Idee von einer zu dieſem Behufe zwekmäßigen Vorrichtung kann jeder leicht von einem Meßtiſch oder von einer Gartenleiter abſtrahiren und nach ſeinem Gefallen ausführen. Einige Vorrichtungen, die ganz einfach und wohlfeil ſind, dabei aber alles Erforderliche leiſten, werden in der Folge angegeben werden.

3) Ein drittes Erforderniß zu richtiger Anwendung des Kraftmeſſers iſt, daß man dem zu prüfenden Wagen eine feſte und vollkommen wagerechte Bahn verſchaffe. Die Umſtände müſſen gleich ſeyn, wenn gleiche Reſultate erfolgen ſollen.

Die Bahn des Wagens ſey ſo feſt, daß die Räder keine erheblichen Eindrüke in dieſelbe machen; ſie ſey auch vollkommen wagerecht.

Wo dieſe Bedingungen nicht Statt finden, iſt es unmöglich, daß der Kraftmeſſer richtige und Jedermann verſtändliche Reſultate gebe, da im entgegengeſezten Falle die Hinderniſſe der Bewegung ſo manigfaltig ſeyn können, daß man ſie nicht leicht genau berechnen könnte. Beiläufig rathe ich dem Oekonomen, daß er, vermittelſt einer gewöhnlichen Bleiwage, wie ſie jeder Maurer führt, ſeine Dreſchtenne unterſuche. Findet er ſie wagerecht, wie meiſten Theils der Fall ſeyn wird, ſo darf er nur den zu prüfenden Wagen auf die Dreſchtenne ſtellen, um ein zum Kraftmeſſer paſſendes Local zu haben. Iſt die Dreſchtenne nicht wagerecht, ſo kann dem Wagen eine Bahn von feſt und wagerecht liegender Brettern gemacht werden.

Ich zeuge nun die Anwendung des bisher Geſagten und gebe ein Beiſpiel, wie ein Oekonom, deſſen Dreſchtenne wagerecht iſt, auf eine höchſt einfache Art, bey einem Wagen, daß Verhältniß der Kraft zur Laſt nach Gewicht beſtimmen kann.

Man verſchaffe ſich zwei Globen, die in eiſernen Gabeln gehen, und am Ende mit einer guten Holzſchraube verſehen ſind. (Wer einen Flaſchenzug geſehen hat, wird dieſes leicht verſtehen.) Den einen Globen ſchraubt man ſenkrecht auf die Mitte des Scheuernbretts, womit der vordere Theil der Dreſchtenne gewöhnlicher Maßen geſchloſſen wird, den zweiten ſchraube man oben in einen Dachſparren, der über das Scheuernbrett etwas hervorragt, je nachdem es das Local geſtattet, doch ſo, daß beide Globen mit der Deichſel des Wagens in einer geraden Linie ſtehen.

Man laſſe hierauf den zu prüfenden Wagen gehörig ſchmieren, und ſtelle ihn auf die Mitte der Dreſchtenne ſo, daß die beiden hintern Räder an der hintern Wand der Scheuer anſtehen.

Hierauf befeſtige man ein Seil da, wo die Wage, an der die Pferde ziehen, angebracht iſt, führe das Seil unter den erſten und über den zweiten Globen hin, und knüpfe ſodann eine Wagſchale von einer gewöhnlichen Centnerwage an daſſelbe an. Auf die Wagſchale ſeze man ſo viel richtiges Gewicht als erforderlich iſt, um den

19*

Wagen in Bewegung zu ſezen, ſummire zu dem angewendeten Gewicht noch das Gewicht der Wagſchale, und die Aufgabe iſt gelöſet.

Um genau zu erforſchen, wie viel das Zugvieh Kraft anwenden muß, um bei dem Akern einen Pflug fortzubewegen, wird folgende einfache Vorrichtung zwekdienlich ſeyn.

Man laſſe denn Pflug durch Zugvieh anfahren, während des Akerns aufhalten und das Vieh ausſpannen. Sodann nehme man vier Leitern von gleicher Höhe, lege die eine derſelben ſo auf die Erde, daß ihre Mitte die Linie bezeichnet, in welcher der Pflug gehen ſoll, und das obere Ende der Leiter noch drei Ellen von dem Pflug entfernt bleibt. In dieſer Richtung erhebe man dieſe Leiter und ſezte ſie nun mit den übrigen dreien, ohne die vorherige Richtung zu verlieren, ſo zuſammen, daß ſie ſich mit den obern Enden an einander lehnen und eine vierkantige Pyramide bilden. Dieſe Pyramide befeſtige man oben zu mehrerer Sicherheit mit Striken unter einander, und hänge einen Globen, der in einer eiſernen Gabel geht ſenkrecht in der Mitte der Spize an einem kurzen Strike auf. Man knüpfe nun ein Seil an den Pflug, führe es in der Richtung, welche vorher die Stränge der Pferde bei dem Anziehen angaben, nach der gegen den Pflug gekehrten Leiter hin, nehme diejenige Sproſſe der Leiter, auf welche man in dieſer Richtung kommt, heraus, und bringe an die Stelle derſelben eine eiſerne Spindel, um die ſich eine hölzerne, mit einer eiſernen Mutter verſehene Rolle leicht bewegt. Unter dieſe Rolle ziehe man das Seil durch, leite es aufwärts über den Globen, der in der Spize der Pyramide hängt, knüpfe ſodann, wie oben erwähnt worden iſt, eine Waagſchale an daſſelbe an, und ſeze ſo viel Gewicht auf, als zum Fortbewegen des Pfluges, den der Akersmann wie gewöhnlich leitet, erforderlich iſt, wozu alsdann noch das Gewicht der Waagſchale zu addiren wäre.

Daß dieſe Vorrichtung, die nach Willkühr und nach Maßgabe der Umſtände verändert werden kann, auch zur Prüfung der Wagen zwekmäßig ſey, leuchtet von ſelbſt ein.

Es wäre ſehr leicht, unter den Namen, Kraftmeſſer, eine eigne Maſchine aufzuſtellen. Jeder geſchikte und denkende Mechaniker könnte dergleichen liefern, da man nur die bekannten eiſernen Heuwagen zwekmäßig verändern darf, um die Idee eines Kraftmeſſers zu realiſiren. Allein ich würde die Aufſtellung einer beſonderen Maſchine widerrathen, da ſie die allgemeine Annahme der Gewohnheit, das Verhältniß der Kraft zur Laſt nach richtigem und bekannten Gewichte zu beſtimmen, ſehr erſchweren, mithin der guten Sache mehr hinderlich als förderlich ſeyn, den Oekonomen und Handwerksmann mit einer beſondern Maſchine beläſtigen, und die Genauigkeit der Angaben beeinträchtigen würde, zu geſchweigen, daß eine ſolche Maſchine durch mancherlei Zufälle, ohne daß man es ſogleich bemerkt, unrichtig werden und zu falſchen Angaben verleiten kann. Aus dieſen Gründen halte ich es für beſſer, bloß im Allgemeinen darauf anzutragen, daß das Verhältniß der Kraft zur Laſt bei Wagen, Pflügen und andern dergleichen Akerwerkzeugen, nach richtigem und bekannten Gewichte beſtimmt werde, übrigens aber die Wahl einer dazu dienlichen Vorrichtung der Willkühr und dem Ermeſſen eines Jeden überlaſſen bleibe, ſo lange nur die drei unerläßlichen Bedingungen dabei Statt finden: 1) daß richtiges und bekanntes Gewicht zu dem Verſuche angewendet wird; 2) daß der zu prüfende Wagen eine ebene, feſte und vollkommen wagerechte Bahn habe; 3) daß alles entfernt werde, was die Richtigkeit und Genauigkeit des Verſuchs beeinträchtigen könnte. Dahin gehört zum Beiſpiel, daß das Seil, deſſen man ſich zum Verſuch bedient, durch nichts in ſeiner Bewegung gehindert, daß es in gerader Linie fortgeführt werde, und manche Kleinigkeit, die der Sachverſtändige auf den erſten Blik bemerkt.

Uebrigens darf man bei der Unterſuchung eines Wagens mit dem Kraftmeſſer niemals unterlaſſen, auf die ganze Banart deſſelben einen prüfenden Blik zu werfen, da Manches daran vorkommen kann, was unter veränderten Umſtänden die Bewegung der Maſchine erſchwert.

Bei der Angabe der Reſultate, welche die Prüfung eines Pfluges mit dem Kraftmeſſer giebt, wird es nöthig ſeyn, die Beſchaffenheit des Feldes, in welchem der Verſuch gemacht wurde, ſo

Digitized by Google

wie die Tiefe, in welcher die Maſchine arbeitete, genau zu bemerken und ſie mit dem Kraftaufwande zu vergleichen, den die Fortbewegung des ſonſt gewöhnlichen Pflugs, unter den nämlichen Umſtänden, erfordert.

Bei der Unterſuchung neu erfundener Akerwerkzeuge iſt ſorgfältige Vergleichung mit den ſchon bekannten eine Hauptſache.

Daß es weſentlichen Vortheil bringen würde, wenn man allgemein die Gewohnheit annähme, bei Wagen, Pflügen und andern ökonomiſchen Maſchinen, die durch Zugvieh in Bewegung geſezt werden, das Verhältniß der Kraft zur Laſt jederzeit nach bekanntem und richtigem Gewichte anzugeben, leidet keinen Zweifel.

Man würde dadurch in den Stand geſezt, über die Zwekmäßigkeit neu erfundener oder verbeſſerter Maſchinen, in Hinſicht auf das bei ihnen Statt habende Verhältniß der Kraft zur Laſt, ein richtiges Urtheil zu fällen, unſer Urtheil wäre alsdann vollkommen beſtimmt, keinem Zweifel unterworfen, klar und deutlich und — was eine Hauptſache iſt, wir können unſer Urtheil Andern ſo beſtimmt mittheilen, daß keine Mißverſtändniſſe möglich ſind, indem uns jeder verſteht, der nur geſunden Menſchenverſtand hat. Schon die Beſeitigung der unbeſtimmten, ſchwankenden, wenig oder nichts ſagenden Ausdrüke, die man in allen ökonomiſchen Schriften findet, wenn von einem Verhältniße der Kraft zur Laſt die Rede iſt, macht die Einführung des Kraftmeſſers wichtig und nothwendig. Es werden auch durch den Kraftmeſſer unfehlbar viele wichtige Erfindungen veranlaßt; denn diejenigen Künſtler, welche über die Verbeſſerung ökonomiſcher Maſchinen, in Hinſicht auf Krafterſparniß nachdenken, können auf die angegebene Art ſogleich am Modell prüfen, welchen Werth ihre Ideen haben, und in denkenden Köpfen werden, bei öftern Verſuchen mit dem Kraftmeſſer, viele neue, treffliche Ideen erwachen, die nur deßwegen bisher ſchlummerten, weil ihnen eine Baſis und ein Maßſtab fehlte.

Doch der Nuzen eines Kraftmeſſers, oder mit andern Worten, einer zwekmäßigen Vorrichtung, wodurch man in den Stand geſezt wird, bei Maſchinen, welche durch Zugvieh in Bewegung geſezt werden, das Verhältniß der Kraft zur Laſt nach bekanntem Gewichte anzugeben, leuchtet jedem Sachverſtändigen von ſelbſt ein, und es iſt daher unnöthig, mehr davon zu erwähnen.

Der Feldbau bei den Chineſen.

De Guignes bemerkt (in ſeiner Reiſe nach Peking ꝛc.), daß der Akerbau in China als das Fundament des Staatsreichthums angeſehen wird, und in einem Lande, wo der Kaiſer zu gewiſſen Zeiten mit eigner Hand einen Theil des Landes umakert, der Akerbau in Anſehen ſtehen müſſe.

Das Klima von China, das ſich vom 18. bis 41. Grad nördlicher Breite erſtrekt, muß nothwendig ſehr verſchieden ſeyn, doch iſt es im Ganzen mehr warm als kalt.

Die zu gewiſſen Zeiten wehenden Strichwinde (Moussons) erzeugen eben ſo die Hize wie die Kälte. Die kälteſten Monate ſind der November, Dezember und Januar, die wärmſten ſind der Julius, Auguſt und September, worin ſich oft ſtarke Gewitter zeigen. Die gewöhnliche Regenzeit iſt im März und April; verſpätet ſich der Regen bis zum Mai, ſo leidet der Landbau ſehr.

Die Gegend um Macao iſt weniger fruchtbar, als die um Kanton; die leztere enthält fette Thonlagen. — Die Chineſer laſſen ihr Land nicht ruhen, weil ſie kaum ſo viel beſizen, als zu ihrem Bedarfe hinreicht.

Die Chineſen düngen ſehr ſtark, am Liebſten mit Menſchenkoth, den ſie ſorgfältig einſammeln, in große wohlverwahrte Gruben ſchütten, worin ſie ihn mit Waſſer oder Urin verdünnen, und ihn dann auf die Felder führen. Auch pflegen ſie menſchliche Exkremente mit Erde zu mengen und Kuchen daraus zu bereiten, die auf die Felder gebracht und in Staub verwandelt werden.

In den nördlichen Provinzen, wo es Hornvieh gibt, wird mit dem Viehmiſt eben ſo verfahren, wie in Europa. Auch bedient man ſich des Kalks, der Aſche, des Mergels und des Schlamms.

Der Dung wird nach Kings berechnet. Jeder King zählt 100 Meou oder Aker und ein Meou hält 240 Schritte im Quadrat. Der

Digitized by Google

chineſiſche Schritt hält 10 Fuß, und der chineſiſche Fuß iſt dem Pariſer ziemlich gleich. (36 Pariſer-ſind 57 Wiener-Fuß.)

Die körnertragenden Pflanzen, wovon die Chineſen ſich nähren, ſind Reis, Gerſte, Roggen, Weizen, Buchweizen, Hirſe, Mais, Erbſen und Bohnen. Die vorzüglichſten Gemüſepflanzen ſind der paestay (eine Art Mangold), der Renafar, die Rübe, die Möhre, der Rettig, der Senf, die Erdpiſtazie, die Yame und die ſüße Patate.

Wenn der Reis geerntet iſt, wird der Boden nach dem erſten Regen mit der Hake bearbeitet, um die Wurzeln zum Düngen umzukehren; darauf wird geegget. Sie pflügen nicht tief, kaum 4 bis 5 Zoll, und noch ſeichter in dem leichten, faſt aſchenartigen Boden in den nördlichen Provinzen.

Zum Ebenen des Bodens haben ſie dreierlei Eggen. Der Landmann tritt darauf und regiert mittelſt eines Seils, das an einem durch die Naſe gehenden Ring des Thieres befeſtigt iſt, den ziehenden Stier. Bei allen dieſen Verrichtungen ſtehet der Landmann oft mit den Füſſen im Waſſer, daher der Stand der Landbauer in China ſehr beſchwerlich iſt.

Man ſäet den Reis im März und im Juli, und weichet ihn vorher in warmen Waſſer ein; andere Getreidegattungen werden auch wohl in Kalk und Miſtlake eingeweicht.

Der Reisſamen wird nicht bedekt; in den nördlichen Provinzen bedient man ſich der Egge zur Bedekung desſelben. Der Reis wird entweder in Körnern gelegt, oder auch verpflanzt. In beiden Fällen muß das Land gehörig gewäſſert ſeyn.

Der Roggen und Weizen wird büſchelweiſe geſäet und dazwiſchen Bohnen, deren Ertrag ſie entſchädigt, wenn das Getreide beim Mangel an Frühlingsregen nicht geräth. Die Reisfelder werden mit Sorgfalt gewäſſert, und dazu in der Nähe der Flüſſe die Bambusräder gebraucht. Zwei Monate nach der Ausſaat blüht der Reis, und 3 Monate nach der Ausſaat wird er mit der Sichel geſchnitten. Die Vögel werden durch Scheuchen, und die Inſekten durch Aſche und Rauch vertrieben. Das Getreide wird dicht bei den Wohnungen in Schober geſezt, die aber mit Matten bedekt ſind. Gewöhnlich wird mit Flegeln gedroſchen; zuweilen läßt man das Getreide auch durch Thiere treten, oder bedient ſich der ſteinernen Walzen. Gewöhnlich rechnet man das zehnte Korn Ertrag.

Die Pachtungen werden auf 3 bis 7 Jahre geſchloſſen und der Pächter gibt gewöhnlich die Hälfte des Ertrags.

Edelmuth eines Bayern.

(Eine karakteriſtiſche Darſtellung.)

Mitleid gegen das harte Geſchik unglüklicher Brüder freut zwar den Beſſergeſinnten überall, wenn man es aber auch da findet, wo man am Wenigſten es ſucht, im wilden Kriegsgetümmel, wenn man es den Feind gegen ſeinen Feind ausüben ſieht: gewiß dann entzükt dieſe Tugend im höchſten Grade. Als Beleg dazu mag folgender ſchöne Zug, den ich ſelbſt zu beobachten Gelegenheit hatte, einem geehrten Publikum dienen.

Hier in B., als Grenzort an Schleſien, wo während des vorlezten Krieges die Militärſtraße und mithin auch zum Theil die Transporte der preußiſchen Gefangenen durchgingen, hatte man die hieſige ſehr geräumige k. Kirche zur Aufbewahrung der leztern eingerichtet. Gewöhnlich beſorgten beorderte Mannſchaften der bayeriſchen Truppen die Eskortirung derſelben. Unter andern hatte ein bayeriſcher Offizier (daß ich ſeinen Namen nicht nennen kann, welcher gewiß in der Kriegsgeſchichte unſerer Zeit bekannt gemacht zu werden verdiente!) mehreremal das Kommando über dergleichen Transporte, der, wo ich nicht irre, Lieutenants-Rang hatte, und übrigens ein Mann war, der eben ſeine Jugendjahre überſchritten zu haben ſchien. Wenn ihn auch die Klugheit lehrte, auf dem Marſche mit ſeinen gefangenen Untergebenen etwas menſchlich und behutſam umzugehen, damit ſich die Zahl derſelben in ihrem Vaterlande, wo es denn doch leichter für einen Eingebornen iſt, Reißaus zu nehmen, nicht zu ſehr verminderte, und er bei Uebergabe derſelben mit Ehren beſtehen konnte; ſo habe ich doch an dem Betragen dieſes

Digitized by Google

würdigen Offiziers abnehmen können, daß etwas mehr, als obgedachte Klugheit, daß wirkliche Menschenliebe und reges Gefühl für das unglükliche Schiksal der gefangenen Preußen seine Handlung leitete. Ich wohnte dicht angedachter Kirche, die Wache hatte sogar in meiner Wohnung ihren Aufenthalt, ich bin daher ganz im Stande, diesen schönen Beweis seines edlen Charakters als Augenzeuge öffentlich bekannt zu machen. Gewöhnlich kam er einen Tag, oder wenigstens einige Stunden vor dem Transporte selbst hieran, und machte sich ein angelegentliches Geschäft daraus, die Anstalten, welche man für die zu erwartenden Gefangenen getroffen hatte, zu besichtigen, und die fehlenden Bedürfnisse zu Stande zu bringen. Oft selbst hungrig, ermüdet und von strenger Kälte oder schmuzigem Wege entkräftet, ruhte er nicht eher, aß und trank nicht, und versagte sich jede Bequemlichkeit, bevor er nicht seine preussischen Kameraden (wie er sie zu nennen pflegte,) denen er beim Anmarsch selbst stundenweit entgegenging, mit allem Nöthigen versorgt wußte. Ich wünschte manchem meiner Leser den rührenden Anblik mit angesehen zu haben, wie sie sich bei hiesigem Aufenthalte wie Kinder um ihren Vater drängten, dieser ihm ein Paar zerrissene Schuhe; jener ein unbrauchbar gewordenes Wamms und dergleichen entgegenhielt, wie er bepakt wie ein Lastträger die schadhaften Rudera ehemaligen preußischen Glanzes zur Ausbesserung oder Umtauschung gegen neue forttrug.

Es geschah dann zuweilen, daß einer und der andere der hiesigen Bewohner, welche die Bewirthung der Gefangenen zu besorgen hatten, vielleicht aus Saumseligkeit, vielleicht auch, um auf diese Art eine Mahlzeit oder wenigstens ein Frühstük zu ersparen, dieß Geschäft vernachläßigte. Mancher andere der Herren Transportchefs würde sich bei seiner lekern Tafel den Henker darum bekümmert haben, ob und wie viele von den preuß. Gefangenen zu essen hätten. Nicht so er. Kinder! rief er, so oft sie er in ihrem traurigen Gewahrsam besuchte, habt ihr euch alle satt gegessen? Fehlts euch auch an sonst etwas? — Und beim Aufmarsch, wo die ganze Mannschaft in Reih und Glied gestellt und überzählt wurde, ergingen nochmal dieselben Fragen an sie; traf es sich nun, daß Einer oder der Andere noch nicht befriedigt war, so mußte nöthigenfalls sogar in aller Eile Frühstük aus dem Gasthofe herbeigeschafft werden, und es wurde nicht eher aufgebrochen, bis Mann für Mann zufrieden gestellt war.

Wie nun dieser Menschenfreund, dem ich, wäre ich sein König, seiner hohen Denkungsart wegen, ob er gleich, wie ich erfahren, nur bürgerlichen Standes war, eben so gut einen Adler-Orden ertheilt hätte, als ihn mancher andere Von und Nichtvon, der denselben verdient oder nicht verdient hat, tragen mag; wie er nun, sage ich, für den Lebensunterhalt der Gefangenen besorgt war, so war er es nicht minder für ihre Gesundheit und so viel es sich bei der Menge und den Umständen thun ließ, für ihre Bequemlichkeit. Bei starken Märschen oder wärmerer Witterung wurden, sobald der Transport hinein war, alle Kirchthüren auf einige Zeit geschlossen, damit nicht Jemand kaltes Getränke hineintragen könne und die Gesundheit der Gefangenen in Gefahr käme.

So verschaffte er ihnen, so viel er konnte, Erleichterung in ihrem traurigen Schiksale, und suchte ihnen ihr Elend so erträglich als möglich zu machen. Ganze Körbe Rauch- und Schnupf-Tabak theilte er unter sie aus, und ich habe selbst gesehen, daß er einem preußischen Grenadier, der ehemals unter dem Regiment Fürst Hohenlohe stand, und bei einem Ausfall aus Neiße gefangen worden war, seine eigene Pfeife schenkte, als er ihn gefragt hatte: warum er nicht rauche? und ihm dieser mit einer gewissen Jovialität, die ihn auch in seinem jezigen Zustande nicht zu verlassen schien, antwortete: Herr Lieutenant, meine Pfeife ist, wie ich, gefangen worden!

Sogar auf die Gemeinen seines kleinen Korps waren seine hohen Gesinnungen übergegangen. In traulichen Gesprächen begriffen, standen Wachthabende und Bewachte neben einander, und wenn es nicht Montur und Waffen verrathen hätten, daß erstere die Sieger, leztere die Besiegten wären, so würde es oft schwer gehalten haben, beide von einander zu unterscheiden.

Wenn ſich je zuweilen, wie es denn zu gehen pflegte, ein guter Bekannter unter den gefangenen Kriegern einfand, der vielleicht bei Jena oder ſonſt wo das Weite geſucht hatte, und es nun bequemer fand, hinter dem Ofen daheim den Ausgang der Sache mit heiler Haut abzuwarten, als ſich aufs Neue der Gefahr bloßzugeben, und der nun die ſchöne Gelegenheit benuzte, was man ſagt, auf Regimentsunkoſten ſich mittraktiren zu laſſen, und er wurde erkannt, ſo hätte man den Spektakel ſehen ſollen, wie man dergleichen ungebetenen Gäſten Beine machte.

Dafür aber genoß auch unſer würdiger Offizier die Liebe und Achtung aller ſeiner freund- und feindlichen Untergebenen, und wenn bei andern Eskorten die Gefangenen troz der ſcharfen Behandlung und noch ſchärfern Aufſicht zu Schaaren davon liefen, ſo thaten meinem wakern Manne keiner, oder doch nur äußerſt wenige Leichtſinnige die Schmach an, durch eigenmächtige Ranzion ihm ſeine bewieſene Sorgfalt zu vergelten und ſeine Reputation dadurch zu ſchmälern.

Deutſche Sprichwörter und Redens-Arten.

Urſprung und Erklärung derſelben.

1. Er hat Haare auf den Zähnen.

An dieſes Sprichwort habe ich oft gedacht, wenn junge unbärtige Leute die Welt reformiren wollten. Denn wenn auch der Bart nicht unmittelbar auf den Zähnen ſizt, ſo ſizt er doch über den Zähnen, und weil Verſtand ſo wenig vor den Jahren kömmt, wie der Bart, und weil alte Leute — wenn ſie ſonſt etwas gelernt haben — mehr aus der Erfahrung wiſſen, als unbärtige, übrigens hoffnungsvolle Jünglinge, ſo erklärt ſich dadurch obiges Sprichwort von ſelbſt; wenn man alſo von Jemand ſagt, er habe Haare auf den Zähnen, ſo heißt das wohl ſo viel als: er ſpricht als ein bejahrter Mann, durchgreifend, und aus der Erfahrung.

Uebrigens iſt dieſes Sprichwort ſehr beleidigend für das ſchöne Geſchlecht. Denn dieſem kann man doch auch eine durchgreifende Manier und oft viele durch Verſtand gemachte Erfahrung nicht abſprechen. Alſo iſt dieſes Sprichwort nur allein auf die Männer anzuwenden, und daher fängt es ſich auch mit Er an.

2. Er hat einen Haarbeutel,

ſtatt er iſt betrunken; ſtammt aus jenen Zeiten her, wo die Haarbeutel bei allen gebildeten Ständen Mode waren. Bei Feſtgelagen mußte man mit einer ſolchen Haarzierde erſcheinen, und da nach altdeutſchen Sitten waker gezecht wurde, ſo kehrten die Geladenen immer mit einem Rauſche nach Hauſe. So kam es, daß man ſtatt Rauſch Haarbeutel ſezte.

Badankündigung.

Seit dem Beginne des Monats Mai iſt das Heilbad Adelholzen wieder eröffnet. — Leidende jeder Art und jedes Standes werden daher freundſchaftlichſt eingeladen, hier Linderung ihrer Schmerzen und volle Geneſung wieder zu ſuchen.

Billige Preiſe nebſt der bereitwilligſten Bedienung verſpricht

Adelholzen, am 6. Mai 1830.

Franz de Paula Saller,
Badinhaber.

Anzeige.

In allen Buchhandlungen Bayerns (in Paßau in der Puſtet'ſchen) iſt zu haben:

Der Bierſaz im Jahre 1830.
Ein Wort zu ſeiner Zeit.
8. broſchirt 6 kr.
(Verdient von jedem Biertrinker geleſen zu werden.)

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

N^ro. 20. Den 17. Mai 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Das Genie des Menſchen iſt wahrlich groß für ſeinen kleinen Wohnort; man muß daraus ſchließen, daß er für eine größere Heimath beſtimmt iſt.

Inhalt: Vorſchrift zur Bereitung eines Univerſal-Komposts ꝛc. — Einige Bemerkungen über die wahrſcheinlichſten Urſachen, warum die Butter im Sommer oft nicht fertig werden will, nebſt einem zuverläſſigen Mittel, wie dieſem Uebel abgeholfen werden kann. — Ueber die Waſſerkuren ꝛc. — Aber und Wenn; Wenn und Aber. — Griechiſche Münchhauſiaden.

Vorſchrift zur Bereitung eines Univerſal-Komposts und Angabe der geeignetſten Düngemittel für die verſchiedenen Haupt-Bodenarten.

In dem leſenswerthen Werkchen eines engliſchen Landwirths über Beſchaffenheit der verſchiedenen Bodenarten und die Eigenſchaften des Düngers findet ſich die Beſchreibung der Bereitungsart eines Univerſal-Komposts (Allgemeinen-Düngmittels) als Stellvertreter oder Ergänzung des gewöhnlichen Stalldüngers, welche wir ſowohl, als auch die Hauptumriſſe genannter Bodenkunde und die darauf gegründete Anweiſung zur Düngung der verſchiedenen Bodenarten nachſtehend mittheilen:

Beſtandtheile des Univerſal-Komposts.

50 Pfund vegetabiliſches Alkali, d. h. engliſche Potaſche, ſtatt der man auch die etwas geringere ruſſiſche oder amerikaniſche *) nehmen kann;

36 Pfd. Oel oder Fett, z. B. gewöhnlichen Thran **);

112 Pf. mineraliſches Alkali (Küchenſalz) ***); ſtatt deſſen könnte man eine im Verhältniß größere Menge ſogenannten Düngſalzes nehmen;

50 Pf. ungelöſchter Kalk.

Der Kompoſt wird auf folgende Weiſe bereitet: Man wirft den Kalk in eine zu dieſem Ende bereitete Grube oder Wanne, und ſezt ſo viel Waſſer hinzu, daß er vollkommen gelöſcht wird. Die Potaſche löſe man in ohngefähr 36 Maß Waſſer auf, gieße die Auflöſung zum Kalk, und vermiſche alles; alsdann menge man auch den Thran (oder dgl.) hinzu. Dieſe Miſchung, welche erforderlichen Falls durch Waſſer verdünnt werden muß, gieße man durch die Brauſe einer Gießkanne auf eine hinreichende Quantität, etwa 2 Dresdner Malter oder circa 16 C. Viertel Dammerde. Während dieſe die Flüſſigkeit einſaugt, ſeze man das Küchenſalz zu, und miſche alles gehörig untereinander. Nachdem es eine Zeitlang gelegen hat, wird es zum Gebrauche bereit ſeyn.

Dieſe Quantität Kompoſt wird in Form eines Ueberdungs auf die Oberfläche eines Acre (243 zwölfſchuhige Q. Ruthen) Landes ausgeſtreut, ſo daß alſo auf die Q. Ruthe etwa $\frac{2}{3}$ Caſſeler Mezen kommen. Dieſer Ueberdung kömmt in England für den Acre auf 24 Schill. oder 8 Thl. Konventionsgeld zu ſtehen. In vielen andern Ländern wird er aber weit wohlfeiler herzuſtellen ſeyn. Wenn dieſer Ueberdung wirklich das leiſtet, was der Verfaſſer davon rühmt, ſo muß er, bei der auſſerordentlichen Leichtigkeit und Einfachheit ſeiner Anfertigung, für viele Lokalitäten auſſerordentliche Vortheile gewähren. Es ergiebt ſich übrigens aus der Beſchaffenheit ſeiner Beſtandtheile ſchon von ſelbſt, daß er, wenn er hinreichend dik aufgetragen wird, die Vegetation auſſerordentlich kräftigen müſſe.

*) und in Ermangelung dieſer inländiſche.

**) oder den Trub aus Oelrafinerien ꝛc.

***) Mineraliſches Alkali iſt Natron; Küchenſalz aber ſalzſaures Natron; beides alſo nicht einerlei; das leztere aber in allen ſeinen Formen, wie auch als unreines Kochſalz, Düngſalz, Pfannenſtein ꝛc. ſtatt des erſten anwendbar.

2 Von den verſchiedenen Bodenarten und ihren geeigneten Düngemitteln.

a) Steifer oder ſtrenger Thonboden.

Für dieſen iſt erfahrungsmäßig die beſte dauernd verbeſſernde oder die Akerkrume günſtig verändernde Subſtanz Kalkmergel, wenn man den Pflanzen zugleich mit dieſem Reizmittel die gehörige Menge Stallmiſt oder Schafmiſt zukommen läßt, aus dem ſie ihre Nahrung beziehen können. Bekanntlich fehlt es den Thonboden an hinreichender Wärme und Lokerheit, da ihm kalkige und kieſige (ſandige) Beſtandtheile abgehen, deshalb iſt Kalkmergel und zunächſt Sandmergel ihm mehr zuſagend, als Thonmergel.

In ſolchen Gegenden, wo kein Mergel zu haben iſt, thut eine Miſchung von Sand, Kies, Kalk (oder auch Gyps und Kreide) dieſelben Dienſte, indem ſie dem Boden die fehlenden Ingredienzien gewährt, und deſſen Gefüge mürber macht. Noch vortheilhafter wird eine Miſchung von grobem Sand, Kreide, Kalk und Miſt. An der Seeküſte geben Muſcheln, Seeſand, Seetang und Kreide, nebſt Stallmiſt, ein treffliches Düngmittel für thonigen Boden ab.

Wo dieſe Düngmittel nicht zu haben ſind, empfehlen ſich bloßer Sand, Kreide, gepochter Kalkſtein, Steinkohlenaſche, gebrannter Thon, Schutt von alten Gebäuden, Straßenkoth, Auswurf von Kalköfen und ſelbſt Kies, und Subſtanzen, die geeignet ſind, die Textur des Bodens zu öffnen. In Verbindung mit dieſen dauernd verbeſſernden Mitteln kann man entweder obigen Univerſal-Kompoſt, oder eine der, dem thonigen Boden zuſagenden Düngerarten anwenden.

b) Thonige Dammerde (Lehmerde).

Dieſer Bodenart fehlt es entweder an kalkigen, oder an ſandigen, oder an dieſen beiden Beſtandtheilen. Im erſten Falle hat man die dauernde Verbeſſerung durch Kreide, gepochten Kalkſtein oder Kalkmergel; im zweiten durch Sand, Kies oder Sandmergel; im dritten, je nachdem es die Umſtände geſtatten, durch Kalk- oder Sandmergel, oder beide zubewirken. Fehlt es an Mergel, ſo kann man ſtatt deſſen Kalk, mit groben Sand vermiſcht, anwenden.

Sand und Kreide, oder Sand und gepülverter Kalkſtein ſind zum Oeffnen und Mürbemachen von ſtrengem Lehmboden ſehr dienlich. Die Quantität, in welcher ſie anzuwenden ſind, richtet ſich natürlich nach dem Grade ihres Mangels an kalkigen und kieſigen Beſtandtheilen. Dieſe Bemerkung gilt überhaupt für alle übrigen Bodenarten. Die thonige Dammerde bedarf einer ſo ſtarken Vermiſchung mit die Textur verändernden Subſtanzen nicht ſo ſehr, als der reine Thonboden; allein auch für jene wird ein Zuſaz von kalkigen Ingredienzien als ſehr nüzlich befunden werden, da auch dieſe Bodenart das Waſſer zu feſt zurükhält, und die der Vegetation ſo günſtige Verdunſtung deſſelben eben ſo wenig im hinreichenden Grade geſtattet, als das Abziehen der Feuchtigkeit nach unten.

Wenn es an Miſt fehlt, ſo wird der Univerſal-Kompoſt auf dieſem Boden ſehr gute Dienſte leiſten.

c) Kalkiger Boden.

Alle kreidige, gypſige oder kalkige Bodenarten werden durch thonige und kieſige Zumiſchung verbeſſert. Bei den ſchwerern Sorten thut Kalkmergel oder ſandige Lehmerde, bei den leichtern Thonmergel oder thonige Lehmerde, die beſten Dienſte. Wenn der Kreideboden von ſo harter Beſchaffenheit iſt, daß er ſich ſehr ſchwer zerkleinern, und hinreichend offen erhalten läßt, ſo kann man ihn durch Thon, Sand und Kies oder kieſigen Lehm auf die Dauer verbeſſern. Nie darf man aber verſäumen, ihm die gehörige Quantität an nährendem Dünger zukommen zu laſſen, weil die Ernten nur dann reichlich ausfallen können. Bei kreidigem Boden iſt es ein günſtiger Umſtand, wenn die Oberfläche mit Feuerſteinen beſtreut iſt, indem ſich unter dieſen die Feuchtigkeit in trokenen Jahren erhält.

d) Kreidige Dammerde.

Dieſer fehlt es an thonigen und kieſigen Beſtandtheilen, daher die nachhaltige Veränderung am Beſten durch Thonmergel oder durch Thon und Sand bewirkt wird.

Für dergleichen Bodenarten bildet eine Miſchung von Thon, groben Sand und Miſt ein

trefflîches Düngmittel, indem ſie ſowohl die auf die Dauer verbeſſernden, als die nährenden Ingredienzien enthält.

e) Sandboden.

Dieſer Art von Boden fehlt es ſowohl an thonigen, als an kalkigen Beſtandtheilen, weshalb die dauernde Veränderung der Textur am Zwekmäßigſten durch Thonmergel, thonigen Lehm, oder Thon, mit Kalk vermiſcht, bewirkt wird. Hierdurch erhält der Boden mehr Zuſammenhang, und ſogleich eine der Vegetation günſtigere Textur.

Sandige Bodenarten werden durch die Anwendung einer Miſchung von thonigen und kalkigen Beſtandtheilen, ſo wie Dammerde, auf die Dauer verbeſſert, und durch das Bepferchen mit ſehr zuſagenden befruchtenden Stoffen verſehen. Strenger Thon und ſchwere Dammerde ſind in dieſer Hinſicht ſehr zu empfehlen, wie den umgekehrt Sand und Kies ſteifen Thonboden ſehr verbeſſern. Dennoch ſieht man nicht ſelten dieſe beiden Bodenarten faſt aneinander grenzen, ohne daß es irgend Jemanden einfällt, einen ſolchen Austauſch zu bewirken.

Kreide, ſo wie Kalk- und Sandmergel, eignen ſich weniger zur Verbeſſerung des Sandbodens, weil ſie deſſen Conſiſtenz nur in geringem Grade vermehren. Dennch geben ſie, in Vermiſchung mit Thon und Miſt, ein nicht zu verwerfendes Düngmittel ab.

f) Sandige und kieſige Dammerde.

Da es dieſer Bodenart vorzüglich an thonigen und kalkigen Beſtandtheilen fehlt, ſo ſchlagen Thon- und Kalmergel gut darauf an. Eine Miſchung von Thon, Kalk und Miſt, wozu man nach Befinden der Umſtände, auch Dammerde ſezen kann, gibt einen trefflichen dauernd verbeſſernden und düngenden Kompoſt ab.

g) Eiſenſchüſſiger Lehm.

Dieſer Art von Boden fehlt es an Kalk, weshalb Kalkmergel oder ein Kompoſt aus Damm- Kreide (oder Kalk) und Miſt ſehr zu deren Verbeſſerung beiträgt.

h) Moor- und Torfboden.

Wenn Moor- und Torfboden in ſo weit entwäſſert iſt, daß er die gehörige Feſtigkeit darbietet, ſo muß man ihn vor Allem chemiſch unterſuchen, um auf einem rationellen Wege zu deſſen Verbeſſerung beitragen zu können.

Beſteht der Untergrund aus Dammerde, und beſizt der Oberboden einen bedeutenden Verhältnißtheil an kohliger Subſtanz, ſo wird ſich das Abſchwenden und Verbrennen als gut bewähren, indem dadurch die alten kränklichen Wurzeln und groben vegetabliſchen, mit adſtringirendem Stoffe geſättigten, und deshalb unauflöslichen Subſtanzen in ein alkaliniſches Salz verwandelt werden, welches das Wachsthum der Pflanzen ſo ſehr befördert. Iſt die Textur nicht hinreichend offen, ſo läßt ſich dieſer Fehler durch Auffahren von Sand, Kies, Kreide, Kalk oder Kalkmergel abſtellen.

i) Haideboden.

Zuvörderſt muß die Haide verbraunt werden, wodurch der Boden ſchon einen bedeutenden Antheil an düngenden Salzen enthält. Iſt derſelbe thonig, ſo läßt er ſich durch Kalk- oder Sandmergel, oder eine Miſchung von Sand und Kalk verbeſſern; iſt er ſandig oder kieſig, ſo iſt ein Thonmergel oder Thon und Kalk angezeigt.

Kalk ſoll überhaupt dem Wachsthum der Haide hinderlich ſeyn, daher man ſie nie auf Kalk- und Thonboden trifft, und dieſe Subſtanz, oder, wo er zu haben iſt, Kalkmergel, jederzeit mit Vortheil angewandt werden kann. Dieſe dauernde Verbeſſerung, welche man nöthigenfalls durch Sand oder Thon unterſtüzen kann, wird aber erſt dann ihre volle Wirkung thun, wenn ſie in Verbindung mit eigentlicher Pflanzenſpeiſe, d. h. Dünger, gründlich mit dem Boden gemiſcht wird. Wo es an Mergel fehlt, wird ein Kompoſt von Thon, Dammerde, Kreide, Kalk und Miſt auf Haideboden die beſten Dienſte leiſten.

Digitized by Google

Einige practiſche Bemerkungen über die wahrſcheinlichſten Urſachen, warum die Butter im Sommer oft nicht fertig werden will, nebſt einem zuverläſſigen Mittel, wie dieſem Uebel abgeholfen werden kann.

Wer in ſeinem Haushalt Kühe hält, der wird auch gewiß ſehr oft die Erfahrung gemacht haben, daß die Butter im Sommer oft nicht fertig werden will. Der Rahm zeigt zwar zu gehöriger Zeit Butter, aber nur in ganz kleinen Stüken und Kügelchen, welche durch keine Art von Bewegung zuſammen gebracht werden können, ſondern größten Theils mit durch das Sieb gehen, ſo daß man nicht die halbe Butter bekömmt, welche zwar gut und wohlſchmekend iſt, aber doch ſehr weich bleibt. Warmes Waſſer zuzugießen, verſchafft keinen Nuzen, ſondern macht die Butter nur fließend, und ohne ſelbige zuſammenzubringen. Gemeiniglich geht dieſes Uebel ſchon im März an, und dauert bis in den Oktober. Man mag nun den Kühen noch ſo viel Arzeneien geben, ſie zur Ader laſſen, ihnen ſtatt des Brunnenwaſſers fließendes Waſſer zu ſaufen geben, ja ſie wohl gar verkaufen und andere an ihre Stelle anſchaffen, oder auch die Milchgefäße ſo reinlich, wie möglich, halten, ſo wird doch alles dieſes zur Abänderung jenes Uebels wenig oder gar nicht beytragen.

Eine ſehr wichtige Urſache muß alſo hiebei ganz nothwendig zum Grunde liegen, und ein jeder Hauswirth, der dieſes Uebel ſpürt, thut wohl daran, wenn er alles aufbietet, die Urſachen deſſelben zu entdeken, oder wenn dieſe auch in ſeiner Haushalung nicht zu entdeken ſind, ſich doch mit den Mitteln bekannt zu machen, die dieſer oder jener mit glüklichem Erfolge dagegen angewandt hat.

Ich ſelbſt war vor einigen Jahren auch in der unangenehmen Lage, daß mir die Butter nicht fertig werden wollte. Ich unterſuchte Alles, was hieran hätte Schuld ſeyn können; unterſuchte das Vieh, und es war ſo geſund, daß ich mich herzlich darüber freuete; unterſuchte das Milchgeſchirre, und dieſes war ſo reinlich, daß auch der gröſte Tadler nichts darüber ſagen konnte; unterſuchte das Butterfaß, und es ſchien ebenfalls in dem vortrefflichſten Stande zu ſeyn, aber es ſchien nur ſo; denn bei einer noch genauern Unterſuchung fand es ſich, daß der Boden deſſelben ſchadhaft, daß er morſch und faſt ſchon verfault war. Und dieſer ſchadhafte, faſt ſchon verfaulte Boden des Butterfaſſes war bei mir der Grund, warum die Butter nicht fertig werden wollte. Denn da ich mir ein neues Butterfaß angeſchafft hatte, wurde die Butter immer zu gehöriger Zeit fertig. —

Wie nöthig iſt es daher, daß man nicht verſäumt, nicht allein das Butterfaß, ſondern auch die hölzernen Stamen und die Töpfe, worin der Rahm aufbewahrt wird, wie auch die Milchſchalen, oder die in größern Haushaltungen üblichen hölzernen Seeten, oft und mit der größten Aufmerkſamkeit zu unterſuchen, ob ſie auch immer ſauber und rein gehalten werden, oder ob ſie im Mindeſten ſchon von der Fäulniß angriffen ſind! Es iſt in der Thae kaum glaublich, wie groß der Einfluß der Gefäße auf die Milch, auf die Butter, und vorzüglich auf deren ſchnellere oder langſamere Verfertigung iſt.

Aber nicht allein die Milchgefäße, ſondern auch die Nahrungsmittel, welche die Kühe im Sommer zu ſich nehmen, können die Urſachen ſeyn, weßwegen die Butter nicht fertig werden will. Wer kennt die Wirkungen aller Gräſer und Kräuter? — Wie mannigfaltig und verſchieden iſt ihr Einfluß auf die Geſundheit des Menſchen, der ſich ihrer als Nahrungsmittel oder als Arzenei bedient! — Wie wahrſcheinlich, ja wie gewiß iſt es daher, daß ihre Wirkung auf die Kühe, und auf die Beſchaffenheit der Milch und der Butter, und auf das langſamere oder ſchnellere Fertigwerden der leztern, auch mannigfaltig und verſchieden ſeyn könne und müſſe! —

Um ſich nun mit einiger Gewißheit zu überzeugen, ob etwa die Weide, worauf die Kühe ihre Nahrungsmittel im Sommer finden, Schuld daran ſey, daß die Butter nicht in der gewöhnlichen Zeit fertig werden will, ſo thut man am Be-

Digitized by Google

ſten, wenn man die Kühe eine Zeitlang auf eine andere Weide treibt, deren Eigenthümer nicht darüber klagt, daß ihm die Butter nicht fertig werden wollte. Findet es ſich alsdann, daß mir die Butter jezt zur rechten Zeit fertig wird, ſo liegt die Schuld, weßwegen ſie vordem nicht fertig werden wollte offenbar an meiner Weide, an den Kräutern, welche meine Kühe auf derſelben genoſſen, oder auch an dem Waſſer, deſſen ſie ſich daſelbſt zum Saufen bedient haben. — Sobald der Hauswirth ſich hiervon überzeugt hat, ſo muß er in ſeiner Oekonomie eine Veränderung vornehmen. Er muß ſich alſo entweder eine ſolche Kuhweide zu verſchaffen ſuchen, deren Gras, Kräuter und Waſſer gut und geſund ſind, oder er muß ſich der Stallfütterung bedienen, welche leztere ich ihm vor allen Dingen anrathen möchte, weil ſie unter den vielen Vortheilen, welche ihr eigen ſind, und welche ihr jeder verſtändige Haushälter gern zugeſtehen wird, — auch noch den Vortheil mit ſich führt, daß man dabei für die geſundeſte Nahrung der Kühe, für das beſte Futter, und für das reinſte und klarſte Waſſer ſelbſt ſorgen kann. Bei dieſer Art der Fütterung kann der Hauswirth ſeinen Kühen bald gewöhnliches Gras, bald aber auch eine oder mehrere Arten vorwerfen, und ſelbſt beobachten, welches Futterkraut das nüzlichſte ſey. — Daß indeß bei der Kleefütterung viel Aufmerkſamkeit und Vorſicht nothwendig ſey, vorzüglich dann, wenn bei regnichter Witterung der Klee den Kühen ſo naß vorgeworfen wird, als er vom Felde kommt, — wobei ſie ſich außerordentlich leicht verfangen, — das iſt keinem Zweifel unterworfen. Genug, man erreicht doch bei der vernünftig und zwekmäßig eingerichteten Stallfütterung mit ſehr vieler Gewißheit den Zwek, daß man die Butter zur rechten Zeit fertig bekommt.

Auch die Lage des Zimmers, worin im Sommer die Milch ſteht, muß einen Einfluß auf die Milch und auf den Rahm, ſo wie auf das geſchwindere oder langſamere Fertigwerden der Butter haben. Je kälter im Sommer dieſes Zimmer, und je weniger es den Strahlen der Sonne ausgeſezt iſt deſto zwekmäßiger iſt es für das ganze Molkenweſen. — Iſt das Zimmer zu dumpfig, zu feucht, und der friſchen Luft zu wenig ausgeſezt, ſo muß man in dieſem Falle zum öftern friſche und trokne Luft in daſſelbe einlaſſen. —

Soll die Milch und der Rahm nicht verderben, und ſoll die Butter zu rechter Zeit fertig werden, ſo ſey alſo die Milchkammer ein kühles, den Strahlen der Sonne nicht zu ſehr ausgeſeztes, ein troknes, nicht dumpfiges, ſondern äuſſerſt luftiges Zimmer.

Welch einen großen Einfluß die heiße Gewitterluft auf das langſamere Fertigwerden der Butter im Sommer hat, das ſagt einem jeden Haushälter ſeine eigne Erfahrung. Dieſe Urſache läßt ſich freilich nicht hinwegräumen, weil ſie mit der ganzen Einrichtung des Weltgebäudes zu ſehr verwebt iſt, und weil ihre Folgen im Allgemeinen viel zu heilſam für das Ganze ſind, als daß wir gerechte Urſache haben könnten, uns darüber zu beklagen. Die Gewitter ſind uns unendlich viel werth, wenn ſie auch hin und wieder ein reiches Saatfeld durch den Hagel verheeren, oder ein Gebäude, ja auch ein ganzes Dorf, oder eine ganze Stadt durch ihren entzündeten Bliz in die Aſche legen, und dadurch dem Einen ſeine Nahrung, dem Andern ſein Obdach rauben. —

Indeß gibt es doch ein Mittel, durch deſſen Anwendung mir die Butter auch an heißen und an Gewitter-Tagen ſehr bald fertig geworden iſt; und dieſes Mittel iſt dasjenige, welches mir auch zur andern Zeit, und unter allen Umſtänden immer die beſten Dienſte geleiſtet hat, wenn alle andern Mittel, die Butter bald fertig zu erhalten, vergebens verſucht waren. Dieſes Mittel will ich dir jezt mittheilen, lieber Leſer! — will es deinem Gebrauche beſtens empfehlen, und hoffe, daß du es auch mit Nuzen anwenden wirſt. Es beſteht in folgender Kleinigkeit:

Haſt du einen Eimer voll Rahm, ſo gieße in denſelben für vier Pfennige Branntwein, welchen du mit dem Rahm vermiſchen mußt; haſt du das gethan, dann gieße den Rahm, der jezt mit Branntwein vermiſcht iſt, in das Butterfaß, und die Butter wird gewiß bald fertig werden. — Haſt du weniger Rahm, ſo gebrauchſt du weniger

Digitized by Google

Branntwein; haſt du mehr Rahm, ſo ſchütteſt mehr Branntwein unter denſelben. Das iſt wenigſtens das Verhältniß, in welchem ich den Branntwein zum Rahm mit Nuzen gebraucht habe, und ſo oft wider brauchen werde, als mir die Butter nicht fertig werden will.

Wie und auf welche Art und Weiſe der Branntwein eine ſolche Wirkung auf das geſchwindere Fertigwerden der Butter hervorbringt, das kann ich nicht beſtimmen. Es läßt ſich ja auch nicht immer beſtimmen, wie und warum ein Arzneimittel auf den Menſchen wirkt, und warum es gerade ſo und nicht anders ſeine Wirkung äuſſert. Es kommt aber auch gar nicht darauf an, daß wir uns darüber den Kopf zerbrechen. Wir erreichen dadurch unſern Zwek, erhalten die Butter bald fertig, und was wollen wir mehr?

Wollte man mir gegen dieſes erprobte Mittel einwenden, daß von dem Branntwein die Butter und Buttermilch den Geſchmak und den Geruch annehmen würde, ſo möchte ich darauf antworten: dies iſt nicht der Fall. Für vier Pfennige Branntwein, was bringt das in eine ſo groſſe Maſſe Rahm, als ein Eimer voll iſt!

Der Branntwein iſt aber nicht bloß wirkſam zur ſchnellen Verfertigung der Butter, ſondern er äuſſert auch ſeine Kraft noch in einer andern Rükſicht auf die Milch. Manche Haushälterin beklagt ſich darüber, daß die Milch lang wird, und weiß dieſes Langwerden nicht zu verhüten. Liegt die Urſach davon nicht an den Milchgefäßen, und an deren Vernachläßigen, in Abſicht der Reinlichkeit, auch nicht an der Milchkammer und deren übeln Lage und Einrichtung, ſo gebrauche du auch dagegen den Branntwein, und gebrauche ihn auf folgende Art: Gieße in jede Schale oder Sette einige Tropfen Branntwein vorher hinein, ehe die Milch, die ſo eben gemolken iſt, hinein geſeihet wird. Auf dieſe wenigen Tropfen Branntwein mußt du die Milch gießen. — Thuſt du das, ſo wird ſie nicht lang.

Dieſe Wirkung des Branntweins, ſowohl auf das ſchnelle Fertigwerden der Butter, als auch darauf, daß die Milch nicht lang wird, habe ich in meiner Haushaltung oftmals erfahren. Ich halte es daher für meine Pflicht, alle diejenigen aufmerkſam darauf zu machen, die ſich nach ſolchen Mitteln umſehen müſſen, um das Erſtere zu befördern, und das Leztere zu verhüten. M.

Ueber die Waſſerkuren Bauernzeitung No. 6. d. Js.

(Als Nachhall von No. 33. Jahrg. 1820.)

Allerdings Reſpekt zum Voraus für die angeführten Geſchichten glüklicher Waſſerkuren, durch Trinken guter Waſſer, und Waſchen damit. Allein Alles hat ſeine beſtimmten Grenzen.

Es iſt ja dort immer nur die Rede, vom Waſſertrinken im Allgemeinen, vom kalt Waſchen und Baden; aber nichts verlautet von warmen Waſſer, und von einem Unterſchied der Waſſer nur mit einen Worte.

Hier im Gebirge haben wir aber Quellen, welche mit köſtlichen Brunn- und Steinkreß, mit zukerreichen Pflanzen ihren heilbringenden Lauf bezeichnen, andere — gerade im Gegentheil — mit ſauern, ſtinkenden, und giftigen Unkraut, dann Quellen, die Alles verſteinern, folglich auch die thieriſchen Eingeweide, vorzüglich die Blaſen, wenn man ſie trinkt — dann Quellen, die ihre Umgegend mit Kröpfen zieren — hier ihren Lauf mit grünen dort mit rothen Kies ſchmüken, — andere, die ihre Theilnehmer mit Durchfall beglüken, oder beläſtigen, oder gar an den Rand liefern ꝛc. Wenn gar von Kurgäſten die Rede wäre — ſo würden Hunderte dem Tode in die Arme fallen, wenn ſie dieſe, ſtatt jener Quelle zum Trinken, Waſchen oder Baden, dieſe kalt anſtatt warm (z. B. im Rothlauf) gebrauchen würden. Dr. Hufeland in ſeiner „Nöthigen Erinnerung an die Bäder Weimar 1801" ſtellt eben auch den auffallendſten Unterſchied zwiſchen dem Gehalt der Waſſer, und dem hierdurch gebotenen Gebrauche des kalten oder warmen Waſſers auf.

Der den Dr. Hufeland ganz aus der Seele ſchreibende Dr. Seiz „über Bayerns kunſtloſe Heilbäder. München 1803." läßt für ſeine Kuren nur Mineralwaſſer Bayerns

gelten, und klaſſifizirt dieſe noch in — ſalzhaltige, alkaliſche, und eiſenhaltige, um ſie den Zuſtandsformen ſeiner Patienten anzupaſſen.

Medicinal Rath, und Prof. Dr. Graf analyſirte 40 bayeriſche, und oberpfälziſche Mineralbrunnen vom verſchiedenſten Gehalt, um ſie der Verſchiedenheit der Aufgaben anzueignen.

Nur Brown mit ſeinen Schülern verlachte aber jeden, der wegen Unterſchied der Waſſer vor ſeine Thüre hinausgehen wollte, um ein Mineral-Waſſer zu ſuchen, aber die Wirkung ſeines Syſtems (wenigſt in hieſiger Gegend) heißt auch — Schlacht, und Niederlage der Menſchheit!

Da nun aus all Obigem, über gleichgiltige Verwendung aller Waſſer, ohne Unterſchied, kalt, oder warm, doch Zweifel hervorzugehn ſcheinen, ſo bitte ich um Aufklärung.

S. v. A.

Aber und Wenn; — Wenn und Aber.

Wenn alle Menſchen gleiche Geiſtesfähigkeiten beſäßen, ſo würden ſie ſich nicht über tauſenderlei Sachen ſtreiten, aber die Einheit ihrer Geſinnungen würde auch die Wahrheit von der Falſchheit nicht zu ſondern vermögen, und der gemeinſchaftliche Wille gäbe demnach Stoff zum Streit und Zank. Hätten z. B. alle Menſchen den nemlichen Geſchmak, ſo würden ſie ſich um den Genuß einerlei Sorten von Früchten ſchlagen, dieſelben Mädchen oder Männer lieben, dasſelbe Amt haben wollen, und dergleichen ähnliche oder gleiche Anſprüche machen. Deßhalb iſt es beſſer, wenn darin die ausgedehnteſte Verſchiedenheit herrſcht, die Wünſche einander ſelten begegnen, und die Begierden ſo ſehr von einander abweichen.

Wenn alle Menſchen mit gleicher Stärke begabt wären, mit gleichen Talenten und Eigenſchaften, ſo wären ſie alle gleich ſtark, reich oder arm, gut oder ſchlecht, und eine vollkommene Gleichheit herrſchte auf der Erde! Aber die Gleichheit wäre der Menſchen Unglük, ein Jeder behauptete das Recht, zu befehlen, und Niemand möchte gehorchen. Keiner wollte arbeiten, und die menſchliche Geſellſchaft wäre blos ein Verband von Wilden, die gegen einander ſtritten, um ſich die Früchte und Wurzeln zu entreißen, und durch einen ſiegreichen Kampf zur Beute zu machen, ein immerwährender Krieg wäre an der Tagesordnung, und bei gleicher Kraft und Einſicht wäre totale Unordnung in der Welt.

Wenn ich reich wäre, ſprach' ich oft zu mir, ſo würde ich von dem Reichthume einen edlen Gebrauch machen, ich würde talentvolle Menſchen unterſtüzen, die Tugendhaften belohnen, die Unglüklichen beglüken, und jeden Dürftigen von ſelbſt, unaufgefordert, zu Hilfe eilen. Aber dieß iſt leichter geſagt, als gethan; viele Menſchen ſprechen eben ſo, wenn ſie arm ſind, aber kaum ſind ſie durch Glüksfälle reich geworden, ſo vergeſſen ſie aller ſchönen Vorſäze und handeln zwekwidriger als geborne Reiche. Es könnte leicht geſchehen, daß ich es nicht beſſer machte, und daher iſt es beſſer, ſich in allen Vorſäzen zu beſcheiden und mit ſeiner Tugend nicht vor der Zeit zu prahlen.

Es gibt keine Einbildung, die man nicht mit einem Wenn zu verwirklichen hofft, und kein Aber, dem der beſte Ruf widerſtände. Mit einem dieſer Worte zertrümmert der Ruhmſüchtige die Welt, beraubt der Geizhals die Erde aller Schäze, ſprengt der Spieler die Spielbank, findet der Alchymiſt den Stein der Weiſen. Mit dem andern kann die Kokette von ihrer Nebenbuhlerin auch ſogar Gutes ſprechen, ein Dichter ſeine Mitwerber zerſchmettern, der Dummkopf die Miene eines Weiſen annehmen, und ein kluger Mann ſich in ein zweideutiges Urtheil beſcheiden einhüllen.

Wenn ich nur einen Augenblik den Donner in meiner Hand hätte, ſpricht ein leidenſchaftlicher Spieler, wie wollte ich die infamen falſchen Spieler niederdonnern.

Wenn ich nur tauſend Gulden freie Einkünfte beſäße, ſeufzt ein Freund der ſchönen Wiſſenſchaften, o wie wollte ich mich ganz dem Studieren hingeben, und den ſchönen Künſten leben!

Wenn der Krieg nur ein Jahr dauert, ſagt der Lieferant, ſo werde ich meine Schäfchen im

Digitized by Google

Trokenen und vielleicht ein reizendes Gütchen haben.

Ich war jüngſt in einem Hauſe, deſſen Beſizerin ſehr ſchön iſt; man ſprach von verſchiedenen Dingen. Unter andern ſagte die Frau vom Hauſe: „Haben ſie die kleine Fanny betrachtet, die ſo eben das Zimmer verließ? Nicht wahr, ſie iſt liebenswürdig? aber leider nur ſo lange, als man ihr nicht widerſpricht. In dieſem Falle hat ſie die abſcheuliche Gewohnheit, jeder Rede ein Aber anzuhängen, und mit dieſem Korrektionsworte jedes Lob, jede freundliche Aeußerung eines Zweiten zu entkräften! Die gute Frau vom Hauſe fuhr eine Weile fort, über das Wörtchen Aber ſich mißbilligend zuäußern, bemerkte aber nicht, daß ſie ſich deſſen ſelbſt bediente, ſo oft ſie Jemand lobte, und verfiel in denſelben Fehler, den ſie an Andern auszuſezen hatte. Ein ſolches fatales Aber hat ſchon manchem Menſchen ungemein geſchadet, wenn's aus einem Munde kam, der über das Glük oder Unglük eines Zweiten zu entſcheiden hatte; und man ſollte es ſich daher nicht ſo leicht und unbeachtet entſchlüpfen laſſen.

Auch auf das Wenn ſoll man keine große Hoffnung bauen; denn die Wünſche auf Wenn geſtüzt, ſind nur Luftſchlöſſer, Gebilde afrikaniſcher Feuermeteore, die in der Atmosphäre des heißen Sandes entſtehen, und den Blik oft bis zur höchſten Wahrſcheinlichkeit täuſchen.

Und doch gibt es genug Menſchen, die ſich den Täuſchungen eines Wenn gänzlich hingeben, und ihr Lebetag darin leben. Wenn ich dieß und jenes erhalten, beſizen oder erwerben werde, dann werde ich dieß und jenes thun; ſie träumen ſich ohne Aufhören in eine gefällige Zukunft hinein, legen dabei aber die Hände in den Schoß. Das ſind die Müßigen und Faulen, die täglich ein Wunder erwarten, das ſie zu den glüklichen Sterblichen machen ſoll. Es heißt aber in der Schrift: Bete und arbeite.

Griechiſche Münchhauſiaden.

Die griechiſchen Epigramme ſind voll von Uebertreibungen aller Art; einige der intereſſanteſten ſind folgende:

Hermon war ſo dünnleibig und gewandt, daß es ihm eine Kleinigkeit war, durch ein Nähnadelöhr nicht nur zu ſchlüpfen, ſondern im ſchnellſten Flug durchzuſpringen.

Demas ſpazierte auf den Spinnengeweben kek und luſtig einher, und ergözte ſich darauf in mancherlei gymnaſtiſchen Uebungen. Dieſe Vermeſſenheit mußte er aber theuer bezahlen; denn einſt, als er auf dem Gewebe ſich tanzend unterhielt, ſiehe, da kommt die entrüſtete Spinne, ſpinnt ihm einen Faden um den Hals, ſchnürt dem Frevler damit die Kehle zu, zieht ihn ſo in die Luft und erwürgt ihn!

Soſipater war von ſo ſubtiler Konſtitution, daß ihn kein Menſch wahrnehmen konnte. Er beſtand faſt blos aus Geiſt und Athem.

Markulus war ſo klein, daß er mit ſeinem Kopf ein Sonnenſtäubchen durchlöchern, ja durch ſolches mit ſeinem ganzen Leib kriechen konnte.

Cajus war ſo leicht, daß er ſich bleierner Fußſohlen bedienen mußte, um von der Luft nicht davon getragen zu werden.

Als der leichte Archeaſtratus von den Feinden gefangen und auf eine Wage gelegt wurde, fand man ihn nicht ſo ſchwer, als ein halbes Gerſtenkorn.

Meneſtratus pflegte zum Reitpferde eine Ameiſe zu haben, einſt aber wurde er von ihr abgeworfen und von ihr mit dem Fuße todtgeſchlagen.

Cherämen war ſo klein und leicht, daß er ſich wohl hüten mußte, den Leuten zu nahe zu kommen, wenn er nicht die Ungelegenheit haben wollte, von ihnen durch ihr Athemholen mit der Luft in die Naſe gezogen zu werden.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 21. Den 24. Mai 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Wo wir wandeln in dem Thale,
Durch den Hain und auf der Flur,
Lächeln uns die Ideale
Einer höheren Natur.

Inhalt: Ueber den Bau und die Behandlung des Flachſes in Flandern. — Ueber die wahrſcheinlichſten Urſachen der Blindheit der Pferde ꝛc. — Das arme Landmädchen, oder die ſonderbare Erbſchaft. — Neumodiſche Flüche.

Ueber den Bau und die Behandlung des Flachſes in Flandern.

In Flandern, wo der Flachs der Hauptreichthum des Landes iſt, wird unſtreitig der ſchönſte in Europa gebauet. Es gibt aber auch ſchwerlich eine Gegend, wo man ſo ſorgfältig dabei verfährt, als dort geſchieht; und wir hoffen deshalb Vielen einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir die ganz eigene Weiſe, den Flachs, bei und nach dem Baue zu behandeln, wie ſie dort üblich iſt, nach dem Berichte eines Augenzeugen aus des Herrn von Rogge „Vortheilen für Haus- und Landwirthſchaft ꝛc.," hier mittheilen.

Die für den Flachs beſtimmten Aeker werden gebracht, und, dem Unkraut zu entgegnen, ſo oft gewendet, als ſich Spuren davon zeigen.

Gegen Ende des Auguſt wird ſehr ſtark gedüngt. Der untergeakerte Dünger bleibt 6 Wochen ungeſtört liegen, damit der darin befindliche Unkrautſame Zeit zum Aufgehen gewinne.

Iſt das Unkraut aufgegangen, ſo wird aufgebrochen, und nach 14 Tagen, oder wenn es die Witterung hindert, erſt nach 3 Wochen, wird der in die Höhe gekommene Miſt ſehr tief untergepflügt.

Der Boden wird jezt ſorgfältig geegt und die Aeker bleiben nun, ohne daß etwas geſchieht, liegen, bis der Lein im folgenden Frühjahr geſäet werden kann.

Da man in Flandern, wie überhaupt in den Niederlanden und in Holland, ſehr viel auf Frühflachs hält, und derſelbe auch meiſtens gut gedeihet, ſo wird, ſo bald es die Witterung geſtattet, Anſtalt zum Säen getroffen.

Man wünſcht die Winterfeuchtigkeit im Boden zu behalten, und reißt ihn nicht auf.

Einige Tage vor dem Säen ſtreuet man Taubenmiſt, oder, wenn dieſer fehlt, Torfaſche auf die Aeker. Beide Aufſtreuungen, beſonders die erſte, werden um den höchſten Preis erkauft.

Zum Säen bedient man ſich größtentheils Rigaiſchen Leins. Man kauft denſelben gewöhnlich ſchon ein oder zwei Jahre vorher, und läßt ihn unter öfterm Wenden, troken liegend, altern, weil nur ſolcher Leinſamen, welcher mehrere Jahre alt geworden (er bleibt ſechs und mehr Jahre gut, und wird mit jedem Jahre beſſer zum Säen, wenn er gut aufbewahrt wird) zum Säen tauglich iſt.

Der Same wird nur mit einer Handegge untergebracht. Manche walzen auch.

Iſt der Flachs 4 Zoll hoch, ſo wird auf das Sorgfältigſte und zwar barfuß gejätet. Sobald ſich nach dieſem Jäten wieder Unkraut zeigt, wird wider gejätet. Gewöhnlich geſchieht dieſes 14 Tage nachdem zum erſtenmal gejätet worden.

Gleich nach der zweiten Reinigung wird der Flachs geländert. Dieſes Ländern geſchieht auf folgende Art.

Man ſtekt längs dem Rande der Beete, 2 Fuß von einander, ziemlich ſtarke und dike Holzgabeln, ſo tief in die Erde, daß ihr Bauch nur 8 bis 10 Zoll über die Beete hervorragt. In dieſe Gabeln werden zwerch über die Beete mäßig ſtarke Stangen, oder lange, einmal zertheilte Latten ſo gelegt, daß der Schnitt, welcher die Latte theilt, auf den Bauch der Gabel zu liegen kommt. Dieſe Stangen oder Latten werden mit dünnen Steken ins Kreuz bedekt. Die Stangen werden an den Gabeln und die Steken an den Stangen oder Latten mit Baſt oder auch Stroh befeſtigt. Das Ganze hat jezt das Anſehen eines Gitters.

Manche verfertigen daſſelbe theilweiſe nach einem Maßſtabe, den ſie von der Entfernung

Digitized by Google

des Randes der Gabeln und der Breite der Beete genommen haben, entfernt vom Aker, und es tragen dann zwei oder vier Menſchen die verbundenen Stüke in die Gabeln. Sie vermeiden dadurch, die Beete zu betreten.

Wenn der Flachs wächſt, treibt er zwiſchen dem Gehölze hervor, und findet an demſelben eine Stüze, welche es verwehrt, daß er durch Regen oder Wind umgelegt werde, und der Schatten der Gitter trägt dazu bei, daß die Wurzeln des Flachſes von der Sonne weniger ausgetroknet werden.

So beſchwerlich dieſes Ländern dem, der es nicht geſehen, vorkommen mag, ſo wenig ſcheuen die dortigen Flachsbauer die Arbeit. Sie werden äußerſt ſchnell damit fertig. Nur das Anſchaffen der Stangen und Hölzer fällt da ſchwer, wo Holz rar iſt. Iſt aber einmal das Kapital dazu errungen und verwendet, ſo bringt es reichere Zinſen, als vielleicht eines auf der Welt. Der Ertrag eines ſolchen geländerten Stükes iſt ſo groß, daß er zuweilen den Werth des Bodens überſteigt. Ich ſah, daß eine Fläche geländerten Flachſes um 120 Dukaten verkauft wurde, da man hingegen eine andere, gleich große, aber ungeländerte für 30 Dukaten hingab. Das Holz zum Gitter dauert mehrere Jahre, und Viele ſorgen für noch längeres Halten durch Anſtreichen.

Sobald ſich die Samenknoten angeſezt haben, wird der Flachs gerauft. Höchſtens darf man, wenn man feinen Flachs begehrt, die halbe Ausbildung derſelben abwarten. Wollte man den Samen zeitig werden laſſen, ſo würde man weit mehr an der Güte des Baſtes verlieren, als man durch den Lein gewinnen könnte. Die wenigen Bauern, welche ſich des ſelbſt gezogenen Samens bedienen, bauen dazu auf einer andern Stelle, als da, wo ſie den Flachs bauen, welchen ſie ſo frühe, als andere raufen. Der, welcher wegen des Samens, der erſt nach drei Jahren geſäet werden ſoll, gebauet wird, wird ſehr dünne geſäet, und bleibt ſtehen, bis die Knoten auf den Stengeln dürre werden. Der Samen wird durch dieſes Auszeitigen ſehr gut, der Flachs aber ſo ſtrobig, daß nur ſehr wenig dafür gelöſt werden kann. Was verloren wird, wird durch die Güte des Samens zum großen Theile wieder erſezt. Auf jeden Fall gewinnt man mehr dabei, als wenn man den Flachs zu zeitig, und den Samen doch nicht zur vollen Reife gedeihen läßt, wie es in Gegenden geſchieht, wo man Flachs und Lein von Einem Aker benuzen will. — Die Bauern, welche den Samen kaufen, verfahren doch am vortheilhafteſten.

Wenn der Flachs gerauft iſt, ſo wird er in Bündeln zum vollen Austroknen aufgeſtellt.

Wohlhabende ſezen ihn, wenn er recht dürre iſt, in Fehmen, und röſten erſt im kommenden Frühjahre. Es geſchiehet dieſes immer von den holländiſchen Händlern, welche den Flachs auf dem Felde kaufen. Sie warten nur das Raufen und Troknen ab, und verſchließen ihn dann bis zur weitern Behandlung im folgenden Jahre in Speicher. Man verſicherte mich, daß der Flachs durch dieſes Liegen ſehr gewinne.

Minderbegüterte röſten gleich nach dem Troknen.

Die Röſten ſind, was für die Geſundheit der Bauern ſehr nachtheilig ſeyn muß, bei den Häuſern derſelben. Jede iſt mit Bakſteinen ſauber ausgemauert.

Der Flachs wird in den Röſten in kleinen handvollen Büſcheln reihenweiſe aufeinander gelegt. Oben darauf kommen Bretter, und auf dieſe Steine.

Die Röſte darf mit Flachs nicht ganz voll gemacht werden, und die Steine dürfen nur ſo ſchwer ſeyn, daß ſie den Flachs im Waſſer halten, aber nicht auf den Boden drüken können. Bleibt der Flachs nicht ſchwimmend, ſo röſtet er nicht vollkommen gleich.

Man füllt die Röſte ſo mit Waſſer, daß daſſelbe bis zur Hälfte der Steine zu ſtehen kommt. Es wird Brunnenwaſſer vermieden, und nur Regenwaſſer genommen.

Wenn die Röſte gefüllt iſt, ſo darf kein friſches Waſſer dazu kommen. Ein neuer Zufluß würde die Gährung unterbrechen, da ſie hingegen in ſtehendem Waſſer ſteigend fortdauert.

Sobald das Aufſteigen der Blaſen im Waſſer ſich vermindert, fängt der Bauer an, den Flachs zu unterſuchen. Findet er, daß er ſo ſtark ge-

Digitized by Google

röſtet ſey, daß er nur noch kurze Zeit röſten dürfe, ſo nimmt er ihn aus dem Waſſer, und breitet ihn dünne auf friſch geakertes grasloſes Feld.

Jezt unterſucht er oft, ob die Röſte vollendet ſey, Er findet dieſes, nachdem er den Flachs zeitiger oder unzeitiger aus dem Waſſer genommen, zwiſchen dem 2ten oder 4ten Tage.

Sobald er die Zeitigung gefunden, ſtellt er den Flachs zum Austroknen in Haufen auf.

Daß der Bauer die Röſte auf dem Felde enden läßt, iſt ſehr zwekmäßig. Sobald die ſaure Gährung vorüber iſt, geht der Flachs in die faulige über, welche die Faſern zerſtört *). Es geſchieht dieſes im Waſſer ſehr ſchnell, und wer gegen das Ende der Röſtung nicht von Stunde zu Stunde nachſehen will, ſteht in Gefahr, daß ein großer Theil des Flachſes durch eintretende faulige Gährung morſch und unbrauchbar werde. In der Zeit einer Nacht kann der halbe Flachs zu Grunde gehen. Sucht man dieſer Gefahr durch zu frühes Ausnehmen aus dem Waſſer zu entgehen, ohne die Röſtung auf dem Felde zu vollenden, ſo erhält man ein ſpröbes Werg, aber keinen Flachs. Ausgebreitet auf dem Aker, röſtet der Flachs nun langſam vollends gahr, und es iſt bei dieſer Aufmerkſamkeit nicht zu befürchten, daß die faulige Gährung die im Freien liegende Waare ſchnell übereile und zerſtöre.

Wenn der geröſtete Flachs vollkommen troken geworden iſt, ſo wird er nicht ſogleich zur Breche gebracht, ſondern noch 10 bis 12 Wochen an einem trokenen Orte aufbewahrt.

Man weiß aus Erfahrung, daß es ſehr vortheilhaft iſt, wenn er noch im Haufen ſtill nachgähren kann.

Bei dem Brechen bedient man ſich einer groben mittlern und feinen Breche. Der Flachs muß durch alle drei gehen. Wenn er auf der mittlern und feinen bearbeitet wird, ſo wird er abwechſelnd mit einer Bürſte gebürſtet, damit er rein von den Brechenden werde.

*) Den nicht die Faſern, ſondern nur das markige und zellige Gewebe, welches die Faſern oder Baſtbündel (den eigentlichen Flachs) umgiebt, ſoll durch die Röſte zerſtört werden.

Zwiſchen dem Brechen und dem Hecheln wird wieder eine Pauſe von mehreren Wochen gemacht. Man behauptet, daß auch dieſe nüzlich ſey. Der gebrechte Flachs bleibt während derſelben an einem troknen Orte auf Haufen liegen.

Das Hecheln geſchieht nur durch Weibsperſonen, die zunftmäßig drei Jahre darauf gelernt haben. Ihre Geſchiklichkeit iſt bewundernswerth, und es wäre ſehr nüzlich für deutſche Staaten, wenn Lehrlinge nach Flandern abgeſendet würden, die dortigen wichtigem Vortheile zu lernen, und dieſelben in größern und kleinern Oekonomien zu verbreiten.

Ueber die wahrſcheinlichſten Urſachen der Blindheit der Pferde der Landleute, und die beſte Einrichtung der Pferdeſtälle.

Es muß jedem auffallen, unter den Pferden der Landleute ſo außerordentlich viele blinde und einäugige zu finden, daß man nicht ſelten ganze Viergeſpanne ſieht, die zuſammen nur zwei oder drei geſunde Augen haben. Und warum ſind vorzüglich die Pferde der Landleute dieſem Uebel unterworfen, da man ganze große Marſtälle Geſtütte-Anſtalten ſieht, wo man nicht ein blindes oder einäugiges Pferd antrifft. Warum verlieren die in halb oder ganz wilden Geſtütten befindlichen Pferde faſt niemals dieſen edlen Sinn der Sehkraft? Man darf nur etwas genau beobachten, wie die Landleute ihre Pferde in jeder Hinſicht behandeln, ſo fällt es nicht ſchwer, die Urſachen der ſo häufigen Blindheit dieſer Pferde zu finden.

Offenbar liegen dieſe Urſachen:

1) In dem zu frühen Anſtrengen der Pferde im Füllenalter;

2) in der Unreinlichkeit in den Ställen, ſowie in der gewöhnlich ſchlechten Bauart und Einrichtung derſelben;

3) in äußeren Gewaltthätigkeiten.

Was den erſten Punkt betrifft, ſo wird mir darin kein Vernünftiger widerſprechen. Kaum hat das Füllen das Ende des zweiten Jahres erreicht, ſo wird es ſchon eingeſpannt. Es heißt

zwar: es ſoll nicht eigentlich arbeiten, ſondern nur gleichſam ſpielen. Aber wer weiß es denn nicht, wie ſehr die jungen Thiere oft im Geſpann toben und ſpringen, und ſich dadurch, zum größten Nachtheil der Augen, erhizen? Zeigt nicht die tägliche Erfahrung, daß alte mit eingeſpannte Pferde gar bald ſich auf die jungen Kameraden verlaſſen, im Ziehen träge werden, und die größte Laſt den Füllen zuſchieben? Rechnet man nun, daß der erſte Zahnwechſel in das dritte Jahr fällt, mithin der Zahnreiz ſchon mit Ablauf des zweiten Jahres beginnt, ſo kann man leicht begreifen, wie beide Urſachen vereinigt auf das Nachtheiligſte auf die ſehr zarten Werkzeuge des Geſichtes wirken müſſen. Der erſte Zahnwechſel iſt immer der gefährlichſte, theils weil das junge Thier noch zu zart iſt, theils weil es eben deswegen dieſen ungewohnten Reiz, den dabei die Augen leiden, noch nicht ſo gleichgültig erträgt, als in den nachfolgenden Zahnperioden, in denen ſein Körper ſchon der Vollendung ſeiner Ausbildung nahe iſt, und ſchon mehr Feſtigkeit in allen Theilen ſeines Körpers beſizt. Noch gefährlicher aber iſt das zu frühe Arbeiten für ſolche Füllen, welche ſchwere fleiſchige Köpfe und kleine in Fett vergrabene Augen haben, oder gar von blinden Müttern geboren, die Anlage zur Blindheit ſchon mit auf die Welt gebracht haben. Ich habe ſogar erlebt, daß ein Füllen, von einer blinden Stute, auf beiden Augen ſtaarblind geboren wurde. Und dennoch war die blinde Mutter durch die oben angeführte Urſache, vereinigt mit den in Verfolg noch anzuführenden, blind geworden.

Eine zweite ſehr häufige Urſache iſt in der Einſtallung dieſer Thiergattung zu ſuchen. Die Pferdeſtälle unſerer meiſten Landleute ſind höchſt widerſinnig eingerichtet, und wenn die Augen ihrer Pferde von Eiſen wären, ſo müſſen mehrere, ja die meiſten von ihnen früher oder ſpäter um die Augen kommen. Die Pferdeſtälle ſind gemeiniglich zu niedrig, und, was das ſchlimmſte, ohne Glasfenſter, alſo ohne Licht. Plözlich kommen gemeiniglich die armen Thiere aus tiefer Dunkelheit in das helle Sonnenlicht, und was ein ſolcher ſchneller Wechſel auf dieſe zarten Werkzeuge des Sehens für nachtheilige Wirkung thun muß, iſt nur zu leicht einzuſehen. Der Augenſtern, in der Dunkelheit aufs ſtärkſte erweitert, muß ſich jezt plözlich zuſammenziehen, und ſo muß die Sehkraft endlich gelähmt werden. Hiezu kommt noch die große Unreinlichkeit. Puzet und ſtriegelt eure Pferde ſo ſorgfältig als ihr wollet, ſo wird dieſes alles nicht helfen, wenn die Pferde Monate lang auf dem brennenden Miſte ſtehen müſſen, zumal im Winter, zu welcher Jahreszeit noch dazu alle Löcher zugeſtopft werden, damit ja kein Tag und keine friſche Luft hineinkomme. Ein jeder weiß wohl aus Erfahrung, wie der in einem Pferdeſtall lange Zeit aufgehäufte Miſt nicht blos die Naſe beleidigt, ſondern vorzüglich auch ein unangenehmes Beißen in den Augen der Menſchen verurſacht. Wie nachtheilig müſſen dergleichen ſcharfe Ausdünſtungen, die durch den ſcharfen, keinen Abfluß habenden Urin der Pferde noch immer beißender werden, auf die zarten Augennerven der Füllen wirken, des Nachtheils, den dieſer Miſt den Hufen und der ganzen Geſundheit dieſer Thiere verſucht, nicht einmal zu gedenken.

Endlich ſind auch äußere Gewaltthätigkeiten zu den genannten Urſachen zu rechnen, namentlich Stöße und Schläge auf die Augen, beſonders Peitſchenhiebe. Mit wahrer Beſtialität mißhandeln oft die Landleute, beſonders deren Knechte, die Pferde, und ſo wie ſie ſelbſt gewohnt ſind, bei Schlägereien einander vorzüglich auf die Köpfe zu ſchlagen, ſo machen ſie es auch ihren Pferden, und nicht nur mit der Peitſchenſchnur treffen ſie ihnen häufig die Augen, ſondern auch, wenn das arme Thier nur Anſtand nimmt, eine ihm zu übermäßig aufgeladene Laſt fortzuſchleppen, gerathen ſie in die höchſte Wuth und ſchlagen ohne Barmherzigkeit mit dem Peitſchenſtiel dem Pferde auf den Kopf, und wie leicht wird durch ſolche Gewalt die Kryſtallinſe gequetſcht und der graue Staar entſteht unvermeidlich, wenn nicht eine heftige Entzündung gar das ganze Auge zerſtört.

Es ſey mir bei dieſer Gelegenheit erlaubt, den Landleuten in Anſehung der Bauart und Einrichtung ihrer Pferdeſtälle und deren Reinigung einige Rathſchläge zu geben, welche den größten Einfluß nicht nur auf die Geſundheit der Pferde überhaupt,

Digitized by Google

ſondern auch vorzüglich auf die Erhaltung ihrer Augen haben.

Das erſte Erforderniß iſt hinlängliche Höhe des Stalles; der Pferdeſtall muß wenigſtens zwölf Fuß hoch ſeyn, und ſo geräumig, daß man ihn in abgeſonderte Ständer mit Lattirwänden abtheilen kann. Jeder Ständer muß ſechs Fuß weit und acht bis neun Fuß lang ſeyn. Die Lattirwände macht man feſt ſtehend, mit fünf bis ſechs Zoll ſtarken Latten, Schwellen und Pfoſten, und zwei Zoll diken Bohlen. Denn Fußboden der Ständer, der einige Zoll, nur nicht zu viel, hinten Fall haben muß, ſezt man entweder mit fünfzehn Zoll langen, vier bis fünf Zoll diken, vierkantig behauenen, aufrecht geſtellten Erlenklözen, oder mit auf die lange Kante geſtellten, wohl eingeſprißten Bakſteinen aus. Den Futtergang hinter den Pferden belegt man mit Sandplatten, und läßt am Ende der Ständer eine hinlänglich tiefe Rinne einhauen, um die Feuchtigkeiten aus dem Stalle zu leiten.

Das zweite Erforderniß eines Pferdeſtalles iſt hinlängliches Licht durch Glasfenſter. Hierbei aber iſt zu beobachten, daß die Pferde nicht mit den Köpfen gegen die Fenſter ſtehen, ſondern dieſe entweder von hinten, oder von der Seite angebracht ſind. Beſtändige Dunkelheit verdirbt den Pferden die Augen, und macht ſie ſcheu, das Scheuen aber verräth immer ſchlechte Augen, indem die Pferde die Gegenſtände nicht recht ſehen.

Das dritte Erforderniß bei einem Pferdeſtalle iſt Reinlichkeit, welche dieſes Thier vorzüglich liebt. Dieſe beſtehet nicht nur in möglichſt reinem Puzen der Pferde, ſondern auch vozüglich in täglicher Wegſchaffung des Miſtes, welches um ſo weniger Mühe macht, wenn es alle Tage geſchiehet. Dieſes tägliche Miſten iſt beſonders hinſichtlich der Augen nicht genug zu empfehlen. Zur Reinlichkeit gehört auch die Wegräumung aller Spinnenweben, welche böſe ſchädliche Dünſte am meiſten aufnehmen, und überhaupt alles Staubes und Schmuzes. Auch iſt den Augen der Pferde nichts heilſamer, als wenn man ihnen täglich einigemal die Augen mit einem, mit kalten Waſſer durchweichten Schwamm auswäſcht. Außer dieſem Allem trägt beſtändig reine Luft ſehr vieles zur Geſundheit eines Pferdeſtalls bei, welche in niedrigen, dunkeln und dumpfen Ställen immer gefährdet iſt. Nichts iſt in dieſer Hinſicht beſſer, als Dunſt-Schornſteine, die in der Deke der Pferdeſtälle angebracht werden. Für einen Stall von vier bis ſechs Pferden iſt ein ſolcher Schornſtein genug. Mann kann ſie von Brettern machen, oder auch, wie einen andern Schornſtein, von Lehm- oder Bakſteinen bauen. Sie müſſen zum Dach hinausgehen, und jeder mit einer Klappe verſehen ſeyn, um ſie nach Belieben öffnen und ſchließen zu können.

Wenn die Landleute auf dieſe Art ihre Pferdeſtälle einrichten, und die oben angeführten Urſachen der bei den Pferden ſo häufigen Blindheit vermeiden, ſo werden ſie geſunde Pferde haben, und ſelten wird unter ihren Pferden eins blind werden.

Dr. Buſch.

Das arme Landmädchen, oder die ſonderbare Erbſchaft.

(Eine wahre außerordentlich rührende Geſchichte vor der Schlacht bei Jena.)

Röschen war ein hübſches ſchlankes Mädchen und gut und redlich dabei. Als eine Waiſe hatte ſie ihr Geburtsdorf früh verlaſſen müſſen, und war in ihrem zehnten Jahre bei einem Müller in der Gegend von Auerſtädt in Dienſt gegangen. Ihr gutes Herz gewann bald die Liebe ihrer Herrſchaft, und da dieſe keine Kinder weiter hatten als einen Sohn, welcher auf die Wanderſchaft ging, ſo nahmen ſie ſich des armen Mädchens an, als wäre ſie ihre eigene Tochter. Sie ließen ſie in die Schule gehen, und der verſtändige Schulmeiſter, welcher an Röschen vorzügliche Fähigkeiten bemerkte, machte ſich ein Vergnügen daraus, dieſe zur Entwiklung zu bringen. Bald war Röschen die Krone der Dorfjugend, und zog ſelbſt die beſondere Aufmerkſamkeit des Herrn Superintendenten auf ſich, als dieſer bei der Schulviſitation das Kirchſpiel beſuchte. — Dies machte ſie aber nicht ſtolz, und ihre Dienſtfertigkeit, ihr liebreiches Gemüth ſöhnten alle ihre Mitſchülerinnen mit ihren Vorzügen aus; alle liebten ſie, und Röschen war

die Königin ihrer ländlichen Feſte; wenn ſie fehlte, ſo ſchien alle Freude zu fehlen; wenn ſie erſchien, lächelte jedes Auge heiter.

„Möchte doch unſer Friz ſolch ein Mädchen einmal zur Frau bekommen, Jakob“, ſagte die Müllerin oft zu ihrem Mann, „wie froh wollte ich ſeyn!“

Ich auch, antwortete der Müller, wenn ſie ihm ſo ein vierzig Morgen mitbrächte.“

Dies ſchienen Worte ohne Bedeutung, und der Müller und die Müllerin waren beide weit entfernt, ſie gerade auf Röschen zu ziehen; denn Röschen war eine Waiſe, und hatte nicht einen einzigen Morgen im Vermögen. Ihre Aeltern waren Taglöhner, und ſehr arm geweſen; Verwandte hatte ſie, ſo viel ſie wußte, in der ganzen Gegend und auf dem ganzen Erdenrunde nicht mehr. Aber Röschen vergalt die Wohlthaten ihrer guten Herrſchaft mit dankbarem Herzen, und gewann ihre Liebe immer mehr. Früh und ſpät ging ſie der guten Mutter an die Hand; keine Arbeit war ihr zu geringe, keine zu ſchwer, und oft, wenn der Müllerin einfiel, Das und Jenes noch zu beſorgen, hatte Röschen es ſchon vollbracht. Dem Alten führte ſie die Rechnungen, konnte ihm die Zeitungen vorleſen; wenn ſie den Morgen oder Abendſegen las, fühlte er ſich beinahe mehr erbaut, als durch die hochſtudirte Predigt des Herrn Paſtors, die er oft nicht verſtand. Auch hatte ſie von dem Schulmeiſter viele ſchöne Lieder gelernt, und ſang mit reiner Stimme und fühlendem Herzen. — Die beiden Aeltern verdachten es den Nachbarn nicht, wenn ſie ſie um Röschen beneideten, ſezten aber auch ihren Stolz darin, daß ſie keinem Mädchen im Dorfe nachzuſtehen brauchte; ſie ging gekleidet, als wäre ſie die Jungfer Müllerin; auch hieß ſie nur immer Müllers Röschen.

Jezt war das liebe Mädchen in ihr 17tes Jahr getreten, und entwikelte ſich immer ſchöner an Geiſt und Körper. In den Ballſälen der Stadt würde ihr natürlicher Verſtand, und ihre pfirſichrothen Wangen vielleicht wenig Glük gemacht haben, denn dort gilt nur Flittergold und nervenſchwache Bläßlichkeit; in der ländlichen Flur erquikte ſie aber den Blik in der üppigen Fülle, und duftete lieblich, wie die Roſe, welche im Strahle der Sonne ſich entfaltet. Die Jünglinge des Dorfes buhlten um ſie, und die Dirnen haßten ſie nicht, wenn ſie ihnen auch die Herzen ſtahl. Allein Röschen blieb ungerührt und kam beinahe in den Ruf, daß ſie nicht lieben könne.

Da kehrte Friz von ſeiner Wanderſchaft zurük, ein Burſche von einigen zwanzig Jahren. Er hatte viel geſehen, viel erfahren, aber ſein Herz war rein geblieben, wie es die väterliche Flur verlaſſen hatte. Seine Rükkunft war ein hohes Feſt im Hauſe und im ganzen Dorfe. Des reichen Müllers Sohn iſt wieder da! — Wie manches Mutterherz ſchwoll bei dieſem Gedanken von ſüßen Hoffnungen für die blühende Tochter. Des reichen Müllers hübſcher Friz iſt da! Höher färbte ſich die Wange der Mädchen und ſtärker pochte das Herz — Die Väter rechneten zuſammen, was ſie wohl in die Waagſchaale gegen den Gevatter Müller zu legen hätten: und wer ſich bewußt war, daß er ebenfalls das Gleichgewicht halten könnte, ſah auch ſchon die Tochter in die ſchöne Mühle ziehen. — Röschen fühlte, ſo dünkte ihr wenigſtens, nichts, als die Freude ihrer alten Pflegeältern, und kein Gedanke fiel ihr ein, daß Frizens Rükkunft ſonſt noch für ſie von Bedeutung ſeyn könne.

Nicht ſo der Jüngling. Er erkannte bald in Röschen das einzige Mädchen, das ihn glüklich machen konnte, und ſein Herz blieb ungerührt bei dem Lächeln ihrer Geſpielen und bei den Lokungen der Alten. Mit heiterem Blike folgte er der Geſchäftigen überall, wohin Herz und Pflicht ſie trieben; mit fromer Andacht hörte er zu, wenn ſie den Morgen- und Abendſegen las; und mit ſanftem Entzüken lauſchte er nach den Silbertönen ihrer Lieder. Die Liebe ſchlich ſich ſo unvermerkt, in einer ſo heitern Geſtalt in ſein Herz, daß ſie ganz darin heimiſch war, ehe er es fühlte. Röschen, ſo ſchien es, war ihm eine liebe Schweſter; er ſcherzte oft gern mit ihr; ſie war ſeine liebſte Tänzerin; allein er begnügte ſich, daß ſie ihm nicht mehr gewährte, als jedem Andern. Nie ſah man ihn ihr nachſchleichen; nie bemerkte man irgend eine Unruhe an ihm, wenn ſie abweſend war; er ſcherzte auch mit andern Mädchen und nannte ſie

ſchön, ja vielleicht öfter noch, als Röschen ſelbſt; denn bei der fiel es ihm nur ſelten ein, ihr ſo etwas zu ſagen, es ſchien ſeinem Herzen nur unbedeutend; Röschen war ihm mehr als ſchön.

Lange wäre Friz vielleicht noch in dieſer glüklichen Unbefangenheit geblieben, hätte ihn der Vater nicht auf die Gefühle ſeines innerſten Herzens aufmerkſam gemacht. Es war ein halbes Jahr ſeit ſeiner Rükkunft verfloſſen, als ſie einſt an einem Sonntage vor der Mühle unter einer ſchattigen Linde ſaßen, und der Alte ihn fragte:

„Haſt Du Dir denn noch nichts Liebes ausgeſucht Friz?“

Röschen war gegenwärtig bei dieſer Frage, und wurde blutroth, ohne zu wiſſen, worüber. — Unwillkührlich blikte ſie von ihrem Nähzeuge halb verſtohlen nach Frizen hin, und eben ſo unwillkührlich blizte ſein Auge auf Röschen. Ihre Blike trafen einander, und drangen tief in ihre Herzen. — Ohne etwas davon zu ahnen, nannte der Alte nun eins nach dem andern von den reichen Mädchen der Gegend, und war genau davon unterrichtet, wie hoch ſich die Mitgift eines jeden belaufen würde.

„Ich nehme kein Mädchen um ihres Geldes willen, Vater!“ ſagte Friz, und eine Thräne trat in Röschens Auge.

„Nicht um des Geldes willen, antwortete der Vater, aber doch mit Geld. Wo die junge Frau nichts mit in die Wirthſchaft bringt, als ſich ſelbſt, da bleibt ſie immer fremd. Wenn beide, Jüngling und Mädchen, nichts haben, das laß ich gelten; was ſie dann erwerben, gehört beiden; hat das Mädchen Geld, und der Jüngling keins, das geht auch noch, denn das Geld braucht einen Mann, der es zu benuzen weiß; allein, ein reicher Jüngling und ein armes Mädchen, das geht ſelten gut; ſie bleibt immer die Magd des reichen Mannes.“

Das war nun ſo die Philoſophie des guten Alten. Frizen wollte dieſe Meinung nicht einleuchten, ob er ſchon voraus ſah, daß ſie den Wünſchen, die ſich im Innern ſeines Herzens vernehmlich genug hören ließen, in den Weg treten könnte. Röschen konnte nicht mehr auf der Bank ſizen; ſie ſtand auf, um ihre innere Bewegung zu verbergen, und machte ſich geſchwind in der Wirthſchaft etwas zu thun, um die mannigfaltig ſich durchkreuzenden Gedanken und Gefühle zu zerſtreuen, von denen ſie ſich ſelbſt kaum Rechenſchaft geben konnte.

Sie liebt dich, ſagte Friz zu ſich ſelbſt. Röschen liebt dich gewiß, und bringt dir mehr in's Haus, als alles Gold der Welt; ein treues Herz voll Liebe; frommen Sinn und Wirthſchaftlichkeit; verſtändig iſt ſie auch; was bedarfſt du mehr!

Ein armes Mädchen bleibt immer die Magd ihres reichen Mannes, ſagte Röschen traurig zu ſich ſelbſt; nur ein armer Mann iſt für ſie; Friz iſt für eine Reiche. Wen er doch nehmen wird? — Glüklich wird gewiß jede mit ihm.

Nie hatten ſich ihre Gedanken ſo viel mit Frizen beſchäftigt, ob ihr gleich nicht einfiel, daran zu denken, daß auch ſie glüklich mit ihm ſeyn könnte. Jezt wurde es dunkel; ſie ging hin, den Abendſegen zu leſen, und ſezte ſich darnach an den Rand des ſtäubenden Mühlbaches in der Dunkelheit unter dem beſtirnten Himmel, und hier machte endlich ein Thränenſtrom ihrem gepreßten Herzen Luft.

Auch Frizen war das Herz zu voll, als daß er ſchon in ſeine Kammer hätte gehen können. Röschens Blik ſchwebte ihm immer vor. Bekannter mit ſeinen Gefühlen, hatte er auch deutlicher in ihrem Herzen geleſen als ſie ſelbſt; er war entſchloſſen ihr ſeine Liebe zu geſtehen, und, wenn er ihrer ganz verſichert wäre, ſeine Wünſche der Mutter vorzutragen, damit dieſe den Vater ihnen geneigt machen ſollte. In dieſen Gedanken ging er den Bach hin, und erkannte Röschen im Sternenſchimmer unter den drei hohen Pappeln, deren ſchlanke Stämme im kühlen Weſtwinde ſich wiegten.

Zwei junge feurige Herzen im Schweigen der Nacht, von keinem Späher belauſcht, nur von milden Sternen angelächelt, verſtehen einander bald. — Friz ſezte ſich zu Röschen unter die Pappeln; ſie zittert; noch nie war ihr ſo zu Muthe geweſen. — Er ergriff ihre Hand und fragte mit ſanft bewegter Stimme: Warum ſie weine? und da ſie es läugnen wollte, fuhr er mit der Hand

Digitized by Google

über ihre Augen, und zeigte ihr, daß ſie feucht ſey. — Röschen weinte ſtärker — das Herz wollte ihr brechen.

„Ich bin eine Waiſe, Friz, und arm, ſagte ſie endlich, was wird aus mir werden?"

„Meine Frau, erwiderte der Jüngling, wenn Du mich liebſt, Röschen!" und umſchlang ſie mit ſeinen Armen.

Wie durchbebten dieſe Worte ihr Herz. Sie wand ſich ſanft aus ſeinen Armen. — „Deine Magd bin ich, und werde Deiner Frau dienen, wie Deiner Mutter; aber Deinen Spott verdiene ich nicht!" rief ſie ſchluchzend.

Es wurde Frizen nicht ſchwer, ſie zu überzeugen, wie wenig er an Spott denke, und wie tief jedes ſeiner Worte aus dem Innern ſeines Herzens hervorquoll.

(Fortſezung folgt.)

Neumodiſche Flüche

allen empfindſamen Poſt-Knechten, zärtlichen Fuhr- und Schiffleuten, galanten Corporalen, ſüſſen Handwerksgeſellen, und hochgeſtrengen jungen Herren gewidmet.

Die Moden ändern ſich. Man mochte vor Zeiten keinen Flucher in guter Geſellſchaft dulden; und ſelbſt wenn ein Bauer fluchte, ſagte man: „Der iſt ein geborner Lump; er lernt ein neues Handwerk hinter den Tiſchen des Wirthshauſes."

Heut zu Tage iſts anders. Die Poſtknechte und Fuhrleute, ſonſt rohe, ungeſchlachte Kerls, werden empfindſam. Sie blaſen auf ihrem Poſthorn ſo herzbrechend, oder ſie ſingen euch ſo ſchmelzende Lieder, daß man bittere Thränen vergieſſen möchte. Handwerksburſche machen die ſchönſten Verſe von der Welt, und der Soldat und Corporal droht in Ohnmacht zu fallen vor Wehmuth, wenn ihn die dike Köchin nicht mehr holdſelig anlächelt.

Junge Herrn hingegen, Söhne aus den reichſten Häuſern, fluchen und ſchwören oft durch einander wie Schuhknechte. Wenn man den Herrn aus der Kutſche auf den Kutſchenbok, und den Kutſcher in die Kutſche ſezen wollte, man würde wetten, jeder ſäße am rechten Orte.

Ein ehrenwerther Herr und Freund hat mir ein halbes Duzend neumodiſche Flüche zugeſchikt, welche ich hier mittheilen will.

Künftighin ſoll man fluchen ſtatt: „hol euch der Teufel!" hol euch meine Liebſte!

ſtatt: „der Donner und das Wetter!" „die Bäſ' und der Herr Vetter!

ſtatt: beim Sapperment!" beim Weiberregiment!

ſtatt: „Gott ſoll uns verdammen!" Gott helfe uns Narren!

Ich will als Zugabe noch einige andre Flüche nach der neueſten Mode hinzufügen.

Für junge Herren in den Städten, die gern fluchen, theils um ſo liebenswürdig zu werden, wie ein empfindſamer Poſtknecht, oder um von den Frauenzimmern für recht entſezlich herzhaft gehalten zu werden, wird ſich folgendes beſonders ſchön ausnehmen:

Poz Clutliquutlaputli ſoll mir tauſend Millionen Pfund — Nieswurz in die Naſe ſtopfen!

Für heroiſche Corporale: Poz Batallion ich möchte auf der Stelle zur Trommel werden, und ihr ſollet mich — trommeln!

Für galante Schneider: Alle Lappen, die ich geſtohlen, ſollen mir wie Blumen an — die Naſe wachſen!

Für ehrliche Pintenſchenkwirthe: Ei ſo ſoll mir doch alles Waſſer über den Kopf fahren, womit ich — den Wein taufe!

Auf dieſe Weiſe kann man ſogar für ſich und andre noch obendrein ſehr lehrreich fluchen lernen.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 22. Den 31. Mai 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Nimm, was die Erfahrung dir beut, um den leichten Preis des Verſuches. —
Erſt nach Verſuchen klärt ſich die Wahrheit auf, beſtätigen ſich die landwirthſchaftlichen Vortheile.

Inhalt: Einige praktiſche erprobte Erfahrungen, die Anwendung des Gypſes und Alauns in der Landwirthſchaft betreffend. — Schäzung des Akerbaues in China. — Das arme Landmädchen, oder die ſonderbare Erbſchaft. (Fortſezung.) — Anekdoten aus dem Privatleben Max. Joſ. III.

Einige praktiſche erprobte Erfahrungen, die Anwendung des Gypſes und Alauns in der Landwirthſchaft betreffend.

Der Gyps iſt als Aezungs-, Reiz- und Treibmittel ein unentbehrliches und nicht genug zu ſchäzendes Material in der Landwirthſchaft, wenn er nämlich mit Vernunft und in gehörigem Maße angewendet wird; unmäßig gebraucht wird Alles nachtheilig und ſchädlich; ſo iſt es auch mit dem Gyps, daher ſagt man ganz recht im Sprichworte: Gyps macht reiche Väter, aber arme Kinder *). Denn wollte Jemand eine Wieſe z. B. einige Jahre hintereinander mit bloßem Gypſe beſtreuen, und nicht abwechſeln mit anderen Dingen, als Jauche, Aſche, Düngſalz, Kompoſtdünger u. dgl., ſo würde natürlich eine ſolche Wieſe einige Jahre einen guten Ertrag abwerfen, dann aber weniger und zulezt gar nichts mehr von Gras hervorbringen. Je mehr eine ſolche Wieſe gegypſet worden war, deſto ſchlimmer und nachtheiliger würden ſich nach wenigen Jahren die Folgen zeigen. Alſo vernünftig, mäßig und abwechſelnd muß der Gebrauch des Gypſes ſeyn.

So viel man übrigens bis jezt den Gyps ſchon als ein gutes Treibmittel bei Klee, Schotengewächſen und andern Früchten, bei dem Bleichen der Leinwand und leinenem Zeuge und ſonſt kennen gelernt und angewendet, ſo geſchwind und ſchnell wirkſam er ſich überall ſchon gezeigt hat, werden durch fortgeſezte Beobachtungen und Verſuche ſein Nuzen und ſeine Kraft noch täglich mehr in's Licht geſtellt.

Einen vorzüglichen Nuzen leiſtet derſelbe bei den oberhalb der Erde ſich bildenden Blattkopf-Gewächſen, als Kopfkohl, Kohlkraut, Wirſing, Blumenkohl u. dgl.

Man hat bis jezt allgemein behauptet, daß der Gyps bei windſtillem Wetter, beſonders des Morgens früh, an die vom Thaue feuchten breitblätterigen Gewächſe geſtreuet, Nuzen gewähre; auf andere Art aber und bei ſchmalblätterigen, beſonders Halmgewächſen gebraucht, wenig oder gar keinen Nuzen leiſte. Obgleich ich nun dieſem Saze nicht allgemein beiſtimmen kann, indem ja Wieſengräſer zum Theil auch ſchmalblätterig ſind, und der Gyps auf troknen Wieſen einige Jahre lang große Wirkung leiſtet, ſo zeigt dagegen offenbar der Gyps eine gleichſam wunderbare Kraft bei den ſämmtlichen Kopfkohl-Gewächſen, jedoch nicht, wenn der Gyps auf die Pflanzen, ſondern nur dann, wenn er an die Wurzeln derſelben gebracht wird. So widerſprechend dieſer Saz der allgemeinen Erfahrung ſcheint, ſo gewiß wird Jedermann ſich leicht von dem Geſagten überzeugen, wenn er einigemal ohne Vorurtheil den Gyps an die Wurzeln dieſer Pflanzen bringt. Ich habe zwar noch nie Gyps auf die Kohlkraut-Pflanzen ſelbſt gebracht, weil ich immer glaubte, dieſe Kopfkohl-Pflanzen, beſonders das ſogenannte Kraut, oder auch der Wirſing würden blos dadurch in große, lange Blätter ſchießen, aber keine vollen, geſchloſſenen Köpfe bilden (ein kleiner Verſuch allenfalls mit einem Beete könnte leicht die Wirkung zeigen); dagegen kann ich aber mit Gewißheit und Wahrheit ſagen, daß derjenige ſehr ſchöne, große, gut geſchloſſene, feſte und ſchwere Kohlhäupter und Wirſing bekommen und erhalten wird, der nebſt gutem Dünger die Auslage für etwas Gyps nicht ſcheut und davon ein wenig an die Wurzeln bringt.

*) Dies Sprichwort gilt vom Mergeln! —

Digitized by Google

Meine Methode iſt dabei dieſe. Ehe die Kohlpflanzen ge- oder behäufelt werden, kurz zuvor nämlich, laſſe ich eine Perſon ſoviel Gyps im kleinen Zirkel rund um jede Pflanze ſtreuen, als ſie mit drei Fingern faſſen kann oder ungefähr ſoviel als eine große Haſelnuß an Größe und Gewicht beträgt; hierauf wird gleich der Erdboden um jede Pflanze gehäufelt, und dies iſt die lezte Arbeit beim Krautpflanzen. So kann man ein Stük Land nach dem andern gypſen und häufeln bis zum Ende. Aſche und Salz leiſten beinahe eben ſo angewendet, dieſelbe Wirkung, jedoch iſt Salz zu koſtſpielig und Aſche doch nicht treibend wie Gyps. Iſt dies gethan, ſo überläßt man das Wachsthum der Natur; der Gyps löſt ſich nach und nach im feuchten Erdboden auf, theilt ſeine Düng- und Treibkraft den Pflanzen mit, und es bilden ſich hierauf gar ſchöne, volle, ſchwere, gut geſchloſſene Köpfe.

Man braucht hierzu keine Menge Gyps; mit einer Meze oder einem halben Maße kann man ſchon weit reichen, und da das Maß Hanauer Gyps hier Orts 36 kr. koſtet, ſo iſt die Auslage unbedeutend und der Gewinn dabei groß und bedeutend.

Wem das Beſtreuen jeder einzelnen Pflanze zu beſchwerlich fallen ſollte, kann auch das Krautland, wenn es zum Sezen vorgeakert iſt, auf ſchmale Beete, mit Gyps kurz vor dem Sezen überſtreuen, gerade ſo, wie man Klee zu beſtreuen pfleget; auch kann man erſt die Löcher zu den Pflanzen haken und hierauf in jedes Loch etwas Gyps ſtreuen, dann die Pflanzen ſezen, ſo geht es geſchwinder ab.

Im Jahre 1826 pflanzte ich Krautkohl auf friſch gegypsten Klee und bekam, troz der troknen Witterung, Kraut in Menge, während das Kraut allgemein ſchlecht gerathen war. Der junge Klee von 1825 ſtand nämlich der Dürre wegen ſehr dünn und ſchlecht, und verſprach wenig, darum ließ ich das alte Stük von 1824, das im Herbſte 1825 ſehr ſchön und dicht geſtanden hatte, aus Vorſicht nochmals über den Winter ſtehen. Im Jahre 1826 ließ ich dies Stük dik mit reinem Gyps beſtreuen, mähte den Klee nur einmal ab, ließ dies Kleeland tüchtig mit gutem Dung befahren, dann auf ſchmale Beete akern. Das Land wurde ziemlich ſchollicht, und Jedermann hielt dafür, daß es auf ſolchem Lande kein Kraut geben könne, allein ich ließ dieſe Schollen zerhaken, dann die Pflanzen ſezen, behäufeln und bekam das herrlichſte Kraut in Ueberfluß. Dieſen Gewinn kann ich bei dem bekannten, ſehr troknen Jahre nicht dem friſch eingeführten Dünger zuſchreiben, der ohne Zweifel ohne Wirkung blieb und im Herbſte ſich beinahe ſämmtlich wieder ausakern ließ; ſondern ich muß dieſen Gewinn einzig und allein dem Gypſe und den Kleewurzeln beimeſſen, indem leztere im feuchten Lande gern verfaulen und ſo geſchwängert vom Gypſe den Pflanzen allein Kraft mittheilten.

Was den 1825 geſäeten, ſchlecht und dünn aufgegangenen, jungen Klee angeht, ſo ſtand dieſer im Frühjahr 1826 noch eben ſo ſchlecht, allein ich machte es damit nicht ſo, wie viele Andere, die ihn ohne weiteres umakerten, ſondern ich ließ ihn ſtehen, benuzte einmal den alten Klee noch, ließ den jungen Klee, ohne ihn zu gypſen, handhoch aufwachſen, dann ihn ganz auf einmal abmähen, und wie er wieder ein wenig ausgeſchlagen war, ließ ich ihn tüchtig mit Gyps beſtreuen; hierauf wuchs der Klee ſo dicht, daß es zum Erſtaunen war, und ich den ganzen Sommer vollauf Klee zum Füttern hatte.

II.

Einen andern großen Nuzen leiſtet der Gyps bei der Maſtung des Viehes, beſonders des Rindviehes und der Schweine.

Man gibt einem 2- und mehrjährigen Rinde oder Schweine, das gemäſtet werden ſoll, täglich einen zinnenen Suppen-Löffel gehäuft voll Gyps unter das Getränk, oder beſſer unter eingequellten oder auch bloß naß gemachten Körnern vom Tage der angefangenen Maſtung an, oder auch erſt ohngefähr nach 4 Wochen, wo die Thiere ſchon etwas angefüttert ſind, und fährt damit fort bis zum Schlachten oder Verkaufe. Kleineren Schweinen und Rindern gibt man einen halben Löffel voll Gyps täglich.

Dies gilt jedoch nur für ein Stük Vieh; ſo viele Stüke man alſo mäſten will, eben ſo viele Löffel voll Gyps muß man nehmen; wird jedes

Digitized by Google

Thier allein von den andern abgeſondert, gefüttert, ſo hat es ganz und gar nichts zu ſagen, liegen aber etwa mehrere Schweine in einem Stalle, oder freſſen mehrere Rinder aus einer Krippe, ſo muß der mehrfache Gyps wohl unter das Futter oder Getränk gemengt und zertheilt werden, indem ſonſt der Gyps beiſammen bleiben und ein Thier den für mehrere dargereichten Gyps auffreſſen, und ihm wegen der Menge ſehr ſchädlich werden könnte.

Dieſes Mäſtungsmittel oder Mäſtungs-Beförderungsmittel leiſtet ganz auſſerordentlichen Nuzen beim Vieh, nicht ſowohl als eigentliches Futter, ſondern vielmehr als Beförderungs- und Reizmittel, indem es die Verdauung befördert, den Appetit erreget, die Freßluſt vermehrt und Durſt hervorbringt. Es verſteht und ergibt ſich ſonach von ſelbſt, daß man einem ſolchen Stüke Maſtvieh nichts von Futter und Getränk abbrechen, ſondern im Gegentheil um ſo reichlicher darreichen müſſe, den das Vieh wird dadurch angetrieben, Erbſen, Wiken, Gerſte, gemahlene Saubohnen u. dergl. Früchte und Futter um ſo mehr zu ſich zu nehmen, und durch dieſe vergrößerte Zunahme um ſo eher und geſchwinder an Fleiſch und Fett anzuſezen; vorzüglich darf es an mehligtem, fettem, kräftigem Getränke nicht fehlen, welches ein ſolches Stük Vieh mehr als ein anderes verlangt. Gutes, kernhaftes, körniges Futter und fettes Getränk, nicht blos Waſſer, welches kein Fett anſezet, verbunden mit der mäßigen Anwendung des Gypſes wird bei Zeiten auf eine ſchnelle, gute Art ein geſundes Stük Vieh in Fleiſch und Fett bringen; es geſchieht dies geſchwinder und ſicherer als es ohne den Gebrauch des Gypſes geſchehen wäre. Freilich muß das zu maſtende Vieh geſund ſeyn, indem ein ungeſundes Stük ohnehin nicht fett und fleiſchigt wird, und der Gebrauch des Gypſes ihm noch mehr nachtheilig werden könnte.

Ich habe ſchon mehreren Landleuten dieſen Gebrauch des Gypſes bei dem Vieh empfohlen und angerathen, allein ſie machten jedesmal große Augen, ſahen mich voll Verwunderung an, glaubten wohl gar, ich wollte ihnen etwas Schlechtes anrathen und ſie in Schaden bringen, indem ſie den Gyps eher für ein Gift als für ein Maſtungsmittel anzuſehen ſcheinen, — allein auf Ehre und Gewiſſen kann ich verſichern, daß auf oben angegebene Art bei geſundem Vieh der Gyps angewendet, nicht den geringſten Nachtheil bringt, ſondern ein ſicheres, herrliches Mittel iſt, eine geſchwinde und gute Maſtung zu bewirken und zu befördern, wie ja ohnehin auch ſchon nur ein kleines Nachdenken über die Wirkung des Gypſes beim Pflanzenreiche auf die bei dem Vieh ſchließen läßt.

Um ein Schwein zu mäſten, braucht man 2, höchſtens 3 Köpfchen Gyps; das Maß zu 30 Kreuzer macht eine kleine Auslage von 6 bis 7 Kreuzer, welches kaum des Redens werth iſt, und ſich reichlich belohnet. Das Vieh frißt übrigens den unter Quellfrüchte gethanen Gyps, ohne ſich im mindeſten zu weigern; man bemerkt nicht das Geringſte von Widerwillen oder Abſcheu.

Ich habe nun ſchon drei Jahre lang Schweine auf dieſe Art gemäſtet, ohne im Geringſten etwas ausfindig machen zu können, was auf Nachtheiliges, dem Vieh oder dem Fleiſche dadurch bewirkt, ſchließen ließe; wie man von gewiſſen andern Maſtungsmitteln behauptet, daß z. B. das Fleiſch, der Spek ſich nicht lange halte, leicht weich, ſchmierig werde, — gern tröpfle u. dgl.; im Gegentheil, ich habe Fleiſch und Spek über ein Jahr lang aufgehoben, und es allezeit gut erhalten gefunden; ja ich möchte ſagen, daß es noch beſſer ſey erhalten worden, ſich auch wohl noch länger würde erhalten haben, welches offenbar der reizenden Kraft des Gypſes zuzuſchreiben iſt; auch im Genuſſe ſelbſt, ſowohl des friſchen als des geräucherten Fleiſches, haben weder ich noch Andere im geringſten etwas Nachtheiliges verſpürt.

Anmerk. Je weniger man im Gypſe (ſchwefelſaure Kalkerde), ſeiner Natur nach ſolche Eigenſchaften, wie in dem vorſtehenden Aufſaze zum Theil angeben werden, im voraus vermuthen kann, um ſo mehr verdienen die Mittheilungen des würdigen Verfaſſers der fernern Prüfung — nicht vom Standpunkte der Theorie, ſondern von dem der Erfahrungen aus — wozu wir hierdurch angelegentlichſt auffordern.

Digitized by Google

III.
Ueber den Gebrauch des Alauns bei Mutterſchweinen.

Es ereignet ſich nicht ſelten der Fall, daß Mutterſchweine organiſche Fehler an ſich haben, ſo daß ſie zwar zum Eber wollen, hizig werden oder, wie man hier zu ſagen pfleget, daß ſie brünen, aber doch nicht aufnehmen und trächtig werden, weil, wie geſagt, es an irgend einem organiſchen Fehler bei ihnen ligt, — oder es ereignet ſich wohl noch öfter der Fall, daß ein unerfahrner, ungeſchikter Schweinſchneider mit dem Schneiden nicht recht umzugehen weiß, nicht gehörig die Beeren (Tragsäke) herausnimmt, wohl auch zuweilen wegen einer fehlerhaften Organiſation nicht gut herausnehmen kann, ohne das Schwein in die gröſte Gefahr zu bringen.

Solche Schweine ſind nun halb oder ſchlecht geſchnitten; die Folge iſt, daß ſie ferner hizig werden und brünen, auch daß ſie bei ſolcher Beſchaffenheit nicht ruhen, kein Futter annehmen und nicht zur Maſtung taugen. Läge nun die Schuld am Schweinſchneider, ſo könnte durch einen geſchikteren dem Fehler abgeholfen und aufs neue die Operation vorgenommen werden; allein man hat das Schneiden nicht gern, weil es ohnehin eine gefährliche Sache iſt, und bei der Wiederholung auch doppelte Koſten macht; und liegt der Fehler in der Organiſation, z. B. an einer Verwachſung des Tragſakes oder ſonſt wo, ſo kann auch der geſchikteſte Schweinſchneider nicht helfen. Was iſt nun hier zu thun, wenn ein ſolches Schwein doch aufgelegt und gemäſtet werden ſoll? —

Manche Leute nehmen Seifenwaſſer und geben es dem Schweine ein, wenn es hizig wird; ob es hilft oder nicht, weiß ich nicht; ein ſicheres Mittel aber iſt der Alaun. Mann nimmt für vier Kreuzer Alaun, ſtößt ihn zu Pulver, thut in eine halbe Maß-Flaſche warmes Waſſer und den Alaun hinein, ſtopft die Flaſche zu, rüttelt es oft durcheinander, läßt ſie dann einige Stunden ruhig ſtehen, bis ſich der Alaun völlig aufgelößt hat. Von dieſem Alaunwaſſer gibt man dem Schweine Morgens nüchtern in etwas Getränk ein Kännchen und läßt es darauf mit dem andern Futter eine kleine Zeit warten. Iſt dies einige Tage geſchehen, ſo wird das Schwein ruhig werden und das Futter annehmen; ſollte nach der Zeit ſich das Schwein wieder hizig zeigen, ſo gibt man ihm wieder von dieſem aufbewahrten und wohl zugeſtopften Alaunwaſſer, wie eben geſagt.

Etwas Alaun ſoll, fein geſtoßen, in ein Butterfaß gethan, bewirken, daß man geſchwinder Butter bekömmt und nicht ſo lange zu drehen oder zu ſtoßen braucht; ob dies wahr ſey oder nicht, habe ich noch nicht in Erfahrung gebracht; ſteht ſomit zu verſuchen.

Anmerk. Es iſt keine Frage, daß der Alaun dieß zu bewirken vermöge, aber nicht rathſam, ihn dazu zu benuzen, weil er der Butter einen üblen Geſchmak ertheilt, und bei zu ſtark genommener Doſis auch ſchädlich iſt.

Schäzung des Akerbaues in China.

Zu welch einer hohen Stufe die Akercultur in China empor geſtiegen, wie weit die Induſtrie der Bewohner jenes großen und äuſſerſt bevölkerten Reichs gehe, um keine Handbreit Land unbenüzt zu laſſen, um ſelbſt Moräſte, Felſen und Kanäle zum Fruchttragen zu zwingen, iſt bereits eine bekannte Sache. Die Wohlfahrt von China, und ſein ganzer Reichthum ruhen auf dem Grundpfeiler des Akerbaues, der unerſchütterlich iſt, und daher in manchen andern Ländern ebenfalls dem Gebäude der Staatswohlfahrt untergeſtüzt werden ſollte. Nirgends wird aber auch der Akerbau mehr geſchäzt und geehrt, als eben dort, und ob man gleich ſeit einiger Zeit einige Gebräuche und Feſte unterließ, die von dieſer Schäzung zeugen, ſo iſt man doch nun wieder zur Erkenntniß gekommen, und die Gewohnheit, daß der Kaiſer ſelbſt mit den Vornehmſten ſeines Reichs jährlich einige Furchen pflügte, und ein Stük Aker beſäete, iſt nun wieder mit ihrer ganzen Feierlichkeit hergeſtellt. Ein Beweis, daß die Großen jenes Reichs recht gut einſehen und fühlen, daß ihre ganze Herrlichkeit zuſammen ſtürzen müſſe, wenn der Akerbau vernachläßigt und der Landbauer Gewerbe nicht

Digitized by Google

mehr gehörig geſchäzt wird. Der Kaiſer von China ließ daher vor einigen Jahren bekannt machen, daß er Willens ſey, in eigner Perſon die alten Gebräuche wieder handzuhaben und es geſchah dies auch auf folgende Art.

Das Ceremonial-Tribunal in Peking kündigte an, daß dieſe alten Gebräuche wieder Statt haben ſollten. Am Abend vor dem dazu beſtimmten Tage ſollten die Mandarinen der Finanzkammer die Akerwerkzeuge zubereiten, einige Käſtchen mit Samen anfüllen, und alles dieſes den Mandarinen der Regierungskanzlei einhändigen, welche ſolche nach dem zu beakernden Felde tragen laſſen, und daſelbſt durch kleine rothe Bretter abzeichnen ſollten, wie viel Land ein jeder Fürſt und Reichsbeamter zu pflügen habe. Am Tage dieſes Feſtes verſammeln ſich nun die Mandarinen, Ceremonienmeiſter mit ihrem Gefolge, um die bei dieſem Feſte gewöhnliche Akerkleidung anzulegen, und eben ſo auch der Kaiſer ſelbſt. Unterdeſſen werden die für den Kaiſer und die übrigen Fürſten beſtimmten Werkzeuge an den Seiten des Feldes geordnet. Der Ceremonienmeiſter und andere Beamte verſammeln ſich an der Südſeite des Feldes; die Aelteſten, nebſt 14 Sängern, 36 Muſikanten und 20 Bauern ſtellen ſich in zwei Reihen, eben ſo auch 50 Fahnenträger, 32 Aelteſte der Pekingſchen Regierungskanzlei, und 30 Bauern der drei Klaſſen. Wenn die Stunde der Akerbeſtellung herannaht, geht der erſte Mandarin der Hofkanzlei nach Hofe, um Seine Majeſtät einzuladen. Der Ceremonienmeiſter ergreift eine Fahne, und ſchwenkt ſie dreimal; drei Fürſten und neun Reichsbeamte, die in Geſellſchaft des Kaiſers pflügen, gehn ein jeder an ſeine Stelle. Der Kaiſer erſcheint in Begleitung der Offiziere der Leibwache. Bei ſeiner Ankunft ruft ein Mandarin: Gebt den Pflug! und ſogleich fällt der Präſident der Finanzkammer auf die Knie, und gibt dem Kaiſer den Pflug in die rechte Hand. Ein anderer Mandarin ruft: Gebt die Peitſche! und ſie wird auf eben dieſe Art dem Kaiſer in die linke Hand gegeben. Zwei Aelteſte führen die Ochſen, und andere halten den Pflug. Alle Fahnenträger ſchwenken ihre Fahnen, und Muſik ertönt. Der erſte Mandarin der Regierungskanzlei trägt das Saatkäſtchen, und der Präſident der Finanzkammer ſäet. Der Kaiſer pflügt drei Furchen, und Peitſche und Pflug werden mit ähnlichen Ceremonien ihm wieder abgenommen. Dann ſezt er ſich auf eine erhabene Gallerie, und die drei Fürſten pflügen nun jeder fünf Furchen, und nach ihnen die Reichsbeamten, jeder neun Furchen. Nach mancherlei Ceremonien wird das Feſt der Akerweihe geſchloſſen, und der Kaiſer fährt in einem offenen Wagen in ſeinen Pallaſt zurük.

Das arme Landmädchen oder die ſonderbare Erbſchaft.

(Fortſezung.)

„Du mußt eine reiche Frau nehmen, ſagte der Vater, erwiderte Röschen, und ich einen armen Mann; nur dann können wir beide glüklich ſeyn."

„Das ſagte er nur ſo, erwiderte Friz; wenn er aber hören wird, daß Du mich liebſt, dann wird er mich für glüklich genug halten. Er redet nur von den gewöhnlichen Mädchen, die freilich dem Manne wenig genug mitbringen, wenn ſie weiter nichts haben, als ihr glattes Geſicht. Du aber bringſt mir alle Reichthümer mit, die ein Mann ſich nur wünſchen kann."

„Ach! verſezte Röschen weinend und innig, ich habe ja nichts, als mein Herz; was könnte ich Dir mitbringen?"

„In dieſem Herzen Liebe für meine alten Aeltern, Frömmigkeit, Häuslichkeit und Treue; darf ich das von einem andern Herzen auch erwarten. Willſt Du, ſo ſpreche ich morgen mit der Mutter, die ſoll uns des Vaters Einwilligung wohl verſchaffen. Er wird Dich mir nicht verſagen, und ſollte er, ſo ſchwöre ich Dir, nehme ich keine andere."

„Schwöre nicht, Friz, fiel ihm Röschen in's Wort; man muß in der Welt nichts verſchwören."

„Du würdeſt Dir alſo wohl, verſezte Friz lebhaft, allenfalls auch einen andern Mann gefallen laſſen, wenn der Vater ſich widerſezte?"

„Ich bin eine Waiſe, habe nichts; nach mir wird ſich Niemand zerreiſſen, erwiderte Röschen; aber Dich wünſchen ſich alle reiche Mädchen im

der ganzen Gegend umher, und dem Vater mußt Du doch gehorchen."

„Der Vater wird mich nicht zwingen, eine Frau zu nehmen, die ich nicht mag, das wird er gewiß nicht; und ich hoffe, er wird mir auch diejenige nicht verweigern, die mein Herz gewonnen hat."

Er drükte Röschen mit reiner Inbrunſt an ſein Herz, und einen heißen Kuß auf ihre Purpurlippen. Sie konnte das nicht wehren; allein ſie ſtand auf, und eilte mit tief bewegtem Herzen in ihre Kammer. Friz rief ihr zärtlich eine gute Nacht nach, und blieb noch ein Weilchen unter den Pappeln, welche Zeugen der Seligkeit geweſen waren, da er Röschen in ſeinen Armen hielt.

Den andern Morgen, als Röschen mit dem Vater die Rechnungen durchſah, ging Friz zur Mutter, und ſchloß ihr ſein Herz auf. Er hoffte, ſie würde dieſe Wahl billigen und ſich freuen; das Mädchen, welches ſie bereits wie eine Tochter liebte, auch wirklich als Tochter zu erkennen; aber die Mutter antwortete mit bedenklichem Kopfſchütteln: „Das gibt der Vater nimmermehr zu, Friz! Röschen hat nichts, iſt eine Waiſe; das geht nicht; die mußt Du Dir aus dem Sinne ſchlagen."

„Nimmermehr, Mutter! erwiderte Friz lebhaft; ohne Röschen kann ich nicht glüklich ſeyn. Will der Vater ſie mir nicht zur Frau geben, ſo nehme ich auch keine andere. Röschen iſt hübſch und brav, ſie liebt Euch wie eure Tochter. Ihr habt ſie nun ſo lange mit den Augen und dem Herzen einer Mutter betrachtet; wenn ich Euch da eine reiche Frau in's Haus brächte, und Ihr könntet ſie nicht als Tochter lieben, ſie Euch nicht als Aeltern; was hätten wir dann für ein Glük? Und Röschen müßtet Ihr dann verlieren."

„Ei, bewahre Gott! rief die Alte erſchroken, Röschen laſſen wir nicht von uns, ſo lange unſere Augen offen ſtehen; wenn Du heirathest, kauft der Vater die große Mühle in Steinach; da ziehſt Du mit Deiner jungen Frau hin, und Röschen bleibt bei uns."

„Ich ſollte dieſe väterliche Hütte verlaſſen, Mutter? ſagte Friz wehmüthig; eine reiche Frau ſollte mich entführen? Nein, ſie iſt groß genug für mich und eine Tochter, die Euch liebt, wie Röschen."

Das ging der Mutter ans Herz. Sie küßte den lieben Sohn. Röschen — Frizens Frau? Der Gedanke war ihr ja nicht ganz fremd.

„Ich will verſuchen, Friz, ſagte die liebende Alte. Aber liebt Dich denn Röschen auch?"

„Ja, Mutter! — zwar geſagt hat ſie mir's nicht, aber ſie liebt mich gewiß, denn ich bin ja Euer Sohn."

„Meinen Segen ſollt Ihr haben, Kinder, wenn der Alte Ja geſagt; aber, aber — — —"

Der Tag verging; Röschen war geſchäftig, wie immer, aber ſie war nicht ſo heiter. Frizens Blik fragte ſie oft, warum ſie's nicht ſey; ſein Mund hätte ſie ſo gern darum gefragt, allein Röschen vermied ſorgfältig jede Gelegenheit dazu. Friz hoffte auf den Abend; ſein Herz zog ihn nach dem Bache hin; die Sterne funkelten ſchon, und Röschen — erſchien nicht. Sie wurde ihm nur noch lieber, daß ſie nicht kam; denn ſie gewann in ſeiner Achtung. Er wußte ihr Ausbleiben recht wohl zu deuten, und freute ſich deſſen, ſo ſehr es ihn ſchmerzte. Lange harrte er unter den Pappeln in ſüßen Gedanken zwiſchen Furcht und Hoffnung.

Vater Jakob hatte Röschens ſtille Trauer bemerkt. Als er mit ſeiner trauten Alten in's Kämmerlein kam, fragte er: was dem Mädchen wohl fehlen möchte. Ort und Stunde waren ſonſt wohl günſtig geweſen, wenn die Alte einen Wunſch auf dem Herzen hatte; ſie wagte es alſo, ihm Frizens Anliegen zu offenbaren. Jakob hörte ſie ruhig an.

„Das geht nicht, Mutter, ſagte er endlich; Röschen oder Friz muß aus dem Hauſe. Die jungen Leute denken, das heirathe ſich nur ſo, aber, das wiſſen wir Alten beſſer. Friz muß eine Frau nehmen, die ihm etwas in die Wirthſchaft bringt! denn er ſelbſt iſt Gottlob nicht arm. Wenn der erſte Rauſch vorüber iſt, dann kömmt die Reue hinterher und die Vorwürfe. Ich hätte dieſe und jene haben können, heißt's dann, und das Unglük iſt fertig. Ich mag mit Friz darüber nicht ſprechen, er hat ſich an Dich gewandt, alſo ſage ihm nur, daß er den Gedanken ſich aus dem Sinne

Digitized by Google

ſchlagen ſoll. Dazu gebe ich meine Einwilligung nimmermehr."

Die Alte mochte einwenden, was ihre Liebe ihr eingab, Vater Jakob blieb feſt bei ſeinen Ausſpruche.

Mit klopfendem Herzen eilte Friz am andern Morgen zur Mutter. Lange konnte er den Augenblik nicht finden mit ihr ein Wörtchen allein zu ſprechen, und als er ihn endlich fand, und die traurige Botſchaft hörte, da war ſein Herz zerriſſen.

„Röschen ſoll Euch nicht verlaſſen, Mutter, ſagte er weinend, ich will in die weite Welt gehen, und — wer weiß ob wir uns wieder ſehen."

Wie erſchrak das Mutterherz. — „Sey nicht voreilig, Friz, ſagte die Alte mit bebender Stimme; mache deinen Aeltern keinen Gram. Der Vater iſt gut, er hat ſeine Grillen, aber das kann ſich geben."

„Wenn ich Röschen nicht als mein betrachten kann, Mutter, erwiderte Friz, dann kann ich auch nicht um ſie bleiben, und daß ſie meinetwegen von hier wegziehen, und bei fremden Leuten dienen ſollte, das laß ich nimmermehr zu. Sie iſt Euch unentbehrlicher als ich. — Lieber will ich gehen; vielleicht vergeſſe ich meinen Gram."

Wider den Willen des Vaters ihm eine Schwiegertochter aufdringen, das fiel Frizens unverdorbenem Herzen nicht ein; aber Röschen ſehen, und nicht lieben, das ſchien ihm unmöglich. Er ging alſo zum Vater und bat um die Erlaubniß, noch einmal vom Vaterhauſe ſich entfernen zu dürfen.

Verdrießlich antwortete ihm der Alte: „Jezt willſt Du Deine Aeltern verlaſſen, da überall von Krieg geſprochen wird? Die Preußen ſind im Anzuge, die Franzoſen auch. Wer weiß, wie nahe uns das Unglük kommen kann. Warte das wenigſtens noch ab, und wenn es ruhig bleibt, ſo geh' in Gottes Namen; denn, was mir die Mutter geſagt hat, daraus, Friz, kann nichts werden. Suche Dir eine Frau die ſich für Dich paßt; eine andere bekommſt Du nicht."

Traurig ſchlich Friz vom Vater weg. Seine alten Aeltern in einer ſolchen Zeit verlaſſen — deſſen war er nicht fähig; denn das drohende Ungewitter ging nicht vorüber, es zog ſich immer furchtbarer zuſammen. Bald wimmelte die ganze Gegend von Preußen, und ein dumpfes Gerücht ließ die Franzoſen bereits durch den Thüringer Wald kommen. Wie hätte er den Gedanken ertragen können, in dieſen bangen Augenbliken von ſeinen Aeltern fern zu ſeyn. — Mit Röschen wagte er nicht zu ſprechen; denn ach! was hätte er ihr ſagen ſollen? Er hatte ihr Herz mit ſüßen Hoffnungen erfüllt, und alle dieſe waren jezt zertrümmert. Auch vermied das gute Kind jede Gelegenheit, ihre Wohlthäter vielleicht zu kränken, und ſuchte ſelbſt ihren Kummer zu verbergen. Sie weinte nur, wenn ſie keine Zeugen hatte, und nur Friz belauſchte ihre Thränen.

Wie ein Sturmwind kam jezt das Heer der Franzoſen über die Gegend. Der erſte ſchrekliche Durchbruch fand bei Saalfeld Statt, und warf die ſchönſte Hoffnung des preußiſchen Heers in den Staub. Das Gerücht davon verbreitete ſich mit den Flüchtlingen, und Alles war in banger Erwartung. Die preußiſchen Heere brachen auf, und bezogen ein Lager auf den Höhen bei Weimar bis gegen Frankendorf. — Jakobs Mühle lag etwas von der Landſtraße entfernt in einem Thale. — Die grauſenvolle Stille, welche dem Sturme vorherzugehen pflegte, herrſchte die Tage nach dem Treffen bei Saalfeld. Bedenklich ſtand Jakob vor dem Erbtheile ſeiner Väter, und dachte: Wird der Sturm deiner ſchonen?

Indem er noch ſo da ſtand, trat ein franzöſiſcher Officier mit einem Gemeinen, beide in voller Rüſtung, vor die Mühle. Der Müller erſchrak heftig; ſo nahe hatte er den Feind nicht vermuthet.

„Fürchtet nichts, redete ihn der Officier mit rauhem Tone an, Euch ſoll von uns nichts geſchehen. Bei Euch dient ein Mädchen, Namens Roſe Brandt, aus Gräfenthal, iſt ſie zu Hauſe?"

Friz war in der Nähe. Als er die beiden Krieger auf die Mühle zugehen ſah, eilte er zu ſeinem Vater hin. Er hörte den Officier nach ſeinem Röschen fragen, und bebte. Der Alte ſtammelte: Ja — nein! — und vermochte kein Wort weiter hervorzubringen.

„Was habt Ihr denn, Alter? Was fürchtet

Digitized by Google

Ihr Euch? Wir haben mit Euch weiter nichts zu thun; ſchafft mir nur die Roſe her."

Schnell ſprang Friz hinter die Mühle herum zu Röschen, welche mit der Mutter im Zimmer war, die die Frage des furchtbaren, von der Sonne geſchwärzten Mannes gehört hatte, und wie Espenlaub zitterte. „Röschen, ein Franzoſe frägt nach Dir, er will Dich mit aller Gewalt ſprechen; rette Dich geſchwind, er kommt in die Mühle."

„Jeſus Gottes Sohn!" ſchrie die Alte.

„Was will er von mir? — zitterte Röschen. Friz, lieber Friz, ſchüze mich. Ich kenne ihn nicht. Wo ſoll ich mich verbergen?"

„Auf dem Heuboden; geſchwind," rief Friz, und Röschen flog hinauf.

Unterdeſſen hatte der Officier von dem Müller ſo viel herausgebracht, daß er nicht unrecht, und daß Röschen zu Hauſe ſey.

„Aber was wollen Ihro Gnaden von dem Mädchen? fragte Jakob. Sie iſt ſchon ſeit vielen Jahren bei mir, und kennt ſie gewiß nicht."

„Nun ſo will ich ſie kennen lernen, verſezte der rauhe Krieger; macht nicht ſo lange, Alter, ich habe keine Zeit. Und wenn Ihr ſie mir nicht zur Stelle ſchafft, ſo ſuche ich ſie ſelbſt." — und damit ging er in die Mühle hinein, und gerade in's Zimmer.

„Erbarmen Sie Sich, gnädiger Herr General! rief die Alte bebend, wir wollen ja gern alles geben, was wir können; nur ſchonen ſie unſers Lebens."

„Wer Teufel will Euer Leben, fluchte er wild, ſeyd keine Memmen. Roſe will ich haben, und das gleich!"

(Schluß folgt.)

Anekdoten aus dem Privatleben Maximilian Joſeph III.

An einem ſchönen Winter-Abende ſah er einen ſeiner Leute ſchwer beladen aus der Hofküche ſchleichen, und der Inhalt, der in dem Tuche verborgen lag, entging ſeinem Blike nicht. Er ließ ihn auf der Stelle, ſo wie er war, zu ſich rufen, und gab Befehl, daß er Nichts weglegen durfte und konnte. Zitternd trat dieſer Mann zu dem Churfürſten, der ihn, an einem italieniſchen Kamin ſtehend, erwartete und zu ſich rief. Er fragte ihn, wie lang er diene, ob er Familie habe, ſeinen Sold richtig erhalte u. ſ. w. und ſchob den Mann im Geſpräche immer näher an den Kamin. Auf einmal entſtand ein Gepraſſel, der Fürſt that, als wäre er ſehr betroffen, ſah in das Feuer und auf die Erde, und rief verwundert aus: „Was Himmel macht er denn — was trieft ihm denn da aus ſeinem Tuche — ſeh' er einmal auf die Erde!" Angſt und Verlegenheit nahmen dem Manne die Beſonnenheit, und ſchöne Stüke Butter, die noch nicht zergangen waren, entfielen ihm aus dem Tuche. „Hebe er ſie nur auf, und laß er ſich's zur Warnung ſeyn, meine Hofküche nicht mehr zu beſuchen, dießmal will ich es ihm ſo hingehen laſſen." Dieſer Vorfall machte den Fürſten aufmerkſam, und er ging nie vor dem Orte vorbei, ohne dem Ausgange ſeiner Hofküche ein aufmerkſames Auge zu ſchenken. Nicht lange darnach, ſo fing er wider eine ſolche Maus, deren Geſchmak aber andere Art war. Dieſe hatte nemlich ein ganz knappes und kurzes Mäntelchen um, das zu dürftig war, um den Schwanz eines anſehnlichen Fiſches, der auf eine andere Tafel als die fürſtliche getragen werden ſollte, zu verbergen. Der Fürſt ließ ihn rufen, und fuhr ihn etwas unfreundlich an: „Guter Freund, wenn er künftig aus meiner Hofküche Fiſche braucht, ſo laße er ſich einen weitern und längern Mantel machen, oder nehme er kleinere Fiſche", und wandte ihm den Rüken, da er ihn als einen armen T. kannte.

Dieſer Fürſt beſuchte auch öfters die Arbeitszimmer ſeiner Kanzleien. Einſt fiel ihm in einer aufgeſchlagenen Küchenrechnug der Ausdruk auf: „dieſe Woche krepirten 150 Hühner." Er ſchrieb mit eigener Hand darunter: Und wie viele Bouteillen Wein gingen dieſen Hühnern mit der Leiche?" —

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 2 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

N^ro. 23. Den 7. Juni 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Wer kennet nicht des Pferdes Kraft,
Nicht ſeine Treu und Lenkſamkeit,
Womit uns ſelbes Nutzen ſchafft,
Und durch den ſchnellen Lauf erfreut?

Inhalt: Ueber die Erziehung, den Gebrauch und Abwartung der Pferde im Morgenlande. — Nachrichten für Bienenfreunde.

Ueber die Erziehung, den Gebrauch und Abwartung der Pferde im Morgenlande.

Nach übereinſtimmenden Nachrichten der Reiſenden im Morgenlande, füttert man die Pferde in Perſien, der Türkei, Arabien, Aegypten, der Barbarei, und überhaupt im ganzen Morgenlande und in allen Reichen des nördlichen Afrika nur mit Gerſte und Gerſtenbrod, wenn die Pferde nicht im Graſe ſich befinden. Dieſer Gebrauch iſt ſo alt, wie die Geſchichte reicht, und iſt ſich immer gleich geblieben. — Sie geben ihnen dieſes Futter auf Reiſen, meiſtens in der Nacht — die Gerſte in einen Futterbeutel um den Hals und das Stroh, wie es im Morgenlande gedroſchen vorkommt, in einen groben Hekerling *) verwandelt, in die Krippe oder auf den Boden, woraus die Pferde ſich das Feinſte ausſuchen. Sie laſſen bei ihren Reiſen die Pferde am Tage nicht ſaufen, wenn auch die Märſche den ganzen Tag andauern; nur im Quartier angekommen, werden ſie am Abende und Morgen an einen Brunnen geführt und getränkt. Bei ihren Märſchen, wo die Tagereiſen meiſtens von 6 Uhr früh bis 6 Uhr Abends und manchmal länger währen, halten ſie nur einige Male ſo lange an, um die Pferde verſchnaufen und ſtallen zu laſſen, welches meiſtens im freien Felde oder auf der Landſtraße in der Nähe eines Brunnens geſchieht, um auch ihr eigenes Bedürfniß des Waſſers zu befriedigen. Sie reiten auf Märſchen mehr Paß und Schritt als den Trott, welcher Gang ihnen zu unbequem iſt; daher findet man ihre Pferde auch nicht auf den Trott oder Trab abgerichtet *).

Ihre jungen Pferde erziehen die Morgenländer gewöhnlich bei Gras und auf der Weide, wozu in der Türkei, Perſien, den größern Theil Arabiens und den nördlichen Afrika die Gebirge benuzt werden. Im Sommer gehen die Pferde auf den Gebirgen und im Winter weiden ſie in den fruchtbaren und warmen Thälern. Viele der nomadiſirenden Völker Aſiens kommen im Sommer, wenn die Vegetation in den Ebenen vertroknet iſt, in die nahe gelegenen Paſchaliks, geben von ihren Heerden einen Tribut den Paſcha's, um in den Gebirgen ungeſtört weiden zu dürfen, und kehren zum Winter wieder in ihre Steppen oder Wüſten zurük. Man ſieht in Europa öfters morgenländiſche Pferde, welche im Winter langhärig und lokig im Haar werden. Von dieſen darf man ſchließen, daß ſie in der Jugend auf den rauhen Gebirgen Aſiens geweidet worden ſind.

Selbſt ihre Stallpferde geben die Morgenländer mit dem erſten Frühling in das Gras. — In Konſtantinopel geſchieht dieſes mit dem Anfange des Mai, wo die muthigen Hengſte, in den fruchtbaren Thälern geſpannt und mit einem Hinterfuß am Boden angepflökt, geweidet werden, und woſelbſt ſie gewöhnlich 6 Wochen bleiben. Die Thäler um Konſtantinopel gleichen um dieſe

*) Ihre Gerſte wird ſchon auf dem Felde gedroſchen und zwar vermöge einer tafelartigen Maſchine, welche mit Feuerſteinen auf der hohen Kante ausgeſezt und mit ein Paar Ochſen beſpannt iſt, womit ſo lange über das Getreide hergefahren wird, bis es in einen groben Hekerling verwandelt iſt. Nachdem wird es gegen den Wind geworfen, das Stroh von den Körnern geſondert und erſteres als Pferdefutter aufgehoben.

*) Man muß die arabiſchen und andere morgenländiſchen Pferde, welche man kauft, erſt zum Gehen des Trabes abrichten, und ſie fallen gerne wieder in den Galopp zurük; weil ihr ganzer Bau ſchon dazu gewöhnt und abgerichtet iſt.

Digitized by Google

kämmen, und einen Schwamm, um die nakten Theile des Pferdes damit abzuwiſchen.

In großen herrſchaftlichen Ställen in Konſtantinopel, worin ſich mehrere Pferdewärter befinden, geſchieht das Reinigen der Pferde beinahe fabrikmäßig. Der erſte nimmt die Deken von ſämmtlichen Pferden nach der Reihe und gebraucht den Striegel, der zweite, der ihm in der Arbeit folgt, kehrt mit dem Reiſerbeſen den Staub von ſämmtlichen Pferden ab, die andern folgen mit den Puzhandſchuhen, welche ſie zuvor anhauchen und ſo leicht anfeuchten, und gehen dann damit über das Haar des Pferdes hin, und machen damit das kurze Haar, dieſer ſtets warm zugedekten Pferde, ſehr glänzend. Sie waſchen nachdem die Puzhandſchuhe, wozu ſie mehrere haben, gut aus und troknen ſie, um ſie nachher wieder zu gebrauchen. Nachdem die Pferde mit dem Puzhandſchuhe vom Staube gereinigt ſind, kämmt einer nach der Reihen-Folge, mit dem hölzernen Kamm Mähnen und Schweif ab, während ein anderer mit dem naſſen Schwamme die Augen und die andern nakten Theile des Körpers reinigt und die Pferde mit den Deken bedekt. Auf ſolche Weiſe vertheilen ſie die Arbeit am Morgen beim Reinigen der Pferde unter ſich, daß jeder ein beſonderes Geſchäft übernimmt. Wenn ſie den Puzhandſchuh gebrauchen, ziſchen ſie wie die Engländer beim Abreiben der Pferde, durch die Zähne, wahrſcheinlich aus dem Grunde, um durch dieſes Geräuſch die unruhigen Pferde zum Stilleſtehen zu bringen. Bevor die Stallknechte an das Zuſammenkehren der Streue gehen, und nachdem ſie dieſes beſorgt haben, wird ein ſchwarzer Kaffee am Kohlenbeken bereitet und der Zibuk angezündet, indem ſie mit untergeſchlagenen Beinen um das Kohlenbeken ſizen.

Die warmen Bedekungen der arabiſchen und anderer morgenländiſchen Pferde, findet man im Morgenlande überall in gleicher Art. Sie beſtehen in einer wollenen, ſehr diken Unterdeke, aus einem pferdehaarnen Oberzeuge mit Fries gefüttert; dieſe bedekt nur das Rippengewölbe, vom Wiederrüſt bis zu der Nierengegend, und heißt Belemeh; darüber kommt die eigentliche Pferdedeke (Yular), welche das Pferd vom Halſe bis zu den Sprunggelenken bedekt, auf dieſelbe Art, doppelt, wie die Unterdeke, gefertigt und nach hinten mit bunten Büſcheln benäht iſt, und vorne um die Schultern und ſehr tief um den Leib ſchlägt, ſo daß dieſe Pferdedeken allein ein bedeutendes Gewicht geben, und die Pferde ſehr erwärmen. Außerdem findet man in Konſtantinopel, im Winter, die Ställe noch durch Kohlenbeken meiſtens ſehr erwärmt. Auch ſieht man bisweilen vor den Stallthüren eine breite Deke ausgebreitet, welche das Eindringen der Luft verhindert, ſo daß man ihre Pferdeſtälle bisweilen wie Badezimmer erwärmt findet.

Die Zäumung der morgenländiſchen Pferde iſt von der unſrigen auch ſehr abweichend. Sie gebrauchen keine Trenſen, ſondern nur eine Stange mit ſehr langen, etwas nach hinten gekrümmten, Anzügen; ein rundes und feſtes Gebiß, an welchem eine breite Zunge, etwa 3 Zoll lang, befindlich, welche nach oben geht, und an welcher der eiſerne Ring befeſtigt iſt, welcher ſtatt der Kinnkette dient. Wenn ſie die Zügel anziehen, wirkt dieſer eiſerne Ring gegen den untern Kiefer, während die 3 Zoll lange, am Gebiß befindliche Zunge an den Gaumen des obern Kiefers ſtößt und das Pferd öfters nöthigt, wenn der Kopf herbeigezogen wird, das Maul aufzuſperren. Die Anzüge ſind bis 6 Zoll lang, mit einem meſſingenen oder vergoldeten Schilde verziert. Die Kinnkette — oder der eiſerne Ring, welcher als ſolche dient — wirkt bei entfernten Reiſen ſo ſtark, daß er den untern Kiefer wund reibt und man gezwungen wird, ihn mit Leder und Leinwand zu überziehen. Sie haben keine Untertrenſen und führen dieſe Stangen nur mit zwei ſchmalen Zügeln von doppeltem Leder.

Mit dieſer rüden und harten Zäumung regieren ſie ihre Pferde und dreſſiren ſie auch für ihren Gebrauch; kommt nun eine rohe und harte Hand dazu, ſo leiden die Pferde ſehr — und doch ſieht man, daß ſie damit ihrer Pferde völlig Herr ſind, und ſie ganz in der Gewalt haben. Sie laſſen die Pferde ſtundenlang, ja halbe Tage lang gezäumt und geſattelt ſtehen, manchmal im Vorplaz des Hauſes und bei den Arabern vor ihren Zelten, mit einem Vorderfuß nur an einem eiſernen Ringe

Digitized by Google

am Boden oder mit einem Pflok im Boden befeſtigt, ſo daß der Kopf des Pferdes in die perpendikuläre Stellung kömmt, wodurch ihre Pferde biegſam und los in den Genaſchen gemacht werden. Dadurch erlangen die an ſich ſehr biegſamen Hälſe der morgenländiſchen Pferde eine ſchöne Krümmung. Ich habe es oft bewundert, und bin ungewiß geweſen, ob dieſe ſchöne Biegſamkeit der Hälſe der Zäumung beizumeſſen, oder ob es der Biegſamkeit der Hälſe beizumeſſen ſey, daß ſie dieſe harte Zäumung ertragen, ohne widerſpenſtig zu werden; wenigſtens glaube ich, daß dieſe Zäumung auf einem unbiegſamen, engliſchen Pferde zur Widerſezlichkeit führen würde.

Der türkiſche Sattel iſt ſehr ſchwer, hat vorne einen hohen Kopf und hinten eine noch höhere Rüklehne, ſo daß die Türken darauf wie im Großvater Stuhle, mit ſehr kurzen Steigriemen, bequem ſizen; welches ihre weiten Beinkleider zulaſſen, dagegen man mit enger, europäiſcher Bekleidung ſehr unbequem darauf ſizt. Ihre Steigbügel ſind ſchaufelartig, ſo daß ſie mit dem ganzen Fuß darin ruhen; die Eken der Steigbügel dienen ihnen zugleich als Sporen, deshalb man die Seiten der morgenländiſchen Pferde damit bis hoch am Rippengewölbe, gerizt und verlezt findet. Ihre Sättel ſind ſchwer, und dem Rüken der Pferde ſchlecht angepaßt, deshalb ſie ſehr drüken und verlezen, — und auf ihren Poſtſtationen in Aſien findet man aller Orten die Pferde damit furchtbar verlezt und unbrauchbar gemacht.

Die Sättel, Zäumung, Steigbügel und übrige Bekleidung des Pferdes findet man bei den Vornehmen ſehr verziert. Der Zaum iſt von Seide und mit vielen Quäſten und Büſcheln behangen; manchmal mit Steinen, manchmal mit vielen vergoldeten Schildern beſezt, ſo das ſeidene Vorderzeug, woran ſich gewöhnlich, vor Mitte der Bruſt, ein großer vergoldeter Knopf befindet, und ſo iſt auch das Hinterzeug von Seide und auf dem Kreuze mit einem vergoldeten Knopf verziert.

Es iſt nicht zu läugnen: der vornehme türkiſche Mann zu Pferde gewährt einen impoſanten Anblik! — durch die ſchöne und geiſtvolle Stellung ſeines Pferdes und die glänzende Ausſchmükung deſſelben; — dabei ſind ſie immer von einem Gefolge begleitet und in dieſem, wie in der Zahl und dem Schmak der Pferde, beſteht hauptſächlich ihre Pracht und ihr Aufwand *).

Die Türken, wie überhaupt die Morgenländer, ſind in ihrer Art gute Reiter, und auf ihren Pferden vollkommen zu Hauſe, ſo daß ihre leichte Kavallerie keiner andern leichten Kavallerie in Gewandtheit und dem Willen des Reiters angemeſſener Beweglichkeit der Pferde, nachſtehen möchte. Dazu tragen Pferde und Reiter zu gleichen Theilen bei, dieſe durch ſtete Uebung und feſten Siz, und jene durch ihre ungemeine Biegſamkeit, Gewandtheit, Ausdauer und Stärke der Hankſchen. Ihre Uebung der Pferde beſteht in Anſprengen, Wendungen und kurzen Paraden auf dem Flek, und dieſes mit einer Rohheit und ohne Rükſicht auf die Beſchaffenheit des Bodens, daß bei der Bravheit der Hankſchen ihrer Pferde, dennoch viele in den Sprunkgelenken ruinirt werden. Deshalb der Spat nicht ganz ſelten unter ihren Pferden angetroffen wird, aber ſeltner noch die Gallen, als bei uns, wegen der ſehr troknen und feſten Textur der Beine ihrer Pferde, und weil ſie meiſtens nur Gebirgspferde beſizen.

Die Türken haben eine Vorübung für den Krieg und den Dienſt der leichten Kavallerie, gleich unſern ehemaligen Tournieren, welche die Reiter geübt und die Pferde gewandt macht. Dieſes iſt das Dſchirit! — Sie bewaffnen ſich zu Pferde, mit einem leichten, eine Elle langen, hölzernen Stab und ſo reiten ſie — der Großherr, die Paſchas und andere Vornehme mit ihrem Gefolge — in das Freie, und hier ſprengen einzelne aus der Kolonne, oder vielmehr aus dem unordentlichen Haufen, werden durch andere verfolgt, welche auf jene dieſen leichen Stab abwerfen, oder auf ihnen geworfen, ſolchen auszuweichen ſuchen und ſo ſind ſie bei ihren Reiten in beſtändiger Beweglichkeit. Sie ſuchen ſich durch Uebung darin eine ſolche Fertigkeit und Stärke zu verſchaffen, daß ſie ihren Gegenſtand nicht leicht fehlen,

*) Wenn ſich die Chefs der verſchiedenen Büreaus in Konſtantinopel am Morgen dahin verfügen, ſieht man ſie immer mit einem Gefolge von 6 bis 8 Perſonen zu Fuß, begleitet, welche zu beiden Seiten des Pferdes hergehen.

Digitized by Google

und den dünnen Stab durch ein leichtes Bret durchjagen und ſo bei dieſem Spiele ſich auch tödtlich verwunden können, wovon man in Konſtantinopel viele Beiſpiele erzählt. Man ſieht bei einem kaiſerlichen Sommerſchloß zu Dalmabakſche, ein mit Brettern von außen leicht verkleidetes Kaffeehaus, wobei dieſe Uebungen zu Pferde öfter vorgenommen werden, die Wände dieſes Hauſes von den leichten Stäben des Dſchirits ganz durchlöchert. In Konſtantinopel folgen gewöhnlich dieſen Trupps, aus den Ställen der Großen beritten gemacht, einige Knechte zu Fuß, welche die geworfenen Stäbe wieder vom Boden aufheben, und dem Reiter übergeben — aber man kennt auch Beiſpiele, daß die Reiter ſo geübt ſind, daß ſie vom Pferde dieſen Stab vom Boden aufheben. Dieſe Ritte zur Uebung des Dſchirits, geſchehen immer, wenn es im Gefolge der Vornehmen geſchieht, mit vielem Pomp und reicher Ausſchmükung der Pferde. Dieſe Uebung des Dſchirits iſt ſo national und mit ihrer Reiterei verwebt, daß man auch bei den unbedeutendſten Spazierritten es von ihnen geübt ſieht, und alle Dreſſur und Uebung ihrer Pferde nur dahin gerichtet iſt, und man es in Konſtantinopel auf allen Pläzen, wo man Reiter ſieht, geübt findet. In Aſien ſieht man die Paſchas mit einem großen und bunten Gefolge, von einem Trommelſchläger zu Pferde begleitet, zu dieſer Uebung zuweilen aus ihren Reſidenzen ausziehen. Wenn ich die Pferde des Großherrn und ſeiner Umgebung in Dalmabakſche am Bosphorus, von dieſer Uebung zurükgekehrt ſah, ſo träuften die Pferde vom Schweiße und wurden auf den dortigen freien Pläzen noch lange geführt, um ſie allmählig abzutroknen.

Dieſe Uebung iſt ſo national und über ganz Aſien verbreitet, daß ſie über die Erziehung und Auswahl ihrer Pferde einen großen Einfluß übt, und alles, was nicht die dazu erforderlichen Eigenſchaften beſizt, werthlos betrachtet wird.

Die Morgenländer reiten nur, und ihre Landſtraßen ſind nur für Reitpferde und für Saum- oder Tragepferde und Kameele eingerichtet, und ſieht man in Nähe der Dörfer Wägen, um Holz und dergleichen Bedürfniſſe damit fortzuſchaffen, ſo findet man ſie gewöhnlich mit Büffeln beſpannt. Weil die Morgenländer nur reiten, ſo hat man auch nur eine Gattung Pferde, das Reitpferd, wovon man die gröbern auch zum Tragen gebraucht — wenigſtens bei ihren Poſten und ſchnellen Reiſen — ſonſt iſt das Kameel das Tragethier für die Kommerzgegenſtände.

Man findet die morgenländiſchen Pferde von allen Farben, und unter den edlen Pferden mehr die reinen Farben, als: ein reines Braun-, Fuchs-, Schimmelhaar. Die Schimmel-Farbe iſt im Morgenlande die geachteſte und verbreiterſte, und man ſieht, beſonders unter den arabiſchen Pferden, immer zwei Schimmel gegen ein Pferd anderer Farbe. Ihre edlen Schimmel aus der Raſſe Nesgedy findet man faſt immer mit ſehr dunkeln, beinahe ſchwarzen Schweif und Mähnen und einem Silberglanz der Haare mit braunen oder rothen Punkten. Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Farbe zu den reichen Farben, worin ſie ſich kleiden, und womit ſie ihre Pferde ſchmüken, vortheilhaft ins Auge fällt. Es iſt zu bedauern, daß die Schimmelfarbe, welche auch in Europa von der frühesten Zeit an ſehr geachtet war, jezt bei uns vernachläſſigt wird — jedoch es iſt Modenſache, und es wird eine Zeit kommen, wo ſie geſucht werden wird, wenn ſie nun erſt recht ſelten unter uns geworden. — Sie wurden ſonſt zu allen feierlichen Aufzügen an Höfen und bei Krönungen gewählt, und nur Könige und Fürſten durften bei ſolchen Gelegenheiten Pferde dieſer Farbe reiten.

Die falbe oder gelbe Farbe und alle Schattirungen von den Bronzefalben trifft man im Morgenlande häufig an, aber beſonders eine Schattirung des Meſſinggelben mit ſonderbarem Glanz der Haare, welche man in Europa nicht ſieht; dagegen weniger die Semmel- oder Eierfalben mit weißen Mähnen und Schweif.

Unter den Türken in Konſtantinopel, woſelbſt man alle Pferderaſſen dieſes großen Reichs findet, ſieht man auch viele ſehr bunt gezeichnete Pferde. Die meiſten dieſer Gattung kommen aus Aegypten. Man ſieht ſie häufig von der Stichelfuchs-Farbe mit großen Bläſſen, hohen weißen Füßen, und oft bis an den Leib noch

Digitized by Google

weißgeflekt. Die ſchwarze oder Rappfarbe iſt unter den edlen morgenländiſchen Pferden ſelten, ſo wie ſie auch in Europa nur unter gemeinen Raſſen oft angetroffen wird, als: unter den Flammländiſchen und den engliſchen Karrenpferden, obgleich ſie jezt geſucht wird *).

Neben der Schimmelfarbe iſt reines Braun von allen Schattirungen des Licht-, Kirſch- bis zum Kaſtanienbraunen, öfter mit dunkel-glänzend, ſchwarzen Schweif und Mähnen, und auch die Füße bis über den Knieen ſchwarz, im Morgenlande verbreitet, und ſo auch die Fuchsfarbe von allen Schattirungen; beſonders findet man die Goldfuchs-Farbe unter den arabiſchen und perſiſchen Pferden verbreitet.

Die Morgenländer beſchlagen auch die Hüfe ihrer Pferde, doch iſt die Form ihrer Hufeiſen, ſo wie die Werkzeuge, womit ſie den Hufbeſchlag verrichten, von unſern ſehr abweichend. Die Hufeiſen ſind ringförmige Platten mit einer ringförmigen Oeffnung in der Mitte und einer Verlängerung nach den Trachten, aus dünngeſchmiedetem Eiſen. Sie werden, ſo wie die Nägel dazu, nicht von den Hufſchmieden, ſondern in Fabriken gefertigt, und den Hufſchmieden ihr Geſchäft iſt nur das Anpaſſen und befeſtigen des Hufeiſens auf dem Hufe und das Zurichten des Hufes zu dieſem Zweke, welches ſie auch mit ganz andern Werkzeugen verrichten, wie in Europa gebräuchlich iſt. Sie machen nicht die Schnitte mit dem Meſſer von ſich ſchiebend, wie es bei uns geſchieht, ſondern haben ein Hufmeſſer dazu, womit ſie die Schnitte, das Meſſer an ſich ziehend, verrichten. Sie machen damit die untere Hufſläche ſehr glatt und glänzend, und es iſt die Führung dieſes Inſtruments nicht ſo gefährlich, weil das Pferd, und der, welcher den Fuß in die Höhe hält, damit nicht ſo leicht getroffen werden kann. Die Beſchlagſchmiede der Hüfe erlangen dadurch, daß ſie ſich nur mit dem Hufbeſchlag beſchäftigen, (nebenbei auch mit der Quakſalberei bei Pferden), eine außerordentliche Fertigkeit darin; — nur leider geben die Eiſen bei ihrem Hufbeſchlage ſehr ſchnell verloren, weil die Köpfe der Nägel in die ſchwachen Hufeiſen nicht tief genug eingeſenkt werden können. Auch hat dieſer Hufbeſchlag das Nachtheilige, daß ſich in der ringförmigen Oeffnung des Eiſens auf Reiſen öfter Steine einklemmen, und daß auch der Strahl durch das Eiſen leicht gedrükt und faulend gemacht wird.

Von der Thierheilkunde wiſſen die Türken ſo wenig, als von der Arzneikunde überhaupt, welche Leztere meiſtens von Europäern dort geübt wird; dagegen iſt der Aberglaube noch in ſeinem vollen Flor, und man findet ihre Pferde mit Amuletten und Glasperlen behangen, damit das Auge des, nach dem Beſiz dieſes Thieres Strebenden, es nicht verrufen, und dadurch zum Ungedeihen führen ſoll. — Meiſtens erhält man mit einem gekauften Pferde auch ein ſolches Amulett, worin Kräuter, Samen und unbeſchriebenes Papier eingenäht, und dem Pferde um den Hals befeſtigt iſt; außerdem findet man in Mähnen und Schweif noch blaue Glasperlen befeſtigt, welche ebenfalls vor den Einwirkungen ſolcher Hexereien ſchüzen ſollen.

Der Nimbus des Aberglaubens iſt bei ihnen durch das Licht der Wiſſenſchaft noch nicht zerſtreut, und dieſen kraſſen Aberglauben findet man nicht nur beim Pöbel, ſondern auch bei den Großen. — Mit den Sitten der Türken bekannte Perſonen verſichern, daß man ſelbſt aus den Ställen der Großen faſt jedes Pferd zum Verkaufe erhalten kann, wenn die Aufſeher der Ställe damit übereinſtimmen, indem ſie ihren Gebietern vorgeben: dieſes Pferd trage dieſes oder jenes böſe Zeichen an ſich, und werde ihnen nicht gedeihen, ſo willigt der Beſizer gewöhnlich, ohne zu unterſuchen, in den Kauf.

Man ſieht unter den Türken in Konſtantinopel zuweilen ein Fuhrwerk (Araba), worin die Frauen der Serails (Harems) ſpazieren gefahren werden. Es iſt aber meiſtens mit Ochſen beſpannt, und nur ſelten mit Pferden, und keiner europäiſchen Kutſche ähnlich. Es iſt ein, von

*) In den königl. preuß. Hauptgeſtütte zu Trakehnen ſieht man Pferde edler Race und zwar des Wagenſchlages auch von dieſer Farbe, wohin ſie durch engliſche Voublut und arabiſche Pferde, gekommen iſt.

Eiferſucht eng geſchloſſener Kaſten, bunt bemalt und mit vieler Vergoldung verziert.

In allen Provinzen des türkiſchen Reichs wird nur geritten, deßhalb findet man bis zur Donau keine fahrbare Landſtraße, oder, wenn es ja einmal von einem Europäer von Konſtantinopel aus verſucht wird, bis zur Donau zu fahren, ſo iſt dieſe Reiſe mit großen Gefährlichkeiten verbunden. Unter den Vornehmen der türkiſchen Nation ſieht man bei entfernten Landreiſen, als z. B. unter den Wahlfahrtenden nach Mecca, eine Art geſchloſſener Tragieſſeln, welche von zwei Maulthieren getragen werden.

Weil die Türken nur reiten, ſo haben ſie auch nur das Reitpferd, und dieſes mehr von kleinem und mittleren Schlage, als von großem Schlage. Weil ſie nur reiten, ſo ſchäzen ſie nur die Eigenſchaften, welche das Pferd dazu geeignet macht, als: Biegſamkeit, Gewandtheit, Schnelligkeit, Ausdauer, bequeme Gänge u. vorzüglich biegſame und ſtarke Hankſchen; — weil ſie mit Blizesſchnelle mit ihren Pferden vorſprengen, und auf dem Flek, mit ihrer rüden Zäumung, pariren oder kurze Wendungen machen. Die arabiſchen, ägyptiſchen und turkomanniſchen Pferde ſind ihre Lieblinge. Seltener ſieht man Pferde aus Kurdiſtan unter ihnen.

Die Türken und überhaupt die Osmanen werden kriegeriſch erzogen, deshalb lieben ſie auch vorzüglich das Pferd, und man findet es überall im Morgenlande ſehr verbreitet, und unter den nomadiſirenden Völkern dieſes Reichs, den Arabern, Turkomannen und Kurden, iſt das Pferd ein Lebensgefährte und ein Gegenſtand vorzüglicher Verehrung, von dem ſie tauſend Anekdoten zum Zeugniß ſeines Verſtandes, ſeiner Bravheit und ſeiner ausgezeichneten Treue zu erzählen wiſſen.

Bei den Großen der türkiſchen Nation gehört der Stall mit zahlreichen Pferden und ein ausgeſuchter Schmuk derſelben, zu den erſten Bedürfniſſen ihrer Würde; deshalb unterhält jeder Vornehme von der Umgebung des Großherrn in Konſtantinopel einen Stall von zwanzig, dreißig und mehreren Pferden, wenn derſelbe auch wenig reitet und die Pferde mehr für das Vergnügen, zur Uebung des Dſchirits und für ſeine Umgebung, dienen. Dieſe Pferde kommen meiſtens als Geſchenke nach Konſtantinopel von den Paſcha's und Aga's der Provinzen und Städte in Aſien.

In Konſtantinopel ſieht man einen beſtändigen Pferdemarkt (Atbaſar) — einen kleinen Plaz mit mehreren bedeutenden Ställen der Pferdehändler umgeben, worin beſtändig eine Anzahl Pferde zum Verkaufe ſtehen und neben welchen gleich ein Markt für alle Bekleidungsgegenſtände des Pferdes an Zäumen, Halftern, Deken, Sätteln, Spannſeilen u. ſ. w. fertig zum Verkaufe, angetroffen wird.

Man füttert, wie bereits gedacht, die Pferde im Morgenlande, ſo bald ſie nicht im Graſe befindlich, nur mit Gerſte und Gerſtenſtroh, und auch dieſes reicht man ihnen nur ſpärlich, ſo daß die Pferde immer in einem halb magern Zuſtande erſcheinen. Sie gleichen in dieſem Zuſtande den abgeſchwizten engliſchen Rennpferden, ſo daß an ihnen jede Muskel und jeder Knochenfortſaz unter der Haut ſichtbar iſt; dabei ſind ſie kräftig, tragen den Reiter, ohne zu ermüden, durch den ganzen Tag. Wenn dieſe halb magern Thiere in Konſtantinopel zum Dſchirit geritten werden, ſieht man ſie oft von außerordentlich ſtürmiſchen Feuer, mit weitgeöffneten Naſenlöchern und in der Luft ſchwebenden Schweif. Vom Schweiße träufend kehrt man mit ihnen zurük und niemals verſagen ſie den Dienſt, und man ſieht auch Pferde von ſehr hohem Alter darunter.

Dieſe übliche Fütterung bleibt ſich immer gleich in der Heimath und auf Reiſen, weil man an keinem Orte Heu ſieht oder kennt und es auch für ſchädlich hält. Die meiſten ihrer Pferde werden ſchon bei dürftiger Gebirgsweide oder in dürftigen Sandwüſten erzogen, und wenn in dieſem Zuſtande ein Paar Monate des Sommers ihnen reichliche Nahrung geben, ſo ſezt der Herbſt und Winter ſie wieder in dieſen ſchlechtgenährten Zuſtand zurük.

Dieſe Erziehung, dieſe Art zu ernähren, bewirkt, daß ihre Pferde keine ausgezeichnete Größe, ſondern meiſtens nur mittlere Größe erlan-

Digitized by Google

gen *) oder auch nach europäiſchem Geſchmake, als Reitpferde ſehr klein bleiben **). Dabei ſind ſie konzentrirt und mehr kurz als hochbeinig, ſind ſtark, gewandt, ſehr geiſtvoll und mit wenig Futter zu unterhalten.

Wenn man die arabiſchen und andere edle morgenländiſche Pferde nach Europa bringt, ſie nach hieſiger Weiſe mit Heu und ſtarken Körner-Rationen ernährt, werden ſie bei ihrer außerodentlich thätigen Verdauungskraft bald zu fett oder krank. Im lezten Falle werden ſie verſchlagen auf den Füßen, bekommen Schwindel und fallen um, oder ſterben auch bald. Sie verlangen ihrer Natur angemeſſen, viel Arbeit und wenig oder ſehr mäßige Nahrung. Auf dieſe Art kann man arabiſche Pferde, welche mit Steifigkeit und Verſchlag in den Vorderfüßen und vom periodiſchen Schwindel befallen ſind, ſchon durch verkürzte Ration und vermehrte Bewegung ſchnell wieder herſtellen.

Bei dieſer dürftigen und mäßigen Nahrung ſind die Pferde der Araber und des Orients überhaupt, ſtets heiter, munter nnd ſehr geiſtvoll, manchmal unruhig und zu beweglich, ſelten verdrießlich und widerſpenſtig und man kann ſagen: ſie ſind verſtändiger als andere Pferde und man ſieht in ihren großen faltigen, wohlgerundeten Augen ihnen ſchon eine gewiſſe Verſtändigkeit an, und nähert ſich ihnen mit Vertrauen; und nur wenig Ausnahmen finden von dieſem Geſagten Statt.

Dieſe Eigenſchaften theilen die arabiſchen und andern morgenländiſchen Pferde, nach europäiſchen Geſtütten verſezt, auch hier mit. Man findet, daß die von ihnen gefallenen Füllen gleich an den Müttern ſehr naturgemäß gebildet ſind. Sie ſtehen, gleich von der Geburt an, ſehr ſtraff auf den Füßen, ſpringen mit ungewöhnlicher Munterkeit und Heiterkeit um ihre Mütter, werfen ſich dabei ſchnell auf die Hankſchen, mit dem Schweif auf dem Rüken, herum. Sie ernähren ſich weiterhin bei geringer Ration, halten ſich dabei rund und man kann ſagen: ſie bringen einen größern Fond von Lebenskraft mit; deshalb wachſen ſie bei guter Pflege auch ſchon größer in europäiſchen Geſtütten, als ihre Stammeltern es ſind.

*) Nur Klepper Taille nach europäiſchen Begriffen.

**) Von 4 Fuß 6 Zoll Rheinländiſch ſelten nur über 4 Fuß 10 Zoll.

Nachrichten für Bienenfreunde.

Seit dem erſten Juni dies Jahres iſt bei allen Filial-Verlegern des königl. bayer. Central-Schulbücher-Verlags zu haben:

„Handgriffe und Erfahrungen im Gebiete der praktiſchen Bienenzucht, oder: Anweiſung wie man die Bienen vollkommen beherrſchen, ſie leicht und einfach von einer Wohnung in die andere bringen und miteinander vereinigen, mit den einfachen Strohkörben alle Vortheile der ſogenannten Magazinbienenzucht erreichen und den ſo vielfältigen Nachtheil derſelben gänzlich vermeiden, alle alten Stöke in junge verwandeln, das Tödten der Bienen gänzlich in Abnahme bringen und überhaupt den größtmöglichſten Nuzen aus der Bienenzucht ſchöpfen kann, — ein Beitrag zur Beförderung und beſſern Emporbringung der Bienenzucht in Bayern von Georg Vizthum Schullehrer in Moosburg. — Mit 22 lithographirten Figuren, welche die Operation des Austreibens und Vereinigens verſinnlichen.“

Man beeilt ſich, dieſe Schrift, das Reſultat vieljähriger Verſuche und Erfahrungen, hiemit zur Anzeige zu bringen, damit ſie noch heuer in Hinſicht der Verjüngung der alten Stöke benüzt werden könne, und man bemerkt nur noch, daß das Werk vom landwirthſchaftlichen Vereine des Königreichs Bayern geprüft, und als ſehr gut und praktiſch der allerhöchſten Stelle empfohlen worden iſt.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu bezien.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Kundmachung
in Betreff des
Pilſner Wollmarktes.

1) Der Wollmarkt in Pilſen wird alljährlich gleichzeitig mit dem Petri- und Pauli-Markte, welcher auf den erſten Montag nach Petri und Pauli fällt, abgehalten, und dauert mit Einſchluß der Zahltage, durch volle 8 Tage.

2) Zur Abhaltung desſelben iſt der geräumige freie Plaz zwiſchen der k. k. Militär-Kaſerne und dem neu erbauten Theater beſtimmt, wo die zu Markt gebrachte Wolle während deſſen Dauer unentgeltlich aufgeſtellt werden kann, und der wegen ſeiner abgeſonderten Lage die erforderliche Ruhe und Ungeſtörtheit gewährt. Jedem Wolle-Verkäufer, welcher ſein eigenes Zelt zur Aufbewahrung der Wolle mitbringen wollte, wird zur Aufſtellung desſelben der erforderliche Ort auf dieſem Marktplaze ohne alle Abgabe angewieſen werden; eben ſo wird eine jede Bude, welche ein Wollebeſizer errichten ſollte, von Seite der Stadtgemeinde in unentgeltliche Aufbewahrung genommen werden.

3) Zur größeren Bequemlichkeit der Handelnden wird auf dem genannten Marktplaze eine eigene, mit dem erforderlichen Perſonal verſehene ſtädtiſche Wage errichtet, auf welcher die Wolle, vor Regen geſichert, gegen Entrichtung einer Gebühr von 2 kr. C. Mz. pr. Centner gewogen werden kann, worüber ſodann ein regiſtrirter Wagzettel verabfolgt wird. Jedoch ſteht es in der Willkühr der Partheien, ob ſie ſich der ſtädtiſchen Wage bedienen wollen der nicht.

4) Ebenſo wird bei dieſer Wage eine geräunige hölzerne Schupfe aufgeſtellt, um die Handelsleute und die Waaren vor Regen oder Hize zu ſchüzen.

5) Die zu Markt kommende Wolle iſt von allen ſtädtiſchen Abgaben befreit.

6) Iſt für zulängliche und vollkommen geeignete Lokalitäten geſorgt, in welchen auf Verlangen der Eigenthümer die Wolle ſowohl während des Marktes, als vor und nach demſelben auf kürzere oder längere Zeit gegen einen möglichſt billigen Zins eingelagert werden kann. Die Stadtgemeinde ſelbſt hält für die Unterbringnng der Wolle ganz geräumige Behältniße in Bereitſchaft, deren eines für Verkäufer, und das andere für Käufer beſtimmt iſt, und die in einer ſolchen Entfernung von einander liegen, daß ſie die nöthige Abſonderung gewähren.

7) Können die Wollvorräthe bei der Trieſter Aſſekuranzgeſellſchaft gegen mäßige Gebühren auf beliebige Zeit verſichert werden, deren in Pilſen beſtehende Agentſchaft die vorkommenden Anträge ſogleich annimmt.

8) Sind für die Sicherheit und zur Erleichterung der abzuſchließenden Geſchäfte 2 Senſalen aufgeſtellt, welche unmittelbar an dem Marktplaze ihre Amtszimmer angewieſen haben.

Vom Magiſtrate der k. Kreisſtadt Pilſen,
am 12. Mai 1830.

Martin Kopetzky,
Bürgermeiſter.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nro. 24. Den 14. Juni 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Wer nur die ſchönſten Blumen auf der Wieſe aufſuchen will, wird ſpät mit dem Kranze fertig werden, und der wird nie Schäze ſammeln, der einen Silberpfennig nicht des Aufhebens werth achtet.

Inhalt: Ueber Viehzucht. — Das arme Landmädchen oder die ſonderbare Erbſchaft. (Schluß.) — Jedes Warum hat ſein Darum.

Ueber Viehzucht.

Bei allen Gewerbs-Unternehmungen übt die Größe des Kapitals einen großen Einfluß auf den Erfolg aus. Sind die perſönlichen Fähigkeiten der Gewerbtreibenden, und die äußern, den Abſaz bedingenden Umſtände auf beiden Seiten gleich, ſo wird häufig demjenigen der größere Gewinn (nemlich nach Abzug der Zinſen) zu Theil, dem ein größeres Kapital zu Gebote ſteht, der folglich die erforderlichen Auslagen zu rechter Zeit, auf die zwekmäßigſte Weiſe, in paſſendſter Ausdehnung zu machen im Stande iſt. In der Landwirthſchaft bildet freilich der Grund und Boden eine zweite, dem Kapital an Wichtigkeit gleichkommende Bedingung des Erwerbes; indeſſen iſt es weniger nöthig, auf die Abhängigkeit des landwirthſchaftlichen Einkommens von der Menge und Güte der benüzten Grundſtüke aufmerkſam zu machen, weil man gewohnt iſt, hierauf großes Gewicht zu legen. Der Viehſtand iſt ein erheblicher Theil des landwirthſchaftlichen Kapitals, und ſeine Wirkung zeigt ſich in zweien Richtungen, theils in der Menge nuzbarer thieriſcher Produkte, theils in der Beihülfe zur Erzielung einer Maſſe von Pflanzenſtoffen, oder in der Verſtärkung der Fruchtbarkeit des Bodens. Je größer der Viehſtand im Verhältniß zur Größe der Fluren iſt, mit deſto mehr Schwung wird die Landwirthſchaft betrieben, und deſto größer wird das Erzeugniß eines jeden Morgens ſeyn. Jeder Landwirth weiß es, daß mit der Stärke der Düngung ſeine Aernten wachſen; bei der ſchnellen Vermehrung unſerer Hausthiere (der Zuwachs des Rindviehes kann jährlich auf etwa $\frac{2}{5}$ der ganzen Zahl angeſchlagen werden, ſo daß ſchon in 2 Jahren eine Verdoppelung eintreten würde, wenn man alle Kälber aufziehen wollte) würde der Viehſtand leicht zu jeder beliebigen Größe gebracht werden können, wenn nicht dem Wunſche ſeiner Vermehrung die Schwierigkeit, Futter anzutreiben und den Erlös für verkauftes Jungvieh zu entbehren, entgegen wirkte. Die jedesmalige Stärke des Viehſtandes in einer Gegend iſt demnach, abgeſehen von zufälligen Ereigniſſen, wie Seuchen u. dgl., das Reſultat der vorhandenen landwirthſchaftlichen Verhältniſſe, z. B. der üblichen Fruchtfolge, des Vermögensſtandes, der Geſchiklichkeit, der Abſazgelegenheit u. ſ. w. Allein man kann zugleich nicht verkennen, daß jener Umſtand ſeiner Seits wieder die Urſache der Verſchiedenheit in den Erzeugniſſen des Landbaues iſt. Daher müſſen ſtatiſtiſche Unterſuchungen über den Umfang der Viehzucht, im Vergleiche mehrerer Länder und Gegenden, manches Lehrreiche darbieten.

Die Nachrichten, welche man aus ſtatiſtiſchen Werken ſammeln kann, bedürfen zum Theil erſt einer Berichtigung, weil bald die Zahl der Thiere jeder Art im Ganzen, bald nur das erwachſene und bereits nuzbar gewordene Vieh genannt wird. Am wenigſten kann man freilich die Angaben brauchen, wenn es ungewiß bleibt, welche beider Größen gemeint iſt. Um aus den erwachſenen Thieren die ganze Anzahl zu finden, müßte man das Verhältniß des Jungviehes zum geſammten Viehſtaude zu Grunde legen, dieſes iſt aber nicht überall daſſelbe, je nachdem nämlich in einem Lande die erforderlich erwachſenen Thiere durchgehends aus eigener Aufzucht oder zum Theile vom Auslande erhalten werden. Frankreich, bei welchem das Leztere Statt findet, hat nach Chaptal's Mittheilungen beim Rindvieh nicht volle 13 Proc. Jungvieh, dagegen der preußiſche Staat 27 (nach v. Zedlitz), die Niederlande 28 (nach de Cloet),

Digitized by Google

Naſſau 51 Proc. (Demian, für 1817); in Baden ſollen 1812 ſogar 35 Proc. geweſen ſeyn. Begreiflich wird man alſo, um jene Ergänzung zu berechnen, auf die nähern Umſtände jedes Landes Rükſicht nehmen müſſen.

Wir geben hier zunächſt das Verhältniß des Rindviehſtandes von jedem Alter zu dem Flächeninhalte mehrerer Länder. Auf die geographiſche Geviertmeile treffen

	St. Rindvieh.	Einwohner.
in Württemberg . .	2000	4360
ſ Naſſau	1970	4050
ſ Großbritannien . .	1890	3850
ſ Reg. Bez. Coblenz .	1840	3749
ſ Baden	1830	4300
ſ Jülich, Cleve, Berg .	1750	4400
ſ den Niederlanden .	1570	5100
ſ Bayern	1380	2880
ſ Sachſen	1240	5100
ſ preuß. Weſtphalen .	1190	3250
ſ dem öſterr. Staat .	920	2600
ſ ſ preuß. — . .	850	2490
ſ Frankreich . . .	668	3200
ſ Spanien	296	1350
ſ Schweden u. Norwegen	190	276
ſ Island	17	33

Man ſieht aus der Vergleichung beider Columnen, daß die Einwohnerzahl nicht genau mit der Größe des Rindviehſtandes in gleicher Abſtufung ſteht. Frankreich und Sachſen ſind nach Masgabe ihrer Bevölkerung zu arm, Großbritanien iſt auffallend reich an Vieh. Noch weniger ſteht jedoch der Viehſtand mit der Milde des Klima's und der natürlichen Ergiebigkeit des Landes im Verhältniß, ſonſt könnte z. B. Spanien keine ſo tiefe Stelle gegen Preußen oder Oeſterreich einnehmen.

Unterſucht man das Verhältniß der Volksmenge zu dem Rindviehſtande näher, ſo findet man auf je 1000 Einwohner

in Schweden u. Norwegen	735	St. Rindv.
ſ Naſſau	500	—
ſ Bayern	520	—
ſ Großbritannien . . .	500	—
ſ Baden	416	—
ſ den Niederl. u. Preußen .	342	—
in Oeſterreich	350	—
ſ Frankreich	224	—

Der Wald hat auf die Viehzucht einen geringern Bezug, als das Aker-, Wieſen- und Weideland. Lezteres bedingt in ſolchen Gegenden, wo die Landwirthſchaft unvollkommen, ohne Stallfütterung des Rindviehes betrieben wird, die Anzahl der zu haltenden Thiere; aber dem Aker kommt ſowohl die Arbeitskraft, als der Miſt zu Statten, und auf ihm kann bei guter Fruchtfolge auch zur Noth der ganze Futterbedarf gewonnen werden. Deßhalb läßt ſich von einem beſtimmten Bedarfe an Vieh für eine gegebene Fläche Akerland ſprechen. Wenn auf den preuß. Morgen alle 5 Jahre eine Düngung von 8 großen Fudern zu 20 Ctrn. von kurzem Miſte kommt, ſo kann dieſe Düngermenge ungefähr von 5 Stük erwachſenem Vieh für 4 Morgen gewonnen werden; alſo reichen 5 St. Vieh zur Bedüngung von 20 Morgen Akerland hin, d. h. 1 Stük für 4 Morgen. Ohne den Dünger des Jungviehes in Anſchlag zu bringen, würde man alſo 10 Stük Rindvieh von jedem Alter für 28 Morgen Aker zu einer angemeſſenen Düngung fordern müſſen. Nun findet man ſtatt deſſen auf die angegebene Zahl von 10 Stüken

im Regierungsbezirk Coblenz .	26	M. Aeker.
in Württemberg	39	—
ſ Naſſau	41	—
ſ Niederlanden	50	—
ſ Oeſterreich	81	—
ſ Preußen	82	—
ſ Frankreich	140	—

Allerdings liefert noch das übrige Vieh einen mehr oder weniger erheblichen Beitrag, dafür nimmt jedoch, beſonders in Frankreich, das Weinland eine anſehnliche Düngermenge in Anſpruch, ſo daß man in den 3 leztgenannten Ländern das Unzureichende des Viehſtandes nicht bezweifeln kann. Bei der neulichen Aeußerung des franz. Generals Demarcay, daß in Frankreich der ſchlechte Zuſtand des Landbaues nicht von einem Mangel an Kapital, ſondern von andern Hinderniſſen, z. B. den läſtigen Weideſervituten, herrühre, muß man dem nach Urſache und Wirkung un-

Digitized by Google

terſcheiden. Das landwirthſchaftliche Kapital iſt unſtreitig viel zu gering; allein dies hat freilich nicht in einem Kapitalmangel Frankreichs überhaupt ſeinen Grund, vielmehr würden, wenn nicht mächtige Abhaltungsgründe im Wege ſtünden, Summen in Fülle der Landwirthſchaft zugewendet werden.

Die Zahl der Pferde auf der Quadratmeile

iſt in den Niederlanden	370	Stük.
= Großbritannien	340	—
= Preußen	280	—
= Württemberg	254	—
= Frankreich	242	—
= Bayern	235	—
= Oeſterreich	152	—
= Naſſau	112	—

Im preuß. Staate haben Oſt= und Weſt=Preußen 382, Weſtphalen 340, Sachſen 292, Schleſien 235, Brandenburg 225, die Rheinprovinzen 218 Stük. Auch dieſe Zahlen geben kein feſtes Reſultat; denn in gut angebauten Ländern wird durch die Zerſtükelung des Grundeigenthums das Pferdehalten erſchwert, während auf großen Gütern der energiſche Betrieb der Landwirthſchaft auf eine Vermehrung der Pferde hinwirkt. Man vergleiche übrigens v. Malchus Statiſtik S. 165, wo zum Theile aus ältern Quellen andere Angaben mitgetheilt ſind.

Die Anzahl der Schafe auf der Quadratmeile iſt

in Großbritannien	7000	Stük.
= Sachſen	5600	—
= Frankreich	3518	—
= Preußen	2030	—
= Naſſau	2400	—
= Spanien	1530	—
= Württemberg	1400	—
= Großh. Heſſen	1080	—
= Bayern	1000	—
= Baden	940	—

In Anſehung des öſterreichiſchen Staates weichen die Angaben (12 oder 10 Mill.) von 1000 bis 1600 Stük auf die Q. M. ab. Man ſieht aus vorſtehenden Zahlen, daß die Schafzucht im Allgemeinen von der Größe der Landgüter bedingt wird, und dadurch mittelbar von dem Bevölkerungsgrade. Je höher die Bevölkerung, deſto weiter geht in der Regel die Zertheilung des Grundeigenthums und die Urbarmachung des Weidelandes; aus beiden Urſachen wird die Schafzucht erſchwert, ſchon darum, weil man bei einer ganz kleinen Heerde wenig geneigt iſt, diejenige Sorgfalt anzuwenden, die zur Zucht feinwolliger Thiere erfordert wird. Jedoch iſt dieſe Urſache der Verſchiedenheit keineswegs die einzige; auch der Kunſtfleiß der Landwirthe zeigt ſich ſehr ungleich, ſo daß, wie andere landwirthſchaftliche Erwerbszweige, auch die Schafzucht keineswegs in allen den Gegenden, wo ſie den äußern Umſtänden zufolge mit gutem Erfolge getrieben werden könnte, die wünſchenswerthe Ausdehnung erreicht. Zur weitern Erläuterung mögen die Angaben von einzelnen Provinzen des preußiſchen Staates dienen.

Provinz Sachſen	3390	Stük.
— Schleſien	2580	—
— Pommern u. Brandenb.	2181	—
— Poſen	1734	—
— Rheinlande	1278	—
— Oſt= und Weſtpreußen	848	—

Dieſe bloße Zahl von Schafen überhaupt entſcheidet aber wenig, wenn man nicht weiß, wie ſich die fein= und grobwolligen zu einander verhalten. In Spanien ſollen die Merinos 38 Proc., in Württemberg 16, in Preußen 9, in Frankreich nur 2 Proc. des ganzen Schafſtandes ausmachen. Die Mittelrace (Baſtarde, Blendlinge) iſt außerhalb Spanien überall zahlreicher als die Merinos; aber da ſie geringern Ertrag gewährt, ohne ſonderlich wohlfeiler erhalten werden zu können, ſo muß man wünſchen, daß ſie mehr und mehr von den Merinos verdrängt werde. Kennt man die Vertheilung der ganzen Anzahl von Schafen unter dieſe verſchiedenen Arten, ſo überſieht man zugleich den Weg, welcher in Betreff der Veredlung noch zurükzulegen iſt.

Wenn man inzwiſchen bei keiner Art von Hausthieren den ſtatiſtiſchen Notizen volles Vertrauen ſchenken darf, und ſie nur als ungefähre Anhaltspunkte betrachten muß, ſo iſt dieſe Unſicherheit bei den Schafen am größten, wie ſich ſchon daraus abnehmen läßt, daß die einzelnen Zahlen im preußiſchen Staate für 1821 nur

Digitized by Google

9'597,000 geben, während man Gründe hat, die Summe auf 13 Mill. zu ſezen, was eine Differenz von 20 Proc. ausmacht.

R . . .

Das arme Landmädchen oder die ſonderbare Erbſchaft.

(Schluß)

Friz wollte ſchon eine Einwendung machen, allein ein Bliz aus dem feuerſprühenden Auge des Officiers, und das Aufſtampfen des Gewehres in der Hand des Gemeinen, geboten im Schweigen. — Endlich ſagte der Alte: „Nun, wo iſt den Röschen? Laß ſie kommen, die Herren werden ihr ja nichts zu Leide thun. Friz! rufe ſie her."

Friz ging hinaus; allein Röschen weigerte ſich zitternd, ihm zu folgen.

„Was wollen die Soldaten von mir, Friz? rief ſie weinend; willſt Du mich ihnen überliefern? Iſt das Deine Liebe?"

„Todtſchlagen will ich ſie, rief Friz, wenn ſie eine Miene machen, Dir das geringſte Leid zu thun. Es ſind ihrer nur Zwei; und die Knechte müſſen bald kommen. Sey unbeſorgt."

Dem Officier wurde die Zeit lange; er wollte ſchon hinaus, ſie zu holen; als der Vater, welcher auch zu ihr gegangen war, Röschen endlich überredete, zu kommen.

Als ſie ſchüchtern und bebend eintrat, ſtand der Officier da, und ſah ihr lange unverwandt in's Auge. „Biſt Du Roſe Brand, aus Gräfenthal?" fragte er ſie endlich.

Sie fuhr erſchroken zurük vor dem rauhen Tone, doch ſtammelte ſie: Ja.

„Des Taglöhners Tochter?"

Sie bejahte auch dies.

„Nun gut, ſagte er, wenn Du das biſt, ſo will ich mit Dir allein ſprechen. Geht hinaus, Ihr da!"

„Nein! Um Gotteswillen! rief Röschen und erblaßte, ich bleibe nicht ohne Euch hier."

„Sey kein Narr! ich thue Dir gewiß nichts. Ich habe Dir nur etwas zu ſagen, was Dich allein betrifft. — Hinaus, Ihr! zürnte er gegen die Andern, die Miene machten, Röschen nicht zuverlaſſen. Geht da drauſen hin auf den Plaz, von da könnt Ihr hier in's Zimmer ſehen, und Euch überzeugen, daß ihr nichts zu Leide geſchehe. Aber bei Euerm Leben wagt es nicht, dem Fenſter zu nahen und zu horchen! — Du, Kamerad, ſagte er auf franzöſiſch zu ſeinem Begleiter, ſteh vor der Thüre, und laß Niemand nahe kommen."

Da half keine Widerrede; doch, Vater Jakob, der ſchon manches in der Welt erfahren hatte, redete den Seinen beruhigend zu, und nahm die zitternde Alte und den wuthknirſchenden Friz mit ſich auf den Plaz. Sie verwandten keinen Blik vom Zimmer. Unwillkührlich wollte Friz zuweilen näher hin, allein das va-t-en des hohen Mannes mit dem Bajonetblizenden Gewehre, ſcheuchte ihn zurük.

Röschen ſtand da, als ſollte das lezte Gericht über ſie gehalten werden.

„Fürchte nichts, ſagte der ſchwarzbraune Mann, ſo ſanft er vermochte, und faßte ihre bebende Hand. Sprich frei mit mir, wie alt biſt Du?"

„Siebenzehn Jahre Michaelis geweſen."

„Wie lange ſind deine Aeltern todt?"

„Kommende Weihnachten werden es 8 Jahre, als die Mutter ein halbes Jahr nach dem Vater ſtarb."

„Ich habe ihre Gräber geſehen. Haſt Du denn keine Geſchwiſter?"

„Ach, meine einzige Schweſter iſt ein Jahr nach den Eltern geſtorben."

„Im Kindbette, ſie war nach Königshofen verheirathet, ich weiß es," antwortete der feindliche Krieger, und Röschen ſah ihn mit großen Augen an, und konnte nicht begreifen, woher er das wiſſen könne, oder was ihn das anginge. — „Und ſonſt hatteſt Du keine Geſchwiſter weiter?"

„Nein! — doch ja — ich hatte noch einen Bruder, von dem die Eltern oft erzählten; aber ich habe ihn nicht gekannt."

„Sprachen ſie von ihm, die Eltern?"

„Oft!" —

„Iſt er denn todt?"

„Doch wohl. Ich war noch nicht geboren, als er einen Abend vor der Thüre ſpielte und mit

einem Male verſchwunden war, ſeitdem haben wir nie etwas von ihm gehört. Er ſoll ſo gut geweſen ſeyn, wie die Eltern ſagten. Ach, wenn er doch noch lebte!"

„Würdeſt Du ihn gerne ſehen, Röschen, fragte der rauhe Mann mit bebender Lippe, und eine Thräne glühte im feurigen Auge, und wenn Du ihn nun ſäheſt, woran würdeſt Du ihn wohl erkennen?"

„An einem Male vor der Stirn, das wie eine Erdbeere ausſehen ſoll, wie die Mutter geſagt hat."

„So wie dies, erwiderte der Officier und ſchlug die Haare zurük. Dieſer verdammte Hieb — er zeigte auf eine tiefe Narbe — hätte es mir beinahe weggehauen."

Welch ein neues Gefühl durchſtrömmte Röschens Bruſt, als ſie dieſes Mal erblikte. Was ſollte ſie denken? Was ſollte ſie hoffen?

„Nun Röschen, ſagte der Krieger und öffnete ſeine Arme, iſt Dir denn der Bruder nicht lieb?"

„Mein Bruder!" — ſchrie Röschen, und fiel ihm um den Hals.

Friz, der dieſes ſah, ſprang nach dem Fenſter hin S — d — reste la! ſchrie die Schildwache.

„Was will der Junge?" ſagte der Officier und lächelte unter den Thränen. Ein hübſcher Burſche. „Iſt er Dein Bräutigam?"

Verſchämt ſenkte Röschen den Blik zur Erde, die Glut brannte auf ihrer Wange. — „Es iſt der Sohn meiner Herrſchaft," ſtammelte ſie.

„Nun, was geht es denn ihn an, warum iſt er denn ſo wild, daß Du in meinen Armen liegſt? — Sage mir, liebt er dich?"

Röschen ſchwieg.

„Nun, wenn iſt denn die Hochzeit?"

„Ach nein, rief ſie ſchmerzhaft aus, ich bin arm und er iſt reich; für ein armes Mädchen iſt kein reicher Mann!"

„Wer ſagt denn, daß Du arm biſt? erwiderte der Bruder dem überraſchten Röschen, haſt ja einen Bruder, und der bringt Dir Deine Ausſteuer mit. — Höre mich an, liebes Röschen. Ich wurde von den Zigeunern vor der Thüre unſerer Eltern geraubt, als ich in der Kühlung ſpielte. Mehrere Jahre zog ich mit ihnen herum, und wuchs unter dem Geſindel auf. Nur dunkel erinnerte ich mich meines Wohnorts und unſrer Eltern. Endlich, als ich ſchon eine ziemliche Größe erreicht hatte, und mir dieß liederliche Leben auch nicht mehr gefiel, ging ich in franzöſiſche Dienſte. Was ich alles erfahren habe, kann ich Dir jezt nicht erzählen; aber ich bin überall mit geweſen, auch mit unſerm jezigen Kaiſer in Egypten, und er ſelbſt hat mich zum Officier ernannt. Vor einem Jahre traf ich von ungefähr auf einen der Zigeuner, unter welchen ich aufgewachſen war, und erkannte ihn bald. Ich drang in ihn, mir zu erklären, wie ich unter ſie gekommen ſey. Da hörte ich meinen Wohnort und meine Eltern nennen. Es war kurz vor der Schlacht bei Auſterliz, wo Alle glaubten, wir würden auch mit den Preußen Händel bekommen, und ſchon damals in dieſe Gegend vorrüken. Ich ſehnte mich, meinen Geburtsort und meine Eltern wieder zu ſehen. Aber aus der Hoffnung wurde nichts. Nun iſt dennoch Preußens Stunde gekommen, und ich bin hier; und bringe Dir, was ich erworben habe. Ich war in Gräſenthal, und hörte von dem Tode unſrer Eltern und der Schweſter, und daß Du hier ſeyſt. Du biſt meine einzige Erbin. In zwei Tagen werden wir eine Schlacht liefern. Es iſt möglich, daß dieß die lezte iſt, der ich beiwohne; da ſoll denn doch das Meine nicht in ganz fremde Hände kommen. Iſt die Schlacht vorbei, und ich komme den Tag darauf nicht zu Dir, dann kannſt Du mit dem, was ich Dir geben werde, machen, was Du willſt. — Du kannſt Deinen Liebhaber heirathen, und mich — mich ſuchſt Du dann auf dem Schlachtfelde und begräbſt mich, wenn Du mich findeſt."

„O, Du wirſt nicht ſterben, rief Röschen angſtvoll aus, ich habe Dich ja kaum geſehen, und Du wollteſt ſchon ſcheiden, auf ewig?"

„Fragt uns das Schikſal, ob wir wollen? — Aber ſage, wo wirſt Du hinthun, was ich Dir gebe? und iſt deine Herrſchaft redlich und gut?"

„O, wie gut! Ihr verdanke ich Alles; ſie hat mich erzogen, mich in die Schule geben laſſen, und die Eltern lieben mich wie eine Tochter."

Wollten Dir aber doch den Sohn nicht geben, weil Du arm warſt? Nein Du mußt ihnen nichts

ſagen, bis die Schlacht vorbei iſt, und Du ſiehſt, daß ich nicht wieder komme, das mußt Du mir verſprechen. Komm, zeige mir, wo Du es hinlegen willſt, damit Niemand etwas davon merkt."

Röschen lief an's Fenſter und rief: Sey ruhig, Friz! — Vater, Mutter, ſeyd unbeſorgt, er thut mir nichts!" — Und damit ging ſie mit dem Officier heraus, und führte ihn auf den Boden. — Die Alten und Friz wollten in's Haus, allein der Officier hatte dem Gemeinen zugerufen, Niemand herein zu laſſen, und ſie mußten zurük.

„Nun geht ſie gar mit ihm aus dem Zimmer, Röschen — ſagte Friz — wer hätte das gedacht."

„Du biſt ein Narr, ſagte der Vater, laß Du Röschen walten, ſie weiß wohl, was ſie thut."

Auf dem Boden ſtand im Winkel eine alte Kiſte die Röschen noch aus der Eltern Haus mitgebracht hatte, und worin ſie alte Kleidungsſtüke und dergleichen hatte. In dieſe Kiſte legte der Bruder einige Rollen, welche er aus dem Mantelſak nahm, und in einige Lappen wikelte.

„Laß die Kiſte nun ſo ſtehen, ſagte er zur Schweſter, es wird Niemand etwas darin vermuthen, und vielleicht komme ich nach der Schlacht ſelbſt her, Euch zu ſchüzen, wo nicht, ſo kommt mein Begleiter. Der iſt mir treu bis in den Tod. Beide werden wir doch nicht fallen. — Jezt komm, ich will mit Deiner Herrſchaft reden."

Freudig hüpfte Röschen hinunter, und rief Alle ins Zimmer, wohin der Officier bereits zurükgekehrt war. Nicht ohne Groll ging Friz mit hinein, und Röschen lachte ihn aus. Zum Erſtenmale, daß ſie ſeit jenem Abende unter den Pappeln, vertraulich mit ihm ſcherzte.

„Ihr ſeyd rechtſchaffene Leute, ſagt mir Röschen, redete der Officier ſie an, und ich danke Euch, daß ihr meine Schweſter wie eine Tochter behandelt."

„Seine Schweſter? riefen alle erſtaunt.

„Ja, Vater! ja Mutter! Friz, er iſt mein Bruder! — und Röschen hieng an ſeinem Halſe. — Seht, hier iſt die Erdbeere — indem ſie ihm die Haare aus dem Geſichte ſtreicht — von der uns die Mutter ſo oft erzählt hat. Als ein Kind iſt er geraubt worden; ich habe ihn nicht mehr gekannt; aber er iſt weit, ſehr weit geweſen, ſelbſt in Egypten, und der Kaiſer hat ihn zum Officier gemacht, und nun iſt er gekommen, mich zu ſehen, und" — ſie ſtokte, denn der Bruder blikte ſie bedeutend an.

„Und nun, fiel er ein, will ich von Euch Abſchied nehmen. Behüte Euch Gott! — In wenig Tagen haben wir eine Schlacht."

Röschen weinte laut, und Alle waren tief bewegt.

„Weine nicht, Röschen, rief der rauhe Krieger, und über die braune Wange rollte ihm ſelbſt eine Thräne. Zwar thut mir's wohl, daß einer Schweſter Auge um mich weint, da ich glaubte, Niemand in der Welt anzugehören; aber dennoch brennen dieſe Thränen mir auf den Herzen. Was ſeyn muß, muß ſeyn! Vater, Mutter, gebt mir die Hand darauf, daß Ihr Röschen nie verlaſſen und immer gut behandeln wollt. Euer Sohn liebt ſie und ſie liebt ihn. Nach der Schlacht komme ich wieder, und dann gebt Ihr die Beiden zuſammen. Ich werde meine Schweſter ausſteuern, daß Ihr zufrieden ſeyn ſolltet. Komme ich nicht wieder, — ſo — ſucht mich unter den Todten, und Röschen wird's auch dann nicht an einer Ausſteuer fehlen. Es wird ſcharf hergehen; auch iſt mir bange um Euch hier. Kann ich Euch nicht ſchüzen, ſo ſende ich Euch meinen treuen Begleiter; ihm könnt ihr ſicher trauen. Und, kann auch er nicht kommen, nun dann beſchüze Euch Gott! Lebe wohl, Röschen! Noch dieſen Kuß. Hier, alter Vater, Mutter, Eure Hände. — Und Du, Burſche, komm und küße mich. — Da, nimm Röschen, und mache ſie glüklich. — Er drükte ſie beide feſt, feſt an ſeine Bruſt. — Nun komm, Kamerad, rief er ſeinem Begleiter auf franzöſiſch zu; nach der Schlacht iſt dieß Dein Poſten!" Und er riß ſich los, und eilte aus der Mühle zum Thale hinaus.

Noch ſtanden Alle wie betäubt da. — Röschen wankte ihm nach, allein er war ſchon im Gebüſch verſchwunden.

„Geleite Dich Gott, mein Bruder"! rief ſie laut, und fiel auf ihre Knie. —

Friz wußte nicht, wie ihm war; er ſank neben ihr hin. Alle ſtrekten dem furchbaren Manne die Arme nach, und es währte lange, ehe ſie zur Beſinnung kamen.

Von den Knechten war keiner zu Hauſe, ſie

Digitized by Google

kamen alſo überein, den ganzen Vorfall zu verſchweigen.

Mit welcher Angſt ſahen ſie aber dem Tage der Schlacht entgegen, und als nun der Donner der Kanonen mit dem fallenden Nebel ihren Anfang verkündigte, und Berg und Thal davon erzitterten — wer vermag Röschens Gefühl zu beſchreiben? — Röschen, die in jedem einzelnen Schuſſe den Tod eines Bruders befürchtete, den ihr Auge, wie eine Erſcheinung aus einer andern Welt, nur einen Augenblik geſehen, ihr Herz aber mit Liebe erkannt hatte.

Die Mühle lag von dem Wahlplaze und der Heerſtraße abwärts in einer Schlucht. Nur einzelne Flüchtlinge und Verwundete verirrten ſich dahin; der Müller hatte aber alle ſeine Knechte verſammelt, ſo, daß Einzelne ſeinem Eigenthume nicht gefährlich werden konnten. Die Dienſtleiſtungen der Menſchlichkeit verſagte er Niemand, und erquikte die Unglüklichen, ſo viel er vermochte, und zeigte ihnen die Seitenwege, auf denen ſie ſich retten konnten. — Bald aber füllte ſich das Thal mit Flüchtlingen aus der Gegend, wo tauſend Feuerſchlünde Verwüſtung und Tod umherſpien. Sie hatten ihre friedlichen Wohnungen in Flammen aufgehen, ihre ſauer erworbene Habe plündern und zertrümmern ſehen; Freund und Feind war über ſie hergefallen; hier jammerte ein Weib über die Mißhandlung einer einzigen geliebten Tochter; lallende Kinder irrten umher und weinten, denn ihre Eltern hatten ſie verlaſſen; jene heulende Mutter ſucht ihr Kind; eine zweite trägt den ſchlafenden Säugling an der Bruſt und hält im andern Arm den bluttriefenden Leichnam ihres ältern Kindes; die Hufe der Pferde haben ihn zerfleiſcht. — Doch, wer wendet nicht den Blik ab von den Scenen der Gräuel, von denen die Menſcheit auch im roheſten Herzen zurükbebt.

Die Schlacht war geendet. In ſchreklicher Angſt verlebten die Bewohner des Thales dieſe grauſenvolle Nacht. Röschen harrte des Bruders, der Müller des verſprochenen Schuzes, und — Niemand erſchien; doch drang auch keiner der Feinde in's Thal. Nur erſt am folgenden Morgen zog ein Reitertrupp hinein, mit einem Officier an der Spize. Die Unglüklichen warfen ſich ihm zu Füßen. Er ſprach deutſch; ſie flehten um ſein Mitleid; er war ein Menſch und erbarmte ſich ihrer. Auch erforderte es die Klugheit, die Mühle nicht zu hemmen, welche dem Heere nüzlich werden konnte. Der Müller erzählte ihm Röschens Geſchichte. Mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit äußerte der Officier, daß er den braven Brand kenne; er war mit ihm zuſammen in Egypten geweſen, und hatte damals bei einem Regimente mit ihm geſtanden. Er verſprach, die guten Leute zu ſchüzen, und nahm in der Mühle Quartier. — Röschen erkundigte ſich ängſtlich nach ihrem Bruder, konnte aber keine Auskunft erhalten, nur hörte ſie, daß ſein Korps bei Kapellendorf gefochten, und dort ſtark gelitten habe.

„Er iſt todt, rief ſie ſchmerzhaft, mein Bruder iſt todt, ſonſt wäre er gewiß gekommen!“

Zwei Tage vergingen. Der Reitertrupp zog weiter; der Officier hatte jedoch dafür geſorgt, daß die Mühle beſchüzt wurde, und verweigerte edel das Geſchenk, welches der Müller ihm anbot.

Jezt gedachten Röschen und Friz der Bitte des Bruders, und machten ſich auf nach dem Schlachtfelde hin, ihn unter den Todten zu ſuchen. Ihr Weg ging die Anhöhe hinauf nach Kapellendorf. Noch lag der grauſe Schauplaz voll der Schlachtopfer des tödtenden Geſchoßes und der Kriegerwuth. Wie bebte Röschen! doch der Drang des Herzens für den Bruder trieb ſie weiter.

Wo ſie eine franzöſiſche Uniform erblikte, da glaubte ſie den Bruder zu erkennen, und endlich erkannte ſie ihn wirklich. Er lag an der Anhöhe bei Kapellendorf links, wenn man vom Schloſſe kömmt, von einer Flintenkugel in der Bruſt getroffen. Der Wind ſpielte in ſeinen Haaren, und entblößte das Mal, an welchem ſie ihn vor wenigen Tagen erkannt hatte; einige Schritte von ihm lag ein zweiter Leichnam, dem eine Kanonenkugel den Kopf weggenommen hatte, und ſie glaubten, der Geſtalt nach, in ihm den Begleiter des Bruders zu erkennen. Röschen ſtürzte auf den Bruder hin, und umſchlang ihn mit ihren Armen. Friz grub mit einem Knechte, den er mitgenommen hatte, ein Grab, das beide Leichname faſſen konnte. Die Schweſter warf bebend die erſte Hand voll

Digitized by Google

Erde ihnen nach, und Friz bezeichnete die Stelle mit einigen Steinen, die er hinauf warf.

„Hier wollen wir zuweilen hergehen, Röschen, ſagte er, den Bruder beſuchen und um ihn weinen."

Die Erbſchaft war ganz aus Röschens Gedächtniß verſchwunden, als Vater Jakob nach den erſten Tagen der Beſinnung zu ihr ſagte; „Deine Ausſteuer, Röschen, bleibt zwar aus; aber Dir verdanke ich, daß mein Eigenthum gerettet iſt, daß die Mühle ſteht; ſie bringſt du meinem Friz mit. Willſt du ihn, ſo gieb ihm deine Hand, und nehmt unſern Segen.".

Friz ſchrie laut auf vor Freude. Röschen fiel der Mutter um den Hals. Die beiden Eltern legten die Hände der Liebenden in einander, und ſegneten ſie.

„Aber meine Ausſteuer iſt nicht ausgeblieben, Vater, ſagte Röschen nach den erſten Ergießungen der Freude; wie groß ſie iſt, weiß ich nicht; allein etwas bringe ich meinem Mann doch gewiß in die Wirthſchaft. Kommt nur, und ſeht, was der gute Bruder mir gegeben hat, als ich mit ihm aus dem Zimmer ging.

Sie führte die Erſtaunten hin zu der Kiſte aus der väterlichen Erbſchaft, nahm die eingewikelten Rollen heraus, und ſiehe, es fanden ſich tauſend Louisd'or darin. Daß den Alten die Schwiegertochter deßwegen nicht unwillkommener war, läßt ſich leicht denken. Friz freute ſich nur, Röschen zu beſizen, und ob das Geld gleich auch in ſeinen Augen nichts dadurch in ſeinem Werthe verlor, daß Röschen gerade es beſaß, ſo gewann dieſe doch ſelbſt dadurch auch weiter nichts. Röschen aber weinte Thränen des Schmerzes über den Verluſt des Bruders. Ach! ſie hätte gern das Geld hingegeben, hätte ſie ihn lebend an ihr Herz drüken können.

Jedes Warum hat ſein Darum.

1. Warum verbittet ſich das Fräulein J** alle Glükwünſche zu ihrem Geburtstage?

Darum, damit ihre alten Bekannten ihr nicht etwa vorrechnen, wie oft ſie ſo glüklich waren, dieſer Feierlichkeit beizuwohnen.

2. Warum kann Herr G. en garçon mit 4000 fl. jährlichen Einkommen nicht auskommen?

Darum, weil dieſe Summe ſehr klein iſt, und Herr G. durch buchhalteriſche Präliminarſyſteme in ſeinem Finanzweſen ſich nicht geniren will.

3. Warum kann Herr E. ſich nicht entſchließen, das echte, gute Wiener Waſſer zu kaufen?

Darum, weil die Fläſchchen keine franzöſiſche Aufſchrift haben.

4. Warum ließ Herr D*** an allen Straſſeneken anſchlagen, daß er eine Brieftaſche mit mehrern hundert Gulden in Banknoten verloren habe; — obſchon es nicht wahr iſt?

Darum, weil eine ſolche Nothlüge ihm aus einer großen Verlegenheit heraushelfen mußte.

5. Warum ſieht man den Herrn E. nie Kegel ſcheiben?

Darum, weil er zwar einen eleganten Frak, aber nie ein gutes Hemd am Leibe hat.

6. Warum läßt Herr R., wenn ein Theaterſtük von ihm zum Erſtenmal aufgeführt wird, ſeinen Namen nicht auf den Zettel ſezen?

Darum, um den Wetterſtrahl der mündlichen Recenſion im Kaffeehauſe abzuwarten, und die Spizruthen der Theater-Journale aufzufangen.

7. Warum rüken ſo viele Männer den Hut nicht, wenn man ſie auch ſehr höflich grüßt?

Darum, weil einige ſich einbilden, viel vornehmer zu ſeyn, als alle übrigen ehrlichen Leute; Andere, weil ſie immer zerſtreut ſind, und wieder Andere, weil ſie ihre Hüte ſchonen wollen.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 25. Den 21. Juni 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Es gedeihet kein guter liebenswürdiger Charakter ohne widrige Vorfälle. Dieſe ſind der wahre Prüfſtein eines ſich ſelbſt beherrſchenden Gemüthes.

Inhalt: Ein Projekt, wie auf die leichteſte Art für die Armen ꝛc. ein Fond hergeſtellt werden könnte. — Der Hopfenklee, als Stellvertreter des weißen Klees. — Ein Londoner Gaſtmahl und deutſches Frühſtük. — Patentſohlen. — Der Juſtiz-Merkur.

Ein Projekt, wie auf die leichteſte Art für die Armen, beſonders für die kranken Armen, ein Fond ohne viele Unkoſten hergeſtellt werden könnte.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß in unſern Zeiten von Seite der weltlichen Regierungen, namentlich der königlich-bayeriſchen, für die Erhaltung der Geſundheit, als des koſtbarſten zeitlichen Gutes der Menſchen, rühmlichſt geſorgt, und für die Wiedererlangung derſelben bei vorfallenden Krankheiten die heilſamſten Anſtalten getroffen worden ſind. Unverwerfliches Zeugniß hievon können die herrlichſten Lehrinſtitute fürs chirurgiſche und mediziniſche Fach, die Errichtung der Hebammen- und Geburtshelfer-Schulen, die Vermehrung der Stadt- und Landärzte geben. Unterdeſſen iſt es doch nicht zu läugnen, daß bei allen dem für einen nicht unbeträchtlichen Theil der Menſchen, für kranke Arme an vielen Orten, beſonders auf dem Lande, noch keineswegs hinlängliche Vorſehung gemacht worden iſt. Dermalen, wo das Betteln in unſerm Königreiche, ſo wie in andern wohl geordneten Staaten, nicht mehr geduldet wird, müſſen die Gemeinden ihre Armen ſelbſt erhalten. Dieſen geht es aber dort, wo die Gemeinden ſelbſt viele Hausarmen haben, ſchon ſo lange ſie noch geſund ſind, ſehr ſchlimm, weil ſie von denſelben keine Unterſtüzung erhalten. Werden ſie nur erſt von einer Krankheit überfallen, und können ſie ſich gar nichts mehr verdienen; ſo erreicht ihr Elend bald einen hohen Grad. Sie haben vielfältig Niemanden, der ihnen auswartet, Niemanden, der ihnen die Nahrung reicht, Niemanden, der ihnen eine Medizin oder eine bequemere Liegerſtätte verſchaffet. Schon in vermöglichen Gemeinden geht es hart her, bis der Kranke eine Koſt erhält, und wird ihm auch dieſe bald von dieſem, bald von jenem Hauſe der Reihe nach zugeſchikt, ſo iſt ſie meiſtens ſo ſchlecht, daß er ſie kaum genießen, ſein ſchwacher Magen nicht verdauen kann. Ans Beiſchaffen der Medizinen iſt gar nicht zu denken. Wohlhabende Bauern ſind oft kaum dahin zu bringen, daß ſie einen Arzt oder Arzneien holen laſſen, wenn ſie erkranken; wie läßt ſich hoffen, daß ſie dieß für arme Kranke thun werden? Wollte man da etwa mit Gewalt einſchreiten; wollte man für dieſelben den Arzt berufen, Medizinen beſtellen, und die Bezahlung hernach den Gemeinde-Gliedern aufdringen, ſo würde es übel in den Dörfern ausſehen. Des Schmähens, Läſterns und Wünſchens wäre da kein Ende. Traurige Beiſpiele hievon ſchrekten ſchon arme Familien dermaſſen zurük, daß ſie lieber ihre Kranken ohne Arzt und Arzneien dahin ſchmachten, als die Bezahlung derſelben den Gemeinde-Gliedern aufdringen ließen, um ſich nicht die Erbitterung und Vorwürfe derſelben für alle Zeiten zuzuziehen. Die armen Kranken ſind daher meiſtens ganz verlaſſen, wenn ſie ſich auf die Gemeinde-Glieder verlaſſen müſſen. Aus dem Ihrigen wollen dieſe nicht, und wenn ſie ſchon wollten, ſo können ſie oft nicht denſelben beiſpringen. Ein beſonderer Armenfond iſt ſelten in den Dörfern vorhanden. Auswärtig iſt auch keine Hülfe zu erwarten, weil das Betteln verboten iſt. Offenbar iſt es daher, daß ſich arme Kranke in einem höchſt bedauernswürdigen Zuſtande befinden.

Iſt es da nicht höchſt wünſchenswerth, daß ein taugliches Mittel ausfindig gemacht werde, um der ſo groſſen Noth armer Kranken zu ſteuern? Und wenn ein ſolches Mittel ausführbar iſt, wenn es noch dazu nicht gar viel koſtet, fordert es nicht

Digitized by Google

die Humanität, das allgemeine Wohl, beſonders die chriſtliche Liebe, daß dieſes Mittel ſogleich kund gemacht, allenthalben vorgeſchrieben, und mit allem Eifer in Anwendung gebracht werde? Jedermann wird das gewiß gerne eingeſtehn, und begierig ſeyn, ein ſo heilſames Mittel zu erfahren. Nun hier iſt es. Jede Dorfgemeinde (in den meiſten Städten und Marktfleken kann das Nemliche geſchehen) laſſe durch wohl unterrichtete Burſche in den gehörig zubereiteten Gruben eine Reihe der Fruchtbäume pflanzen, und ſie wohl unterhalten. Den Ertrag von den Früchten derſelben beſtimme man zum Beſten der Armen, beſonders den kranken Armen. So wird nach und nach ein Fond für dieſelben hergeſtellt, ſo ihren Bedürfniſſen hinlänglich geſteuert werden.

Dieſes Mittel iſt erſtens ausführbar; denn faſt in jedem Dorfe gibt es unkultivirte Gründe, öde Pläze, an den Steigen und Fuhrwegen Orte genug, wo man Bäume ſezen kann. Es wird auch im ganzen Königreiche kaum auſſer den Moosgegenden, ein Dorf ſeyn, wo nicht gewiße Gattungen der Obſtbäume gedeihen. Das Sezen derſelben, und die nöthigen Vorbereitungen durchs Gruben machen, Herbeiführen eines beſſern Erdreiches kann man im Spät- oder Frühjahre vornehmen, wo auf den Feldern wenig oder nichts mehr zu thun iſt. Es wird ſo hiebei der nothwendigen Bearbeitung der Aeker gar kein Abbruch geſchehen.

Dieſes Mittel iſt zweitens nicht zu koſtſpielig; denn junge Stäme, die zum Verſezen taugen, koſten wenig. Manche kann man aus den Schul- manche aus den Hausgärten erhalten, wo ſie ohnehin meiſtens zu nahe beiſamen ſtehen, und ihr Verſezen ſelbſt zum beſſern Wachsthume und Fruchtbringen der Zurükgebliebenen gereicht. Für Materialien, Pfähle, Arbeiter dürfen die Bauern ohnehin kein Geld ausgeben, weil ſie ſelbſt mit den Ihrigen die Arbeit verrichten, das Nöthige von ihren Gründen herſchaffen können. Vielleicht werden ſich auch einige Menſchenfreunde bewogen finden (wenn ſie hören, daß jene Bäume zum Beſten der armen Kranken beſtimmt ſind) ſie aus Mitleiden gegen dieſelben zu kaufen, oder aus ihren Pflanzſchulen um einen geringen Preis, wo nicht gar umſonſt herzugeben.

Dieſes Mittel iſt endlich hinreichend, einen Fond zugründen. Sogleich und auf der Stelle iſt freilich der beabſichtigte Nuzen nicht da, weil die geſezten Stämme nicht ſogleich Früchte bringen; allein es geſchieht dieß doch nach und nach. Wie ſie im Wachsthume zunehmen, ſo nehmen ſie auch im innern Werthe zu, und tragen endlich von Jahr zu Jahr Früchte, deren Werth von einem Baume manchmal auf 5, 10 bis 20 fl. ſich belaufen kann. Je geſchwinder man mit dem Pflanzen anfängt, und je ſchöner, größer, ſtärker die Stäme ſind; deſto bälder wird der Fond gegründet. Je länger man damit fortfährt, deſto mehr wird der Fond vergrößert. Es hat ja (wie H. Pfarrer Geiger, ein berühmter Schriftſteller und Pomolog berichtet) eine Dorfgemeinde, welche um ihrer großen Schuldenlaſt los zu werden, den Entſchluß faßte, ihre Weide mit Zwetſchgen zu beſezen, aus den Früchten derſelben ſchon 15000 fl. gelöſet. Manche andere Privatperſonen haben auf ihren eigenen Gründen während etlichen Jahren Fruchtbäume gepflanzt, welche nun mehrere hundert, ja tauſend Gulden werth ſind, und jährlich ein Intereſſe liefern, das jenes, welches aus den Kapitalien bezogen wird, weit übertrifft.

Warum ſollen denn nicht auch ganze Gemeinden durch das nemliche Mittel etwas Namhaftes bewirken, warum nicht einen Armenfond gründen können? Eines der neueſten Beiſpiele, wie dies geſchehen kann, wird bald hernach angeführt werden. Vorher ſcheint es gut zu ſeyn, wenn einem Einwurfe begegnet wird. Obſtbäume (werden Manche, die dieſes leſen, oder hören, ſagen) ſind ſchon genug ſeit einigen Jahren in unſerm Vaterlande geſezt worden; warum ſoll man immer noch mehrere ſezen? warum die Leute, die ohnehin ſchon genug zu thun haben, mit den Arbeiten ſolcher Art beläſtigen? Je mehr es Obſt gibt, deſto wohlfeiler iſt es, deſto mehr verliert es am Werthe. Der Fond für die Armen wird darum nicht gar groß werden, wenn er ſich bloß auf das Geld gründen ſoll, welches aus dem Obſte der geſezten Bäume gelöſet wird. Hierauf dient zur Antwort: Iſt es wirklich ſo, daß ſchon Bäume genug, der aller-

höchſten Willensmeinung unſers Monarchen gemäß geſezt ſind, deſto beſſer. Man darf dann nur eine hübſche Zahl derſelben für die armen Kranken beſtimmen; ſo wird ſchon zur Gründung eines Fondes der Anfang gemacht. Will man aber etwa dieſes nicht; ſo wähle man eine andere Stelle zum fernern Sezen, und fahre ſo lange damit fort, bis man einen hinreichenden Fond hergeſtellt zu haben hoffen darf. Auf jenes, daß mit der Zeit das Obſt bei vervielfältigten Fruchtbäumen im Werthe abnehmen müße; iſt freilich hiebei Rükſicht zu nehmen; allein man darf nur mehrere derſelben pflanzen, damit man mehr Obſt gewinne, ſo wird durch die Menge leicht ein Erſaz gemacht werden. Doch dieſes ſoll man ſich ja nicht einbilden, daß wir je zu viel Obſt bekommen werden, und darum vom Nachſezen abſtehen ſollen. Die Welt wird immer mehr bevölkert. Faſt allenthalben überſteigt jährlich die Zahl der Gebornen um ein Merkliches jene der Verſtorbenen. Man darf wohl neue Nahrungsquellen öffnen, um dem immer zunehmenden Wachsthume der Menſchen das Nöthige zu verſchaffen. Wie wir nie zu viel Getreid, ſo werden wir auch nie zu viel Obſt erhalten. Dieſes kann man noch dazu dörren, Jahre lang aufbewahren, davon kochen, Moſt, Branntwein, Eſſig bereiten, ſich und Andern das Leben dabei verſüßen. Wie wohl wird es nicht manchen unſrer Akersleute thun, die jezt mit einer ſchlechten Koſt bei ihren ſchweren Arbeiten ſich begnügen und nichts als Waſſer trinken müſſen, wenn ſie ſich ein angenehmes Hausgetränk verſchaffen, ihren Weibern und Kindern eine Hand voll friſches oder gedörrtes Obſt auf das Feld hinaus zur Arbeit mitgeben können?

Allein jenes, was ſich auf das eben Geſagte bezieht, nämlich der Fall, daß allbereits ſchon Bäume genug geſezt ſind, trifft keineswegs allenthalben in unſerm Vaterlande zu; man kann vielmehr das Gegentheil häufig bemerken. Noch immer giebt es eine Menge der Gemeinden, welche ſich hierinfalls äußerſt ſaumſelig bewieſen haben. Bei dieſen vorzüglich iſt es hohe Zeit, daß ſie einmal ernſtlich anfangen, und hiezu durch die Nothwendigkeit, einen Fond für arme Kranke herzuſtellen angetrieben werden. Der Einſender dieß kennt einen Benefiziaten, welcher ſich in einer ſolchen Gemeinde befindet. Schon ſeit mehreren Jahren gab er ſich alle Mühe, in ſeinem Wohnorte, und in den umliegenden Dörfern die Obſtkultur in Aufnahme zu bringen. Zuvörderſt wollte er einen Schulgarten herſtellen, und bot ſich an zum Ankaufe eines ſchiklichen Plazes 50 fl. herzuſchenken; konnte aber keinen erhalten. Dann zog er ſelbſt bei 1500 Birn- und Aepfelbäume von den Kernen, welche voll der ſchönſten Haarwurzeln waren, und das üppigſte Wachsthum verſprachen. Jedem Dorfe wollte er bei 300 derſelben mittheilen, wenn ein Pläzchen zum Verſezen derſelben hergerichtet würde; allein man richtete es nicht her, und nahm die Stämmchen nicht an. Als von Sr. Majeſtät, unſerm großmächtigſten Könige die heilſamſte Aufforderung zur Beſezung der Straßen mit Obſtbäumen erlaſſen war, verdoppelte jener ſeinen Eifer, kaufte ſeit einigen Jahren faſt 1000 Bäume, und wollte ſie alle umſonſt hergeben, wenn nur ordenliche Gruben hergerichtet, und für jeden Baum der gehörige Pfahl beigeſchaffet würde. Doch auch dieſes wirkte wenig. Einige thaten gar nichts, und nahmen die Bäume nicht an; andere verfertigten ſo ſchlechte Gruben, lieferten ſo kurze und ſchwache Pfähle, bewahrten die geſezten Bäume ſo wenig vor dem Biße wilder oder einheimiſcher Thiere, daß viele derſelben, welche ſchon im ſchönſten Wachsthume waren, zu Grunde gehen mußten. Manche ſtahlen auch einige für ihre eigenen Hausgärten, oder richteten ſie beim Hin- und Wiederfahren zu Grunde.

Endlich erinnerte ſich der gedachte Geiſtliche, mit welchem Beifalle vor mehrern Jahren das Projekt eines Lokalſchulinſpektors des Regenkreiſes aufgenommen wurde, in welchem dieſer die leichteſte Art, den Schullehrer-Gehalt herzuſtellen, oder wenigſtens merklich zu verbeſſern, dadurch bezeichnete, daß die Kirchenwege mit Fruchtbäumen ſollen beſezt, und vom Ertrage derſelben ein Drittel dem Schullehrer, ein Drittel der Schule oder den Armen, ein Drittel den Bauern zugewandt werden — ein Projekt, das die königliche Preußiſche Regierung ſogleich genehmiget, und in Ausführung gebracht hatte, wie ein Zeitungs-

Digitized by Google

Blatt, (der Korreſpondent von u. für Deutſchland,) verſicherte. Dieſes bewog jenen Benefiziaten, in ſeinem Diſtrikte etwas Aehnliches zum Beſten der armen Kranken zu verſuchen. Er ließ auf eigene Köſten einige hundert Bäume zu dieſem Ziele ſchon ſezen. Schenkt im der Himmel noch länger das Leben, ſo fährt er mit dieſem immer fort; und damit auch nach ſeinem Tode das gute Werk fortgeſezet werde, ſo will er verordnen, daß von ein Paar hundert Gulden, die er ſchon zum Beſten der Schule und der Armen legirt hat, 10 Jahre lang die Hälfte der Intereſſen zum Fortpflanzen der Bäume verwendet werde. Hiedurch hofft er doch endlich zum Ziele zu gelangen, einen Fond für die armen Kranken herzuſtellen, und andere auch zur Nachahmung zu reizen.

Aus dieſem Beiſpiele erhellet zur Genüge, wie groß noch in den Dorfgemeinden die Nachläßigkeit im Pflanzen der Obſtbäume iſt, und wie wenig man hoffen darf, dieſelbe zu beſeitigen, wenn nicht mit Ernſt und Gewalt eingeſchritten wird. Es erhellet aber auch, wie man ſie durch die Nothwendigkeit, einen Armenfond herzuſtellen, dazu zwingen, und wie leicht dann eben hiedurch der Fond hergeſtellt werden kann. Denn wenn ein einziger Mann ſo vieles ſchon geleiſtet hat, und noch mehreres zu Stande zu bringen billig hoffen darf, was werden nicht ganze Gemeinden vermögen? Wenn er ſogar unter Widerſpenſtigen, und zum Pflanzen der Bäume äußerſt abgeneigten Leuten hübſche Reihen derſelben ſchon hergeſtellt, und dadurch den Grund zu einem höchſt heilſamen Fonde gelegt hat; was wird erſt geſchehen, wenn die Dorfbewohner einhellig zu Werke gehen, und mit vereinigten Kräften Hand anlegen; beſonders wenn höhere Behörden, vorzüglich die Titl. H. H. Landrichter eifrig mitwirken, alles das, was das gute Werk befördert, anzuwenden, alles, was es hindern kann, zu entfernen ſich beſtreben?

Es iſt dieſe Mitwirkung um ſo zuverſichtlicher zu erwarten, weil gerade das vorgeſchlagene Mittel nicht nur zur Herſtellung des höchſt nothwendigen Fondes für kranke Arme verhülflich iſt, ſondern auch Gelegenheit verſchaffet, die allerhöchſte Willensmeinung unſers Monarchen zu befolgen, die fürs ganze Königreich ungemein nuzbare Obſtkultur kräftig zu befördern, die bisherigen Hinderniſſe zu beſeitigen, die Widerſezlichkeit vieler Gemeinden vollends zu beſiegen. Bisher glaubten mehrere Behörden, in dieſer Sache nicht mit Gewalt, mit ſtrengen Befehlen einſchreiten zu müſſen, und die Freiheit der Unterthanen in einer, eben nicht unumgänglich nothwendigen, ſondern nur ſehr nuzbaren Sache zu ſchonen. Sie ließen es daher bei dem bewenden, daß ſie die allerhöchſten Verordnungen verkündigen, Ausſchüße zur Berathung über die tauglichſten Mittel, die Obſtkultur in Aufnahm zu bringen, errichten, und von dieſen ſich Berichte abſtatten ließen. Da traf aber bald jenes zu, was das gemeine Sprichwort ſagt: „Wenn der Bauersmann nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß.“ Es geſchah im vielen Dörfern nichts, in andern wenig. Wenn ſchon auch bei einigen der Eifer anfangs groß zu ſeyn ſchien, erkaltete er doch bald, und ließ zulezt ganz nach. Nun aber kann man es leicht dahin bringen, daß der Bauer wirklich zugreifen, Hand und Fuß bewegen muß. Es iſt einmal Pflicht für die Dorfgemeinde, ſo wie für die Märkte und Städte, daß ſie ihre Armen verpflegen, beſonders den dürftigſten Armen, den Kranken, daß Nöthige beiſchaffen. Ohne einen Fond aber kann und wird dieſes, wie die Erfahrung zeigt, nie geſchehen. Es iſt alſo auch Pflicht, einen ſolchen Fond herzuſtellen. Und weil dieß leicht durchs Pflanzen der Fruchtbäume geſchehen kann, kein anderes Mittel aber dermalen vorhanden, oder ausfindig zu machen iſt; ſo iſt es Pflicht, jenes Mittel anzuwenden. Man darf, man ſoll, man muß die Gemeinden dazu zwingen. Dieſer Zwang iſt, wie ſchon gezeigt wurde, nicht gar läßig, er iſt nothwendig, er iſt für die Bauern ſelbſt ſehr erſprießlich. Wenn ſie ſich ſchon anfangs dagegen ſträuben, werden ſie doch damit bald zufrieden ſeyn, und ſich freuen, indem ſie ſehen, wie ſchön, die Bäume heranwachſen, welch groſſen Nuzen ſie bringen. Die Eigenliebe wird ſie dann bewegen, ſich ſelbſt gleichen Nuzen zu verſchaffen, die eigenen Gründe ſowohl, als jene der Gemeinde durchs Pflanzen mehrerer Bäume zu verbeſſern. Weit mehr, als bisher geſchah, wer-

Digitized by Google

den ſie nun auf die ſchön gepflanzten Acht haben, ihre Kinder u. Untergebenen vor jeder Beſchädigung derſelben warnen. Auch die Baumfrevler werden bald ihrem Muthwillen ein Ziel ſezen, indem ſie ſo viele Wächter, als Augen in der Gemeinde ſind, befürchten müſſen. Auf ſolche Weiſe wird endlich einmal die Obſtkultur im ganzen Lande zu dem längſt gewünſchten Flor gelangen, und nicht nur zur Unterſtüzung armer Kranken, ſondern auch zur Verſchönerung und Wohlfahrt des ganzen Reiches gedeihen. Der Himmel gebe, daß dieß geſchehe, recht bald geſchehe! das allgemeine Wohl fordert dieſes, beſonders erheiſcht die höchſte Noth armer Kranken ſchleunige Hülfe. Möge man nicht zaudern, ihnen dieſelbe zu verſchaffen!

Der Hopfenklee, als Stellvertreter des weißen Klees.

In den Jahren 1817 und 1818, als die Preiſe des rothen Futterklees durch Mißwachs und Verderben der Kleeſaat in dem naſſen Sommer von 1816 zu einer enormen Höhe ſtiegen, ward uns der Samen des gelbblühenden Hopfen-Klees (Medicago lupulina) als Gegenſtand kaufmänniſcher Speculation von England zugeſandt, und als rother Klee allein, oder mit dem ihm ſehr ähnlichen Samen vermengt, verkauft. Die Verſuche mit demſelben ergaben aber einen geringen Werth dieſes rein oder in großer Menge mit dem rothen Klee zum Mähen ausgeſäeten Futterkrautes.

Nüzlicher aber bewies es ſich als Weidepflanze und kann es jezt um ſo mehr werden, da die Vermehrung der Schafzucht auch die zwekmäßige Benuzung des ſchlechteren und entfernter liegenden Landes nöthig macht. Sehr beachtenswerth ſind deßhalb folgende, auf mehrjährige Erfahrung gegründete Bemerkungen des Herrn von Kampf, Fürſtlich Lippeſchen Domainenbeamten zu Barntrup über den Anbau und die Benuzung des Hopfen-Klees.

Der Hopfenklee hat vor dem weißen Klee (Trifolium repens) folgende große Vorzüge.

1) Seiner Natur nach als eine Art Medicago (Luzerne) beginnt ſeine Vegetation 14 Tage früher, als die des gewöhnlich zum Eindreiſchen des Akerlandes gebrauchten weißen Klees, und dauert fort, bis Froſt und Schnee alle Triebkraft benimmt. Man findet ihn ſogar auf dem kalten Bergboden in gelinden Wintern, während der weiße Klee daneben gänzlich erſtorben erſcheint. Welch großer Vortheil, beſonders auf einem ſolchen Boden, wo ſonſt die Schafe erſt mit dem Mai Nahrung finden!

2) Er zeigt ſich härter gegen den Einfluß der Witterung, ſo wie ſeine Dauer länger iſt, als die des weißen Klees, auf den man nur zwei Jahre rechnen kann.

Wer den weißen Klee auf ſteinigem Boden, beſonders Thonſchiefer, Mergel und Kalkſtein gebaut hat, weiß, daß derſelbe in ſtrengen Wintern, wie der verfloſſene, abfriert, weil auf einem ſolchen Boden, theils die Wurzeln des Hauptſtammes und der Ausläufer nicht tief genug einzudringen vermögen, theils weil auch keine Gräſer genug aufkommen, um ihn zu ſchüzen. Aber auch anhaltende Dürre macht ihn auf flacherdigem Boden vergehen, indem die hungrigen Schafe nach dem Genuß der ſpärlich austreibenden Blätter auch die Ausläufer oder Ranken abfreſſen. Man erblikt daher in trokenen Sommern auf ſolchem Boden kein grünes Blättchen.

3) Der Hopfenklee belegt in Geſtalt von großen runden Raſen ſelbſt den ſterilſten Boden wie mit einer grünen Deke, während der weiße Klee nur wenige mit ſpärlichen Blättern verſehene Ausläufer aus dem Hauptſtamme treibt. Vorzüglich aber auf allen obgenannten Bergbodenarten, beſonders auf den vielen Kalk enthaltenden, den der Hopfenklee ſehr liebt, hat der Bau dieſes Futterkrauts große Vorzüge vor dem aller andern Gewächſe, weil keines auf dieſem ſo wenig groſſwüchſigen, und ſich daher ſo äußerſt ſchwer beraſenden Boden denſelben ſo überzieht, wie dieſes. Man wird hier mit einem Morgen Hopfenklee ſo weit reichen, als mit zwei Morgen weißen Klees.

4) Die Lämmer bekommen von dem Genuß deſſelben nicht, wie bekanntlich bei der Beweidung des weißen Klees, die Lungenſucht, und den dieſes böſe Uebel begleitenden Huſten. Vorzüglich

Digitized by Google

in den Berggegenden ſcheinen die Lämmer an dieſer Plageſeuche zu leiden, von der ſie ſich, troz der nachherigen reichen Winterfütterung, ſelten wieder ganz erholen.

5) Der Samen dieſer Kleeart erzeugt ſich in großer Menge, und iſt, da derſelbe ſchon im Juni reift, vor der in der Regel um und nach Johannis eintretenden näſſern Witterung leicht zu gewinnen. Das Abdreſchen geht bei Weitem leichter, als beim rothen und weißen Klee, und es bedarf des koſtbaren Ausmahlens oder Ausdreſchens aus der ihn dicht umſchließenden ſchwarzen Hülſe nicht, da er mit den Hülſen ausgeſäet werden kann. Ein Eineggen des dikern Samenkorns macht ſich ohnehin nothwendig.

Dieſe ſeit Jahren von ihm bemerkten Vorzüge des Hopfenklees als Weidepflanze hält Herr von Kampf für ſo überwiegend, daß ſie jedem Landwirthe einleuchten würden.

Aber auch als Mäheklee hat, wie der Verf. glaubt, dieſe Pflanze auf allen Bodenarten, wo der Bau des rothen Klees unſicher iſt, beſonders auf dem Kalkboden, in der Vermengung mit jenem zu 1 bis ½ einen großen Werth. Der in der reinen Stoppel des lokern und troknen Kalkbodens leicht auswinternde rothe Klee wird durch den ihn ſchüzenden Raſen des Hopfenklees geſichert, und dieſes allein geſäete, ſich legende und eine geringe Höhe erreichende Gewächs liefert, von den ſtärkern Stängeln gehalten, und mit dieſen ein dichtes Gewebe bildend, einen bei Weitem höhern Ertrag, nicht allein im erſten Schnitte, ſondern auch beim zweiten, wenn der erſte früh genug, d. h. beim Aufblühen des rothen Klees — die Blüthezeit des Hopfenklees beginnt 14 Tage früher — genommen ward. In einer ſolchen Verbindung kann man den rothen Klee in öfterm als ſechsjährigen Wechſel bauen, was ſonſt auf den meiſten Bodenarten mißlich iſt.

Wie äußerſt vortheilhaft aber in gegenwärtigen Zeiten, wo Viehzucht und Futtergewächs, beſonders Kleebau, faſt die einzige Stüze des armen Landswirths ausmacht, ein häufiger Wechſel, des Klees, des erſten aller Futterkräuter, iſt, weiß derjenige zu ſchäzen, der es bisher ſchon in großer Ausdehnung baute.

Man ſäet übrigens den Hopfenklee unter dieſelben Früchte, wie den weißen und rothen Klee, am Vortheilhafteſten und Sicherſten immer unter Roggen, und zwar gleich nach dem Verſchwinden des Schnees, mit Ausgang des Winters, damit der Samen deſto beſſer in den Boden geſpült werde, zeitig keime, und die ganze Winterfeuchtigkeit ihm zu Gute komme. Er wird dann im Herbſte noch eine herrliche Hutbenuzung gewähren.

Die Menge der Ausſaat kommt der des rothen Klees beinahe gleich; ſie muß daher auf ſterilem Boden verhältnißmäßig ſtärker ſeyn, ſo wie auch unter Roggen geſäet, da die Saat in dieſem Falle nicht untergeeggt wird. Sieben bis acht Pfund ausgehülſter Samen auf den Morgen, reichen indeſſen nach der Meinung des Verf. hin, wogegen er von weißem Klee circa 6 Pfund rechnet.

Ein Londoner Gaſtmahl und deutſches Frühſtük.

Bekanntlich gibt der Lord-Mayor von London nach ſeiner Wahle in reich beſezteres Gaſtmahl, als mancher deutſcher Burgermeiſter in der Zeit ſeiner Regierung mit ſeiner Familie und ſeinen conſulariſchen Freunden verzehrt. Vom leztern haben wir ſo eben eine beſtimmte öffentliche Nachricht erhalten, als wäre es eine Sache von der größten Wichtigkeit. Man trug auf: 20 Terrinnen Schildkrötenſuppe, jede zu 5 Schoppen, 50 Schüſſeln junge Hühnchen, 45 Schinken, verziert; 50 Kapaunen; 30 Wälſche mit Auſterſauce, heiß; 30 Jungen, heiß; 15 Rumps Rindfleiſch, gedämpft; 30 Schüſſeln Hummern und Auſtern; 30 Taubenpaſteten; 3 Gänge Rindfleiſch; 50 Schüſſeln Ragoutpaſteten; 30 Markpuddings; 40 Aepfel- und andere Torten; 120 Schüſſeln Brocoli und Kartoffeln. Wechſel der Schüſſeln: 40 Wälſche; 105 Schüſſeln Wildpret; 50 Schüſſeln Wildgeflügel. Zum Nachtiſch: 160 Stük Ananas, 150 Stük Weintrauben, in Treibhäuſern gezogen; 50 Schok Aepfel von verſchiedenen Sorten; 50 Schok Birnen; 40 Schok Roſinen, Mandeln u. ſ. w.; 50 Schüſſeln in Zuker Eingemachtes. Was davon verzehrt und dabei getrunken ward, iſt nicht gemeldet. —

Digitized by Google

Patentſohlen.

Von den vielen jezt in Leipzig als neue Kleidungsſtüke ausgebotenen Sachen zeichnet ſich eine Art Sohlen zum Einlegen ins Schuhwerk aus. Sie werden unter dem Namen Patentſohlen verkauft; das Paar zu 6 und 8 Gr.

Dieſe Patentſohlen beſtehen aus einem ſanften Filze. Die untere Seite iſt glatt, glänzend, wie Wachsleinwand. Durch dieſe Beſchaffenheit gewähren ſie für den Fuß einen ſanften Stand, Wärme nnd Trokenheit. Sie könen nach dem Fuße oder dem Schuh geſchnitten werden. Daß ſie ſich nicht vieſchieben können, iſt einleuchtend.

Ihre Verfertigung iſt leicht einzuſehen und könnte manchem deutſchen iudnſtriöſen Manufakturiſten, dem es an lohnender Arbeit mangelt, zum lohnenden Gewerbszweige geeignet ſein.

Der Juſtiz-Merkur.

Unter dieſem Titel erſcheint vorläufig (bis die Oeffentlichkeit der Rechtspflege in's Leben getreten ſeyn wird) alle zwei Monate ein Heft, und enthält aus dem großen Rechtsgebiete Gegenſtände, welche in die Schule, wie in's Leben gleichtief eingreifen, und ſelbſt für die Zukunft lehrreich ſind.

Vorzüglich verkündiget Er mit Treue alles das, was auf das öffentliche and mündliche Gerichts-Verfahren Bezug hat. Bald wird ſich der Leſer von den Vorzügen desſelben und von der Nothwendigkeit ſeiner Einführung überzeugen. Ich will hier mit keinem Worte vorgreifen, um nicht bei den Feinden des Lichtes, oder bei Nichtkennern des Wahren und Rechten in den Verdacht der Lobrednerei zu gerathen. So viel will ich im Vorbeigehen bemerkt haben:

„Wo das Wahre und Rechte iſt, da endlich wird das Recht ſelbſt ſeinen Triumph feiern.“

Ich weiß nicht, mit welchem Rechte man die Scheidewand zwiſchen Recht und Sittlichkeit ſo ſehr verrükt hat, daß man ſo oft verlegen iſt zu entſchneiden, was recht und ſittlich iſt. So z. B. hört man häufig das Waidſprichlein (gleich als wäre es ein Bon mot): „Mundus vult decipi, ergo (ſchließt der Betrüger) decipiatur.“ — Und der Alltags-Jriſt beſtärtiget ſogleich dieſen ſaubern Praxisſaz durch ſein „Volenti non fit injuria.“ — Ich aber frage: „Wo findet ſich die Urkunde für das „vult“ — oder dafür vor, daß die Welt betrogen ſeyn will? — Der „Juſtiz-Merkur“ ſoll daher nicht ermüden, gehaltreiche Rechtsmaterien an's Licht hervor zuziehen. Das Reich des Rechtes und der Sittlichkeit erweitern, iſt ja eines jeden Menſchen heiligſte Pflicht, alſo auch die meinige.

Der „Juſtiz-Merkur“ wird ferner mit größter Bereitwilligkeit jedem Menſchen dienen, welcher ſich gekränkt fühlt, Unrecht leidet, und zu ſeinem Rechte gar nicht, oder nur auf Umwegen gelangen kann. Ich habe mir für mein ganzes Leben zum felſenfeſten Ziele geſezt, Ungerechtigkeiten, wo ſie ſich finden mögen, zu enthüllen, und aller Welt Augen, dem Fürſten wie dem Volke, zur Würdigung vorzulegen. Ich werde nichts — weder Tod noch Bande ſcheuen; denn für Recht und Wahrheit zu ſtehen oder zu fallen — ſey fortan mein Beruf!

Jede Belehrung nnd Zurechtweiſung oder gründliche Widerlegung wird mit Dank aufgenommen, und dem nächſtfolgenden Hefte gewiſſenhaft beigedrukt werden, und zwar mit der allenfalls nöthigen Gegenkritik.

Portofreie Beiträge juridiſchen (ſowohl belehrenden als geiſterheiternden) Inhalts werden dankbar angenommen. Beſonders willkommen ſind intereſſante Rechtsfälle und Urtheile.

Der „Juſtiz-Merkur“, dieſes in unſern Tagen gewiß nicht unwillkommene Literatur-Blatt, wird in portofreien Briefen beſtellet. Das Heft, welches nie unter 10 Drukbogen ſtark ſeyn wird, koſtet im Abonnement vierundzwanzig Kreuzer, und es wird ſich deßhalb an den Herausgeber Dr. Mayrhofer in München (Reſidenz-Straſſe Nro. 49.) adreſſirt. Auch bittet derſelbe ſämmtliche königl. Poſtämter, ſo wie alle Buchhandlungen, Subſcriptionen auf den „Juſtiz-Merkur“ gefälligſt anzunehmen, und an ihn gelangen zu laſſen.

Inhalt des bereits erſchienenen erſten Heftes.

Bewegurſachen meiner Reiſe nach Rheinbayern. — Ein Pfarrer als Mörder ſeiner Frau vor den Aſſiſen. — Beſondere Bemerkungen hierüber. — Allgemeine Schlußbemerkung über die Eheſcheidung — als Ankündigung meiner künftig erſcheinenden Diſſertation über die rheinbayeriſchen Ehegeſeze. — Feierliche Wiedereröffnung der Gerichtsſizungen am königl. Appellationsgerichte zu Zweibrüken. — Rede des königl. General Prokurators, Staats- und Reichs-Rathes v. Koch. — Rede des königl. Appellationgerichts-Präſidenten v. Birnbaum. — Sollte nicht der vom königl. General-Prokurator jedes Jahr vorzutragende Juſtiz-Bericht öffentlich durch den Druk zur Wiſſenſchaft des Volkes gebracht werden? — Erſte und ſohin merkwürdige Hinrichtung durch die Guillotine (oder das Fallbeil) im Rheinkreiſe ſeit der bayeriſchen Regierung — und zwar von der Todesſtrafe im Allgemeinen. — Bemerkungen über die von dem Aſſiſengerichte des Rheinkreiſes zum Tode verurtheilten Verbrecher. — Gedrängt faktiſche Darſtellung des in der Nacht vom 15. auf den 16 März 1827 am königl. bayeriſchen Militär-Adminiſtration-Commiſſär Palm verübten Raubmordes. — (Anhang.) Merkwürdige Aſſiſen-Fälle, und zwar Vorerinnerung über die Rede-Frechheit der Angeklagten vor den Aſſiſen. — Das Loos verurtheilt zum Tode. — Prozeß eines taubſtummen Mörders. — Ein Prozeß wegen Ehebruch. — Eine beherzigenswerthe Bemerkung zu dieſem Prozeß. — (Als Jocosa — Strohkranzrede eines Konſiſtorial-Sekretärs, worin er und ſie beweiſen, daß Ehebruch und Eheſcheidung zuzulaſſen ſind.

München, im May 1830.

Dr. J. B. Mayrhofer,
quisc. königlich bayeriſcher Studienlehrer
(Reſidenz-Straſſe Nro. 49.)

In der Ambroſius Ambroſiſchen Buchhandlung in Paßau ſind ſo eben nachſtehende ganz vorzügliche Werke erſcheinen, die allgemeine Empfehlung verdienen:

S i o n a.

Das iſt: Religiöſe Abendvorträge an fromme Gebildete, aber nicht Theologen von Profeſſion, über die Quellen und wichtigſten Wahrheiten des hl. katholiſchen Glaubens. In zwei Bänden, von J. A. Haßl, Schulinſpektor und Pfarrer in Zöbingen.
8. I. Band S. 268. II. Band S. 545.
Preis fl. 2. 42 kr.

Der hochverehrte Hr. Verfaſſer iſt als chriſtlicher Schriftſteller zu rühmlichſt bekannt, als daß wir dieſes treffliche Werk, welches auch ſchon vom biſchöflichen General-Vikariat Rottenburg ſehr ehrenvoll empfohlen wurde, noch mit einer beſondern Anpreiſung in das gebildete Publikum ſchiken ſollten. Ferner

Der chriſtliche Wegweiſer auf der Bahn der Menſchen-Pflichten.

Für alle Stände.
gr. 12. ſteif broch. — Preis 24 kr.

Fern von jeder Streitſucht in ächt ſokratiſcher Weiſe werden hier die Lehren weiſer, herzerhebender Frömmigkeit, mit dem ungeübten Blike weltkluger ſcharfſichtiger Erfahrung vorgetragen, und ohne Eifer für irgend ein Syſtem oder eine polemiſche Tendenz, nur den heiligen Geſinnungen der Wahrheit und der Liebe nach dem Sinn und Geiſt des Evangeliums die gebührenden Huldigungen gebracht.

Aus dieſem Geſichtspunkte iſt daher dieſe Schrift den Gebildeten aller Stände wirklich dringend zu empfehlen, da ihre nüzliche Wirkung ſo offenbar einleuchtend an den Tag liegt.

Die Verlagshandlung hat durch Papier und Druk den redlichen Beweis ihrer alles Gute fördernden Thätigkeit zu liefern ſich beſtrebt.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 26. Den 28. Juni 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Alle unſere Produkte zeigen vom Anbau im Kleinen allmählig zum Großen über; allein auch der Anfang im Kleinen kann nicht gemacht werden, wenn der Landwirth weder das Produkt ſelbſt, noch ſeine Kulturmethode kennt.

Inhalt: Von den Kennzeichen eines guten Flachſes ꝛc. — Nuzen des Fiorlngraſes. — Die Eicheln, als Pferdefutter und als Mittel gegen den Dampf der Pferde.

Von den Kennzeichen eines guten Flachſes und den Regeln, welche bei dem Sortiren und Verſpinnen deſſelben zur Leinwandbereitung zu beobachten ſind.

Das erſte Erforderniß zu einer guten Leinwand iſt guter Flachs. Er muß ſich gut ſpinnen, das daraus geſponnene Garn gut weben und das Linnentuch davon gut bleichen laſſen. Je beſſer der Flachs, deſto vorzüglicher erſcheinen dieſe drei Eigenſchaften. Auf ihn alſo ganz beſonders muß man ſeine Aufmerkſamkeit richten, will man gutes Linnen, beſonders für den Handel, gewinnen und es wieder zum Ausfuhrartikel erheben. Der Flachs, ſey er nun ſelbſt gewonnen oder zum Verſpinnen und Leinwandweben aufgekauft, iſt nicht von einerlei Güte, daher er zu dem einen oder andern Zwek dabei beſonders gewählt und hin wiederum ſortirt werden muß. Gegend, Ort, Jahreswitterung, Gewinnungs- nnd Behandlungsart geben ihm mancherlei Verſchiedenheiten. In troknen Sommern bleibt er kurz, in feuchten wird er länger, in naſſen aber mürbe und leicht brüchig. Sowohl in der Waſſer- als Thauröſte, in der Breche und Schwinge iſt er vielen Unfällen, und nur zu oft vielen Mißhandlungen ausgeſezt.

Die ſichern Kennzeichen eines guten Flachſes ſind: a) daß ſeine Faſern nicht grobſpießig und bei ihrer Feinheit doch nicht leicht brüchig im Anziehen befunden werden; b) daß er im Ganzen durchaus und gleich lang, fein und doch haltbar; c) daß die Büſchel deſſelben ſich weich, nicht rauh anfühlen, in der Mitte nicht mit kurzen Faſern oder gar Werg eingelegt ſind; d) daß keine Anen oder Schewen mehr darin befindlich und e) daß beim nochmaligen Hecheln nicht viel in der Hechel hängen bleibt.

Ferner hat der beſonders gute Flachs einen ſeidenähnlichen Glanz und eine ſilber- oder perlfarbige Weiße. Der rothe, wenn er auch blond ſcheint, und der ſchwarzgraue bleichen ſich im Garne und Tuche nicht gut und geſchwind, und nur mit vieler Mühe und Vorſicht müſſen ſie dabei behandelt werden, daher ſind dieſe Sorten Flachs nicht ſehr empfehlenswerth. Beide erfordern als Garn oder Linnen eine ſtärkere Lauge und längere Zeit — der rothe darf nicht lange troken an der Sonne liegen, und der ſchwarzgraue will im Gegentheil mehr Sonne als Waſſer auf der Bleiche haben. — Werden nun bei ſolchem Flachſe, um mit dem Tuche geſchwind auf der Lohnbleiche fertig zu werden, bloße Palliativmittel (Bemäntelungs-, Einhüllungsmittel), z. B. des rothen Kalkes, oder der weißen Dekung, angewendet, ſo erſcheinen in der nächſten Wäſche die aus dergleichen Tücher gefertigten Gegenſtände gar bald in ihrer alten Sündenfarbe, die ſich erſt durch vieles Waſchen und Bleichen, wenn die Weißzeugſtüke ſich bald der Papiermühle nähern, verliert. — Wenn der Flachs bläulich, ſchmuzigblau, ſchwärzlich oder röthlicht ausſieht, ſo iſt es meiſtens in der Röſte damit verſehen worden; entweder, daß er zu lange darin gelegen, oder ſchlechtes Röſtwaſſer gehabt hat. Auch Mehlthau, untergemiſchtes Unkraut und ſo weiter, geben ihm ſchwarze und graue Fleken; — ſelbſt eine ſchief angewendete Verfeinerungsart kann einen an ſich gut gewachſenen Flachs verderben. Die fehlerhafte und verdächtige Farbe iſt, im Allgemeinen genommen, keine Eigenſchaft gewiſſer Flachs- oder Bodenarten; ſondern meiſt Wirkung ſchlechter, ſorgloſer Behandlung — im Anbaue

Digitized by Google

des Leins, in der Bereitung des Flachſes und vermeintlichen Verfeinerung deſſelben. — Daher gibt es auch in jenen Orten, welche für ihren Flachs den Ruf der Güte haben, mitunter ſchlechte Anbauer und Behandler deſſelben; und ſo wie man beim Einkauf die guten Flachsorte kennen muß, ſo muß man auch in dieſen Orten die Hudler von den Kunſtgerechten zu unterſcheiden wiſſen, beſonders wenn man im Großen, aus erſter Hand und ungehechelten Flachs kauft.

Bei der Wahl des Flachſes zur guten Garnſpinnerei und Linnenweberei iſt noch zu bemerken, daß es ſpecifiſch leichte und ſchwere Flachſe gibt, — d. h. zwei Flachsfaſern von beiden Sorten, welche eine ſcheinbare gleiche Feinheit haben, ſind im Gewichte verſchieden, weil die eine Faſern gleichſam unſichtbar derber iſt. Erhält man daher in dem einen Pfunde des leichten Flachſes mehrere Faſern als in dem ſchwereren: ſo kann die Spinnerin aus dem Pfunde des ſchwereren nicht ſo viele Ellen Faden liefern, als aus jenem, folglich hat man bei ſchwereren Flachſe weniger Vortheil. Erfahrung durch Augen, Gefühl und den Zahlhaſpel wird die Spinnerin nach und nach belehren, den beſten und vortheilhafteſten Flachs beim Einkauf von dem weniger guten zu unterſcheiden, und ſie in ihrer Wahl zur Erreichung ihrer Zweke richtig leiten.

Vor dem Verſpinnen des Flachſes muß daſſelbe, wie erwähnt, wohl ſortirt, d. h. nach Güte und Farbe von einander geſchieden, das gleichartige zu einandergelegt werden, der feine vom groben, der rauhe und harte vom glatten und weichen; der ſtarke vom mürbem, der ſilberfarbige vom dunkelgrauen, vom rothen u. ſ. w. Der eine gibt feines, haltbares, leicht bleichendes; der andere gröberes, ſchwächeres, ſchwer bleichendes Tuch. Dieſe Sorten alle untereinander ſpinnen und weben zu laſſen, gäbe eine ſchlechte Leinwand; jede muß beſonders verarbeitet werden; kleinere, ſich nicht zuſammenpaſſende Flachspartieen kann man ja für ſchikliche Gelegenheit zur Anwendung aufheben. — Auch das Werg von der erſten, zweiten und dritten Hechel muß jedes beſonders erhalten und verwendet werden.

Hat man nun den Flachsvorrath auf dieſe Weiſe ſortirt: ſo muß man auch für deſſen gute Aufbewahrung beſorgt ſeyn. Am Beſten geſchieht dieß, wenn er in Kiſten oder Fäſſern eingeſchlagen, bei kleinern Vorräthen in große ſteinerne Töpfe feſt eingeſchichtet, und an einem weder ganz troknen noch feuchten Orte, in reinen, nicht feuchten, dumpfigen Gewölben, Kellern oder kühlen Kammern, worin er nicht anlaufet, verwahrt wird. Doch dürfen die Kiſten und Fäſſer ꝛc. nicht unmittelbar auf freiem, etwa gar feuchten Boden ſtehen, ſondern müſſen erhabene Unterlagen haben. Auf dem Lager wird der Flachs immer beſſer, beſonders, wenn er nach langen Liegen noch einmal überhechelt wird. Sollte er durch große Troknung und Hize ſpröde geworden ſeyn; ſo wird die Geſchmeidigkeit und Zähigkeit dadurch hergeſtellt, daß man ihn in ſteinernen, mit etwas Baumöl ausgeriebenen Gefäßen einige Zeit vor dem Spinnen in einen Keller oder ſonſt an einen kühlen Ort hingeſtellt.

Das Werg, ſo wie der ungeſchwungene und ungehechelte Flachs wird am Beſten auf hängenden, an der Deke befeſtigten Horden ꝛc. aufbewahrt.

Ueber das techniſche oder kunſtmäßige Verfahren beim Spinnen laſſen ſich zwar nicht ſo leicht Vorſchriften geben, ſondern die Fertigkeit darin wird beſſer von einer in der Kunſt eingeweiheten Perſon durch Anſicht, Nachahmung und Uebung erlernt werden müßen; es dürften jedoch vielleicht folgende wenige Bemerkungen darüber dazu dienen, auf die Wichtigkeit aufmerkſam zu machen, welche das Spinngeſchäft auf eine gute Leinwandfabrikation ausübt, und die Befolgung gewiſſer Regeln beim Flachsſpinnen einſchärfen.

1) Kommt es viel auf das lokere, ordentliche, unverworrene Anlegen des Rokens an, damit die Spinnerin alles bis ans Ende in einen gleichen Faden ziehen könne, und nichts Flokiges zurükbleibe. In den Niederlanden — auch anderwärts bei guten, verſtändigen Hausfrauen — hängt man den Flachs händevollweiſe, ohne Verwirrung, der ganzen Länge nach, an den Roken, und zieht die Faſern gleichartiger und feiner in den Faden als bei dem überzwerch angelegten Flachſe.

2.) Von der richtigen Spannung der nicht geknüpften, ſondern zuſammengenähten Radſchnur hängt vieles ab. Zu loſe geſpannt nimmt die

Digitized by Google

Spule das Garn zu langſam ein, welches ſich dann zu viel drehet; zu ſtraff gehalten, nimmt ſie das Garn zu geſchwinde und ehe es in Ordnung iſt, auf ꝛc. Das Mittel muß hierin geſucht werden.

3.) Zum Nezen des Fadens, welches nur im Nothfall und zum Zuſammenkleben der Faſern angewendet wird, dienet nicht wohl das klebloſe Waſſer, noch das der Geſundheit der Spinnerinnen ſo ſchädliche Speichellecken, ſondern Bier, Seife- oder Gummiwaſſer.

4.) Mit dem Daumen und dem Zeigefinger der linken Hand werden nicht mehr Faſern gezogen, als die beſtimmte Fadendike erfordert; die rechte Hand entferne alles, was zu viel oder unſchiklich iſt.

5.) Keine Anen (Schewen) dürfen eingeſponnen werden.

6.) Wie die Flachsſchichte an den Roken angelegt iſt, in derſelben Ordnung muß ſie abgeſponnen werden, ſonſt gibt es Wirwart und Verluſt.

7.) Das abgemeſſene, gleichförmige, geſchwinde oder langſame Treten des Rades muß in der Gewalt der Spinnerin und ihres rechten Fußes ſeyn.

8.) Wenn noch kein oder wenig Garn auf der Spule iſt, muß langſamer, und je voller ſie iſt, deſto geſchwinder getreten werden.

9.) Nach jeder Minute oder 60 Spulenumdrehungen muß der Faden aus dem Flügelhaken derſelben in einen andern fortgehängt werden, weil die Ringe ſonſt zu hoch werden, umfallen, Verwirrung — und Verſtekung des allenfalls abgeriſſenen Fadenendes verurſachen.

10.) Muß man während des Spinnens die Augen nicht allzulange vom Faden abwenden, ſonſt wird er ungleich und heißt Schlafgarn. Klebet und drehet man die abgeriſſenen Faſern nicht gehörig zuſammen: ſo ſchiebt es ſich auf dem Weberſtuhle und heißt Klebegarn; läuft die Spinnerin zu oft vom Rade: ſo wird der Faden nicht in gleicher Feinheit gehalten und wird Laufgarn. Fallen beim unachtſamen Spinnen die Ringe auf der Spule um, reißt der Faden, verliert er ſich, und wird unordentlich geſucht, muß zerſchnitten werden ꝛc., ſo entſtehen Verwirrungen und Knoten, und dies Garn wird Neſter-, Knotengarn genannt.

11.) Die Spinnerin muß es ſo weit in der Fertigkeit bringen, daß ein Zahlhaſpelſtrang ſo ſchwer im Gewichte als der andere ausfalle. Daß ihr Geſpinnſt nach Verlangen grob, mittelmäßig, oder ganz fein, das iſt: vier-, fünf-, ſechs-, ſieben- oder achtſträngig werde; daß die Faden durchaus ſchlank, gleich und ohne Knoten ſind.

12.) Die allenfalls vom Spinnen anfänglich wund gewordenen Finger befeuchte oder beſtreiche man nach der Arbeit mit etwas Branntweinshefe, Hirſch- oder auch Rindertalg, wovon ſie des andern Tages ſchon geheilt ſind. Eine gute Spinnerin darf ſich nie wunde Finger ſpinnen, wenigſtens muß ſie die Vortheile dies zu verhüten — Abwechslung mit den Fingern oder den Theilen des Fingers mit und auf welchen der Faden gezogen wird — kennen. Zur übrigen Klugheit beim Spinnen beobachte eine verſtändige Hausfrau, daß ſie

1.) nie aus grobhärigem Flachſe feines Garn haben wolle;

2.) kein grobes Garn auf feinen, und kein feines Garn auf groben Räder ſpinne;

3.) nicht groben und feinen Flachs durcheinander gemiſcht verarbeiten laſſe;

4.) auch nicht verſchiedenfarbigen Flachs zu einem Stük Tuch anwende, und

5.) nicht zu einem und dem nemlichen Tuche von mehreren ungleichgeübten Spinnerinnen das Garn verfertigen laſſe: weil ſelten eine wie die andere ſpinnt und daher ungleiche Leinwand aus ſolchem Garn entſteht.

Von der Spule bringe man das gewonnene Garn, damit es ſich nicht verwirre, durch Hilfe des Haſpels in Stränge zum Gebrauch. Dabei beobachte man

1.) wenn der Faden beim Spinnen genäßt wird, ſo darf er nicht lange in ſolchem Zuſtande der Näſſe auf der Spule bleiben, ſonſt wird er mürbe. Man laſſe daher nie das Garn länger als einen Tag auf der Spule, wenn ſie auch nur halbvoll ſeyn ſollte.

2.) Dabei bediene man ſich des Zahlenhaſpels als eines Garnmeſſers, ſowohl in der Ellenzahl,

Digitized by Google

als in der Freyheit. Dieſer unterſcheidet ſich von dem gemeinen dadurch, daß ſeine Weite oder ſein Umkreis beſtimmt vier Ellen oder acht Schuh mißt, an ſeiner Büchſe eine Schraube ohne Ende hat, welche in ein unter ihr, mitten durch den Standſtok gehendes Sternrad von zwanzig Zaken eingreift, daſſelbe bei jedem Haspelumſchwung fortrükt, bis es mit ſeinem kleinen Zäpfchen eine hölzerne Feder hinwegdrükt, und gleich wieder zurükſchnellen läßt, wodurch ein Schall oder Knak entſteht, und gleich darauf die vierzig aufgehaspelten Fäden unterbunden werden, und ein Unterbund oder Gebinde heißen. Hat man auf dieſe Art zwanzig ſolcher Gebinde gemacht: ſo wird der Faden entzwei geriſſen, und der fertige Strang oder die Zahl vom Haspel genommen.

3.) Man laſſe die Spule etwas weniger ſchwer laufen, und den Faden ſtark über den Haspel ſpannen, um die Stärke des Fadens zu prüfen.

4.) Den brechenden Faden muß man nicht anders als mit einem ſ. g. Weberknoten knüpfen. Dieſer hält am Stärkſten, iſt fein, wird im Tuche nicht viel bemerkt, daher ſich deſſen auch die Weber bedienen. Von dieſen muß man die Art, ihn über den linken Daumen zu ſchürzen, ſich zeigen laſſen.

5.) Das auf den Haspel gebrachte Garn muß an einen warmen oder luftigen Orte zum Troknen gebracht, und nicht eher davon abgenommen werden, bis es troken iſt; außerdem, wenn es, ohne auf dem Haspel ausgeſpannt zu ſeyn, troknete, würde es einlaufen und kürzer werden, und ehe es recht durchaus troken iſt, darf man es nicht in Kiſten legen, daher es noch einige Zeit vorher aufgehangen geweſen ſeyn muß.

Nuzen des Fioringraſes.

Da gute nahrhafte Grasarten im friſchen und getrokneten Zuſtande als die gedeihlichſten Futtermaterialien für Rindvieh und Schafe, vorzüglich aber für die milchenden Kühe zu betrachten ſind, ſo kommt es zum Beſten einer regelmäßig zu führenden Viehwirthſchaft noch darauf an, daß der Beſizer alle Sorgfalt anwende, ſeine Wieſen und Weiden mit ſolchen Grasarten zu verſehen, von denen er, nach der Hauptbeſchaffenheit des Bodens, den reichlichſten Gewinn zu ziehen hoffen kann. Um dieſe Abſicht zu erreichen, iſt aber auch nothwendig, daß mit den genannten Grundſtüken, außer dem Beſäen mit dergleichen Grasarten, auch dasjenige zu geben, was die Natur demſelben für den beabſichtigten Zwek etwa verſagt, oder vielmehr dem Verſtande des Menſchen zu thun überlaſſen hat.

Ein in Hinſicht auf künſtlichen Grasanbau vorzüglich beachtenswerthes Gewächs möchte nun wohl das Fioringras ſeyn.

Mit der Grasart, deren botaniſcher Name Agrostis stolonifera iſt, wurden ſchon vor mehreren Jahren die deutſchen Viehzüchter durch einige Schriften der Engländer *) näher bekannt gemacht. Es ward darüber manches geſchrieben, das Gewächs Anfangs übertrieben gelobt, dann aber wieder beinahe ganz vergeſſen. Dennoch verdient das Fioringras dies Schikſal nicht, wie ſich aus folgenden, vom Herrn J. E. Ribbe im Neuen Wochenblatt des landwirthſchaftlichen Vereins in Bayern für 1826, Nr. 261 mitgetheilten Nachrichten ergibt.

Das auch bei uns wildwachſende und bekannte Fioringras wächſt zwar auch in leichtem Boden, ſeine Halme werden dann aber nicht ſtark, ſind wenig gekniet, und ſenken ſich auch nur wenig zur Erde, welches verurſacht, daß nicht viele Wurzeln derſelben in die leztere einſchlagen, und dadurch die Wurzeln dann nur wenig Aeſte und Faſern bekommen, ſo verbreiten ſie ſich auch nicht ſehr, und dies iſt Urſache, daß das Fioringras im leichten Boden ſich in geringer Ergiebigkeit zeigt; in fruchtbarer oder auch fruchtbar gemachter Erde aber gewährt es einen großen Ertrag, weshalb es dann, und auch wenn es ausdauernd iſt, zum Erzeugen künſtlicher Wieſen vorzüglich ſich eignet, und zwar um ſo mehr, als es ſowohl im friſchen als auch im getrokneten Zuſtande, nemlich als Heu viel nährende Beſtandtheile enthält. Von den oben angezeigten guten Eigenſchaften des Fioringraſes durch Verſuche und Erfahrungen belehrt, haben einige wiſſenſchaftlich betriebſame Landwirthe in

*) Dr. Richardſon in Schottland hat zuerſt die Landwirthe auf dieſe Grasart aufmerkſam gemacht.

Digitized by Google

Schottland die daſige Geſellſchaft des Akerbaues auf dieſes Gras, gleichſam aufs neue aufmerkſam gemacht; und dieſe hat ſich deſſelben kräftig angenommen, hauptſächlich dadurch, daß ſie im Jahre 1824 Ehrengeſchenke denjenigen Landwirthen verſprach und reichte, die des Anbaues des Fioringraſes ſich befleißigten.

Der erſte und bedeutendſte Preis iſt einem gewiſſen Herrn Maccol zuerkannt worden. Dieſer hatte, zufolge ſeines Berichtes, eine ſehr naſſe Wieſe, deren ganzer Umfang dem Beſizer alljährlich kaum zehn Schillinge eintrug, und dieſe Wieſe beſtimmte er zum Verſuche.

Ihm war bekannt, daß das Fioringras zwar ſowohl in naſſem als auch in troknem Boden fortkommt, in bloß feuchtem aber am beſten gedeihet. Er unternahm deshalb das Trokenlegen der Wieſe und bemerkſtelligte dieſes durch Gräben, indem er mit dem aus denſelben gekommenen Erdboden die tiefſten Stellen der Fläche gleich machte, und den Abfluß des Waſſers möglichſt beförderte. Dieſe Arbeit würde die Wieſe zwar ihrem Beſizer vergütet haben, wenn er auch kein Fioringras auf derſelben gebaut hätte; dieſes aber belohnte ſeinen Fleiß auf eine faſt unglaubliche Weiſe, zumal er den wohlzubereiteten Boden mit Fioringras nicht beſäete ſondern bepflanzte, und dann mit einer Miſchung von Erde und Kalk überſtreute.

Der für dieſe Arbeit ihm gewordene Gewinn betrug gleich im erſten Jahre der Benuzung zehn Guineen; die Wieſe gewährte demnach jezt einen dreißigmal ſo großen Gewinn als ehemals, und daß Herr Maccol dieſen Ertrag auf das Ueberzeugendſte nachgewieſen hat, läßt ſich daraus abnehmen, daß ihm der höchſte der ausgeſezten Preiſe zuerkannt worden iſt. Nun iſt zwar die Größe der Wieſe nicht angegeben, welches doch in Betreff des angezeigten Ertrags, als in Rükſicht des Bepflanzens und der Koſten, die daſſelbe verurſacht hat, ſehr zu wünſchen wäre. Da aber das Fioringras ausdauernd iſt, auch das Pflanzen deſſelben und das dadurch tiefe Einbringen ſeiner Wurzeln in den Boden ein Mittel ward, ſein Vegetationsvermögen zu erhöhen, und durch beides ſein Verbreiten in den Boden, ſo wie das damit verbundene Unterdrüken anderer Gräſer und Kräuter zu bewirken; ſo läßt ſich mit vieler Gewißheit behaupten, daß die Koſten der Bepflanzens, die übrigens doch nur ein einziges Mal den Unternehmer trafen, in dem jezigen und den folgenden Jahren ihm reichlich und gewiß vielfach werden erſtattet werden, wenn von dem in dem erſten Jahre ihm zugefallenen Gewinne auch wirklich nichts übrig geblieben wäre. Einem Landwirthe, der guten natürlichen Wieſenwachs genug hat, um ſein Vieh mit geſunden und gedeihlichen Futter hinlänglich zu verſorgen, könnte man es freilich als eine Thorheit anrechnen, wenn er ſich eine Fioringraswieſe anlegen wollte. Wer aber am erſtgenannten Mangel leidet, und zum leztern Gelegenheit und Trieb hat, der wird in ſeinem Verlangen gewiß nicht getäuſcht werden, wenn er auch ganz dem folgt, was der Schottländer that.

Da das Fioringras ſchon ſeit vielen Jahren empfohlen worden iſt, ſo ſind wahrſcheinlich auch in Provinzen Verſuche mit demſelben gemacht, worüber wir uns die Mittheilungen zur Aufnahme erbitten.

Die Eicheln, als Pferdefutter und als Mittel gegen den Dampf der Pferde.

So wie oft durch Zufall Entdekungen gemacht werden, die in der Folge von Bedeutung geworden ſind, wurde ich vor ſechs Jahren durch einen leicht hingeworfenen Scherz auf einen Verſuch aufmerkſam gemacht, der vielleicht nicht neu, aber für mich und mehrere meiner Bekannten von nicht unbedeutendem Vortheil geworden iſt.

Im Herbſt 1822 war die Eichelmaſt faſt allgemein und ſo bedeutend, daß beſonders die ärmere Klaſſe der Einwohner hieſiger Gegend ganze Speicher voll Eicheln geſammelt hatten. In einer Geſellſchaft war die Rede davon. „Wäre es Hafer, ſagte Herr F. J. W. im Scherze, ſo würde ich auch eine Quantität für meine Pferde aufſammeln laſſen." Dieſer Gedanke beſchäftigte mich auf dem Heimwege. Ich überlegte, daß Schweine, Schafe und Wildpret bei Eichelmaſtungen ſich nicht nur wohl befinden, ſondern auch bei dieſem Futter eine auffallende Munterkeit an-

Digitized by Google

nehmen, und Fleiſch und Fett in kurzer Zeit anſezen. Ich bedachte ferner, daß Eicheln von den Menſchen als Kaffee-Surrogat benuzt, und dieſes ſogar als heilſames Mittel bei gewiſſen Krankheiten angerathen wird. Ich zog hieraus den Schluß, daß Eicheln auch den Pferden und dem Rindvieh nicht nachtheilig ſeyn, vielleicht gar die Stelle des Hafers vertreten könnten. Der Verſuch wurde ſogleich mit einem Pferde und mit einem zum Mäſten aufgeſtellten Paar Ochſen gemacht. Leztere fraßen die Eicheln ſo gern, und nahmen ſo ſichtlich zu, daß ich bald alles Körnerfutter überflüſſig fand, und ſie mit einigen Maltern Eicheln ganz fett brachte. Auch bei Kühen wurden ſie angewendet; wobei ſich ergab, daß getroknete Eicheln, in Schrott verwandelt und getränkt, ſehr vortheilhaft auf die Milcherzeugung wirkten *). Bei den Pferden hatte dieſe Fütterung Anfangs mehr Schwierigkeiten. Zuerſt ließ ich friſche Eicheln in die Krippe werfen. Die Pferde ſpielten damit, fraßen einige, jedoch, wie es mir vorkam, mit wenig Appetit, und das Kauen derſelben ſchien ihnen beſchwerlich zu ſeyn. Ich ließ daher die Eicheln zerſtoßen und mit Hafer vermiſchen. Die Miſchung fand beſſern Beifall. Ich glaubte jezt das rechte Mittel gefunden zu haben; allein nach vierzehn Tagen bekamen meine Pferde die Druſe und zugleich einen unüberwindlichen Ekel vor Eicheln. Ob die Druſe Folge oder Zufall war, konnte ich nicht beſtimmen. Erſtens vermuthete ich aus dem Grunde, weil ich bemerkt hatte, daß die friſchen Eicheln in großer Quantität zerſtampft, ſich nach einigen Tagen erhizen und einen widrigen Geruch annahmen. Ungeachtet alles Lärmens meiner Nachbarn über Schädlichkeit der Eicheln bei Pferden, ließ ich mich durch obiges Uebel noch nicht abſchreken. Ich ſtellte ſogleich das Eichelfutter ein und kurirte erſt die Pferde von der Druſe. Nach mehreren Wochen fing ich die Eichelfütterung von Neuem an, ließ aber nur getroknete Eicheln in kleinen Quantitäten zerkleinern, und mit Hafer vermiſcht vorgeben. Die Pferde fraßen dies jezt mit weit mehr Appetit. Nach und nach wurde der Eichelnzuſaz vermehrt und mit ſolchem Wohlgefallen genoſſen, daß die Eicheln nach einiger Zeit unvermiſcht und unzerkleinert gefüttert werden konnten. Da der Hafer zu jener Zeit im hohen Preiſe ſtand, ſo gab ich den Pferden die Hälfte des gewöhnlichen Haferfutters, und ſtatt der andern Hälfte, das Doppelte an Eicheln. In dieſem Verhältniß ließ ich den ganzen Winter über füttern und meine Pferde befanden ſich geſund, munter und wohlgenährt. Dabei machte ich auch die Entdekung, daß ein Pferd, welches mit Dampf behaftet war, während der Eichelfütterung und noch über ein Jahr lang nachher von dieſem Uebel gänzlich befreit blieb. Auf der Poſt in Schlüchtern wurde auf mein Anrathen ebenfalls die Eichelfütterung nach obigen Verhältniſſen eingeführt und die Pferde befanden ſich niemals beſſer. Nach und nach fanden die Eicheln als Pferdefutter immer mehr Beifall und wurden von vielen Pferdehaltern hieſiger Gegend eingeführt.

Den ganzen Winter über wurden die Eicheln von den Pferden mit gleichem Appetit genoſſen. Allein im Frühjahr gingen die Pferde nach und nach davon ab; theils weil bei eintretender Wärme die Eicheln um den Kern mit Schimmel überzogen und riechend wurden, theils weil das Kauen der Eicheln, denjenigen Pferden, die durch Arbeit ermüdet wurden, beſchwerlich fiel. Uebrigens wurde bei zwei andern Pferden, welche dämpften, die obige Bemerkung ebenfalls gemacht, und ſelbige durch jährlich wiederholtes Eichelfüttern mehrere Jahre frei vom Dampf erhalten.

Auch in dieſem Winter bekommen meine Pferde wieder Eicheln und befinden ſich wohl dabei.

Viktorine d'Olmond oder die doppelte Ehe.

Baron d'Olmond beſaß in Viktorinen eine einzige Tochter, deren Reize mit ihrem Geiſte und der Güte ihres Herzens weiteiferten. Sie verlor ihre Mutter früh, doch in ihr kindliches Herz hatten ſich die weiſen mütterlichen Lehren tief eingeprägt, mit welchen die edle Frau die Spiele ihrer

*) Abſtringentien (zuſammenziehende Stoffe), wie die Eicheln, ſind ſonſt der Milcherzeugung zuwider, während ſie, angemeſſen gebraucht, die Ernährung befördern, die Muskelkraft erhöhen ꝛc.

Digitized by Google

Jugend würzte. — Ihr einziges Beſtreben war, das Verſprechen zu erfüllen, das die bleiche Lippe der Sterbenden von ihr forderte; ſie wollte ihrem Vater die angebetete Gattin erſezen, und wurde ſein Stolz, ſeine Liebe.

Schon hatte ſie auf einem einſamen Landgute, fern vom Gewühle der Hauptſtadt, fünfzehn Sommer erlebt, und noch war kein leiſer Wunſch, kein Gedanke über die Mauern ihres Parks hingeflattert. Alle Minuten, die ſie ihrem Vater nicht widmen konnte, ſchenkte ſie ihren Büchern, ihrer Palette, ihren Vögeln.

Der Präſident ſchien im Vollgenuſſe ſeines friedlichen Einſiedlerslebens, gleich ſeiner ſchönen Tochter, der übrigen Welt abgeſtorben. Ein Brief, den er eines Tages erhielt, wekte ſehr ernſte Betrachtungen in ſeiner Seele. Baron Sezanne, der älteſte Freund ſeines Herzens, bat ihn um eine Gefälligkeit. Sein jüngſter Sohn hatte ſeinen Cours in der Ecole militaire zu Paris geendigt; er war zum Offizier in einem nach Amerika beſtimmten Regimente ernannt, und ſollte ſich erſt in einigen Monden einſchiffen. Sein Vater fürchtete für des jungen Mannes Unerfahrenheit die Gefahren der Hauptſtadt, und beſchwor d'Olmond, ihm den Aufenthalt auf ſeinem Landgute zu geſtatten; er wollte ihn dann ſelbſt da abholen und nach Breſt begleiten.

„Der Baron Sezanne," ſprach d'Olmond vor ſich hin, „kann alles von mir fordern, meine Liebe zu ihm muß ſich auch auf ſeine Kinder vererben, aber ein Jüngling von ſiebenzehn Jahren in meiner Einſamkeit — Viktorine? Das Bild, das mir Sezanne hier von den jungen Manne entwirft . . . er iſt überzeugt, daß mir ſein Sohn gefällt — Auch ich bin es, aber bin ich der Einzige hier, dem er gefallen wird? . . Wenn Viktorine, von einer glänzenden Auſſenſeite geblendet, von noch glänzenden Eigenſchaften hingeriſſen — doch Viktorine iſt ein Kind, und ich, im Genuſſe ihres Vertrauens, kann ich nicht zeitig genug einlenken?"

Der Präſident kämpfte ſo all' ſeine Beſorgniſſe nieder; er beſchloß, den jungen Sezanne mit Vaterliebe aufzunehmen.

Der junge Mann kommt an; des Präſidenten Empfang iſt herzlich, doch nicht ſo warm, als wenn Sezanne ſeinem Bilde weniger entſprochen hätte. Viktorine erröthete, und empfing den Fremdling mit einer tiefen Verbeugung. Ihre Blike fielen auf ihn, ſie hefteten ſich an den Boden; ſie wollte ihn anreden; die Laute ſtarben auf ihre Lippe. — Sie mußte die Hausehre beobachten; ſie zwang ſich, des Jünglings Bliken zu begegnen, mit ihm zu ſprechen. — Der muthige Verſuch gelang; Sezanne beantwortete ihre Fragen mit einer Feinheit, mit einem richtigen Takte, der ſie, noch mehr aber ihren Vater, bezauberte. Das Geſpräch wurde wärmer; Viktorine ging, um ſich in der Einſamkeit zu wiederholen, daß der Chevalier hundertmal liebenswürdiger und geiſtvoller ſey, als all' ihre Freundinnen in der Gegend, die ſie an hohen Feſttagen beſuchen. Sezanne'n floh die Ruhe; er dachte nur an Viktorinen; es ſchien ihm unbegreiflich, wie ein Mädchen, in ländlicher Stille, in einer Einöde erzogen, ſo viel Grazie in ihrem Benehmen mit ſo viel Geiſt in jedem ihrer Worte vereinigen könne.

Viktorine legte bald den ſcheuen Zwang ab, und fühlte ſich ſo behaglich in Sezanne's Umgange, als hätte ſie ihn ſeit Jahren gekannt; der Chevalier blieb verſchloſſen. D'Olmond, ganz beruhigt, freute ſich ihrer Gefälligkeit gegen ſeinen Freund; er fühlte, daß der Chevalier die Monotonie des Einſiedlerlebens erheiterte, zu dem er Viktorinen beſtimmt hatte; er theilte ihre Geſpräche, ihre Lektüre, ihre Spaziergänge. Eines Tages machte er den jungen Leuten den Vorſchlag, ein altes Kloſter nahe bei dem Schloſſe Olmond zu beſuchen. Als ihnen durch den dichten Wald die Kloſterthürme ſchon entgegenblinkten, tönte das feierliche Läuten der Gloken zu ihnen herüber. Am Thore ſagte ihnen die Pförtnerin, man begrabe eine junge, geſtern Abends verſchiedene Nonne. D'Olmond wollte dieß traurige Schauſpiel ſeiner Tochter erſparen, er wollte ſie nach einer neuen Meyerey führen, die er anlegen ließ. — Viktorine

Digitized by Google

beſtand auf der Abtey; der Chevalier unterſtüzt ihre Bitte, der Präſident gibt nach — ſie eilen zur Kirche.

Der Klaggeſang der Nonnen zitterte durch die Gewölbe, vom dumpfen Tone der Orgel begleitet: Viktorine fühlte ihr Herz beklommen, ſie drükte gefühlvoll Sezanne's Arm. Der Schimmer zahlloſer Fakeln zieht ihre Blike nach dem Gitter im hohen Chore, ſie nähern ſich. Da liegt mit entblößtem Geſichte die junge Nonne im Sarge vor ihnen; die blaſſe Wange erglänzt vom Wiederſcheine der Fakeln, das Auge iſt geſchloſſen, die Hände ſind gefaltet. — Viktorinens ernſter Blik ruht auf der Leiche. — Sollte man nicht glauben, ſie ſchliefe oder betete," ſprach ſie zum Chevalier; „ſo jung, ſo ſchön zu ſterben — nein, ich faſſe es nicht. Ich glaube," fuhr ſie mit leiſer Stimme fort, „wenn ich ſo da läge, und ein heißgeliebtes Weſen riefe mir, ich würde augenbliklich erwachen." Der Chevalier blikte ſie an; in ihrem Auge lag ein überirdiſches Feuer, ſein Gefühl verrieth ſich in den Worten: „Schreklich, Fräulein, Sie im Grabe! ach der, die, deren Loos an Ihrem Leben hängt, würden dann nur Einen Wunſch kennen, den, an Ihrer Seite dort zu ſchlafen." — Der Präſident ergriff Viktorinen und den Jüngling bei der Hand, und zog ſie weg. — Man ſezte ſich im Walde nieder; kein Laut unterbrach die tiefe Stille; alle überließen ſich der ſüßwehmüthigen Schwärmerei, die nur kalten Herzen oder der abgeſtumpften Seele des Verbrechers reizlos erſcheint. —

Seit dieſem Tage fühlte Viktorine ihr Vertrauen zu dem jungen Freunde ihres Vaters ſich verdoppeln, ſie theilte ihm, in unſchuldigen Ergießungen, die Ideen alle mit, die, der Lektüre oder des Nachdenken Frucht, in ihrem Köpfchen aufdämmerten; ſie fühlte das Bedürfniß, auch die geheimſten Empfindungen ihres Herzens in den Buſen des Geliebten zu ergießen, aber ein unbeſchreibliches Gefühl hielt ſie zurük; nur in dieſem Punkte verließ ſie ihre kindliche Offenheit. Ein Wort aus Sezanne's Munde hätt ihr das Geheimniß entriſſen, daß ſie nur mühſam noch verbarg; er ſprach es nicht, ſeine Verſchloſſenheit wuchs mit ſeiner Liebe.

Doch ein Ereigniß, dem er längſt entgegenſehen mußte, das er aber ganz aus ſeinen Bliken verloren hatte, beſchleunigte die Entdekung; der Chevalier durfte nicht mehr ſchweigen, wenn er nicht das theure Geſchöpf verlieren wollte, das der Liebe Erſtgefühl in ſeiner Bruſt aufregte. Der alte Sezanne dankte in einem Schreiben dem Präſidenten für ſeine Güte, und bat, ſeines Sohnes Abreiſe nach Breſt zu beſchleunigen, weil er durch eine Unpäßlichkeit gehindert ſey, ihn dorthin zu begleiten. Die Flotte hielt ſich bereit, beim erſten Signale die Anker zu lichten — kein Augenblik war zu verlieren.

Der Chevalier, von der Schrekenspoſt niedergedonnert, vermochte kaum dem Präſidenten ein Paar Worte zu ſtammeln; er entfernt ſich unter dem Vorwande, auf ſein Zimmer zu gehen, und eilt in den Gartenſalon, wo er Viktorinen am Piano verlaſſen hat. Er tritt ein; ſie empfängt ihn mit einem Blike voll Liebe. „Mein Gott, was iſt Ihnen, lieber Sezanne? dieſe Bläſſe, der ſtarre Blik — reden Sie — ſehen Sie, wie ich zitt're." — Ach, Fräulein, ein Brief — Ihr Vater — was ſoll aus mir werden? — „Ein Brief, wo iſt er?" — Leſen Sie, Fräulein! — „Wie? iſt's möglich, Sie reiſen? weh mir armen Mädchen!" — ... Fräulein, es iſt ſchreklich; meine Pflicht ... wir müſſen ſcheiden — Meere werden uns trennen. — „Nein, nein, Chevalier, mein Vater — er iſt ſo gut, er wird nicht zugeben" ... In einer Stunde muß ich reiſen. — „In einer Stunde, und ich? ... ich, guter Gott!" ... Viktorine, ich lebre nur für Dich, liebe, liebe Viktorine — Sie hörte ihn nicht mehr, kraftlos und ohne Bewegung lag ſie in ſeinen Armen.

(Fortſezung folgt.)

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 27. Den 5. Juli 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Wer geſehen hat die Welt
Dem nüzt dieß oft mehr, als Geld.

Inhalt: Das Reiſen und Dienen tüchtiger, auserwählter Bauernſöhne auf entfernte Güter unter obrigkeitlicher Fürſorge und Leitung. — Viktorine d' Olmond oder die doppelte Ehe. (Fortſ.)

Das Reiſen und Dienen tüchtiger, auserwählter Bauernſöhne auf entfernte Güter unter obrigkeitlicher Fürſorge und Leitung.

(Ein Gedanke zur Prüfung.)

Auf Akerbau und Landwirthſchaft ruht das Wohl der Menſchen.

Daß Akerbau und Landwirthſchaft immer verſtändiger und beſſer betrieben werden, oder größeren Ertrag bringen, iſt nothwendig, denn die Zahl und die Noth der Menſchen wird immer größer.

Deutſchland mit ſeiner Dreifelderwirthſchaft, ſeinen Huten, Triften und Gemeinheiten iſt an unzähligen Stellen noch unangebaut, öde und wüſt; die Aeker und Felder, zu denen bei naſſer Jahrszeit grundloſe Wege führen, liegen von den Höfen gewöhnlich weit, oft viertel und halbe Stunden weit entfernt; ſind einſam und wie verwaiſt; das Grundeigenthum der Bauern beſteht gewöhnlich aus vielen einzelnen Stüken, und dieſe einzelne Stüke verſchiedener Eigenthümer liegen in der Feldmark wild und toll, wie Kraut und Rüben, durcheinander zerſtreut; Aeker, Felder, Wieſen, Viehzucht, Düngerſtätten, Akergeräthe und landwirthſchaftliche Gebäude ſind im Ganzen gar ſchlecht und kümmerlich, oder noch lange nicht das, was ſie ſeyn könnten und ſollten, und in Belgien ſind; es fehlt den Menſchen in ihren Wohnungen, den Thieren in ihren Ställen an den erſten Bedürfniſſen des Lebens, an Licht und Luft, und die Menſchen ſind träge, vielfach gebrechlich und elend, die Thiere mißhandelt und in ſchlechtem Zuſtande; in Haus und Hof herrſcht Unordnung und Unreinlichkeit; und die Dörfer mit ihren Branteweinſchenken liegen im Kothe.

So ſollte es nicht ſeyn, nicht bleiben.

Der Landmann

Wahrlich, allzubeglükt, wenn ſein eigenes Wohl er erkennte,
Wäre der ländliche Mann, dem fern von Waffen der Zwietracht
Willig ſein leichtes Mahl darbeut die Gerechteſte Erde!

Virgil. Landbau II. 458 — 460.

Der von Kindheit an immer an einem Orte und in einem kleinen Kreiſe lebt, und nichts Neues und Beſſeres ſieht, hört, lernt und verſucht, iſt und bleibt unverſtändig; er kennt nur das Gewöhnliche und Herkömmliche, und Gewohnheit und Herkommen ſind die unüberſteiglichen Hinderniſſe des Fortſchreitens des Akerbau's und der Landwirthſchaſchaft zum Beſſern. Oder: aus dem Landmann und dem Menſchen, der nicht gereiſt, nicht in der Fremde, nicht in der Welt geweſen iſt, und Welt und Menſchen nicht kennen und verſtehen gelernt hat, wird nimmer etwas Rechtes.

Jedes Land hat ſeinen eigenen Himmel und ſeine eigene Erde, hat ſeine beſondere Pflanzenwelt und beſondere Kunſt, hat in dieſem oder jenem Stüke des Akerbaus und der Landwirthſchaft Eigenes und Vorzüge vor dem andern; und Pflanzenwelt, Kunſt und Landwirthſchaft, die auf den engen Kreis des eigenen, wenn auch noch ſo groſſen Landes beſchränkt ſind, bleiben dürftig und ſehr mangelhaft, ja man könnte wohl ſagen, ſchlecht.

Es wäre daher wohl recht gut und löblich, daß junge, tüchtige Bauernſöhne — unter 1000 Bauernſöhnen wohl kaum 2 oder 3 oder,

Digitized by Google

von 10 bis 20 tauſend Menſchen wohl nur 1 Bauernſohn — im eigenen Lande, im deutſchen Vaterlande und in andern Ländern, auch in Belgien, reiſten; auf guten, muſterhaften Landgütern dienten; und das Weſen einer beſſern und den Geiſt einer höheren Landwirthſchaft erlernten, und zwar erlernten nicht als Wiſſenſchaft mit dem Kopfe für Geld oder gegen Bezahlung, ſondern als Kunſt mit der Hand für Arbeit oder gegen Lohn: denn das, was der Menſch in ſeiner Jugend praktiſch durch Augen und Hände lernt, dringt und prägt ſich viel tiefer, feſter, inniger und dauerhafter dem Menſchen ein, iſt auch viel weniger dem Irren und Fehlen ausgeſezt, als das, was er theoretiſch durch Begriffe und den Kopf lernt. Und eine ſolche in der Jugend praktiſch mit Augen und Händen erlernte Kunſt einer beſſern und höhern Landwirthſchaft, die in vielen hundert jungen, tüchtigen, thätigen, gereiſten, an allen Orten des Landes wohnenden Landwirthen tief und feſt eingewurzelt iſt, lebt, und grünt und blüht, oder von vielen hundert Landwirthen im Lande ausgeübt wird, trägt dem ganzen Lande Früchte, Segen in reichlicher Fülle; iſt eine lebendige, von Ort zu Ort ſich verbreitende Hochſchule, die dem ganzen Lande das Weſen einer beſſern und die Ordnung und den Geiſt einer höhern Landwirthſchaft durch Beiſpiel und That in der Natur und der Wirklichkeit lehrt, und die Bauern — ohne daß die Bauern im Ganzen verſtändiger werden, wird die Landwirthſchaft nimmer beſſer — verſtändiger und zu beſſern Menſchen macht.

Das Mögliche, das ein verſtändiger, wohlwollender Landwirth, der jede Sache mit ganzem Herzen und ganzer Seele angreift, in ſeinem Dorfe, wie Heinrich Zſchokke in ſeinem Dorfe Goldenthal die Zuſammenlegung der zerſtükelten Ländereien durch gegenſeitigen Austauſch in Eins zu thun und zu wirken vermag, dieſes Mögliche ſagen und mit einem Kreiſe umſchreiben zu wollen, iſt unmöglich. Und was vermögen viele hunderte gebildete Landwirthe? Und welche Stufe der Vollkommenheit vermag die von ihren Feſſeln befreite Landwirthſchaft und mit ihr welche Stufe der Bildung, wo zu Gottes Sonne, rechtwinklich nach Mittag, alle Häuſer und Wohnungen und alle Städte der Menſchen gerichtet ſind, vermag die Erde, vermögen die Menſchen zu erlangen? Der königl. bayeriſche Baurath, Dr. Vorherr zu München, meint, daß die Erde ein Garten werden und daß wir alle, wie Er, dazu helfen, daran arbeiten ſollten.

Das Dienen als Knecht auf entfernten Gütern des deutſchen Vaterlandes, im Anfange, der Verſchiedenheit der Sitten, Gebräuche und Mundarten wegen, die Gelegenheit zu manchem Scherze und manchem Lachen, zuweilen auch zu Ernſt geben, gleichſam in der Fremde, hat ſehr viel Schweres und erfordert, auch jenes Ernſtens wegen, einen ſtarken, muthvollen, guten Menſchen. Aber eben dieſes Schwere, wenn die Menſchen es nur erſt kennen, heben und tragen gelernt haben, übt und mehrt die Kraft, ſchleift viele Eken und viel Rauhes ab, und bildet den Menſchen; die Menſchen, was ſo wichtig und gut iſt, kommen durch das Reiſen und Dienen auf entfernten Gütern zuſammen und miteinander in vielſeitige Berührung und Verbindung, ſie lernen ſich und das Vaterland kennen und lieben; und die Liebe des Vaterlandes bindet Deutſchlands Söhne unauflöslich aneinander, — ſtehen ſie einſtens unter Waffen beieinander, ſo drükt ein Bruder, — ſie haben miteinander das Land gepflügt, geſcherzt und ſich gefreut! — dem andern die Hand, und alle ſind Brüder, Deutſche!

Der verſtorbene, edle, um Vaterland und Menſchheit hochverdiente Rudolph Zacharias Beker, brachte in ſeinem Noth- und Hilfs-Büchlein, das wie Zſchokke's Goldmacherdorf und von Hazzi's neueſter Katechismus des Feldbaues, München 1828, in allen Dorfſchulen ſollte gelehrt werden, das Wandern der Bauernſöhne in Vorſchlag, zeigte den großen Nuzen deſſelben und gab ſchäzbare Regeln dazu an.

Das Wandern vieler oder gar der mehrſten Bauernſöhne aus vielen oder allen deutſchen Ländern, das eine Art von Völkerwanderung gäbe, und das mit der Natur, mit der auf feſte Wohnſize oder bleibende Stätten ſich gründenden

Digitized by Google

menſchlichen und bürgerlichen Geſellſchaft und mit der Liebe des Landmanns zu ſeinem Dorfe, wo er als Kind mit Kindern geſpielt hat und ſo glüklich geweſen iſt, jeden Tritt und Schritt, jeden Baum und Strauch kennt und wo die Menſchen ſo gut ſind — der Landmann iſt unſtreitig der beſſere Menſch —, im grellſten Widerſpruche ſteht, iſt unmöglich. Und auch das Wandern der Bauernſöhne, wie der Handwerksgeſellen, auf gut Glük und in der Hoffnung, Arbeit zu finden, kann nimmer Statt haben. Jeder auf gut Glük wandernde Bauernſohn iſt faſt immer ein verlorner Sohn; er wird von Jedermann für einen Taugenichts und Landſtreicher angeſehen; er wird überall angehalten, vielleicht von Ort zu Ort über die Gränze gebracht; Niemand nimmt ſich ſeiner an; kein Landwirth traut ihm Feuer und Licht, Haus und Hof an, und keiner nimmt ihn zum Knechte.

Das Reiſen und Dienen weniger Bauernſöhne — unter 1000 Bauernſöhnen, wie ſchon geſagt, kaum 2 oder 3 (von 10 bis 20 tauſend Menſchen nur 1 Bauernſohn) — unter obrigkeitlicher Fürſorge und Leitung auf angewieſenen Gütern im eigenen und in andern Ländern, das wahrſcheinlich nicht jedes Jahr, ſondern der Ordnung, der leichteren Mühe und der Feierlichkeit wegen nur alle 2 Jahre, auf eine Dienſtzeit von 4 Jahren, Statt finden wird; das iſt mit Erfüllung der unerläßlichen und ſchuldigen, für dieſen Fall wohl eigens angeordneten Soldatenpflicht und mit dem Aufwande von ſehr mäßigen Koſten ſehr leicht möglich; und dann von den ſegenreichſten Folgen, wenn es, als Landwirthſchaftsſchule, — Handwerksſchulen hat man, Gott ſey Dank! bald überall — eine öffentliche, Allerhöchſten Orts geordnete Landesanſtalt mit den nöthigen Geldmitteln iſt, und unter Geſezen und obrigkeitlicher Fürſorge und Leitung ſteht, daß nämlich:

1) die Obrigkeit theils im eigenen Lande, theils im übrigen deutſchen Vaterlande und in andern Ländern ſchikliche Güter, die eine vortreffliche Landwirthſchaft, und gute, ſtrenge Herren haben, vielleicht durch beſondere, für dieſen Zwek vorgenommene Reiſen mit eigener Anſicht der Güter und der Perſonen ſorgfältig ausforſche; auf dieſen Gütern Stellen als Knechte mündlich oder ſchriftlich, auch wohl durch öffentliche Bekanntmachungen und Anfragen in landwirthſchaftlichen Blättern und Zeitſchriften, vermitteln; und mit Beſtimmung von Zeit, Dauer und Lohn rechtsgültige Verträge darüber abſchließe; 2) daß die Obrigkeit im Verhältniß zu der Zahl dieſer Stellen — die im Anfange ſehr klein ſeyn wird — eine gleiche Zahl und, der möglichen Hinderniſſe wegen, die Hälfte mehr der beſten und tüchtigſten Bauernſöhne auserwähle, oder daß ſie unter den Bauernſöhnen, zu welchen auch die Söhne der Guts-Pächter und Verwalter, vielleicht auch die Söhne der Schulmeiſter, Prediger und Beamten zu rechnen ſind, die bei der Amts-, Gerichts- oder Kreisobrigkeit zum Reiſen ſich gemeldet haben, und laut der Geſeze als tüchtig zum Reiſen oder als wählbar in die Liſten ſind eingeſchrieben worden, in öffentlicher, feierlicher Verſammlung mit der größten Vorſicht die beſten und tügtigſten auserwähle; bei welcher Auswahl große Körperſtärke (die wohl durch Kraftmeſſer zu meſſen wäre), hoher, froher Muth, und offener, lernbegieriger Kopf unerläßliche Bedingungen ſeyn werden: 3) daß die Obrigkeit die auserwählten, ordentlich, reinlich und gehörig ausgerüſteten Bauernſöhne mit Päſſen, Reiſebuch, Zeugniſſen und Empfehlungen, auch mit hinlänglichen Reiſegeldern (auf 8 georgr. Meilen wohl 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.) — desgleichen bei der Zurükkunft — verſehn; vielleich auch andere Geldunterſtüzungen und Belohnungen ihnen angedeihen laſſe; ihnen gedrukte Inſtruktionen, wie ſie zu reiſen, ſich im Leben, mit Vermeidung der Branntweinſchenken, zu verhalten, was ſie zu thun, was ſie zu erlernen, wie ſie Buch zu halten, wie ſie als treue, fleißige, ſittliche, brave Knechte ihrem Herrn zu dienen, mit ihren Mitknechten ſich in Frieden und Liebe zu vertragen, ſich und ihrem Lande und der Obrigkeit, die ſie geſandt hat, Ehre zu machen, und wie ſie halbjährig an die Obrigkeit mit Beifügung von Zeugniſſen über ihr Betragen zu berichten und Briefe an Eltern und Verwandte beizulegen die Erlaubniß haben, mittheile; und jeden Bauernſohn zu rechter Zeit nach dem ihm angewieſenen

Digitized by Google

Gute in Gottes Namen abreiſen laſſe; und 4) was von hoher Wichtigkeit iſt, daß die Obrigkeit die Sache, die Auswahl, die Abreiſe und die Zurükkunft, gottesdienſtlich, feierlich und feſtlich, und den Bauernſöhnen das Reiſein zur Ehre mache; daß ſie jedem Bauernſohne, auch dem Sohne des Armen und des Tagelöhners, wenn er in Schulen ſehr fleißig geweſen iſt, leſen, ſchreiben, rechnen, meſſen und wohl auch etwas zeichnen kann, in der Landwirthſchaft ſchon einige Jahre brav gedient hat, und ein geſunder, ſtarker, tüchtiger Menſch iſt, die Ausſicht zum Reiſen und durch daſſelbe einſtens ein glüklicher Mann zu werden, eröffne; und durch dieſe Ausſicht in allen Bauernſöhnen das eifrigſte Streben ſich einander zu übertreffen und tüchtige Menſchen zu werden, erweke.

Das Alles und noch viel Mehreres und Beſſeres, als hier geſagt und in der Kürze nur angedeutet iſt, zu machen und zu thun, iſt unſtreitig eine ſehr ſchwere, mühſame Arbeit. Doch Luſt und Liebe zu einem Dinge, macht alle Mühe und Arbeit geringe. Und zu dieſer ſchweren Arbeit, dieſem großen Geſchäfte, das große Kenntniß und Wiſſenſchaft der Landwirthſchaft und deren Mängel und Gebrechen, und nahe, freundliche Bekanntſchaft und Verbindung mit vielen Landwirthen im In- und Auslande, den mehrſten landwirthſchaftlichen Schriftſtellern, Büchern und Zeitſchriften und allen landwirthſchaftlichen Vereinen in Deutſchland als unerläßlich vorausſezt und fordert, möchte wohl keine Obrigkeit ſo geeignet und geſchikt ſeyn, als diejenige Obrigkeit oder Landesanſtalt, der die Beförderung der Landwirthſchaft des Landes am Herzen liegt und zur Pflicht gemacht iſt, und die Allerhöchſten Orts zu dieſem ſchweren Geſchäfte beauftragt und bevollmächtigt wäre, der oberſte Ausſchuß des landwirthſchaftlichen Vereins des Landes.

Der Gedanke des Reiſens tüchtiger Bauernſöhne, der vielleicht, ja wahrſcheinlich, ſchon von andern Männern, nur anders, gedacht und der Anordnung in manchen Ländern, daß die Bauernſöhne nicht allein auf ihren elterlichen, ſondern auch auf andern Höfen dienen ſollten, unterſtüzt iſt, wird mit Rath und Hülfe guter, verſtändiger Männer durch landwirthſchaftliche Vereine ſehr ausgebildet, und die Art und Weiſe, wie er, vielleicht im erſten Anfange durch einen kleinen Verſuch mit 10 oder mehreren Bauernſöhnen, am Beſten und Leichteſten ins Leben zu rufen und am Zwekmäßigſten und am Nüzlichſten auszuführen ſeyn möchte, erforſcht, beſonders auch, wie durch Verbeſſerung der Landwirthſchaft der Werth und Preis der Aeker und Güter ſehr beträchtlich ſteigen und Menſchen und Länder viel reicher werden würden, gezeigt werden.

Auch auf den jährlichen, öffentlichen Zuſammenkünften und Berathungen vieler Landwirthe Deutſchlands, die auf Thaer's Aufruf, beſonders auch in Anſehung der Safzucht und der Wolle, Statt fanden und Statt finden, wie auch in mehreren landwirthſchaftlichen und andern Blättern und Zeitſchriften, wird der Gedanke des Reiſens einer Auswahl von Bauernſöhnen zur öffentlichen Angelegenheit erhoben und vielſeitig unterſucht, geprüft und vervollkommnet werden; und auf den genannten Zuſammenkünften werden Landwirthe, die mit dem Gedanken des Reiſens einverſtanden ſind, Verabredungen mit einander treffen, wie und unter welchen Bedingungen ſie ſich der Sache annehmen ſich gegenſeitig helfen, und aus andern deutſchen Ländern tüchtige, auserwählte, beglaubigte Bauernſöhne als Knechte gegen Lohn in den Dienſt ihrer Landwirthſchaft an- und aufnehmen wollten.

Viktorine d'Olmond oder die doppelte Ehe.

(Fortſezung.)

Der Präſident tritt ein.

„Herr Präſident," redete der Chevalier ihn an, „die Verzweiflung, von der Sie uns beide niedergebeugt ſehen, erklärt ihnen das Räthſel, deſſen Enthüllung meine Liebe zu Viktorinen, und mein Vertrauen zu Ihnen mir auflegt, ehe ich von ihnen ſcheide. Zum Erſtenmale, bei meiner Ehre, zum Erſtenmale drängten ſich heute ſtürmende Gefühle aus meiner Bruſt hervor, denen noch Ihre Zuſtimmung mangelt; noch länger hätte ich geſchwiegen, entriſſe mir nicht meine Schrekens-

ſage mein Geheimniß — Viktorine iſt meine Welt, und ich ſoll ſie fliehen?" . . . „Jüngling," erwiederte d'Olmond, „wie könnte die Liebe ein Verbrechen ſeyn, die meine Unvorſichtigkeit in Deinem Buſen nährte?" — „Du liebſt Viktorinen, Du mußt ſie verdienen. Dich ruft die Pflicht in weite Fernen; wenn Zeit und Trennung Deine Liebe nicht verlöſchen, wenn Du Deines edeln Vaters werth bleibſt, wenn Du meine Achtung Dir erhältſt, dann kehre zurük, und Du biſt am Ziele Deiner Wünſche.

Der Chevalier benezte mit heißen Thränen die Hand des Präſidenten; Viktorine, die ſich erholt hatte, bedekte die andere mit Küſſen, in denen ihre Liebe und glühender Dank für des Vaters Einwilligung ſich ausſprachen. — D'Olmond gibt dem jungen Mann ein verſtohl'nes Zeichen, Sezanne erdichtet einen Vorwand, in's Schloß zurükzukehren; noch ein ſeelenvoller Blik auf Viktorinen; er ſtürzt aus dem Salon, und bald trennen weite Räume ihn von Allem, was ihm theuer iſt. — Viktorine in der heftigſten Bewegung, den unverwandten Blik auf das Schloß geheftet, hörte nichts von den ſchönen Bildern froher Zukunft, die ihr Vater vor ihren Blik zu führen verſuchte — er wird wiederkehren — tröſtete er ſie. . . „Ach," ſtöhnte ſie mit ſchmerzlichen Accenten, „wenn er nicht zurükkäme!"

Als ſie die traurige Gewißheit hatte, ihr Geliebter ſey abgereiſt, ohne ihr Lebewohl zu ſagen, verſank ſie in tiefe Schwermuth; nur die Trauer ihres Vaters vermochte ſo viel über ſie, daß ſie ihre Empfindungen zu verbergen ſtrebte. — Ein Brief von Sezanne, in dem Augenblike geſchrieben, wo er ſein Schiff beſtieg, enthielt neue Betheurungen ſeiner Liebe, das Verſprechen, Alles für Viktorinens Beſiz zu wagen. — Nach drei Monaten verkündigte ein zweiter Brief ſeine Ankunft zu Boſton — es war der lezte. Der Präſident las in den Zeitungen die Nachricht von einem ſehr hartnäkigen Gefechte an den Gränzen von Penſylvanien; das Regiment des Chevalier hatte vor allen den Sieg erkämpfen helfen, aber es hatte auch am meiſten gelitten. — Die Todenliſte der gebliebenen Offiziere ſchloß Sezanne's Name.

D'Olmond weinte dem edeln jungen Manne heiße Thränen; aber häufiger ſtrömmten ſie bei dem Gedanken an Viktorinen; er kannte ihre Reizbarkeit, und ſah nur zu gewiß, daß ein ſo zerſchmetternder Schlag ihrem Leben gefährlich werden müſſe. Er bereitete das Mädchen ſtufenweiſe auf die Schrekensnachricht, indem er ihr die Gefahren jeder Art ſchilderte, denen ein junger Kriegsmann in fernen Gegenden ausgeſezt ſey. — Jugendliche Herzen, in denen zum Erſtenmale das Gefühl der Liebe glüht, öffnen ſich Beſorgniſſen leichter, als der Hoffnung. — Viktorinens Unruhe ſtieg zu einer fürchterlichen Höhe. Ach, nur zu bald traf ſie der erſchütternde Schlag. — D'Olmond ließ aus Verſehen auf einem Tiſche im Pavillon, wo Viktorinen ihren ſchwermüthigen Thränen ſich hinzugeben pflegte, ein Papier liegen — ſie erkennt die Hand des alten Sezanne — mit flammenden Augen verſchlingt ſie den Brief — kein Zweifel, keine Hoffnung mehr! Das unglükliche Papier entfällt ihren Händen, Ihre Sinne ſchwinden, ſie ſtürzt mit einem lauten Schrey zu Boden, und erwacht erſt ſpät wieder in das Präſidenten Armen; ſeine Worte: „Viktorine, lebe für deinen alten Vater," entlokten ihr die erſten Thränen.

D'Olmond glaubte, nur eine ſchnelle Ortsveränderung, eine ganz neue Lebensweiſe würden einen ſo tiefen Schmerz zerſtreuen, ihn mildern können. Schon am andern Morgen verließ er die Abgeſchiedenheit, wo er ſeine Tage zu beſchließen dachte, und kaufte ein Hotel in Paris. Der zärtliche Vater opfert ſeine Lieblingsneigungen alle dem neuen Plane, von der Hand der Vaterliebe entworfen; er macht ein Haus; bei ihm verſammeln ſich täglich die ausgewählteſten Zirkel; ſeine Tochter erhält Lehrer von allen Gattungen; er beſucht mit ihr die Werkſtätten der Künſtler, die Schauſpiele; er führt ſie zu den glänzendſten Feſten, alles umſonſt. — Viktorine, in deren Bruſt nur ein Gefühl athmet, folgt in ſtiller Ergebung ihrem Vater allenthalben hin; doch ſie ſieht, ſie hört nichts von Allem, was er ihren Bliken vorüberführt. — Der gebeugte Greis ſeufzte, kein Mittel für einen Zuſtand finden zu können, der ihm noch ſchmerzlicher war, als der

Digitized by Google

Unglüklichen, deren Ruhe er gern ſein Leben geopfert hätte — noch eins blieb ihm übrig; er beſchloß, es zu verſuchen.

Unter den Männern, die d'Olmond täglich in ſeinem Hauſe ſah, fand er keinen, den er fähig hielt, Viktorinens tiefe Schwermuth zu zerſtreuen. — Zufällig lernte er einen jungen Mann kennen; er fühlte ſich um ſo mehr zu ihm hingezogen, als er der Sohn eines Jugendfreundes war. Saint-Alban hatte kaum das dreißigſte Jahr zurükgelegt, und genoß ſchon als Parlamentsrath der allgemeinen Achtung. Der Präſident ſuchte ſich ihm zu nähern; er machte ihm freundſchaftliche Vorwürfe, daß er bisher ſein Haus verſchmäht habe, in dem er ihn ſo herzlich zu ſehen wünſchte.

Das glänzende Bild, das d'Olmond ſeiner Tochter von St. Alban entwarf, die Lobſprüche, in welche er ſich ergoß, waren alle fruchtlos; der junge Mann machte auf Viktorinen ſo wenig Eindruk, als der ganze Schwarm von Anbetern, die ihre Reize und ihr Reichthum zu ihren Füßen verſammelt hatten. Der Präſident hielt die Apathie, in der ſeine Tochter hinwelkte, für Ruhe, und ſchlug ihr eine Verbindung vor, die er in jedem Betrachte ſehnlichſt wünſchte. „Vater, nicht St. Alban gab ich mein Herz, ihm ſchwur ich nicht Liebe," dieß war ihre einzige Antwort. — D'Olmond bat von Neuem, verſchwendete die zärtlichſten Liebkoſungen, er ſchilderte ihr dieſe Heirath als ſein höchſtes Glük. — Dieß entſchied — Viktorine reichte St. Alban am Altare die Hand.

Das edle Weib, ſeit ihrer früheſten Jugend zur gewiſſenhafteſten Erfüllung ihrer Pflichten gebildet, ſtrebte, ihren Gatten warm und aufrichtig zu lieben. Sie ward Mutter, ein Blik auf ihre Kinder ſtärkte ihre Neigung zu dem Gatten, der ihnen das Daſein gab. Allmählig verſchwand ihre düſtre Schwermuth, ſie fand etwas Beruhigendes in dem Glüke eines gefühlvollen, redlichen Mannes, den ihr Vater liebte — denn es war ihr Werk. Beinahe fing ſie an, ihrem Zuſtande Geſchmak abzugewinnen, wenn gleich ein unverlöſchliches Andenken vergangener Zeiten ihr ſtets zur Seite ſtand — ſie war nicht glüklich, aber ruhiger; ihr Gatte war nicht Geliebter, er war ihr Freund, ihr Bruder.

Sechs Jahre verſtrichen ſo in ungetrübten Frieden; ihn zerſtörte eine Begebenheit, welcher Viktorinens Herz erlag. Ein Schlagfluß erlaubte dem Präſidenten kaum, ſeiner Tochter das lezte Lebewohl zu ſagen. Mit Gewalt mußte man die Troſtloſe von der Leiche wegreißen; Laß hier mich enden" wimmerte ſie zu St. Alban, der ſie zu entfernen ſuchte. — Viktorines Herz war zerriſſen; der Tod ihres Geliebten, ihres Vaters, beide ihr ſo früh entriſſen, ſchien ihr der Vorbote eines noch ſchmerzlichern Verluſtes zu ſeyn, ſie ahnte auch den Tod ihrer Kinder.

Von dieſer Schrekensidee gequält, im Kampfe mit dem Beſtreben, ihrem Gatten ſie zu verbergen, welkte Viktorine ſichtlich mit jedem Tage. St. Alban beruft die geſchikteſten Aerzte; alle Hülfe iſt vergebens, das zarte Leben erlöſcht unter ihren Händen. — St. Alban will ihre Töchter ihr zuführen, man verſagt ihm den Eintritt. — „Ich ſoll ſie nicht mehr ſehen," klagte er meine Kinder, ihr ſeyd mutterlos: ich ſchwöre, nur für euch zu leben, ich will euch keine zweite Mutter geben, wir wollen ſie zuſammen beweinen; ich hülle mich in's Trauerkleid, bis der Tod mich mit ihr vereint."

Viktorine erlag der Laſt eines herzzerſchneidenden Grames, als ſie die Augen ſchloß; doch ſie kannte ihr ganzes Unglük nicht. Sie hatte den Tod ihres erſten Geliebten beweint — ein grauſames Schikſal — doch dem liebenden Weibe minder ſchreklich, als ihn lebend zu wiſſen, und ſich an ein anderes Weſen gefeſſelt zu ſehen. — Dieſen Schmerz hätte Viktorine gefühlt, wenn ihn der Tod ihr nicht erſpart hätte.

Das Gefecht, in dem, nach den Zeitungen, Sezanne blieb, war ein Vorpoſtenſcharmüzel. Der Chevalier ſank, von einer Kugel getroffen, nieder; ſeine Soldaten ſahen ihn fallen, und glaubten ihn todt. Er wurde von den Engländern vom Schachtfelde getragen, und in's Land geſchikt; dort heilten ihn die Wilden. Oft ſuchte er, Briefe zu ſeinem Korps zu bringen, das in Carolina ſtand, alles vergebens; er war zweihundert Meilen entfernt. — Seine Kameraden alle konnten ſeinen

Tod nicht mehr bezweifeln. Nach einigen Monaten entfloh er bei einer Jagd, die ſeine Wächter anſtellten, in die dichten Wälder am Ufer des Ohio. — Ein junger Wilder, ſein Freund, geleitete ihn in das amerikaniſche Lager: bald fand er ſich in der Mitte ſeiner Landleute. — Kurz nachher wird der Friede unterzeichnet, der Chevalier ſchifft ſich mit ſeinem Korps nach Frankreich ein.

Kaum hat er den vaterländiſchen Boden betreten, ſo eilt er nach dem Schloſſe Sezanne; er will ſeine Eltern überraſchen, deren Anblik er Jahrelang entbehrte, und ſteigt bei einem alten Pachter ſeinem Jugendfreunde, ab. — Man ſtaunt den Todtgeglaubten an; er hört, ſein Vater ſey geſtorben, ſeine Mutter wohne in Paris, die ganze Gegend halte ihn für todt. — Zitternd fragte der Chevalier nach dem Fräulein d'Olmond; der Pachter erzählte ihm ohne Schonung: Viktorine habe in der Meynung ſeines Todes einen Herrn von St. Alban geheirathet — ſie hätte ſchon zwei Kinder mit ihm.

„Wie, was ſagſt Du, iſt's möglich, ſieh, wie ich bebe. Pferde, Pferde!" — und ſchon fliegt er nach Paris.

Tauſend Plane durchkreuzten ſich in ſeinem Innern; alle verſchwinden von einem herrſchenden Gefühle, vor der zarteſten Anbetung Viktorinens, die noch in ſeinem Herzen lebt; ein unglüklicher Irrthum rechtfertigt ihre ſcheinbare Untreue; er ſchwört ſich ſelbſt zu, keinen Schritt zu wagen, der die Ruhe eines Weſens trüben kann, das ihm noch jezt theurer als ſein Leben iſt.

Schon als ſich Sezanne der Barriere nähert, fühlt er ſich von namenloſer Ahnung ergriffen; ſeine ſcheuen Blike muſtern jede Caroſſe, er wünſcht und zittert doch die Geliebte zu erbliken, die ſein Gefühl nicht mehr theilen darf. — In einer engen Straße entſteht ein Auflauf, der Poſtillon hält an — Sezanne fährt aus ſeinen Träumereyen auf — eine Reihe ſchwarzbehängter Wagen verſperrt den Weg. Der Chevalier fragt aus dem Schlage, was das für ein Leichenzug ſey... Es iſt eine Dame, antwortete man. — „Eine Dame, ihr Namen?" — Die Umſtehenden wiſſen ihn nicht. Er wiederholt ſeine Frage; ein Greis mit Silberhaaren drängt ſich durch den Haufen — Wen wir zum Grabe begleiten, wollen ſie wiſſen, mein Herr? — Sie müſſen fremd ſeyn, ſonſt würden ſie die Wohlthäterin des ganzen Viertels, Frau von St. Alban kennen... „Frau von St. Alban, die Gattin?" — Die Gattin des Parlamentsraths St. Alban. — Wie vom Blize zerſchmettert ſinkt der Chevalier in ſeinen Wagen zurük; ihm fehlt die Kraft, einen Laut hervorzuſtoßen; doch der Poſtillon, als hätte er ihn errathen, lenkt in eine abgelegene Straße ein, und führt in an das Hotel der Baronin Sezanne.

Nur das Wiederſehen einer geliebten Mutter vemochte den Chevalier aus ſeinem Todtenſchlummer zu weken: ihr Entzüken, das Gefühl, in ihren Armen zu liegen, ließen ihn augenbliklich ſein Elend vergeſſen. — Die zärtliche Mutter ſucht ſeine Ideen von der Trauerſcene abzulenken, deren Zeuge er eben war; ſie verlangt mit dem Ungeſtüme der beſorgten Liebe das Gemälde ſeiner Gefangenſchaft, ſeiner Befreyung — aber der Chevalier hat nur ein Gefühl, er forſcht nach dem kleinſten Umſtande, und ſcheint ſein Behagen darin zu finden, alle Leiden, die ſeit dem Tage, wo er Viktorinen kennen lernte, bis zu dem Momente, wo er ſie auf immer verlor, auf ihn einſtürmten, auf ſein Herz zu laden. — Die erſten Ausbrüche ſeines Schmerzens ergoſſen ſich in den Buſen einer Mutter; erzählte ihm Alles, was er zu wiſſen wünſchte — er ſchien ruhiger. — Die Baronin ergriff dieſen Augenblik, um ihn zu bewegen, ein Paar Stunden zu ſchlummern.

Ruhe? — Gab's eine Ruhe für dieſes von ſo vielen Leiden gedrükte Herz? Eine Stimme in ſeinem Innern ſchien ihm unabläßig die Worte zuzuflüſtern: „nie, wirſt du ſie wiederſehen." — Dieſes fürchterliche Bild ewiger Trennung machte ihn verzweifeln, doch ein Lichtſtrahl erhellte das Dunkel ſeines namenloſen Schmerzes. — Als mit den Schatten der Nacht friedliche Stille ſich auf die Erde ſenkt, und tiefes Schweigen ringsumher herrſcht, ſteigt der Chevalier die Treppe herab, und verläßt leiſe unbemerkt das Haus. Er findet die Straßen wieder, durch die er am Morgen gekommen war, erkennt die Stelle, wo er dem Leichenzug begegnet, die Kirche, die ihm der Greis bezeichnet hatte. — Er ſieht einen

Digitized by Google

Mann aus dem Kirchhofe kommen, mit Karſt und Schaufel bewaffnet — Gerade er iſt's, den er ſucht. Er ſpricht ihn an: „Biſt du der Todtengräber?" — Ja, mein Herr. — „Haſt du das Grab der Frau von St. Alban gehöhlt?" — Ja, mein Herr. — „Wo liegt ſie?" — Eine ſonderbare Frage. — „Leiſe, mein Freund, die Börſe hier iſt dein, wenn du mir dienen willſt." — Und, was ſoll ich? — Frau v. St. Alban war mein Alles hier in dieſer Welt; Sie ſtarb, ohne daß ich ihr Lebewohl ſagen konnte; ich will nichts, als noch einmal ſie ſehen." — Bedenked ſie wohl, was Sie verlangen. — „Die Gefahr iſt ungewiß, der Lohn ſicher, haſt du nicht Weib und Kinder?" — Ja wohl, ach, mir geht's ſehr Elend. — „Sieh hier, noch mehr Gold!" — Folgen Sie mir!

Sie wandeln unter Leichenſteiner, der Todengräber ſteht ſtille. — „Sehen Sie hier, hier haben wir ſie heute früh begraben, nehmen Sie die Schaufel und helfen Sie, aber um Gotteswillen keine Sylbe!" — Der Chevalier ergreift die Schaufel; bei jedem Schollen Erde, den er heraushebt, fühlt er ſich Viktorinen näher; er verdoppelt ſeine Anſtrengungen, jezt hat er den Sarg erreicht. Er hält ſchaudernd ein. — „Friſch, mein Herr," ermuntert ihn der Todengräber, „allein vermag ich's nicht." — Sie arbeiten mit vereinten Kräften, bald iſt der Sarg aus der Grube; er wird geöffnet — der Chevalier ſinkt, von namenloſen Gefühlen überwältigt, auf die Knie. — Mit bebender Hand ſchiebt er das Leichentuch weg — des Mondes bleicher Schimmer verklärt die himmliſchen Züge, in denen, ſelbſt von des Todes Bläſſe übergoſſen, noch der Zauber wohnt, dem ſeine Anbetung huldigte. Sezanne ergreift eine der theuern Hände, und überdekt ſie mit Küſſen und Thränen — Wie auf höhere Eingebung ſtellt ſich ihm plözlich die Scene in der Kloſter-Kirche dar, er denkt der Worte Viktorinens. Jezt beugt er ſich zu ihr herab, drükt ſeine Lippen auf die ihren: „Liebe, liebe Viktorine," jammert er, „erfülle deine Verheißung, erwache, erwache!" — Er drükt die Hand, den Arm heftiger, den er ergriffen hat .... „Gott — ein Pulsſchlag! Mächte des Himmels, ſie iſt nicht todt!" ſchreit er mit fürchterlicher Stimme. — Lieber Herr, beruhigt ihn der Todengräber, ſtille, ruhig, Ihr Geſchrei wird uns verderben — laſſen Sie mich die Sache unterſuchen. Der Chevalier athmet kaum, er erwartet ſein Todesurtheil. — „Sie haben Recht, ſie iſt nicht todt; aber, um's Himmelswillen, kein Geräuſch!" — Sezanne drükt den Mann an ſeine Bruſt, nennt ihn ſeinen Retter.

„Freund, alle meine Habe iſt Dein, Du mußt vollenden; geſchwind laß uns dies Weib von dem Schrekensorte wegbringen." — Sie Bedenken nicht, ohne gerichtlichem Befehl? — „Du vergißt, daß Du geſtehen mußt, den Körper ausgegraben zu haben, wenn Du die Anzeige machen willſt. — Du haſt nur eine Wahl! die Strafe, die Deiner wartet, oder hoher Lohn, den ich Dir biete — mit einem Worte, Du erfüllſt mein Verlangen, oder mordeſt mich hier — wähle!" — Ach lieber Herr, Alles, was ſie wollen, ich folge Ihnen an der Welt Ende.

Mit Blizesſchnelle war der Sarg wieder hinabgeſtürzt, die Grube ausgefüllt. — Der Chevalier hüllte die Geliebte in ſeinen Mantel, und lud ſie auf die Schultern — ihr Auge war noch immer geſchloſſen, die Erſchütterung war nicht vermögend, ſie aus ihrem Todtenſchlafe zu weken. Sezanne erreicht mit der koſtbaren Laſt glüklich ſeine Wohnung, er bringt Viktorinen zu Bette, und wekt ſeine Mutter. — Er erzählt ihr die ganze Begebenheit. Die Baronin fliegt zu Viktorinen. Die zärtlichſte Sorge, die wirkſamſten Mittel, die man anwendet, ſiegen endlich; ihre Augenlieder öffnen ſich. Viktorine glaubt ſich in einer andern Welt; ſie erſtaunt nicht, ihren Geliebten dort zu finden. Ein geſchikter Arzt, den man gerufen hatte, bürgt für das Leben der Kranken; ſeine Verſchwiegenheit war erprobt, man vertraut ihm das ganze Geheimniß.

(Schluß folgt.)

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 28. Den 12. Juli 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Der Rieſenkohl beut des Nuzens viel
Dem, der ihn anbau'n und pflegen will.
Einem umſicht'gen, emſigen Mann
Stehet ein jeder Vortheil wohl an.

Inhalt: Der Rieſenkohl, deſſen Anbau, Pflege, Ertrag und Anwendung. — Von der Knotenkrankheit unter dem Rindviehe, das wilde, fliegende Feuer genannt. — Viktorine d'Olmond oder die doppelte Ehe. (Schluß.) — Erklärung des altdeutſchen Sprichworts: nach Jemandes Pfeife tanzen.

Der Rieſenkohl, deſſen Anbau, Pflege, Ertrag und Verwendung.

Vor mehreren Jahren ſah ich dieſe Braunkohl-Art bei dem Amtmann Hrn. Kohli zu Schweckhauſen zum Erſtenmal im Großen angebauet. Die bedeutende Höhe, welche die Stauden auf freiem Felde erlangt hatten, betrug 7 — 8 (?) Fuß und erregte meine Aufmerkſamkeit in hohem Grade. Auf meine Frage: zu welchem Zweke er hauptſächlich gebauet werde, erfuhr ich, daß er blos zum Viehfutter diene, da er als Gemüſe dem gewöhnlichen krauſen Braunkohl nachſtehe. Dagegen verſicherte mir jener tüchtige Oekonom, er gebe demſelben vor allen ihm bekannten Hakfrüchten als Viehfutter den Vorzug. Dies war genug, um auch mich ſogleich zum Anbau deſſelben zu beſtimmen, und jezt, durch Erfahrung überzeugt, behaupte ich daſſelbe.

Sein Anbau bietet, hat man nur irgend guten Boden, wenig Schwierigkeiten dar. Das Pflanzenbeet wird vor Winter mit gutem, kurzen Miſt gedüngt und einigemal gegraben. Sobald ſich nun die Erde im Frühjahre bearbeiten läßt, wird nachmals ſorgfältig gegraben, und der Samen untergebracht. Je eher dieſes geſchiehet, deſto ſicherer kann man auf gute Pflanzen rechnen, weil ſie dann bei eintretendem warmen Wetter ſchon ſo weit herangewachſen ſind, daß ihnen die alsdann ankommenden Erdflöhe keinen großen Schaden mehr zufügen können. Das Pflanzenbeet muß fleißig durchgejätet werden, ſonſt werden die Anfangs langſam wachſenden Pflanzen leicht von üppigen Unkräutern unterdrükt.

Ende Mai's oder Anfangs Juni werden die Pflanzen verſezt. Der dazu beſtimmte Boden muß ebenfalls im Vorherbſte gut gedüngt und ſorgfältig bearbeitet worden ſeyn. Die lezte Furche, welche das Land im Frühjahr bekommen hat, worauf gepflanzt werden ſoll, wird nicht zeregget, ſondern blos mit einer ſchweren Walze angedrükt, was gleich nach dem Pflügen geſchehen muß, um dem Lande die Feuchtigkeit zu erhalten.

Das Pflanzen geſchieht mit dem Pflanzſtoke nach einer Gartenſchnur. Die Pflanzen werden in die Länge einen Fuß, und in die Breite einen und einen halben Fuß weit von einander geſezt, und zwar im Verbande. Bei troknen Frühjahren muß das Land kurz vor dem Pflanzen mit guter Jauche befahren werden, oder beſſer, man ſchütte bei jeder eben geſezten Pflanze ein Maß gute Jauche, und man hat kein Verdorren derſelben zu befürchten, wovon ich mich 1827 und 28 überzeugte. Der hieſige leichte Kalkboden war im eigentlichen Sinne des Worts pulvertroken, und doch gingen bei lezter Methode nur wenige Pflanzen aus. Dieſes Begießen beſorgte bei acht Pflanzern ein Knabe von 12 bis 14 Jahren, und konnte es bequem beſorgen, was denn auch nach einigen Tagen wiederholt wurde.

Sind die Pflanzen zu einiger Höhe herangewachſen, dann werden ſie behakt, 14 Tage ſpäter wird in Reihen angehauft, wobei die Erde möglichſt hoch angezogen werden muß, um den hohen Stauden für die Folge einen ſtarken Anhaltpunkt zu gewähren.

Bei heftigen Winden iſt es dennoch zuweilen der Fall, daß mehrere Pflanzen umgewehet werden, welche wieder aufgerichtet und feſtgetreten werden müſſen, und ſteht ihnen keine kräftige Staude zur Seite, worauf man ſie lehnen kann, mit einem Stoke unterſtüzt werden, weil ſie leicht zum Zweitenmal umfallen, und dann entweder kränkeln, oder ganz troken werden.

Digitized by Google

Anfangs September fängt man mit dem Abnehmen der untern Blätter, 5 bis 6 Stük von jeder Staude, an. Hat man das ganze Stük ſo durchgeblattet, dann nimmt man wieder ſo viel, und ſo fort bis zur Krone, welche bis zur Ernte der Stengel ſizen bleibt. Der Ertrag dieſer Blätter iſt ſo groß, daß ich voriges Jahr von einem Morgen acht Rinder drei Monate faſt ausſchließlich damit auf dem Stalle ernährt habe. Morgens und Abends wurde etwas Heu nebenbei gereicht. Die Thiere fraßen die Blätter immer mit großer Begierde, und waren gut genährt; auch ſtellte ſich kein Durchfall danach ein, wie dies bei Runkelblättern der Fall iſt.

So unwirthſchaftlich es iſt, Runkeln abzublatten, da der Ertrag der Knollen ſehr dadurch geſchmälert wird (nach Schwerz bringt ein einmaliges Abblatten 7 pCt. und ein zweimaliges 25 pCt. Verlurſt an Knollen zu wege), ſo wenig ſchadet es dem Rieſenkohle, wovon mich vergleichende Verſuche überzeugten. Die Blätter brechen, da ſie ſehr ſaftreich ſind, leicht ab, wenn man von oben nach unten drükt; und ſchon den andern Tag wird die Stelle troken und vernarbt.

Die entblätterten Stengel, welche nun erſt recht im Durchmeſſer zunehmen, bleiben bis in den Winter ſtehen; denn es ſchadet ihnen ein ſtarker Herbſtfroſt nicht, wovon ich mich vorigen Herbſt überzeugte. Der Froſt vom 7., 8. und 9. November ſchadete ihnen nicht im Geringſten, obgleich er ſo ſtark war, daß die noch nicht eingeernteten Kartoffeln total erfroren. Ich bedaure, daß ich Verſuchs halber nicht mehrere Stengel den Winter durch auf dem Felde habe ſtehen laſſen, um zu ſehen, ob ſie, wie der gewöhnliche Braunkohl, dieſen ungewöhnlich heftigen und anhaltenden Winter ohne Schaden durchgehalten hätten.

Die bequeme Ernte dieſes Kohls läßt nichts zu wünſchen übrig, und keine Hakfrucht kommt ihm hierin gleich. Welcher Oekonom kennt nicht die Mühſeligkeiten einer großen Kartoffel- oder Rübenernte, wenn der Herbſt kalt und naß iſt; und wie niederſchlagend iſt nicht der fatale, große Strich, den ſolche naß eingebrachte Früchte, vollends, wenn ſie Froſt bekommen haben, ihres nachherigen Verderbens wegen, durch die Rechnung machen, hinſichtlich der Winterfütterung! Pflanzung, Bearbeitung, Ernte — Alles iſt umſonſt; man muß oft einen großen Theil, der vom Verderben nicht gerettet werden konnte, auf den Miſt- oder Kompoſthaufen bringen laſſen. Was noch gut blieb, und ausgeleſen wurde, hat mehr oder weniger von dem übeln Geruche angenommen; wird alſo von dem Vieh, beſonders Schafen, nicht mit Appetit verzehrt, wenn man nicht Alles, was einen übeln Geruch verbreitet, reinabwäſcht, und wer kann das in einer großen Wirthſchaft immer ſo pünktlich halten?

Wegen des Rieſenkohls braucht man nimmer ängſtlich zu ſeyn; die Ernte kann verſchafft werden, es mag frieren, ſchneien, regnen oder Sonnenſchein ſeyn, obgleich Lezteres immer den Vorzug verdient. Dabei geht die Ernte raſch von Statten, und kann meiſtentheils durch Kinder beſorgt werden.

Die Aufbewahrung der Stauden macht auch wenig Umſtände. Man ſtellt ſie, nachdem die Krone abgeſchnitten iſt, (die Wurzel bleibt gleich im Lande) auf einer Tenne, oder einem ſonſt nicht zu warmen Orte, ſenkrecht neben einander auf. In warmen Kellern oder Ställen fangen ſie leicht an zu faulen, beſonders, wenn ſie horizontal in Haufen aufgeſchichtet ſind. Die Krone kann natürlich nicht lange aufbewahrt werden, ſondern wird gleich gefüttert. Bei ſtarkem Baue des Rieſenkohls iſt dieſer Abfall nebſt den Blättern für den Stallfütterungs-Wirth im Herbſte von ſehr großem Nuzen, wenn Klee und Luzerne zu Ende gegangen ſind, da der Ertrag ſehr groß iſt, und an Schmakhaftigkeit alle übrigen Blätter von Hakfrüchten, außer den Weißkohl, übertreffen, was die große Begierde der Thiere darnach beweiſet.

Den Ertrag der Blätter kann ich nicht genau angeben, glaube jedoch nicht zu viel zu thun, wenn ich ihn zu $\frac{1}{4}$ des Ertrags der Stauden anſchlage. Der Ertrag dieſer betrug durchſchnittlich vom Magdeburger Morgen 225 Ctr. zu 110 Pfund, alſo zuſammen circa 270 Ctr. Ich habe ſchon oben bemerkt, daß der Kohl auf leichtem Kalkboden gebauet wurde, weshalb hier der Ertrag nicht ſo hoch kommt, wie auf tiefem Boden.

Digitized by Google

Ein guter Freund von mir, der ein Gut im Lippethale adminiſtrirt, und ebenfalls von den großen Vortheilen des Rieſenbaues überzeugt iſt, hat auf dem dortigen tiefen und fruchtbaren Boden $\frac{1}{3}$ Ertrag mehr gehabt. Die Stauden hatten 8 bis 9 Fuß Höhe und 2 bis 3 Zoll Durchmeſſer. Hier muß ich noch bemerken, daß ſich diejenigen Stauden, welche den ſtärkſten Durchmeſſer haben, am Beſten zum Samenziehen eignen.

Was die Verwendung der Stauden betrifft, ſo freſſen ſie Kühe, Schafe und Schweine gleich gern. Pferde füttere ich ſo wenig mit dieſer, wie mit andern Hakfrüchten; die müſſen Körner haben, wenn ſie arbeiten ſollen. Was mir den Rieſenkohl beſonders ſchäzenswerth macht, iſt, daß er von den Schafen allen andern Hakfrüchten vorgezogen wird; dabei wirkt er vortheilhaft auf Fleiſch und Wolle, und bildet in lezterer einen gleichmäßig vertheilten ſchönen Fettſchweiß, der ihr Glanz und viel Sanftheit giebt. Hier iſt natürlich von grober Wolle die Rede nicht.

Bei der beliebten Kartoffelfütterung mit Schafen habe ich ſowohl bei den alten mit ſchadhaften Schneidezähnen, als auch bei den jungen ein- und zweijährigen Thieren immer Schwierigkeiten gehabt, ſie daran zu gewöhnen. Sollen die Kartoffeln ohne großen Verlurſt den Schafen gefüttert werden, ſo müſſen ſie ihnen ganz vorgelegt werden, weil ſie zerſchnitten nie rein aufgezehrt werden. Ganze Kartoffeln können aber nur von Schafen, die zugezahnt haben, und noch gut auf dem Zahne ſtehen, leicht zerſtükelt werden. Bei alten erlauben es die mangelhaften Schneide-, und bei jungen Thieren die vorhandenen ſchwachen Milchzähne nicht.

Den Rieſenkohl habe ich mit ganz alten Schafen ſowohl, die gemäſtet wurden, und meiſtentheils Zahnlüken hatten, als auch mit jungen, die zum Erſtenmale zahnten, eben ſo vortheihaft, wie mit den übrigen Schafen, verfüttert, und er wurde von allen, von Anfang bis zu Ende der Fütterung, mit gleich großer Begierde rein aufgezehrt; ſelbſt von dem zwiſchengemengten Strohhäkſel blieb des anklebenden Saftes wegen nichts übrig.

Um den Rieſenkohl verfüttern zu können, muß er natürlich zerſtükelt werden. Bei ſtarkem Anbau deſſelben iſt es nöthig, um Zeit und Koſten zu erſparen, dieſes mittelſt einer Maſchine zu verrichten.

Von der Knotenkrankheit unter dem Rindviehe, das wilde, fliegende Feuer genannt.

Mit dieſer ſo ſchnell tödtlichen Krankheit wird gemeiniglich nur dasjenige Vieh befallen, welches in und an Wäldern geweidet wird; vorzüglich bemerkt man dieſe Krankheit da, wo viel Nadelholz iſt. Sie verhält ſich folgendermaßen:

Das Rindvieh, an welchem man vorher gar nichts Kränkliches bemerkt, und welches noch ordentlich gefreſſen hat, bekommt, ehe man ſichs verſieht, eine Beule oder einen kleinen Knoten an ſeinem Körper. Dieſer Knoten äußert ſich nicht bei jedem Viehe nur an einerlei gewiſſen Leibesort, ſondern bei einem Stük etwa an einem Hinterbeine, oder an der Keule, oder weiter unten, oder am Bauche, oder an der Bruſt, oder am Halſe, oder auch am Kopfe. Entſteht der Knoten an einem Hinter- oder Vorderbeine, am Ober- oder Untertheile des Schenkels, oder bei dieſem nahe am Leibe, ſo fängt das Vieh an zu hinken. Sobald von dem Eigenthümer des Viehes, oder von dem Hirten, zu der Jahrszeit, wo das Vieh mit dieſer Krankheit befallen wird, als im Monat Julius oder Auguſt, dieſes Hinken bemerkt wird; ſo muß der Körper des Viehes ſofort beſichtiget werden. Um ſolchen Knoten leicht zu finden, darf man nur Acht haben, welchen Vorder- oder Hinterfuß es beim Stillſtehen ungewöhnlich weit vorſezt, um den ſchmerzhaften Fuß zu ſchonen, und da findet man denn einen Knoten entweder am Fuße ſelbſt, oder am Schenkel, oder doch an einer ſolchen Leibesſeite. Dieſer Knoten iſt Anfangs, wenn man ihn frühzeitig gewahr wird, nur von der Größe einer wälſchen Nuß, oder eines Hühnereies; er nimmt aber von Stunde zu Stunde ſchnell zu, daß er einer Fauſt dik und noch größer, und auch an oder um ſolchen Knoten herum eine ſtarke Geſchwulſt bemerkt wird, daß, wenn z. B. der Knoten oben an einem Hinterbeine ſeinen Siz hat, der

Digitized by Google

ganze Schenkel davon geschwollen iſt. Die Freßluſt verliert ſich bei dem meiſten alſo krank gewordenen Viehe bald, es käuet auch nicht mehr wieder; nur manches Stük, das den Knoten an einem Hintertheile des Leibes bekommen hat, frißt Anfangs noch ein wenig. Der Durſt iſt nicht ſtark, auch verſpürt man wenig Hize dabei. Ueberhaupt bemerkt man bei dem kranken Viehe wenig Unruhe; es ſtirbt gewöhnlich in der Stille dahin, welches bei dem Stük, das den Knoten am Kopfe bekommt, in Zeit von ſieben bis zwölf Stunden erfolgt; das Vieh aber, welches den Knoten an einem Hintertheile des Körpers bekommt, wird davon binnen einem bis zwei Tagen getödtet; nur ſelten überlebt es drei bis vier Tage.

Man ſieht, wie ſchnell das in dieſen Knoten erzeugte Gift den ganzen Körper des Thiers angreift und durchdringt. Es iſt alſo ſehr bedenklich, von einem ſolchen kranken Viehe die Milch zu genießen, oder es ſchlachten zu laſſen, um das Fleiſch davon zu eſſen. Insgemein laſſen die Viehbeſizer ihr krankes Vieh nicht eher ſchlachten, als bis ſie deſſen Beſſerung nicht mehr erwarten, und alsdann iſt die Krankheit gewiß ſchon ſo hoch geſtiegen, daß ſie den ganzen Körper angegriffen hat, und alle Säfte deſſelben mit der Krankheits-Materie verunreinigt ſind, die gewiß ſehr ſchädlich und giftig ſeyn muß, weil ſie das Vieh oft ſo ſchnell tödtet. Es iſt demnach für Jedermann Pflicht, ein mit dieſer Krankheit befallenes Thier nicht zum Genuſſe des Fleiſches ſchlachten zu laſſen, ſondern vielmehr die nöthigen und insgemein hilfreichen Mittel zur Wiederherſtellung gehörig anzuwenden. Der Eigenthümer gewinnt überdies, wenn ſein krankes Vieh wieder geſund wird, mehr dabei, als wenn er es ſchlachtet.

Die Urſache dieſer ſchnell tödtenden Krankheit kommt von dem Stiche der großen Holzweſpe (Sirex Gigax), und nicht, wie Einige glauben, vom giftigen Thaue, Feldſpinnen und dergleichen her.

Die Behandlung und das Hauptwerk der glüklichen Kur und die damit zu bewirkende Geneſung ſolchen tödtlich kranken Viehes beſteht darin, daß das durch den Stich der großen Holzweſpe eingedrungene Gift bald, und ehe es ſich im Körper zu weit ausbreitet und eine gänzliche brandige Abſterbung verurſacht hat, heraus und weggeſchafft werde, und hiezu iſt das Aufſchneiden der Knoten das Zwekmäßigſte. Denn wenn die Knoten bei Zeiten gehörig aufgeſchnitten werden, und das darin ſtekende ſcharfe Waſſer wohl ausgefördert wird, ſo läuft der vermeinte Brand, oder die giftige Betäubung und die drohende gänzliche Abſterbung der Haut und der Fleiſchtheile nicht weiter fort, die Geſchwulſt vergeht, die Wunde heilet bald wieder zu, ohne daß, wie ſonſt in andern großen Wunden gemeiniglich geſchiehet, eine ſtarke Eiterung erfolgt.

Das Aufſchneiden des Knoten geſchiehet auf folgende Art. Man untergreift den Knoten mit der einen Hand und durchſchneidet ihn kreuzweiſe etwa anderthalb Zoll tief, damit das darin gewöhnlich enthaltene gelbe und etwas gallenartige Waſſer ausfließe. Wenn dies Waſſer nicht ausfließt, ſo hilft das Aufſchneiden nichts; daher Derjenige, der es verrichtet, beſonders darauf zu achten hat.

Dann wird der aufgeſchnittene Knoten mit etwas Salzwaſſer oder Eſſig ausgewaſchen; es kann auch mit Urin geſchehen. Dieſes Auswaſchen muß den erſten Tag im Anfange alle halbe Stunden, und hernach alle Stunden geſchehen, und ſo lange, bis das Thier es fühlt und zukt. Alsdann hört man mit dem Auswaſchen auf und ſchmiert, um die fernere Heilung zu befördern, und auch die Fliegen abzuhalten, Wagenſchmier oder Theer darauf.

Viktorine d'Olmond oder die doppelte Ehe.

(Schluß.)

Nach einigen Stunden hatte Viktorine den vollen Gebrauch ihrer Sinne wieder; ſie verlangte zu wiſſen, wo ſie ſey. Bei ihrem erſten Laute erſcheint die Baroninn ſelbſt an ihrem Bette. Die Kranke erkennt ſie; ihre Gegenwart vermehrt noch ihr Erſtaunen; ſie hört aus dem Munde der edeln Frau das Wunder, dem ſie ihre Rettung aus dem Grabe dankte. „Er hat mich gerettet,“ ſprach ſie mit andächtig zum Himmel gerichten Blike,

Digitized by Google

„er, deſſen Tod ich beweint hatte!" — Bei den Accenten dieſer ihm ſo theuren Stimme vermag der Chevalier ſich nicht mehr zu faſſen, er ſtürzt aus dem Winkel hervor, der ihn verbarg — „Viktorine, Viktorine, wieder mein, auf immer mein!" — Beim Anblike des Geliebten verließen die Kranke beinah die noch ſchwachen Kräfte wieder. — „Ach, Chevalier," ſeufzte ſie, „daß ich Sie in derſelben Stunde, wo Sie mir das Leben retten, erinnern muß, daß ich nicht mehr Gebieterin meines Selbſts bin! — Geheiligte Bande" . . . — „Bande? — Sie ſind zerriſſen, Du biſt frei, Viktorine, frei, wie damals, als Dein Vater Deine Hand mir zuſagte. — Welche Rechte kann der noch auf Dich geltend machen, der Dein Gatte war? — Du biſt geſtorben — todt ſelbſt vor dem Richterſtuhle des Geſezes; Du haſt aufgehört, zu ſeyn, um nur mir zu leben! Dein Leben, Geliebte, iſt mein heiliges Eigenthum. Soll ich nur darum Dich aus dem Grabe gerettet haben, um Dir den Schlaf in ſeinen Tiefen zu beneiden?

Liebe und Zweifel kämpften in Viktorinens Seele; der Chevalier ſah ihren Kampf. Mutter, rief er, ſprechen Sie für mich, es gilt mein Leben! — Viktorine ehrte ſeit ihrer frühſten Jugend in der Baroninn die Freundinn ihrer Familie, eine Frau von anerkannter Weisheit und Tugend; ihr Blik hing an ihrem Munde. Die Baroninn ſprach wenig, aber überzeugend; ſie erklärte alle Bande durch den Tod zerriſſen, und behauptete, Viktorine könne nur durch eine neue Heirath mit St. Alban wieder vereinigt werden, ſie dürfe alſo jedem andern Manne ihre Hand reichen. Viktorine verſchlang ihre Worte; die Blike des Geliebten, die Gefühle, die in ſeinen Zügen ſich malten, die Thränen, die aus ſeinen Augen ſich gewaltſam hervordrängten, ſiegten. Die Kranke erhob Blik und Hand zum Himmel: „Vergebung, Gott, wenn ich fehle!" — Der Chevalier ſtürzte, in bewußtloſem Entzüken, in Viktorinens Arme, er ſchwur, ihr ſein ganzes Daſeyn zu weihen, nur für ſie zu leben.

Nach den erſten Ergießungen glüklicher Liebe ſezte die Baroninn den Liebenden die Maßregeln auseinander, die genommen werden mußten; ſie überzeugte ihre Kinder, daß Wohlſtand und ihre Sicherheit eine ſchnelle Entfernung von Paris heiſchten — ſie ſollten fern von der Hauptſtadt, in tiefer Abgeſchiedenheit, auf einem ihrer Land-Güter in der Provence leben. — Die nahe Ausſicht eines Glükes, das ſie zu erträumen nie gewagt hatte, beſchleunigte Viktorinens Geneſung; nach einigen Tagen fühlte ſie ſich ſtark genug, die Beſchwerden einer langen Reiſe zu ertragen.

Sie kommen an, der Baroninn erſte Sorge iſt die Verbindung ihrer Kinder. — Niemand in der Gegend kannte die Frau von St. Alban; die jungen Gatten lebten in ſüßem Frieden. Viktorine freute ſich in Sezannes Armen ihres neuen Lebens, ſie dankte ihm jede frohe Minute, als ſein Werk; er lebte nur ihr. — In der entlegenſten Gegend des Parks wurde ein Gartenſalon erbaut, den man dem zu Olmond ganz ähnlich zu machen wußte. Das Piano, die Bücher, die Gemälde Viktorinens, Alles ſtand und lag wie damals. Hier ruhte das glükliche Paar von ſeinen Spazirgängen aus, hier gaben ſie ſich Erinnerungen hin, die ihnen das Schikſals Prüfungen doppelt werth gemacht hatten. — Die Baroninn ſchien ſich in den Umarmungen kindlicher Liebe zu verjüngern; ihr ſüßeſtes Geſchäft war die Erziehung zweier reizender Knaben, welche ſie als ihr höchſtes Kleinod betrachtete.

So oft Viktorine die Kinder an ihr Herz drükte, dachte ſie der geliebten Tochter, welche ſie St. Alban zurükließ. „Er liebt ſie, ſie werden glüklich ſeyn," ſagte ſie dann oft „doch ihre Mutter werden ſie vergeſſen." Sie fühlte einen unwiderſtehlichen Drang, die Langentbehrten wieder zu ſehn.

Sezanne fühlte ſich bei dieſem unvorſichtigen Vorſchlage von unwillkührlichem Schauer ergriffen; aber konnte er Viktorinens Bitten widerſtehen? — Die Baroninn verwarf mit mütterlichem Ernſte eine Idee, deren traurige Folgen ſie ihren Kindern ſchilderte; ihre Winke wurden ſonſt froh erfüllt, doch hier hatte ſie die Bitten, die Thränen einer geliebten Gattin bei ihrem Sohne zu bekämpfen: die Reiſe ward beſchloſſen. — Bis an den Wagen noch empfahl die beſorgte Mutter die ſtrengſte Vorſicht; ſie gab ihren Kindern an den

Arzt einen Brief mit, in welchem ſie ihn, der um das ganze Geheimniß wußte, beſchwor, auf jeden ihrer Schritte zu achten.

Sie ſteigen bei dem Arzte ab; Viktorinens erſte Frage iſt nach ihren Kindern: ſie erfährt, daß ſie oft mit ihrer Gouvernante in den Tuillerien luſtwandeln. — Sie durchſpäht an Sezanne's Seite, in einen dichten Schleyer gehüllt, alle Gänge des Gartens; ihre ſehnſüchtigen Blike weilen auf allen Kindern, welche den ihren an Alter und Wuchs gleichen können. — Oft war ſie im Begriffe, ſich durch Fragen zu verrathen — ihre Bemühungen waren vergebens; mit tiefem Schmerze kehrte ſie jeden Abend zu Hauſe, wenn ſie die Geſuchten nicht fand; nur ihr Gatte konnte ſie durch die Ausſicht eines glüklichern Erfolges am andern Tage tröſten.

Schon war wieder ein Tag unter fruchtloſen Nachforſchungen verſtrichen, die Nacht nicht mehr fern. Viktorine fühlte ſich ſehr ſchwermüthig. „Lieber Sezanne," ſprach ſie zu ihrem Gatten, „da habe ich eben eine ſonderbare Idee. Du weißt, wie ſehr ich den Gedanken liebe, daß Du mich zurük ins Leben riefſt — weißt du wohl, daß heute der Jahrstag dieſer unvergeßlichen Stunde iſt? Könnte ich einen beſſeren wählen, um mit Dir die Stelle zu beſuchen, wo ich in Deinen Armen erwachte, um ein neues Leben voll ungetheilter Liebe für Dich zu beginnen!" — Schon am Tage der Ankunft hatte der Chevalier denſelben Wunſch gehegt; nur ſein Zartgefühl und die Beſorgniſſe um ſeine Gattinn hatten ihn beſtimmt, zu ſchweigen. Er fürchtete den Schein, ſie an Alles erinnern zu wollen, was ſie ihm dankte, und beſorgte, der Eindruk möchte zu heftig auf ſie wirken. — Jezt bat ihn Viktorine ſelbſt; er läßt anſpannen; bald hält der Wagen an der bekannten Kirche. — Sie ſchreiten durch die kleine Thüre, die auf den Kirchhof führt, ſie iſt offen.

Viktorine ſchauert, ſie ſtüzt ſich auf den Arm ihres Gatten. Sezanne erkennt die Leichenſteine, er nahet der wohlbekannten Stelle; aber er glaubt ſich geblendet, als er auf dem Hügel, der einſt ſein Weib einſchloß, ein Monument erblikt, das die Prachtliebe oder den Schmerz des Erbauers verkündet. Im Mondenſcheine blinkt ihm vom Marmor der Name „Viktorine" entgegen. — „Hier" flüſtert er bewegt, „hier laß uns weilen." Er umſchlang ſein Weib, als ſollte ſie ihm noch einmal entriſſen werden.

Viktorine hatte ihren Schleyer gelüftet, um die Grabſchrift auf dem Piedeſtal zu leſen, ſie will die Rükſeite des Monumentes betrachten — da erblikte ſie einen Mann auf den Knieen liegend im Trauergewande! Er war ſo tief in ſein Gebet oder im Schmerz verſunken, daß er erſt bei Viktorinens Schreken emporblikte. — Er ſchien verſteinert, ſeine Blike ſtarrten. „Gott, ihr Schatten, iſt's möglich? — ein Blendwerk!" — „Laß uns fliehen, Geliebter," flüſtert Viktorine, indem ſie ſich an dem Buſen ihres Gatten verbirgt, „um Gotteswillen, laß uns fliehen." — „Nein, du ſollſt nicht fliehen," ruft der Unbekannte, indem er ſie beim Arm ergreift. — Sezanne drängt ihn unwillig zurük. Der Fremde dringt mit Wuth auf ihn ein: „Kennen Sie das Weib an Ihrer Seite, mein Herr?" — „Sie iſt meine Gattin." — „Sie Ihr Weib?" — „Sie haben es gehört, beruhigen Sie Sich, und zwingen Sie mich nicht, einen Wahnſinnigen zu züchtigen, der mich beleidigt!" — „Ha, kann eine irdiſche Macht mich hindern, mein Weib zu fordern, wo ich ſie finde?" — „Ihre Gattinn?" — „Für wen ſonſt hätt' ich auf dieſem Steine gebetet, für wenn wären die Thränen gefloſſen, die noch meine Wange benezen?" — „Fort Unſinniger!" — Sezanne's Stimme wurde weich in den Worten, ſein Muth wankte, er fühlte ſich erſchüttert; ein ſchreklicher Blizſtrahl erhellte ihm das Dunkel. — Viktorine ſchwankt, der Chevalier ſchleppt ſie fort zum Wagen; der Unbekannte will ſich mit hineindrängen, er ſtößt ihn mit Gewalt zurük, und befiehlt dem Kutſcher, ſchnell davon zu fahren.

St. Alban (wer hat ihn nicht erkannt?) ruft um Hilfe, er verheißt große Belohnungen Dem, welcher dem Wagen folgen, und ihm ſagen kann, wo er anhält. Man eilt nach, und bald erfährt St. Alban das Haus, in dem, nach mancherlei Umwegen des Wagens, ein Herr und eine Dame abgeſtiegen ſind.

Mit Tagesanbruch iſt das Haus umringt. Sezanne tritt der Wache entſchloſſen entgegen.

Digitized by Google

und erklärt, daß er ſeit ein Paar Tagen mit ſeiner Gattin von ſeinem Landgute in der Provence angekommen iſt. — Dieſe Erklärung genügt nicht: St. Alban reicht eine förmliche Klage ein, in der er die vorgebliche Frau von Sezanne als ſeine rechtmäßige Gemahlin in Anſpruch nimmt. — Der Chevalier erklärt den Kläger für wahnſinnig.

Die Sache wird dem Parlamente vorgetragen; Sezanne's Anwald legt Urkunden vor, er führt eine Menge unverwerflicher Zeugen auf; Alle haben den Chevalier ſeit ſieben Jahren als den einzigen Gatten der Dame gekannt, die bei ihm lebt. St. Albans Sachwalter geſteht zu, daß wirklich alle Beweiſe über den Tod der Frau von St. Alban vorliegen, er läugnet ſogar nicht, daß ſie öffentlich begraben wurde; aber er behauptet, ſie könne nur ſcheintodt geweſen, könne durch ein unbekanntes Ereigniß wieder ins Leben gerufen ſeyn, und führt den Beweis, daß die Rechte ſeines Clienten auf dieſe Dame nichts von ihrer Gültigkeit verloren haben. Der Gerichtshof verordnet, die Frau von Sezanne in eigner Perſon zu vernehmen.

Zum Erſtenmale in ihrem Leben verläugnet Viktorine ſtandhaft die Wahrheit; ſie beſteht ihr Verhör mit einer Geiſtesgegenwart, welche die Richter in Erſtaunen ſezt — mit bewundernswerther Kunſt beantwortet ſie die verfänglichſten Fragen — ihr Triumph iſt beinahe vollendet — da öffnet ſich eine Seitenthür, zwei liebliche kleine Mädchen ſtürzen zu Viktorinens Füßen und nennen ſie liebkoſend Mutter. Sie erblaßt und ſchwankt ... „Nein, zu viel für mein hartgeprüftes Herz!" ruft ſie ſchmerzlich aus — „meine Kinder ſoll ich verläugnen, mein eignes Blut? — Nimmer mehr! ich bin ihre Mutter!" Sie drükte beide an ihr Herz.

Die Exiſtenz der Frau von St. Alban war erwieſen; eine ihrer Ehen war nun ungültig; doch welcher von beiden Gatten ſoll ihr auf ewig entſagen? Hier gewann die Sache eine neue Anſicht. Sezanne ſtellt vor, Viktorine d'Olmond, von ihrem erſten Gatten ſelbſt für todt erklärt, könne von dieſem nicht mehr in Anſpruch genommen werden; „nur dem Grabe gehörte ſie an," ſpricht er, „jezt kann ſie nur mir angehören, der ſie daraus rettete." St. Alban verlangte die Mutter ſeiner Kinder. — „Warum ſollten die meinen ſie verlieren?" erwidert Sezanne. — Alle Zuhörer waren gerührt, die meiſten Richter ſelbſt neigten ſich auf die Seite von Viktorinens Retter. St. Alban's Antwort war kurz; er berief ſich auf das feierlich beſtimmte Geſez, das die Bande der Ehe für gültig erklärt, ſo lang beide Gatten leben. — „Meine Gattin lebt, ſie ſteht hier vor euch, ihr Richter! — wer vermag ſie mir abzuſtreiten?" — Das Geſez entſchied; ein lauter Seufzer ſprach die Gefühle der Verſammlung aus. Viktorine hörte den ſchreklichen Ausſpruch; edle Würde belebte ihre Kräfte und machte ſie ſtark. „Da mir keine Wahl frei ſteht," ſprach ſie mit erhabener Stimme, „da meine Tage meinem Retter nicht mehr angehören ſollen, ſo ſey mir wenigſtens vergönnt, ſie in der Einſamkeit zu beſchließen." — Ihr Verlangen wird ihr einſtimmig gewährt. — Sie wählte einen Aufenthalt, an den ſich die theuerſten Erinnerungen aus ihren Jugendjahren knüpften, ſie ging in das Kloſter nahe beim Schloſſe Olmond. — Man geſtattet ihr, ihre Kinder mitzunehmen, ſie theilte unter ſie ihre Sorge und Liebe. — Von dieſen geliebten Weſen umgeben flehte ſie täglich zum Himmel um Frieden und Vergeſſenheit ihrer Leiden, bis der Tod ſie in ſeine ſtillen Behauſungen einführte.

Sezanne wollte verzweifelnd den Tod im Gewühle der Schlachten ſuchen; er hatte eine Mutter und lebte, um mit ihr zu weinen, bis er die Geliebte wieder fand, um ſie nie mehr zu verlieren. St. Alban, an deſſen Lebenskeimen lange Leiden nagten, verſank in düſtre Schwermuth; ſeine Phantaſie machte ihm einen Irrthum zum Verbrechen; das Schrekbild: Viktorine lebend im Grabe, verfolgte ihn unabläßig, bis auch er in beſſern Gefilden die Ruhe wieder fand.

v. H.

Erklärung des altdeutſchen Sprichworts: nach Jemandes Pfeife tanzen.

Die deutſche Sprache iſt vor allen andern vorzugsweiſe voll Kraft und ſtark im Ausdruk; eben

ſo wie der alte Deutſche (unſere Vorfahren) von altem Schrot und Korn, zwar nicht auf äuſſern Puz und Flitterſtaat hielt, aber brav war, und in allen ſeinen Handlungen von kórnigtem Ausdruke, welches auch die nachdruksvollen Schläge, welche ſich mehrere Male die Römer zwiſchen dem Rheine und der Weſer holten, hinreichend beweiſen können. — Die kurzen bildlichen Redensarten, welche Lehrſäze, Erfahrungen und einen großen Reichthum von Weltkenntniſſen in ſich faſſen, geben von dem Kraftvollen im Ausdruke der alten Nationalſprache auffallende Beweiſe.

In der Redensart: *ein blöder Hund wird ſelten fett*, iſt, ob ſie gleich wenig Worte enthält, ein reichhaltiges Bild, und enthält eins der wichtigſten Kapitel der Staatskunſt ſowohl im Großen als im Kleinen. —

Den trefflichen Zug der Aehnlichkeit, welcher uns die ungeſchikten, nachläſſigen und unbedachtſamen Sachwalter (Advocaten) darſtellt, gibt der Deutſche in dem Alles ſagenden Ausdruke: *Er hat den Karren in den Koth geſchoben*; ſo wie das Bild des ſtarken und klugen Kopfes, der verdorbene Sachen wieder gut macht, in der Redens-Art liegt: *Den Karren aus dem Kothe wieder herausziehen.* —

Eine Bratwurſt nach der Spekſeite werfen iſt der Schlüſſel zum Reichwerden, zum Fortkommen. Dieſe Regel iſt in mehreren Fällen zu gebrauchen. Z. B. Einer, der einen Schaden erlitten hat, für welchen er Vergütung fordert, will dadurch den Schaden höher taxirt haben, damit ihm mehr gut gethan wird, als er verloren hat ꝛc. — ꝛc. —

Jemanden das Maul (oder etwas um das Maul) *ſchmieren*, iſt bei Denen anzuwenden, bei welchen man mit Suppliken einkommt; es beſteht alſo die Ausführung der Redensart in der Kunſt, den Supplikanten auf eine gute Art, bald los zu werden; — item liegt darin auch die wahre Manier Solcher, die auf der Hypothek der Gönnerſchaft oder Freundſchaft eine Summe Geldes aufnehmen wollen! —

Den Leuten das Fell über die Ohren ziehen, begreift die Geſchiklichkeit Solcher, welche ohne Erbarmen ihre Nebenmenſchen ſchinden, ſie drüken, wo ſie können, wenn nur nicht gerade zu gegen die Landesgeſeze gehandelt wird. — Dieſes kann nun ſowohl mit Worten, als auch noch empfindlicher geſchehen. —

Kaum aber gibt es eine wahrere politiſche Hieroglyphe und eine mehrumfaſſendere Redens-Art, als die in den Worten ſtekt: *Nach Jemandes Pfeife tanzen*, oder machen, daß Jemand nach eines andern Pfeife tanzt. — In dieſem vielbedeutenden Bilde liegt ein ganzes Syſtem von brauchbarer Welt- und Staatsklugheit, und verdient daher etwas genauer zergliedert zu werden. Um es aber deſto beſſer zu verſtehen, thut man wohl, ſich erſt einen richtigen Begriff von der hier gemeinten Pfeife zu machen. Jeder Menſch hat ſeine eigene Pfeife, d. h., eine gewiſſe Kraft, — eine angeborne nun vervollkommnete Gabe, andern Leuten einen angenehmen Kizel zu erweken. — Jeder Menſch hat auch ſein Leibſtükchen, welches er ſich gern vorpfeifen läßt. Dieſes Leibſtükchen iſt eigentlich nun ſein kizlicher Flek. Wer nun die Kunſt verſteht, dieſen kizlichen Flek zu finden, d. h., des Andern Leibſtükchen zu treffen, und es ihm ſo nach ſeinem Sinne zu ſpielen, daß er dem Pfeifer nach deſſen Sinne tanzt, der verſteht den rechten *Pfiff*, und dieſer Pfiff iſt die große Triebfeder in manchen Geſchäften. — die Welt iſt voller Pfeiffer und voller Tänzer, und das geht meiſt wechſelsweiſe, nur der Pfiffigſte kommt nie an die Reihe, zu tanzen, wenn Andere pfeifen.

Es trifft ſich oft, daß mehrere Pfeifer Einem etwas vorpfeifen, um denſelben zum Tanzen zu bewegen zu ſuchen; aber nur der Pfeifer erreicht ſeinen Zwek, der am Beſten ſpielt, d. h., nicht nach den Regeln einer guten Muſik am Beſten, ſondern was der am Liebſten höret, welcher tanzen ſoll.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 29. Den 19. Juli 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Hier folgt ein Unterricht
Ueber des Schäfers Pflicht.

Inhalt: Kurze Anweiſung für Schäfer, ihre Heerden auf der Weide richtig zu behandeln und gegen Unfall zu ſchüzen. — Arrondirung der Güter. — Kindesdank und Undank. — Zur Geſchichte der Würſte, und einige dazu gehörige Volksſprichwörter. — Abentheuer eines Bayers. — Alte Kernſprüche in goldener Schale.

Kurze Anweiſung für Schäfer, ihre Heerden auf der Weide richtig zu behandeln und gegen Unfall zu ſchüzen.

Wie nüzlich und nöthig es iſt, daß die Schäfer im Allgemeinen richtigere Begriffe vom Hüten und von der Behandlung der Schafe auf der Weide erhalten, — dies beweißt das gegenwärtig ſo überhand nehmende Sterben der Schafe bei ſolchen Heerden, welche durch ſchlechte und unwiſſende Schäfer gehütet und gepflegt worden ſind.

Es iſt deshalb der Zwek dieſes kurzen Aufſazes, den Schäfern ihre Obliegenheiten in Bezug auf die Behandlung der Schafe ins Gedächtniß zu rufen, ihnen die davon abhängenden Vortheile und den Schaden, ſowie die Einwirkungen der Lokalität und vorzüglich des Bodens zu zeigen, und endlich ſie auf allerhand Mißbräuche und Vorurtheile, insbeſondere aber auf die Nachtheile ungeſunder Weiden, aufmerkſam zu machen.

Das Hüten der Schafe, ſo einfach dieſes Geſchäft ſcheint, iſt keineswegs ganz leicht; und um alle diejenigen Pflichten zu erfüllen, welche einem guten Schafhirten obliegen, dazu wird deſſen ganze Aufmerkſamkeit und Thätigkeit erfordert.

Das Schaf iſt von Natur nicht ſehr ſtark, und vielen Krankheiten ausgeſezt. Jedes ſchädliche Futter und jede unrichtige Behandlung wirkt deshalb nachtheilig auf ſeine Geſundheit; um deſto ſorgfältiger und vorſichtiger muß das Geſchäft des Hütens betrieben werden.

Eine der vornehmſten Eigenſchaften eines guten Schäfers iſt Liebe zu den Schafen und zu ſeinem Geſchäfte; ohne dieſe gebe er ſich nicht damit ab. Derſelbe ſey außerdem ein ordentlicher, rechtlicher, mäßiger Mann, nicht dem Trunke ergeben und beſize dabei einen geſunden und ſtarken Körper. Er erlaube ſich nie Unterhaltungen mit andern oder ſonſtige Beſchäftigungen, welche ihn auf längere Zeit von der Aufmerkſamkeit und der Aufſicht auf ſeine Schafe abziehen.

Bei vorausgeſezter Kenntniß eines jeden einzelnen Schafes ſeiner Heerde, muß der Schäfer jeden Morgen früh vor dem Austreiben aus dem Stall oder Pferch den Geſundheitszuſtand ſeiner Schafe genau unterſuchen und einem allenfallſigen Uebel nach ſeinen Kenntniſſen möglichſt abhelfen. Vor dem jedesmaligen Austreiben ſoll er ſich einen Plan machen, wohin er die Schafe treiben will, und dieſe Einrichtung mit Rükſicht auf Lokal und Witterung ſchon auf mehrere Tage lang voraus ſich feſtſezen, ſo fern nicht unvorherzuſehende Umſtände Abänderungen daran nothwendig machen. Er ſoll niemals die Schafe früher austreiben, als bis der Thau gehörig abgetroknet iſt, und dabei die Lage der Gegend, wohin er treiben will, berükſichtigen, um daraus ſchließen zu können, ob z. B. durch die Sonne oder den Wind ꝛc., der Thau früher oder ſpäter abgetroknet ſeyn wird.

Bei dem Austreiben der Heerde ſey er auch aufmerkſam darauf, ſtets denjenigen Weg zu wählen, welcher am wenigſten ſtaubig iſt, denn der Staub verunreinigt nicht nur die Wolle, ſondern er ſchadet derſelben auch weſentlich, indem er ihr das Fett entzieht und ſie rauh und hart macht.

Das Tränken der Schafe geſchiehet am beſten jeden Morgen nach dem Auslaſſen, ehe ſie zu weiden anfangen. Im Frühjahre, wo die Schafe zuerſt wieder ausgetrieben werden, gebe man ihnen während der erſten 8 bis 10 Tage das

Digitized by Google

bisherige ganze Morgenfutter fort, und wenn die Weide nicht hinlänglich Nahrung gibt, auch das Abendfutter; nach und nach vermindere man daſſelbe, theils, weil der plözliche Wechſel der troknen mit der grünen Fütterung an ſich ſchadet und Krankheiten zur Folge hat, theils auch, weil ſonſt die Schafe, vom Hunger getrieben, über die grünen Gewächſe ohne Auswahl herfallen und dabei viele, zuerſt wachſende narkotiſche (Gift-)Kräuter freſſen, welche ebenwohl leicht Krankheiten verurſachen können.

Der Herbſt iſt diejenige Jahreszeit, welche den Schafen am meiſten gefährlich iſt. Der Schäfer hat in dieſer Zeit folgendes zu beobachten: Er vermeide das Hüten bei Nacht und im Abendthau, ſo wie die Behütung naſſer, tiefligender Wieſen und Weiden; ferner das anhaltende Behüten der Haferſtoppeln im Spätherbſte, wo der ausgefallene Hafer wieder zu keimen und zu wachſen angefangen hat, und das viele Hüten auf jungen Klee. Alter Klee kann, wenn er troken, und das Vieh nicht zu hungrig iſt, ohne Schaden behütet werden, doch muß daſſelbe während des Weidens in mäßiger Bewegung erhalten, und darf nicht zu lange darauf gelaſſen werden. Der Schäfer hat ferner das Abhüten des Kartoffelkrautes und bei eingetretenen ſtarken Herbſtfröſten, das lange Gras zu vermeiden, welches leztere, wenn es erfroren iſt, leicht in Fäulniß übergeht und dadurch äußerſt ſchädlich wird. Alle Saatweiden aber darf er nur bei ſehr trokner Witterung und nur leicht (d. h. raſch) überhüten.

Die beſten und den Schafen am zuträglichſten Weiden ſind im Allgemeinen ſolche auf troknen Pläzen, auf Anhöhen, Hügeln und Bergen, die gegen kalte Winde geſchüzt ſind, und wo ſüße Gräſer und aromatiſche Kräuter wachſen. Dieſe gewähren, hinſichtlich der Geſundheit der Schafe ſowohl, als der Güte der Wolle, die entſchiedenſten Vortheile; dagegen ſind beſonders naſſe, tiefliegende Weiden, wo ſumpfige Stellen ſich befinden, (welche aber durch Fleiß ſich verbeſſern laſſen,) der Geſundheit nachtheilig und veranlaſſen faule Krankheiten.

Die allererſte Frühjahrshut, nachdem der Froſt aus der Erde und das Schneewaſſer abgelaufen iſt, ſoll den Schafen zuträglich ſeyn, und man hat dabei, ſelbſt wenn noch vom Regen naſſe Stellen behütet werden, keinen ſo nachtheiligen Einfluß auf die Schafe zu befürchten, als im Herbſte.

Alles übermäßige Fetthüten der Zuchtſchafe iſt ſchädlich, beſonders im Spätherbſte, wo leider, die verkehrte Anſicht vieler unwiſſenden Schäfer, welche eine Ehre darin ſuchen, ihre Schafe recht gut genährt — ja halb fett in den Stall zu bringen, (wo ſie dann oftmals aus Mangel an Winterfutter nur kärglich genährt werden,) den größten Anlaß zur Fäule und andern Krankheiten giebt.

Man vermeide auch überhaupt jeden auffallenden Wechſel in der Güte und Menge der Nahrung. Eine ſolche Veränderung darf nur ſehr vorſichtig und allmählig geſchehen, wenn ſie nicht nachtheilige Folgen für die Geſundheit der Schafe haben ſoll.

Außer den aus der Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit der Schäfer ſich herſchreibenden Urſachen der herſchenden Krankheiten unter den Schafen, möchte aber wohl noch ein Hauptgrund in dem zu ſpäten Pferchen der Schafe liegen, welches bei den Bauernſchäfereien gewöhnlich ſo lange geſchiehet, bis es der Schnee unmöglich macht. An dieſem Uebelſtande ſind aber nicht ſowohl die Schäfer ſchuld, als vielmehr der Mangel an Winterfutter bei den Schafebeſizern, und daß die Meiſten derſelben mehr Schafe halten, als ſie den Winter über futtern können. Es hält z. B. der Bauer in hieſiger Gegend, der nur 2 Aker Land beſizt; der Schweine- und Kuhhirte, der vielleicht nur ½ Aker ſein eigen nennt, nach ſeinem Gefallen 3 bis 6 Stük Schafe; die geſezliche Anzahl der Heerde wird dadurch erhöhet und die Weide nimmt neben der Brache täglich ab; das Verhältniß wird geſtört und es entſtehen daraus — Hutfrevel und Schafſterben.

In Vorſtehendem ſind die Urſachen angedeutet, welche im Allgemeinen auf die Schafzucht nachtheilig wirken und insbeſondere Krankheiten unter den Schafen hervorbringen können.

Zu dem diesjährigen allgemeinen Schafſterben in hieſiger Gegend mögen aber noch folgende lokale, und in den Eigenheiten des vorhergehenden

Digitized by Google

Jahres gegründete Umſtände mitgewirkt haben:

1) das überhaupt naſſe Jahr und der ſehr rauhe Herbſt;

2) das viele Behüten des jungen Klees, der im vorigen Sommer beſonders üppig und lang gewachſen war, und den man nicht gern umkommen laſſen wollte;

3) das Behüten der Haferſtoppeln nach den, im November zweimal eingetretenen ſtarken Nachtfröſten, ſo wie der Wieſen, wo noch langes Gras ſich befand;

4) daß die Schafe ungewöhnlich lange in den Winter hinein, im Pferche gelegen, wozu die gelinden Tage, welche eintraten und der Mangel an Winterfutter, die Schafherren verführt haben, ſo wie endlich

5) das übermäßige Schafhalten der Bauern, wofür ſie kein Winterfutter beſizen.

Die Anzahl der in dieſem Winter und Frühjahre gefallenen Schafe in hieſiger Gegend habe ich troz der mir gegebenen Mühe nicht genau ausmitteln können. Von denen, welche ich Gelegenheit hatte, zu öffnen, fand ich bei den meiſten Bruſt- und Bauchwaſſerſucht, bei einigen wenigen aber Lungenfäulniß mit wenig Waſſer in der Bruſthöhle.

Daß indeß die Hauptſchuld dieſer Krankheiten an den Schäfern gelegen hat, beweißt der Umſtand, daß oft an ein und demſelben Orte die eine Heerde ganz, und eine andere zur Hälfte gefallen iſt, während die 3te und 4te Heerde völlig davon verſchont geblieben iſt, oder nur wenige Stüke verloren hat.

Wenn daher nach meiner Anſicht die allgemeinen Urſachen dieſes Uebels theils in dem übermäßigen Schafhalten der Bauern, und den daher entſtehenden Mangel an Winterfutter, theils in der Unwiſſenheit der Schäfer zu ſuchen ſind; ſo werden ſich daraus zur Abhülfe deſſelben folgende Mittel folgern laſſen:

1) Genaue Regulirung der Anzahl der Schafe, welche von den Bauern nach Maßgabe ihres Akerſtandes und der Futterproduktion gehalten werden dürfen; und daß ſtrenger als bisher auf die Befolgung der deshalbigen geſezlichen Beſtimmungen gehalten werde;

2) daß nach und nach für Schäferſchulen geſorgt werde, damit unter dieſer Klaſſe von Menſchen mehr Kenntniſſe von ihrem Geſchäfte verbreitet werden. Major B. zu R.

Arrondirung der Güter.

Ueber dieſen Gegenſtand findet ſich in dem Wochenblatte des landwirthſchaftlichen Vereines in Bayern Nro. 38 d. J. folgender höchſt intereſſante Artikel, welchen wir unſern verehrlichen Leſern mittheilen wollen. Es heißt darin:

Was iſt in Bayern hierüber ſchon geſchrieben worden! Ja bedeutende Preiſe von 1000 und 500 fl. wurden hierüber ausgeſezt, und erworben; und doch iſt bis jezt über dieſen ſo hochwichtigen Gegenſtand der Landwirthſchaft in Bayern und anderen Staaten nichts geſchehen, ſelbſt in den neuen Entwürfen eines Kulturgeſezes der bayeriſchen Regierung, den Ständen des Reichs vorgelegt, iſt dieſer Gegenſtand ſogar mit Stillſchweigen umgangen!

Wie um ſo erfreulicher iſt nun die Erſcheinung, daß in einem kleineren deutſchen Staate, im Herzogthume Naßau, dieſes den Gegenſtand umfaſſende Geſez der Arrondirung zu Stande gekommen iſt, und zwar ganz nach den Grundſäzen und Vorſchriften, wie ſie in der gekrönten Preisſchrift über Güter-Arrondirung vom Staatsrath von Hazzi, München bei Fleiſchmann, ausgedrükt ſind.

Man leſe nun dieſe muſterhafte Verordnung ſelbſt.

Die Güterconſolidation betreffend.

Die Vollziehung des landesherrlichen Edikts vom 7. und 9. November 1812 über die freie Benuzung des Grundeigenthums zur Erhöhung der Landeskultur und die Ausführung der in mehreren Theilen des Herzogthums durch ältere Geſeze angeordneten Güterconſolidation haben die Nothwendigkeit gezeigt, einige nähere, zur Erreichung des Zweks führende, allgemeine Vorſchriften zu erlaſſen, und es iſt angemeſſen erachtet worden, hiermit zugleich die zur Sicherung des Grundeigenthums ſowohl, als zur Regulirung der Grundſteuer erforderlichen Beſtimmungen in Beziehung auf die Conſervation und Fortführung

der bereits beſtehenden und künftighin errichtet werdenden Meß- oder Lagerbücher ſo wie der Gemarkungskarten in Verbindung zu ſezen.

Es wird daher mit höchſter Genehmigung folgendes verordnet:

§. 1.

Regulirung der Bäche zur Beförderung der Landes-Kultur.

Um die Vortheile zu erreichen, welche aus der Regulirung und der dabei etwas nöthigen Strekung des Laufes der Bäche für die Landes-Kultur und insbeſondere für die Verbeſſerung der Wieſen und den Betrieb größerer Gewerbsanlagen hervorgehen können, ſoll künftig überall, wo es des allgemeinen Nuzens wegen erforderlicher iſt, von der Herzoglichen Landesregierung die nöthige Einleitung hierzu getroffen, und über die Verwendung des zu dieſem Zweke erforderlichen Privat-Grundeigenthums, als zu einem öffentlichen Zweke, eben ſo verfügt werden, wie dieſes bei Anlage und Herſtellung der Landſtraßen und Vizinalwege geſchieht, nach Maßgabe der Beſtimmung des §. 18. des landesherrlichen Edikts vom 5. und 6. Januar 1818, des Edikts vom 25. und 26. Auguſt 1812, und der Miniſterialverordnung vom 15 September deſſelben Jahres über die Taxation des Grundes und Bodens und die Entſchädigung der Eigenthümer.

§. 2.

Verwendung der fließenden Gewäſſer zur Verbeſſerung des Wieſenbaues.

Um das fließende Waſſer ſo gemeinnüzig als möglich zu machen, ſoll alles Waſſer, welches nach genauer Prüfung und Abwägung von Sachverſtändigen zum Betriebe der vorhandenen Waſſerwerke nicht erforderlich iſt, inſolange als darüber nicht zur Anlage neuer Waſſerwerke anderweitig verfügt wird, nach vorgängiger Vernehmung der Betheiligten zum Vortheil ganzer Gemeinden und größerer Wieſendiſtrikte verwendet werden, ohne daß deßhalb die Waſſerlaufberechtigten eine Vergütung anſprechen können. Es verſteht ſich hierbei von ſelbſt, daß wohlerworbene Rechte, ſeyen es der Gewerbe- oder der Wieſenbeſizer, durch gegenwärtige Verordnung und deren Vollziehung nicht beeinträchtigt werden ſollen; vielmehr haben die Behörden ſich zu bemühen, ſie da, wo ſolche wechſelſeitig zur Erreichung des Hauptzwekes ſich hinderlich ſind, zum wahren Nuzen der Betheiligten im Wege billiger Vereinbarung auszugleichen.

§. 3.

Güter-Conſolidation.

Da ſich bei der ſeit einer Reihe von Jahren in vielen Theilen des Herzogthums vorgenommenen Güter Conſolidation auf der einen Seite die nüzlichen, auf die Staatsverwaltung und Landwirthſchaft wohlthätig wirkenden Folgen derſelben gezeigt haben, auf der andern Seite aber zuweilen Mangel an Einſicht und Vorurtheil Einzelner dem weitern Verbreiten dieſer gemeinnüzigen Unternehmungen ſich entgegen geſezt hat; ſo ſoll, um dieſen Hinderniſſen zu begegnen, nach Anleitung des §. 7. des Communal-Edikts in jeder Gemeinde, welche ihre Gemarkung conſolidiren will, eine gewiſſe Majorität der Betheiligten zur Faſſung eines Beſchluſſes über die Ausführung der Conſolidation in der ganzen Gemarkung oder in einzelnen Theilen derſelben hinreichen. Dieſe Majorität iſt dann als vorhanden zu erachten, wenn zwei Drittheile der ſtimmführenden Gemeindeglieder, welche zugleich mit wenigſtens der Hälfte der liegenden Güter in der Gemarkung oder in den einzelnen Gemarkungstheilen, welche conſolidirt werden ſollen, angeſeſſen ſind, für die Conſolidation ſtimmen.

§. 4.

Fortſezung.

Die nach dem Gutachten einer niedergeſezten Commiſſion von Sachverſtändigen neu umgearbeitete und vervollſtändigte Inſtruktion über die Güter-Conſolidation ſoll nebſt den Inſtruktionen über die dabei vorkommende Adjudikation und geometriſche Reviſion als Norm bei der Vollziehung durch Herzogliche Landesregierung bekannt gemacht werden.

§. 5.

Entſcheidung der Streitigkeiten, welche als Folge der Güter-Conſolidation ſich ergeben.

Da die Conſolidation unter der Leitung und Oberaufſicht der damit beauftragten Adminiſtrativ-Behörden durch verpflichtete Geometer vorgenommen wird; ſo eignet ſich die Erledigung der

Digitized by Google

dabei vorkommenden Anſtände und etwa entſtehenden Streitigkeiten allein zur Entſcheidung der Administrativ-Behörden, wornach die Herzoglichen Beamten in den eintretenden Fällen die nöthige Einleitung zu treffen haben.

§. 6.

Ueber die bloßen Gütervermeſſungen und deren Unzuläßigkeit in der Regel.

Bloße Gütervermeſſungen ſollen, da dieſelben ohne die Vortheile der Güterconſolidation zu gewähren, faſt eben ſo viel Koſten als dieſe verurſachen, in der Regel nicht, und ausnahmsweiſe nur nach vorheriger Einholung der beſonderen Genehmigung der Herzoglichen Landesregiernng für ſolche Fälle nachgegeben werden, wo der Zwek der Conſolidation ſchon einigermaßen erreicht iſt, wie z. B. bei manchen Städten hinſichtlich der Zuſammenlegung des Akerlandes und der Wieſen, oder wo die Ausführung der ſonſt bei der Güterconſolidation vorzüglich zu berükſichtigenden neuen Anlagen, wie z. B. der Wieſenwäſſerungen, zwekmäßiger Vicinal- und Gewannwege ꝛc., bei der vorzunehmenden Vermeſſung mit bezwekt wird. Da, wo eine bloße Vermeſſung einer ganzen Gemarkung ausnahmsweiſe ſtatt findet, muß das von Herzoglicher Landesregierung bei Conſolidationen vorgeſchriebene Formular zu den Lagerbüchern und eben ſo auch das neue Normalmaß angenommen werden ꝛc. ꝛc.

Schluß.

Die Vollziehung gegenwärtiger Verordnung, ſo wie die obere Aufſicht und Leitung ſämmtlicher dahin einſchlagenden Arbeiten wird Herzoglicher Landesregierung übertragen, und die Herzoglichen Steuer-Commiſſäre ſind für die Zukunft verpflichtet, allen in dieſer Beziehung von derſelben ausgehenden Verfügungen und Anordnungen Folge zu leiſten.

Wiesbaden, den 12 September 1829.

Herzogliches Staatsminiſterium.

Freiherr von Marſchall.

vidt. Stein.

Kindesdank und Undank.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerkſam iſt, daß Menſchen im Alter von ihren Kindern wieder eben ſo behandelt werden, wie ſie einſt ihre alten und kraftloſen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernen es von den Eltern, ſie ſehen und hören nichts anders und folgen dem Beiſpiele. So wird es auf die natürlichſten und ſicherſten Wege wahr, was geſagt wird und geſchrieben iſt, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe, und ſie nicht verfehle.

Man hat darüber zwei Erzählungen, von denen die erſte Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürſt traf auf einem Spazierritte einen fleißigen und frohen Landmann an dem Akergeſchäfte an, und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Aker nicht ſein Eigenthum ſey, ſondern daß er als Taglöhner, täglich um 15 Kreuzer arbeite. Der Fürſt der für ſein ſchweres Regierungsgeſchäft freilich mehr Geld brauchte, und zu verzehren hatte, konnte es in der Geſchwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich ſey, täglich mit 15 Kzr. auszureichen, und noch ſo frohen Muthes dabei zu ſeyn, und verwunderte ſich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrok erwiederte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich ſoviel brauchte. Mir muß ein Drittel davon genügen; mit einem Drittel zahle ich meine Schulden ab und das übrige Drittel lege ich auf Kapitalien an.“ Das war dem guten Fürſten ein neues Räthſel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und ſagte: Ich theile meinen Verdienſt mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erſt lernen müßen; jenen vergelte ich die Liebe, die ſie mir in meiner Kindheit erwieſen haben, und von dieſen hoffe ich, daß ſie mich einſt in meinem müden Alter auch nicht verlaſſen werden.“ War das nicht artig geſagt und noch ſchöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürſt belohnte die Rechtſchaffenheit des wakern Mannes, ſorgte für ſeine Söhne, und der Segen, den ihm ſeine ſterbenden Eltern gaben, wurde ihm

Digitized by Google

im Alter von ſeinen dankbaren Kindern, durch Liebe und Unterſtüzung endlich entrichtet.

Aber ein Anderer ging mit ſeinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderlich geworden war, ſo übel um, daß dieſer wünſchte in ein Armen-Spital gebracht zu werden, das im nemlichen Orte war. Dort hoffte er wenigſtens bei dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu werden, die ihm daheim die lezteren Tage ſeines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohne ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinab ging, war dem armen alten Greis ſein Wunſch erfüllt. Aber er fand im Spitale auch nicht alles, wie er es wünſchte. Wenigſtens ließ er ſeinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die lezte Wohlthat zu erweiſen, und ihm ein Paar Leintücher zu ſchiken, damit er nicht alle Nacht auf bloßem Stroh ſchlafen müßte. Der Sohn ſuchte die 2 ſchlechteſten, die er hatte, heraus, und befahl ſeinem zehnjährigen Kind, ſie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eins dieſer Tücher in einem Winkel verbarg, und folglich dem Großvater nur eins davon brachte. „Warum haſt du das gethan?“ fragte er den Jungen bei ſeiner Zurükkunft. — „Zur Aushülfe für die Zukunft,“ erwiederte dieſer kalt und bösherzig, „wenn ich euch o Vater! auch einmal in das Spital ſchiken werde.“

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe!

Zur Geſchichte der Würſte, und einige dazu gehörige Volksſprüchwörter.

Die Schweine liefern uns eine Menge Präparate, wozu vorzüglich die Würſte gehören; welche nicht allein einen anſehnlichen Conſumtions-, ſondern auch Handelsartikel ausmachen. Daher hier einige zufällige Gedanken und Beiträge zur Geſchichte der Würſte. — Würſte beſtehen bekanntlich aus zart geſchnittenen oder gebakkenem Fleiſche, vorzüglich von Schweinen, mit Salz und Pfeffer, auch wohl noch andern Gewürzen vermiſcht, welches in enge Därme geſtopft, hernach theils roh, nemlich blos geräuchert, theils gekocht oder gebraten verzehret wird. Würſte ſind in allen Orten ſowohl in als auſſerhalb Europa bekannt, auch bei den älteſten Nationen ſchon im Gebrauche geweſen. Die Römiſchen Klaſſiker (Muſter Schriftſteller) Varro, Plinius, Martial, Juvenal, u. a. m., erwähnen ihrer unter den Namen farcimen, botulus, botellus etc. Die Franzoſen haben ihre saucisse, saucisson, boudin, boudinade, etc. Die Italiener ihre boldo, boldone, budello, salsiccio, sanquinuccio, ſo wie ihre berühmten Cervelat Würſte. Die Holländer ihre Worſt, Beuling und Saucis. Die Spanier ihre Longaniza und Morzilla, und die Engländer ihre Link, Schmallink, Seoucidge, u. a. — Die Deutſchen aber zeichnen ſich beſonders durch die häufigſten und mannigfaltigſten Arten dieſes Produkts, als Bratwürſte, Roth- oder Blutwürſte, Zungenwürſte, Leberwürſte, Bregen- (Hirn) würſte, Schlak- (eigentlich Schlag-) würſte, Mett- und Knakwürſte, aus. In einigen Provinzen von Niederdeutſchland ſezt man auch Grüze hinzu, und macht Grüzewürſte, die aber dem oberdeutſchen Magen nicht ſchmeken. Die Tartaren machen ſolche Würſte von Pferdefleiſch mit Mehl von türkiſchem Korn oder Hirſe vermiſcht. Die meiſten Wurſtarten werden aber von Schweinenfleiſch gemacht. Das Schwein, ein ſehr leicht und geſchwind zu mäſtendes Thier, paßt ſich am beſten dazu. Schon der alte Römer Varro rühmt die verſchiedenen Zubereitungen des Fleiſches derſelben, welche als Lekerbiſſen aus Gallien nach Rom gebracht wurden, unter andern auch die Tomacina, welches unſere Leberwurſt iſt. —

Ueberhaupt iſt es merkwürdig, daß das Fett der Thiere faſt bei allen und jeden Völkern beliebt war. Dieſes iſt denn der Grund, warum es bei allen Nationen (Juden und Muhamedaner ausgenommen) ſo großen Beifall erhalten hat. — Den alten nordiſchen Völkern war der Spek ſo ſehr Lieblingsſache des Geſchmaks, daß in ihrer uralten Götterlehre, Edda genannt, den Helden, die im Kriege fallen würden, die tröſtliche Verſicherung gegeben wird, daß ſie im Walhalla, das heißt im künftigen Leben, mit gekochten Spek von dem großen Schweine Skrimmer, erfreut

werden ſollen, welches man täglich dort ſchlachten, aber alle Morgen wieder neu aufleben würde.

Daß aber beſonders die Deutſchen große Liebhaber von Würſten von jeher geweſen ſind, auch noch ſind, beſtätigen verſchiedene Volks-Sprichwörter und volksſprichwörtliche Redensarten, von welchen ich hier nur einige der vorzüglichſten anführen will. Wurſt wieder Wurſt, ſagt man, wenn man Jemanden etwas gegeben, oder auch gethan hat, was auf dieſelbe Art wieder vergolten wird. — Hiezu noch eine kleine Bemerkung: Man ſchikt z. B. in den vorzüglichſten Schlachtmonaten, November, Dezember, Januar und Februar ſeinen Nachbarn, Verwandten und Freunden eine Probe von ſeinen friſch gemachten Würſten zu, die aus 2, 3, oder auch wohl 4 Arten beſtehen, und der Empfänger erwiedert nach einiger Zeit, wann er ſchlachten läßt, ſolches auf eben die Art, um ſich gegenſeitig zu erkennen zu geben, wie die Schlachterei gerathen ſey. —

Eine andere ſprichwörtliche Redensart, die von den Würſten hergenommen iſt, heißt: Die Wurſt nach der Spekſeite werfen; welches heißt: ein kleines Geſchenk weggeben, um ein größeres dafür wieder zu erhalten. — Auf der Wurſt herum reiſen, d. h. verſchiedene, in einem Bezirke, nahe an einander gelegene Orte bereiſen. — Brätſt du mir eine Wurſt, ſo löſche ich dir den Durſt, d. h., giebſt du mir zu eſſen, ſo gebe ich dir zu trinken, wie etwa ein Kellner zu einem Koch ſagen könnte. — Kurz Gebet, lange Bratwurſt. Dieſes kann man ſo erklären: Alles zu ſeiner Zeit und an ſeinem Orte; — oder: wenn du etwas zu eſſen mir geben willſt, ſo halte mich nicht mit langen Gebeten auf. — Wie der Mann iſt, ſo brät man ihm die Wurſt: d. h. nach der Achtung, die man dem Gaſte ſchuldig zu ſeyn glaubt, richtet man ſich in der Wahl und Zubereitung der Speiſen. —

Uebrigens verdient auch noch bemerkt zu werden, daß man die komiſche (luſtige) Perſon in den Schauſpielen gemeiniglich nach dem Lieblingsgerichte der Nation zu benennen pflegte. So haben die Franzoſen ihren jean Potage und jean Farine, und die Deutſchen, in ihren niedrig komiſchen Schauſpielen, woran ſie vorzüglich im 16. und 17. Jahrhunderte gewöhnt waren, ihren berühmten Hans-Wurſt. — Man findet dieſen Namen ſchon in der erſten Hälfte des 16 Jahrhunderts in Peter Probſt Faſtnachtsſpielen. — Ich kann auch nicht umhin, noch einiger ganz ungeheueren Würſte zu gedenken, welche einer beſonderen Aufmerkſamkeit nicht unwerth ſind. — Es verfertigten die Fleiſchhauer (Mezger) zu Königsberg in Preußen, im Jahre 1558 eine Wurſt, die in der Länge 193 Ellen, und im Jahre 1553 eine, welche 596 Ellen hatte. Dieſe leztere wog 434 Pfund, und war mit dem zarteſten Fleiſche von 36 großen Schweinſchinken geſtopft. Sie wurde am Neujahrstage, nach altem Gebrauche herumgetragen. Es trugen ſie 91 Menſchen auf ihren Achſeln, von welchem der erſte und lezte Träger die äußerſten Enden etliche Mal um den Hals gewikelt hatten. Mit dieſer Wurſt wurde den Bäkern ein Geſchenk gemacht, welche zur ſchuldigen Dankbarkeit, dagegen in zwei an einander gebauten Bakofen eine Weke (Stuten-Weißbrod) aus 3 Berl. Scheffel Mehl verfertigten, und ſo wurde dieſes Fleiſch und Brod am H. drei Königstage, von beiderſeitigen Gewerben gemeinſchaftlich mit einander verzehrt. — Nachdem dieſer alte Gebrauch einige Zeit unterblieben war, wurde derſelbe im Jahre 1601 wieder erneuert, und, um gleichſam das verſäumte nachzuholen, eine Wurſt von 1005 Ellen verfertigt, welche die Mezger mit den Bäkern und ihren guten Freunden gemeinſchaftlich verzehrten; und wozu, außer dem Schweinfleiſche 18 Pfund Pfeffer und ½ Berl. Scheffel Salz verbraucht war. Sie wog 884 Pfund. — Darauf ſchmekte gewiß ein Trunk! — Noch muß ich erwähnen, daß in hieſiger Gegend auch um Faſtnacht von den jungen Bauernſöhnen oder Knechten auf dem Lande Würſte eingeſammelt werden, welche ſie alsdann gemeinſchaftlich verzehren, wobei dann auch tüchtig getrunken und getanzt wird; wahrſcheinlich auch noch ein Ueberbleibſel von den heidniſchen Bachanalien. —

Roſe.

Digitized by Google

Abentheuer eines Bayers.

Wie das Schikſal die Menſchen auf gar ſeltſame Weg führt, und ſie in Lagen bringt, an die ſie nie gedacht hätten, erfuhr unter vielen andern Hans Schildberger aus München, der zuerſt Bajazets, dann Tamerlans Sklave, endlich Kamerdiener des Herzogs Albrecht von Bayern war.

Hans Schildberger ward im Jahre 1379 zu München geboren. Als ein Knabe von fünfzehn Jahren ging er mit dem bayeriſchen Ritter Leonhard Reichertinger zu des Königs Sigmund von Ungarn Kriegsheer, und zog gegen die Türken, welche unter Bajazets Anführung tief in Ungarn eingedrungen waren. In der unglüklichen Schlacht bei Nicopolis ward ſein Herr nebſt mehreren bayeriſchen Rittern erſchlagen. Schildberger ſelbſt gerieth in große Todesgefahr, da er ſeinem Ritter für das unter ihm getödtete Pferd ein anderes brachte. Das Leben konnte er zwar retten, aber nicht die Freiheit. Nach der Schlacht wurden die Gefangenen, über zehn tauſend an der Zahl vorgeführt, und mit der kälteſten Grauſamkeit zum gröͤßten Theile niedergemacht. Nur Wenige hatten der Erſchöpfung der Henker ihre Erhaltung zu danken. Unter dieſen war Schildberger, den Bajazets Sohn zu ſich nahm. Als Tamerlan der Ueberwinder Bajazets wurde, verwechſelte Schildberger zwar den Herrn, aber nicht die Sklaverei. Zwei und dreißig lange Jahre brachte er in der türkiſchen Gefangenſchaft zu. Erſt nach Bajazets Tode konnte er ihr entrinnen, und kam im Jahr 1427 in ſeiner geliebten Vaterſtadt an. Der Herzog Albrecht nahm hn als Kammerdiener auf, und verpflegte ihn bis zu ſeinem Tode.

Schildberger hat ſeine Geſchichte ſelbſt geſchrieben. Sie trägt alle Spuren des damaligen Zeitgeſchmaks, und ſtrozt daher von abentheuerlichen Mährchen, enthält aber auch manche brauchbare hiſtoriſche Nachricht. Ungeachtet ſie viel geleſen, und daher öfter gedrukt ward, iſt ſie doch jezt ſo ſelten, als das Andenken ihres Verfaſſers, mit dem das Schikſal ſo wunderlich ſpielte.

Alte Kernſprüche in goldener Schale.

1. Der Menſchheit ſtilles Wohl gedeiht
   Allein durch weiſen Plan und edle Feſtigkeit.
2. Ein Nagel iſt die Sorg' zum lezten ſchmalen Haus,
   Doch jeder Wiz zieht einen wieder aus.
3. Der Tod ſchont nicht Alter, nicht Geſchlecht,
   Es fällt der Herrſcher, wie der Knecht.
4. Folgſt du der Tugend Gebot, ſteil geht's hinan das Gebirge:
   Folgſt du dem Laſter, geſchwind geht's in den Abgrund hinab.
5. Lieber einen Eſel, der mich trägt,
   Als ein Pferd, das abwirft oder ſchlägt.
6. Ein Hemd am Schluß des Jahrs gewinnt,
   Wer zanzig Fäden täglich ſpinnt.
7. Ein Geiziger iſt wie ein Pferd,
   Das Wein führt und ſich von Waſſer nährt.
8. Wenn dich wahre Freunde ſtoßen mit den Füßen,
   Iſt es beſſer noch, als wenn dich falſche küſſen.
9. Meinen Eiden trauſt du nicht?
   Sicher ſchwörſt du falſche, Wicht!
10. Die Jugend ſoll man lehren,
    Die Alten ehren;
    Die Weiſen fragen,
    Die Narren ertragen.
11. Wer allzeit hinterm Ofen ſizt,
    Nur Grillen fängt und Hölzlein ſpizt,
    Und fremde Länder nicht beſchaut,
    Der iſt ein Aff' in ſeiner Haut.
12. Gut verloren, nichts verloren,
    Muth verloren, was verloren,
    Ehr verloren, viel verloren,
    Seel verloren, Alles verloren. —

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 30. Den 26. Juli 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Heut' wollen wir davon reden,
Wie zu helfen bei Hagelſchäden.

Inhalt: Ueber die Verſicherung der Hagelſchäden. — Empfehlenswerthe Methode einer guten Flachs-Bereitung. — Neues Verfahren zum Bleichen des Flachſes. — Geſchichte aus dem Hunger-Jahre 1816. — Ein Finke entdekt eine Mordthat. — Kinderſchrift Dr. Martin Luthers an ſein liebes Söhnlein, Hänschen.

Ueber die Verſicherung der Hagel-Schäden.

(Von J. von Utzſchneider.)

Wenn die Kraft der bayeriſchen Nation auf dem Wohlſtande des Akerbau treibenden Landmannes ganz vorzüglich gegründet iſt, ſo kann es nur Pflicht der Staats-Regierung und jedes einzelnen Staats-Bürgers ſeyn, alles dasjenige ins Auge zu faſſen, was dieſen Wohlſtand befördern, und was denſelben ſchwächen und vernichten kann.

Was zur Beförderung des bayeriſchen Akerbaues beitragen kann, habe ich bereits auf dem Landtage vom Jahre 1825 in einem Antrage an die Kammer der Abgeordneten zu entwikeln geſucht. — Heute will ich nur einen der Unglüksfälle berühren, welcher ſehr oft geeignet iſt, den Wohlſtand auch des fleißigſten Landmannes in wenigen Minuten zu vernichten.

Niemand unter uns wird behaupten, daß die Hagelſchäden nicht eines der drükendſten Uebel ſind, die einen Landmann treffen können. Wir arbeiten im Herbſte, im Winter, und im Frühjahre, um unſere Aeker zu düngen, zu pflügen und mit der Saat zu beſtellen, und — verlieren dann in einem Einzigen gewitterreichen Sommertage Alles, was der arbeitſame Landmann mit Recht von der Ernte erwarten kann. Wir verlieren durch einen Hagelſchlag Alles, wovon wir unſer Leben und die Exiſtenz des zur Haushaltung und Landwirthſchaft unentbehrlichſten Viehſtandes erhalten, wovon wir die Abgaben an den Staat entrichten, und andere Gemeinde- und Familien-Bedürfniße deken ſollen. — Alles, was wir für ein ganzes Jahr bedürfen, iſt in einigen Minuten durch denn Hagel vernichtet.

Ich bewundere den Muth des Landmannes, der bei einem ſo widrigen Ereigniße demohngeachtet ſich aufrecht erhält, — den beinahe unentbehrlichen Lebens-Genuß ſich verſagt, und ſich nicht abſchreken läßt, ſeine Aeker wiederholt mit immer gleichem Fleiße anzubauen, um vielleicht auch in einem nächſt — darauf folgenden Jahre ein ähnliches Unglük zu erleiden.

Wie viele der fleißigſten Landleute unterliegen aber nicht auch bei einem ſo widrigen, öfters wiederkehrenden Schikſale, von welchem der Staatsdiener, der Gewerbsmann, der Rentirer, der Gelehrte, und Künſtler nichts weiß.

Iſt ein Menſchenfreund, ein vaterländiſch geſinnter Mann, eine Staatsregierung nicht verpflichtet, darüber nachzudenken, ob und wie es möglich ſey, die Beſchädigungen, welche der Akerbau treibende Landmann aus dem Hagelſchlage erleidet, auf eine ſolche Weiſe auszugleichen, daß jeder Beſchädigte ſeine Landwirthſchaft gleichförmig fortzuführen im Stande geſezt bleibe?

Wenn wir in Bayern es dahin gebracht haben, die Beſchädigungen, welche aus dem Abbrennen unſerer Häuſer hervorgehen, durch die Brand-Aſſekuranz-Anſtalt auszugleichen, ſo wird eine Aſſekuranz Anſtalt gegen die Hagelſchäden wohl auch bei uns emporkommen können, um ſo mehr, als in unſerm definitiven Grundſteuer-Kataſter ſchon alles dasjenige berechnet nnd beſtimmt iſt, was zur Begründung einer Hagel Aſſekuranz erforderlich iſt. — Dieſes unſer definitives Grundſteuer-Kataſter gibt legalen Aufſchluß über die Fläche und Bonität jedes einzelnen Grundſtükes, ſo wie über die Zehent- und grundherrlichen Rechte, welche darauf laſten.

Um einen deutlichen Begriff in die Entwiklung dieſer Aufgabe zu bringen, ſcheint mir nöthig zu ſeyn, folgende Fragen zu beantworten:

Digitized by Google

I. Wer kann der Geſellſchaft zur Verſicherung der Hagelſchäden beitreten?

II. Mit welchen Grundſtüken kann jeder Landmann derſelben beitreten?

III. Wer und in welchem Verhältniße trägt jeder Theilnehmende zur Ausgleichung des Hagelſchadens bei?

IV. Wer bekömmt einen Erſaz für Hagelſchäden, von welchen Grundſtüken, von welchen Früchten, nach welcher Taxirung?

V. Sollen auch andere Beſchädigungen des Grundbeſizers welche durch ungünſtige Witterung, Fröſte und andere Unglüksfälle veranlaßt werden, in die Aſſekuranz aufgenommen, oder auf was immer für eine Weiſe damit verbunden werden?

VI. Zu welcher Zeit ſollen die Hagelſchäden abgeſchäzt werden?

VII. Wer ſoll die Koſten der Abſchäzung der Hagelſchäden tragen?

VIII. Wann ſoll der Erſaz für die Hagelbeſchädigung an die Betheiligten gemacht werden?

IX. Welche Verwaltung ſoll bei einer ſolchen Hagel-Verſicherungs-Anſtalt Statt haben?

X. Wann ſoll dieſe Hagel-Aſſekuranz in Gang geſezt werden? — ſollen auch Ausländer derſelben beitreten können?

Ad I. Wer kann der Geſellſchaft zur Verſicherung der Hagelſchäden beitreten?

Jeder Grundbeſizer, — ſein Grundbeſiz mag groß oder klein ſeyn, und auch nur in einer Zehent- oder Grundrente beſtehen, — muß an dieſer Geſellſchaft Theil nehmen können. Es iſt wünſchenswerth, daß Alle diejenigen, — welche was immer für einen Grundbeſiz haben, und was immer für eine Rente daraus beziehen, — ihre Früchte und Renten gegen Hagelſchlag ſich gegenſeitig verſichern. Je größer die Zahl derjenigen iſt, welche die Schäden aus dem Hagelſchlage unter ſich vertheilen, deſto wohlthätiger wird die Anſtalt, deſto feſter ſteht die Geſellſchaft, deſto weniger werden die Hagelſchäden gefühlt, deſto leichter wird der Schaden getragen.

Ad II. Mit welchen Grundſtüken kann jeder Landmann dieſer Geſellſchaft beitreten?

Es wird ſchwerlich ein Grund angegeben werden können, warum er nicht mit allen denjenigen Grundſtüken ſollte beitreten können, welche vom Hagelſchlage auf was immer für eine Weiſe eine Beſchädigung erleiden dürften — Gärten, Weinberge, Hopfenanlagen, Aeker, mit Getreidfrüchten und mit Handelsgewächſen angebaut — Kleefelder, Wieſen, ſogar Holzgründe, können vom Hagelſchlage mehr oder weniger beſchädigt werden.

Der ganze Grundbeſiz, ſo wie er für den Landmann, den Grund und Zehent-Herrn rc. im Grundſteuerkataſter von Grundſtük zu Grundſtük bezeichnet iſt, ſoll an der Hagel-Aſſekuranz Theil nehmen können. Es iſt alsdann nicht nöthig, hierüber ein eigenes Kataſter anzulegen.

Ad III. Wer, und im welchem Verhältniße trägt jeder Theilnehmende zur Ausgleichung des Hagelſchadens bei?

Alle, welche ihren Grundbeſiz gegen Hagelſchäden aſſekuriren laſſen, müßen auch zur Ausgleichung derjenigen Hagelſchäden, welche andere erlitten haben, beitragen und zwar nach der Fläche und nach der Bonität der in die Hagel-Aſſekuranz aufgenommenen Grundſtüke, alſo im Verhältniße des definitiven Grundſteuerguldens, und zwar aus denſelben Gründen, nach welchen dieſe definitive Grundſteuer repartirt iſt.

Ad IV. Wer bekommt einen Erſaz für Hagelſchäden, von welchen Grundſtüken, von welchen Früchten, nach welcher Taxirung?

Erſaz für erlittenen Hagelſchaden muß jeder Grundbeſizer erhalten, welcher ſich zur rechten Zeit erklärt hat, an der Hagel-Aſſekuranz Theil nehmen zu wollen. Der Schaden, den der Hagel auf den aſſekurirten Grundſtüken und an den auf denſelben angebauten Getreidfrüchten und andern angepflanzten Handelsgewächſen verurſacht hat, wird durch unpartheiſche, geſchäftkundige Schäzmänner erhoben, und nach dem in demſelben Jahre in der Umgegend bekannten Geldpreiſe ausgemittelt.

Dieſer gerichtlich und eidlich ausgemittelte Geldwerth für alle in einem Landgerichtsbezirke, in einem Kreiſe, oder auch im ganzen Königreiche in einem Jahre Statt gefundenen Hagelſchäden wird auf alle diejenigen umgelegt, welche der Hagel-

Aſſekuranz beigetreten ſind; ſelbſt dem wirklich durch Hagel in dieſem Jahre beſchädigten Landmanne muß ſeine Beitrags-Quote angerechnet und von der Erſazſumme abgezogen werden.

Der Erſaz des auf obige Weiſe ausgemittelten Schadens dürfte, wo es thunlich iſt, in natura, bei großen Entfernungen aber in Geld geleiſtet werden.

Wenn demnach alle Grundbeſizer des Königreiches ſich gegenſeitig die Hagelſchäden aſſekuriren, ſo kann der Beitrag für ſolche Beſchädigungen, ein Jahr in das andere gerechnet, nicht groß ſeyn.

An dieſer Hagel-Aſſekuranz ſollen auch die Zehent- und Grundherrn für ihre Renten Theil nehmen können, indem alsdann auch dieſen ihre Renten aus Grund und Boden geſichert bleiben; auch der Staat ſollte mit ſeinem Grundbeſize, ſeinen grund- und zehentherrlichen Renten demſelben beitreten, weil es in dieſem Falle nicht mehr nothwendig ſeyn würde, Nachläſſe wegen Hagelbeſchädigungen zu bewilligen.

Ad V. Sollen auch andere Beſchädigungen des Grundbeſizers, welche durch ungünſtige Witterung, Fröſte und andere Unglücksfälle veranlaßt werden, in die Hagelaſſekuranz aufgenommen, oder auf was immer für eine Weiſe damit verbunden werden?

Eine ſolche allgemeine Schaden-Ausgleichung dürfte in der Ausführung mit unabſehbaren Schwierigkeiten verbunden ſeyn. Es ſcheint nicht räthlich zu ſeyn, Mißwachs, Schaden wegen ungünſtiger Witterung ꝛc. gegenſeitig zu aſſekuriren; ſolche Beſchädigungen, wenn ſie einmal in einem Jahre ſich zeigen, ſind gewöhnlich zu gleicher Zeit über ganze Provinzen verbreitet, ſo, daß die meiſten Grundbeſizer Erſaz aus ſolchen Beſchädigungs Urſachen anſprechen dürften. Dadurch, daß in ſolchen Fällen beinahe alle Grundbeſizer leiden, findet ſchon größtentheils eine Ausgleichung Statt. Die Intelligenz des Landmannes, und ſein Fleiß kann ſolche Beſchädigungen manchmal minder drükend machen; es würde alſo nicht wohl gethan ſeyn, den minder Verſtändigen und minder Fleißigen, eine größere Hülfe zu leiſten, als dem Erſtern, der ſich, ſo viel möglich, ſelbſt zu helfen ſucht.

Ad. VI. Zu welcher Zeit ſollen die Hagelſchäden abgeſchäzt werden?

Jeder durch Hagel beſchädigte Grundbeſizer ſoll ſeinen Schaden längſtens acht Tage nach dem Hagelſchlage bei der einſchlägigen Polizeybehörde anzeigen; die Abſchäzung des Schadens kann aber erſt unmittelbar vor der Ernte vorgenommen werden, weil einige Früchte auch nach dem Hagelſchlage ſich oft noch bedeutend erholen.

Der Erſaz des Hagelſchadens kann nur von einem und zwar von dem Jahre Statt haben, in welchem der Hagelſchlag den Schaden wirklich verurſachte. Es gibt wohl Fälle, wo die Beſchädigung aus dem Hagelſchlage auf mehrer Jahre hinaus wirkt, wie z. B. bei Weinbergen und andern Anlagen, auch bei Waldungen ꝛc. Allein eine Vergütung des Schadens in den nächſtfolgenden Jahren kann nicht Statt haben; es dürfte zwekmäßiger ſeyn, den Schaden in dem erſten Jahre zwekmäßig abzuſchäzen, und in Anſaz zu bringen.

Ad VII. Wer ſoll die Koſten der Abſchäzung der Hagelſchäden tragen?

Die Koſten können bei kluger und wirthſchaftlicher Anordnung in jedem Landgerichtsbezirke nicht groß ſeyn. Der Staatskaſſe dürfen ſie nicht aufgebürdet werden. Der durch den Hagelſchlag beſchädigte Landmann kann ſie nicht tragen, weil er als bereits beſchädigt, nicht im Stande iſt, einen ſolchen Erſaz zu machen; dieſe Koſten können nur aus den Hagel-Aſſekuranz-Beiträgen gedekt werden, ſie bilden einen Beiſchlag zur Beſchädigungs-Summe, und werden mit dieſer auf die ganze Geſellſchaft vertheilt, und zu gleicher Zeit erhoben.

Ad VIII. Wann ſoll der Erſaz für die Hagelbeſchädigung an die Betheiligten gemacht werden?

Es iſt zu wünſchen, daß die vom Hagel Beſchädigten, ſobald nur immer möglich iſt, den ihnen gebührenden Aſſekuranz-Beitrag erhalten. Wenn alle Grund- und Grundrenten-Beſizer des Königreiches an der Hagel-Aſſekuranz Theil nehmen, ſo daß ſie eine Staatsanſtalt wird, ſo kann die Summe für den jährlichen Hagelſchaden, durch die einſchäglgen Rentämter neben der Grundſteuer erhoben, und ohne Zögerung an die durch Hagel Beſchädigten hinaus bezahlt werden. Sollte die Erhebung dieſer Summe durch das ganze

Digitized by Google

Königreich nicht gleich möglich ſeyn, ſo würde es auf die Landwirthſchaft einen wohltbätigen Einfluß haben, wenn das Staats Miniſterium der Finanzen Vorſchüße aus ſeinem Veriags Kapitale für dieſen Zwek machen dürfte. Dieſe Vorſchüße könnten immer in wenigen Monaten der Staatskaſſe wieder durch die Rentämter zufließen.

Ad IX. Welche Verwaltung ſoll bei einer ſolchen Hagel-Verſicherungs-Anſtalt Statt haben?

Eine eigene Verwaltung oder ſogenannte Aſſekuranz-Direktion wird nicht nöthig ſeyn, wenn an der Hagel-Verſicherungs Anſtalt alle Grund- und Grund-Rentenbeſizer im ganzen Königreiche Theil nehmen. Bei einer allgemeinen Theilnahme iſt es Sache der Staats-Regierung, den Vollzug der Hagel-Aſſekuranz, ſo wie dieſes bei der Brand-Aſſekuranz der Fall iſt, unter ihre unmittelbare Aufſicht zu nehmen. Eine Buchhaltung wird hinreichen, die Final Reſultate eines jeden Jahres in Bezug auf die Hagel Aſſekuranz zur Kenntniß des betheiligten Publikums zu bringen.

Ad X. Wann ſoll die Hagel-Aſſekuranz in Gang geſezt werden? Sollen auch Ausländer derſelben beitreten können?

So lange an der Hagel-Aſſekuranz Anſtalt nur wenige Gutsbeſizer Theil nehmen, iſt es nicht räthlich die Aſſekuranz ins Leben treten zu laſſen, denn wenn unter dieſen wenigen Theilnehmern die meiſten vom Hagel beſchädigt würden, ſo wären alsdann die Nichtbeſchädigten, deren in dieſem Falle nun eine geringe Anzahl ſeyn würde, nicht mehr im Stande den Erſaz zu leiſten, ohne dadurch ſelbſt in ihrem Wohlſtande ſehr zurük geſezt zu werden. Die Zahl der Theilnehmer muß demnach ziemlich groß ſeyn, wenn die Hagel-Aſſekuranz von wohlthätiger Wirkung ſeyn ſoll. Sobald die Einwohner eines ganzen Kreiſes, — über die Vortheile der Hagel Verſicherungs Anſtalt unterrichtet, — ſich zum Beitritte erklärt haben, iſt kein Grund mehr vorhanden, warum die wohlthätigen Folgen dieſer Aſſekuranz den Beſchädigten durch wirklichen Vollzug vorenthalten werden ſollen.

Es wäre wünſchenswerth, wenn auch Ausländer an der Hagel Aſſekuranz Theil nehmen könnten. Die Beiträge zur Dekung des Schadens würden von mehreren geleiſtet, und würden dadurch weniger fühlbar. Allein nachdem obige Hagel-Verſicherungs Anſtalt das bayeriſche Grundſteuer-Kataſter, welches auf den Grundbeſiz im Auslande noch zur Zeit nicht anwendbar iſt, zur Grundlage hat, ſo werden Ausländer mit ihrem auswärtigen Grundbeſize auch zur Zeit nicht angenommen werden können.

Obiger Entwurf zur Verſicherung der Hagelſchäden verdiente einer weitläufigeren Ausführung, allein dieſes muß ich einem fähigeren Manne, der hiezu mehr Fähigkeit und Zeit hat, überlaſſen. Dieſe Skizze entſtand gleich nach dem Hagelſchlage am 7ten September 1829 im Landgerichte Weilheim, während ich bei einem Flintglas-Schmelze zu Benediktbeuern einige freie Stunden hatte, um über das große Unglük der durch Hagelſchlag beſchädigten Familien nachzudenken.

Empfehlungswerthe Methode einer guten Flachsbereitung.

Nachſtehende Angabe einer verbeſſerten Flachsbereitung findet ſich in der landwirthſchaftl. Zeitung für Kurheſſen, und verdient gewiß alle Beachtung.

„Zu 6 Pfund guten baſtreichen Flachſes aus Rigaer Früh- oder hieſigen Herbſtlein, der auf dem Felde einen dichten Stand gehabt und nicht zu viel gelagert war, in der Röſte gut gerathen iſt, und ſich gut reinigen läßt, nehme ich, wenn er ſeine verſchiedenen Zubereitungsarten, das Plauen, Brechen und Schwingen bis zur groben Hechel überſtanden hat, ein Pfund Seife, welche klein geſchnitten, und in ſo viel Waſſer gethan wird, als nöthig iſt, den ganzen Flachs zu überſchwemmen. Dieſen ſelbſt pakt man in einen leinernen Sak, legt ihn in einen Keſſel, worin er beſchwert, und nachher mit dem Seifenwaſſer übergoſſen wird. Nachdem das Waſſer durchgezogen iſt, wird Feuer unter den Keſſel gemacht, und ſo muß es eine Stunde unter mehrmaligen Umdrehen des Saks, damit er nicht anbrenne, kochen. Hiernächſt nimmt man den Sak heraus, preßt das Seifenwaſſer aus und hängt den Sak 12 Stunden in

Digitized by Google

laulichtes Waſſer, damit die Seife ausziehet; alsdann wird der Flachs ausgerungen, getroknet und nachher auf der Doppelbreche behutſam übers brecht und hierauf auf der Mittelbechel und dann auf der feinen Nadelbechel klar gemacht.

Der ſo bearbeitete Flachs, welcher ganz dadurch von allen Scheben befreit wird, gibt das feinſte Spinngut, von dem man auf einem feinen Rade die Zahl Garn von 5040 Ellen (Kaſſeler) Faden ohne beſondere Mühe bis zu 3 Loth Gewicht ſpinnen kann.

Nach dieſer Bearbeitung des Flachſes erhält man zweierlei Sorten Werg (Hede). Die feinſte oder zweite Sorte habe ich durch einen Wollkammer kammen laſſen, wofür ich vom Pfund 8 Hlr. Kammlohn bezahlte, und ſpann daraus Garn, wovon die Zahl nur 6 Loth an Gewicht hatte, und woraus das ſchönſte 20er—22er Linnen gewebt wurde.

Die IſteSorte Werg, eben ſo behandelt, iſt dem Mittelflachſe völlig gleich zu ſtellen, und die einigermaßen geübte Spinnerin kann daraus noch immer 16r Garn ſpinnen.

Das alsdann übrig bleibende Werg wird als wirkliches Werg benuzt, doch ſoll auch dieſes durch beſondere Vorrichtungen der Baumwolle ſehr ähnlich gemacht werden können; ich werde damit erſt in dem nächſten Sommer Verſuche machen, und alsdann nicht ermangeln, das Reſultat mitzutheilen.

Dieſe Flachsbereitungs-Methode iſt die der Niederländer, und ich habe dieſelbe aus Erdmanns Abhandlung über landwirthſchaftliche Gewerbe entlehnt und praktiſch angewendet. — Unſtreitig würde, wenn die Spinner unſeres Vaterlandes ſich mehr mit beſſerer Bereitung des Flachſes beſchäftigten, ein feineres gleichförmiges Geſpinnſt zu erlangen trachteten, und die Leinenweberei dazu theilnehmend die Hand böte, ein ſehr bedeutender Mehrertrg aus dem Leinbaue zu erwarten ſeyn. — Alles will ſeine Zeit haben, und ſo hoffe ich, daß auch ſpäter, durch Beiſpiele belehrt, der Sinn dafür im größeren Publikum allgemeiner werden wird."

Crepon.

Neues Verfahren zum Bleichen des Flachſes.

Nach den Angaben von Emmert erhält Flachs oder Werg, auf nachſtehende Art bereitet, einen vollkommenen Seidenglanz und einen ſo hohen Grad von Weiße und Feinheit, daß ſie zur Verarbeitung in die feinſten Zeuge geeignet werden. Der zu bleichende Flachs oder das Werg wird zuerſt, um anhängende färbende und harzige Materien zu entfernen, mit einer verdünnten Pottaſchenlöſung gekocht und ausgewaſchen, dann in Waſſer gelegt, in welchem ſehr fein gepülverte friſch gebrannte Kohle von weichem Holze vertheilt iſt. Auf 6 — 7 Pfund Flachs ꝛc. braucht man nicht mehr als 1 Loth Kohlenpulver. Nach 24 Stunden, während welcher Zeit man oft umrührt, bringt man den Flachs ꝛc. in ein zweites Bad, welches noch weniger Kohle enthalten kann, als das erſte, und läßt ihn ſo lange liegen, bis er gehörig gebleicht iſt, was man nach dem Auswaſchen mit Seife erkennt; es ſind hierzu 2 bis 3 Tage hinreichend. Der mit Kohle durchdrungene Flachs ꝛc. wird dann noch feucht einige Tage lang auf eine Wieſe ausgebreitet, dann in Waſſer geſpült, mit Seife und heißem Waſſer gewaſchen und an der Luft getroknet. Die Feſtigkeit der Faſer leidet bei dieſer Behandlung nicht. Der Glanz der Faſer wird noch mehr vermehrt, wenn man den Flachs ꝛc. vor dem Auswaſchen der Kohle 8 Stunden lang in ein ſehr ſchwach mit Schwefelſäure angeſäuertes Waſſer legt; hierbei kann aber die Stärke der Faſer etwas leiden.

Eine Geſchichte aus dem Hunger-Jahre 1816.

Wenn der geneigte Leſer in dieſem Jahre 1830 am Sonntage hinter ſeiner vollen Schüſſel voll kräftiger Klöße ſizt, ſich's wohl ſeyn läßt, und an ſeinen roth- und bausbäkigen Kindern, die luſtig mit am Tiſche ſizen, ſeine Freude hat, ſo denkt er kaum mehr, wie's ihm im Jahre 1816 und 17 zu Muthe war. Damit er's aber nicht ganz vergißt, ſo will ich ihm ein Geſchichtlein erzählen aus Schwaben. Mancher iſt wohl auf ſeiner

Digitized by Google

Wanderſchaft dort geweſen in Augsburg, Ulm, Canſtadt oder Stuttgart, und hat dort dieſen Garten Gottes voll Frucht und Wein beſchaut, ſein Schöpplein Elfer getrunken, ſeine Flädlein, ein Gansbriſchtle, oder einen Teller voll Schwedenknöpflein dazu gegeſſen, und gedacht: da iſt's faſt beſſer, als zu Haus. Aber wenn er wieder umgekehrt iſt aus Italien oder Frankreich, und kam Anno 1816 wieder durch, da weiß er auch, wie's ausſah. Die Weinberge ohne Trauben, die Aeker ohne Halme, in den Dörfern ſo ſtill und ſo traurig, die Leute ſo bleich und ſo müde; da hat's ihm weh gethan, daß der ſchöne Garten ſo verwildert war und ſo ganz anders. Da ſchritt er rüſtig zu, um nur den Jammer nicht mehr mit anzuſehen. Als er aber in die Heimath nach Sachſen oder Thüringen kam, da war's eben ſo. Nun, in dieſem ſchweren Jahre theilte dort eine mildthätige Edelfrau täglich Speiſe an die bleichen, halbverhungerten Armen aus, und eben, als ſie einem Kinde ein paar kleine Semmeln gibt, ſieht ſie ein altes Mütterlein beiſeit ſtehen und bitterlich weinen. Da geht die Edelfrau zu ihr, und fragt freundlich: Was weint Ihr, Alte? „Ach — ſagt dieſe — wie ich Euch die Semmel vertheilen ſah, da fiel mir ein, was ich heute morgen gethan habe, worüber ich mein Lebtag nimmer ruhig werde. Denn ſieht Sie, gnädige Frau, mein ſeliger Mann war immer ſo gar gut mit mir; wir haben uns im Leben kein bös Wörtlein gegeben. Und ging er über Feld, bracht' er mir immer was mit; ein Paar ſchöne Birnen, ein paar Trauben oder einen Weken. So lebten wir 30 Jahre zuſammen. Einmal kömmt er vom Jahrmarkt, klagt gleich über Schmerzen im Leib, legt ſich ins Bett und ſteht nimmer auf; in 8 Tagen ging ich als Wittwe beim Sarg hinterdrein. Wie ich nun wieder ein Bischen ruhiger bin, da will ich ſeinen Rok, der noch vom Jahrmarkt dort hängt, aufheben, und fühl' was Hartes in der Taſche, greif' hinein, da find' ich einen gelben Jahrmarktsweken, den er mir mitgebracht und im erſten Schmerz vergeſſen hatte. Da dacht ich: Du guter Niklas, den Weken will ich Dir zu Ehren aufheben, ſo lang' ich leb', und wenn ich geſtorben bin, ſollen Sie mir ihn mit in den Sarg legen. Seit 10 Jahren hab ich ihn aufgehoben, und heut morgen hab' ich ihn vor großem Hunger doch gegeſſen,“ und dazu weinte die Frau wieder, als wollt' ihr das Herz zerbrechen, und die Edelfrau wiſchte ſich auch die Augen.

Ein Finke entdekt eine Mordthat.

Anna Maria B...n, eine arme Waiſe, ein junges, hübſches Mädchen von 18 Jahren, diente bei dem Kaufmann B... in J...g im Lit—ſchen. Ihre Brodherrſchaft war ſowohl ihres Fleißes, ihrer Folgſamkeit und Treue, als auch ihrer ſittlichen Aufführung wegen, ſehr mit ihr zufrieden. Ihre ſchlanke Geſtalt, ihre Jugendblüthe und die Anmuth, die ihre jungfräuliche Schüchternheit über ihr ganzes Weſen verbreiteten, zogen ihr zwar manche Anfechtungen von Seiten der Lüſtlinge höherer und niederer Stände zu, aber alle Verſuche, ſie von der Bahn der Unſchuld und Tugend zu verloken, ſcheiterten an ihrer Sittſamkeit.

Sie hatte eine Schlafkammer im Hintergebäude der Wohnung ihrer Brodherrſchaft. Eines Morgens ſtellte ſie ſich nicht zu der gewöhnlichen Zeit ein; da ſie auch nicht auf den wiederholten Ruf ihres Vornamens erſchien, ſo glaubte die Gattin des Kaufmanns B..., ſie ſey vielleicht in der Nacht ſo erkrankt, daß ſie ihr Bett hüten müſſe. Sie ging alſo voll Beſorgniß und in der menſchenfreundlichen Abſicht, dem Mädchen Hülfe zu leiſten, nach deren Schlafkammer. Welch ein Anblik des Entſezens! Sie fand das Mädchen, mit Blut beflekt, todt in ihrem Bette. Ein lauter Schrei des Schrekens rief die übrigen Hausgenoſſen herbei. Die Unglükliche war meuchelmörderiſch erſchlagen worden.

Die Nachricht von dieſem Morde verbreitete ſich ſogleich durch die ganze Stadt und erregte bei Allen, die das hübſche, unbeſcholtene Mädchen gekannt hatten, eine ſchmerzhafte Theilnahme.

Der Kaufman B... machte augenbliklich der obrigkeitlichen Behörde davon Anzeige. Dieſe veranlaßte ſogleich eine genaue Unterſuchung über dieſen ſchauderhaften Vorfall, um den Thäter auszumitteln, und die Leiche wurde vorſchrifts-

mäßig obducirt. Bei der Obduction ergab es ſich, daß die Unglükliche durch einen Schlag mit einem ſtumpfen Werkzeuge auf den Hinterkopf ermordet worden ſey.

Die Vernehmung aller Bewohner in dem Hauſe des Kaufmanns B... und aller derjenigen, mit welchen die Gemordete in näherer Bekanntſchaft geſtanden hatte, gab aber dem Criminal-Richter nicht den mindeſten Aufſchluß, wer wohl der Verbrecher geweſen ſeyn möchte; habſüchtige Abſichten konnten indeß, aller Wahrſcheinlichkeit nach, dabei nicht zum Grunde gelegen haben, da das Mädchen nichts als einige werthloſe Wäſche, Kleidungsſtüke und ein Paar Thaler erſparten Lohns beſaß, alles dies aber unberührt geblieben war; es ſey denn, daß der Mörder, vor dem Raube, durch irgend ein ihm Gefahr drohendes Geräuſch geſtört und flüchtig geworden ſey, wovon man bei Criminalunterſuchungen vielfache Erfahrungen gemacht hat.

Unter dieſen Umſtänden wurde die Mordthat von Seiten des Criminalgerichts in den Zeitungen zur Kenntniß des Publikums gebracht, und demjenigen eine anſehnliche Belohnung zugeſichert, der den Thäter dergeſtalt anzeigen könnte, daß wider ihn eine Unterſuchung verhängt, er überwieſen und nach Vorſchrift der Geſeze beſtraft werden könnte.

Aber auch dieſer lezte Verſuch, das Verbrechen zu entdeken, war ohne Erfolg. Niemand meldete ſich, und es waren mittlerweile ſechs Wochen verſtrichen.

Nicht weit von dem Hauſe, wo die Mordthat verübt worden war, wohnte ein Bäker. Dieſer hatte einen neunjährigen Sohn, der einen Finken ſehr zahm gemacht hatte, ſo daß er ihm, auf ſeinen Ruf, auf die Hand oder Schulter flog, und da er an den Flügeln etwas beſchnitten war, in dem Zimmer frei umher flattern durfte.

Der Knabe ſpielte einſt mit dieſem Vogel, fütterte ihn aus ſeinem Munde und ließ ihn von der einen Hand zur andern flattern. Ein Bekannter ſeines Vaters, der dieſen beſuchen wollte, öffnete in dieſem Momente die Thüre; der Vogel, durch dieſe fremde Erſcheinung verſchüchtert, verließ die Hand des Knaben und flog zum Zimmer hinaus. Dieſer eilte ihm nach, um ihn wieder zu erhaſchen. Vergebens, der ſcheugemachte Vogel entſchlüpfte ihm immer wieder, wenn er ihn gefaßt zu haben glaubte, doch war er an den Flügeln zu ſehr geſtuzt, um ſich hoch in die Luft ſchwingen und das Freie gewinnen zu können. Der Knabe behielt ihn immer im Auge. So verfolgte er den Finken von einer Gaſſe zur andern, bis das Vögelchen ſich endlich, um ſich vor ſeinem Verfolger zu retten, in das Loch einer äußern Mauer eines kleinen Hauſes flüchtete, das durch das Herausfallen eines Mauerſteines entſtanden wär.

Jezt verſuchte es der Knabe, den Finken aus ſeinem Schlupfwinkel hervorzuziehen. Er kletterte mühſam bis zu der Maueröffnung hinan und griff mit der Hand in das Loch, um ſeinen Flüchtling zu erhaſchen, faßte aber ſtatt ſeiner einen Hammer und fing endlich auch den Vogel.

Mit doppelter Beute beladen, kehrte er freudig in die väterliche Wohnung zurük. Er erzählte ſeinen Eltern, auf welche Art er wieder zu dem Beſize ſeines Finken gekommen ſey, und zeigte ihnen zugleich den gefundenen Hammer.

Der Vater beſah ihn genauer, erkannte ihn für einen, deſſen ſich die Maurer bei ihrer Arbeit zu bedienen pflegen, und entdekte daran Spuren von Blut.

Dieß machte ihn ſtuzig. Durch eine plözliche, ihm ſelbſt nicht erklärbare Ideenverbindung erinnerte er ſich an das ermordete Mädchen, und daß ſie durch ein ſtumpfes Werkzeug getödtet worden ſey. Darüber noch grübelnd, trat ein Soldat des dort im Standquartier liegenden Dragoner-Regiments in den Laden, um ſich eine Semmel zu kaufen. Der Bäker zeigte ihm den Hammer mit den Worten: „Den hat ſo eben mein Gottlieb gefunden."

Der Soldat betrachtete ihn genauer und ſagte dann: der gehört ja meinem Kameraden, dem Dragoner S..., der die Maurerprofeſſion erlernt hat.

So! ſagte der Bäker, der ſich mit vieler Geiſtesgegenwart zu faſſen wußte: Das iſt mir lieb. Ich werde ihn wieder an ihn zurük geben.

Der Soldat, nichts Arges wähnend,

entfernte ſich, und der Bäker hatte nichts Eiliges zu thun, als den Hammer, mit der Anzeige, wie er dazu gekommen, und was er über deſſen Beſizer erfahren, ſeiner obrigkeitlichen Behörde zu übergeben. Dieſe überſandte ihn unvorzüglich mit der Anzeige des Bäkers und den verhandelten Unterſuchungsakten über den Mord der Anna Maria B...n, an die Regimentsgerichte.

Der angebliche Eigenthümer des Hammers wurde verhaftet und im dem erſten Verhöre befragte man ihn: ob er dieſen Hammer für den ſeinigen erkenne?

Kaum wrde er ſolchen, noch mit Blut beflekt, gewahr, ſo ergriff ihn ein Zittern, als durchſchauere alle ſeine Glieder der heftigſte Fieberfroſt.

Ja, er gehört mir! ſtammelte er, und ſezte dann im Tonne der Verzweiflung hinzu: Ich will Alles geſtehen!

Er bekannte ſich nun zu der ſcheußlichen Mordthat. Lange hatte er ſich um die Gunſt des Mädchens beworben, ſie hatte ihn aber immer ernſt und kalt behandelt und ihm gedroht, wenn er ſie noch ferner verfolgte, ſich deshalb bei dem Regiments-Commandanten zu beſchweren. Gleich darauf bekam er auf deſſen Befehl, wegen eines Dienſtvergehens, eine ſtrenge Züchtigung; er bildete ſich fälſchlich ein, daß ſie zu hart geweſen und dieß deshalb geſchehen wäre, weil das Mädchen ihre Drohung wahr gemacht hätte. Seine rohe Liebe verwandelte ſich nun in Rache, hierzu kam noch Eiferſucht, denn er ſtand in dem Wahne, daß das Mädchen einen Andern mit günſtigern Augen anſähe, und er beging die blutige That.

Er büßte ſie, nach dem Ausſpruche des höchſten Orts beſtätigten Kriegsgerichts, auf dem Hochgerichte mit dem Leben.

Kinderſchrift Dr. Martin Luthers an ſein liebes Söhnlein, Hänschen.

Gnade und Friede in Chriſto. Mein herzliebes Söhnchen, ich ſehe gern, daß Du wohl lerneſt und fleißig beteſt. Thue alſo mein Söhnchen und fahre fort; wenn ich heim komme, ſo will ich Dir einen ſchönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübſchen luſtigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röklein an, und leſen ſchöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirſchen, Spillinge und Pflaumen, ſingen, ſpringen und ſind fröhlich, haben auch ſchöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und ſilbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, deß der Garten iſt, weß die Kinder wären? Da ſprach er: Es ſind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm ſind.

Da ſprach ich: lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möcht' er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch ſchöne Aepfel und Birnen eſſen möchte, und ſolche feine Pferdlein reiten, und mit dieſen Kindern ſpielen? Da ſprach der Mann: wenn er gern betet, lernet und from iſt, ſo ſoll er auch in den Garten kommen, Lippus (Philippus) und Joſt auch, und wenn ſie alle zuſammen kommen, ſo werden ſie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenſpiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüſten ſchießen.

Und er zeigte mir dort eine feine Wieſe im Garten, zum Tanzen zugerichtet; da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine ſilberne Armbrüſte: aber es war noch früh, daß die Kinder noch nicht gegeſſen hatten, darum konnte ich das Tanzen nicht erharren. Und ich ſprach zu dem Mann: ach lieber Herr, ich will ſtugs hingehen, das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen ſchreiben, daß er ja fleißig bete, lerne und fromm ſey, auf daß er auch in dieſen Garten komme, aber er hat eine Muhme Lene, die muß er mitbringen. Da ſprach der Mann: es ſoll ja ſeyn, gehe hin, und ſchreibe ihm alſo.

Darum liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete ja getroſt, und ſage es auch Lippus und Joſten ꝛc.

Dein lieber Vater
Martinus Luther.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 31. Den 2. Auguſt 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Den Bau des Klees in Winterſaat
Der Landwirth zu bedenken hat.

Inhalt: Ueber Kleebau unter Winterkorn. — Empfehlung des Chlorkalks zur Vertreibung übler Gerüche und ſchädlicher Ausdünſtungen. — Das Paganini-Feſt in Tegernſee. — Mons de la Cro'x. — Die Ausserordentlichen. Mäuſe- Kröten- und Ameiſenregen.

Ueber Kleebau unter Winterkorn.

In den lezten troknen Jahren lief der unter Sommerfrucht ausgeſäete Klee, vorzüglich auf den Rüken der Akerſtüke, nicht überall gehörig auf.

Hierdurch ſind manche Landwirthe bewogen worden, ihn unter Winterfrüchte auszuſtreuen. Man ſchadet ſich hierdurch an der Klee-Ernte ſehr.

Vielfache Erfahrungen lehren, daß der unter Winterkorn geſäete Klee zwar im erſten Herbſte ſchon eine ziemliche Ernte gibt, dafür aber im zweiten Schnitte des eigentlichen Ertragsjahres ſehr zurükbleibt, viele leere Pläze hat, die alsdann vergraſen und verqueken, und gern durch Frühjahrsfröſte leidet, die überhaupt dem alten Klee am gefährlichſten ſind.

Auch nimmt, vorzüglich in graswüchſigen Boden, die Queke unter dem in Roggen geſäeten Klee leicht überhand, weil das Land die ſo wohlthätige Frühjahrskultur entbehren muß. Am wenigſten möchte ich rathen, Klee unter Waizen zu ſäen, da dieſer ohnehin gern unreines Land hinterläßt.

Sehr leicht kann man ſich ja das Aufgehen des Klee's unter Sommerkorn ſichern.

Man egge doch nur das dazu beſtimmte Land gleich nach dem Wenden im Frühjahre, wenigſtens auf den Rüken der Stüke; hierdurch wird die Winterfeuchtigkeit im Lande erhalten, und der Klee wird, in die friſche Furche geſäet, gewiß gut aufgehen. Unerläßlich zu guten Klee-Ernten iſt aber auch, daß er noch Kräfte im Lande finden muß, weshalb die Ausſaat unter Gerſte wohl die beſte bleibt.

Ihn unter Hafer auf ausgetragenes Land zu bringen, iſt immer fehlerhaft und verderblich für den Aker.

Im erſten Herbſte will der Klee geſchont ſeyn. Das Abhüten, namentlich mit Hornvieh, weniger mit Schafen, iſt wohl zuläſſig. Die Senſe ſchadet aber ganz ungemein.

Finden ſich viele Mäuſe im Herbſte in dem jungen Klee, ſo laſſe man ihn ſtark mit Schafen hüten; dieſe treten die Gänge und Löcher der Mäuſe zu, und das Land feſt.

Unter gleichen Umſtänden wird ſich indeſſen Jeder, dem es um reiche Klee-Ernten und reines Land zu thun iſt, durch eigene Verſuche von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugen.

Anmerkung. Die Anſichten einiger praktiſchen Landwirthe über die Annahmen in vorſtehender kleinen Abhandlung mögen zur weitern Förderung der guten Sache in Nachſtehendem eine Stelle finden.

Von vorne herein wird dem ungenannten Hrn. Verfaſſer zugegeben, daß er in manchen Stüken nicht ganz Unrecht habe; keineswegs aber nachgegeben, daß ſeine Behauptung hinſichtlich alleiniger Räthlichkeit: „den Klee nur unter Sommergetreide zu ſäen," auf allgemeine Gültigkeit Anſpruch zu machen habe, indem dies wie der Nuzen des Kleebau's im Winterfeld einzig und allein nur von Orts- und ſonſtigen Verhältniſſen abhängig ſey. — Mehr in das Einzelne des Gegenſtandes eingehend, urtheilt ein zwar ſchlichtes, aber deshalb nichts deſto weniger erfahrenes praktiſches Vereinsmitglied in unſerer Nähe, wie folgt:

„Wenn der Herr Verfaſſer ſagt, daß der unter Winterkorn (Roggen oder Weizen) ausgeſäete Klee zwar im Herbſte des erſten Jahres eine ſchon ziemliche Ernte gäbe, ſo hat er Recht; aber wer da

Digitized by Google

nicht will, daß der Klee im erſten Herbſte ſchon eine ziemliche Ernte geben ſoll, wodurch er im eigentlichen Erntejahre, was der Verfaſſer ſagt, ſo ſehr leide, der mag den Kleeſamen unter den Roggen im Frühjahr nicht zu früh, ſondern erſt in der Mitte des Aprils ausſäen. Somit bleibt der Klee zurük, und wächſt ſich im erſten Jahre nicht ſo ſehr ab, als wenn er früh geſäet wird, welches mir aber bisher auch keinen Schaden gebracht hat.

Um das Verqueken und Beraſen des Klee's, wovon der Verfaſſer ſpricht, und was er freilich nicht vortragen kann, zu verhindern, muß dazu reines, am Beſten, Kartoffel-Land gewählt werden. Weil die Erfahrung hinlänglich lehrt, daß nach Kartoffeln der Klee am Beſten wächſt, und weil nach Kartoffeln kein Lagerkorn zu erwarten iſt; ſo hat man auch nicht zu befürchten, daß der Klee unterdrükt wird, was der Verfaſſer befürchtet. Sogar habe ich den Klee nach Roggen, nachdem er einigemale gemähet war, umpflügen laſſen, und dies Land im Herbſte, ohne zu düngen, wieder mit Roggen beſäet; und erhielt beſſeren Roggen, als den nach Kartoffeln, nemlich:

1) eine gute Kartoffelernte in volle Düngung;
2) eine mittelmäßige Roggenernte, jedoch beſſer als eine gute Sommerfruchternte;
3) eine ſehr gute Kleeernte; darauf
4) wieder eine gute Roggenernte, und
5) darauf eine mittelmäßig gute Haferernte.

Alſo nach einer einmaligen Düngung 5 gute Ernten!

Welch einen höhern Ertrag kann man wohl billigerweiſe vom Boden verlangen? Warum aber war nun die erſte Kornernte nach Kartoffeln nicht ſo gut, wie die zweite nach Klee? Hier liegt eines Theils der Beweis klar vor Augen, daß deshalb der Roggen nach Kartoffeln nicht ſo gut gedeihet, weil das Erdreich zu loker iſt, was im Winter auf die Roggenpflanzen ſehr nachtheilig wirken muß; und andern Theils ſich ſehr deutlich ergibt, daß die Kleepflanze Beſtandtheile enthält, welche auf die Roggenpflanze eine ſehr günſtige Wirkung hervorbringen müſſen.

Das was der Verfaſſer in troknen Jahren von dem beſſern Aufgehen und Gerathen des Klees unter Sommerfrüchten anführt, iſt vollkommen richtig, und für Diejenigen, die einen der Kleepflanze zuſagenden Boden beſizen, ſehr günſtig; aber gibt es denn nicht auch Bodenarten, auf welchen gar kein Klee gedeiht? Derjenige Boden aber, welcher die erforderlichen Beſtandtheile zum Kleebau nicht darbietet, dieſelben ihm vielmehr erſt mit vieler Mühe durch verſchiedenartige Reizmittel, als durch Kalk, Mergel, gebrannte Knochen, Seifenſieder- oder Torfaſche ꝛc. beigebracht werden müſſen, dürfte doch gewiß nicht geeignet ſeyn, Klee unter Sommergetreide hervorzubringen! — Wo wollte nun unter ſolchen Verhältniſſen ein Landwirth hinkommen und womit ſeinen fühlbar drükenden Futter-Mangel erſezen, wenn er blos unter Sommerfrüchten ſeinen Klee anbauen wollte? Glüklich iſt deshalb derjenige Landwirth zu ſchäzen, der durch ſein umſichtiges Verfahren, durch Forſchen und Nachdenken es dahin zu bringen verſteht, ſeinen Boden nicht allein zum Kleewuchs, ſondern ihn auch für die Folge zur höchſten Ertragsfähigkeit zu bringen.

Es dürfte daher gewagt ſeyn, irgend etwas in dem Gebiete der Landwirthſchaft allgemein zu widerrathen, indem in dem unvermeßlichen Bereiche der Natur es unter Umſtänden nüzlich ſeyn kann, und überhaupt noch ſo viel verborgen liegt, was nur nach und nach von dem Forſcher des Beſſern zu Tage gefördert werden kann."

Empfehlung des Chlorkalks zur Vertilgung übler Gerüche und ſchädlicher Ausdünſtungen.

Zur Abwendung der ſchädlichen Einflüſſe, welche in Fäulniß übergegangene Körper, vermöge der Entwiklung übelriechender Gasarten, auf die Geſundheit der Menſchen und Thiere ausüben, ſo wie zur Tilgung und zur Verhütung der Weiterverbreitung anſtekender Krankheiten — namentlich der Menſchenblattern, der wahren Nervenfieber, des Scharlachfiebers, der Maſern, der Ruhr, der Gicht, der Lungenſchwindſucht, des Krebſes, der durch Uebertragung des Roz- oder Milzbrandgiftes auf den Menſchen entſtehenden Krankheiten ꝛc. — ſind bisher vielerlei Mittel verſucht, keines jedoch iſt ſo wirkſam befunden worden, wie das

Digitized by Google

Chlor in ſeinen Verbindungen als Chlorgas, Chlorkalk, Chlorwaſſer, und Chlornatrum.

1) Die Chlorräucherungen gebraucht man mit dem günſtigſten Erfolge in Krankenhäuſern und in Ställen *) bei Viehſeuchen, indem man das Chlorgas auf folgende Weiſe entbindet:

man nimmt gepulverten Braunſtein 2 Loth
Kochſalz . . . 3 Loth.

Nachdem beides gehörig gemiſcht worden, gießt man nach und nach 4 Loth Vitriolöl (Schwefelſäure) hinzu, welche zuvor mit einer gleichen Menge Waſſer verdünnt wird.

Je ſtärker geräuchert wird, deſto mehr iſt darauf zu ſehen, daß die Metallgeräthſchaften aus dem Zimmer entfernt, oder wenn dies nicht angeht, daß ſolche Gegenſtände vorher mit Talg eingerieben werden, weil das Chlor alle Metalle angreift. Sind in ſolchen Zimmern zugleich wollene, baumwollene, leinene und dergleichen Zeuge vorhanden, ſo muß, wenn dieſe vollſtändig vom Anſtekungsſtoffe befreit werden ſollen, das Chlor längere Zeit hindurch und in größerer Menge als ſonſt entbunden werden; weil dieſe Gegenſtände eine groſze Menge des Gaſes in ſich aufnehmen. Gleich nach der Räucherung müſſen dieſelben aber in einer reichlichen Menge kalten Waſſers gehörig geſpühlt werden, weil die bei der Räucherung ſich bildende Salzſäure dem Gewebe nachtheilig iſt.

2) Eine Miſchung aus gleichen Theilen Chlorkalk und doppelt ſchwefelſaurem Kali (kali sulphuricum acidum), welche man mit etwas lauwarmen Waſſer zu einem Brei anrührt und im Zimmer ſtehen läßt, eignet ſich beſonders für Krankenſtuben und jeden andern Ort, wo viele Menſchen ſich anfhalten, weil das Chlor nur allmählig aus dieſem Gemiſche entweicht und darum die Augen weniger beläſtiget.

3) Eine Auflöſung von Chlorkalk — 2 Loth Chlorkalk auf ein Berliner Quart (cc $1\frac{1}{2}$ Schoppen) Waſſer — iſt vorzüglich zu empfehlen, um bei ſehr anſtekenden Krankheiten, die Leib- und Bettwäſche, die der Kranke gebraucht hat, 24 Stunden hindurch darin einzuweichen, ſo wie alle übrigen Effekten, Möbel und Hausgeräthe damit zu waſchen.

4) das Chlorwaſſer (aqua oxymuriatica) iſt da ſehr zwekmäßig, wo es — wie bei N^ro^ 2 — nur auf eine allmählige Entwikelung des Chlors ankommt, zu welchem Behufe man den Fußboden, die Wände ꝛc. des Krankenzimmers damit beſprengt.

Iſt man genöthigt, Gegenſtände, an welchen irgend ein Anſtekungsſtoff haftet, mit den bloßen Händen zu berühren, ſo gereicht es zum Schuze, wenn leztere vorher gleichfals mit Chlorwaſſer gewaſchen werden.

5) Des Chlornatrums bedient man ſich, um Gegenſtände von läſtigem Geruche zu befreien, vorzugsweiſe gebraucht man es aber auch gegen brandige Geſchwüre nach Anordnung des Arztes. —

Um Fiſche, Fleiſch und dergleichen von Fäulniß zu ſchüzen, darf man ſolche Gegenſtände nur mit einem durch Chlorwaſſer angefeuchteten Tuche bedeken. Man benuzt Chlorwaſſer, ſo wie die Chlorkalkauflöſung, auch mit dem günſtigſten Erfolge, um Leichen vor dem Ueberhandnehmen der Fäulniß zu ſchüzen und den Leichengeruch zu vermindern. Es iſt in dieſem Falle hinlänglich, ein damit angefeuchtetes Tuch über die Leiche zu deken, auch die Hände und das Geſicht öfters damit zu waſchen, und unter der Leiche ein offnes Schälchen mit dem vorerwähnten Gemenge N^ro^ 2. zu ſezen.

Der Chlorkalk eignet ſich wegen ſeines geringen Preiſes vorzugsweiſe dazu, die faulen und ſtinkenden Dünſte zu zerſtören, welche von vielen Gewerbsanſtalten umher verbreitet werden, und einen nachtheiligen Einfluß auf die menſchliche Geſundheit äußern können. In Gerbereien z. B. ſind die fauligen Ausdünſtungen am ſtärkſten während der Zeit, daß die Häute und Felle der Maceration (Einwäſſerung) unterliegen müſſen, um enthaart zu werden, oder wenn man ſie aus der Kalkbeize herauszieht. Anderthalb bis zwei Pfund Chlorkalk in 10 bis 15 Pfund Waſſer aufgelöst, ſind

*) Nota bene aber nur nachdem die Zimmer und Ställe zuvor von Menſchen und Thieren geräumt worden ſind, indem das eingeathmete Gas den Lungen ſehr ſchädlich iſt; und der die Entbindung des Gaſes Bewirkende ſich alſo auch vor dem Einziehen des Dampfes gehörig wahrt.

Digitized by Google

vollkommen hinreichend, um einem ganzen Decher (10) Ochſenhäute den durchdringendſten Geſtank zu benehmen.

Durch ein ſolches Verfahren wird übrigens der Gerbungsprozeß nicht verhindert, auch der Güte und Ausdauer des Leders nicht im mindeſten Eintrag gethan.

Eben ſo dürfen Leimſieder ihre Vorräthe von Lederabgängſeln nur dann und wann mit einer ähnlichen Auflöſung von Chlorkalk in kaltem Waſſer öfters beſprizen, oder den zum Leimkochen eingeweichten Klauen, Knochen und Lederſchnizeln, und zwar auf einen Keſſel voll nur 2 bis 3 Pfund Chlorwaſſer oder eben ſo viel Chlorkalkwaſſer zuſezen, wodurch nicht nur augenbliklich aller Geſtank verſchwindet, ſondern auch der Leim viel heller und klarer erſcheint.

In Schlächtereien pflegen die fauligen Ausdünſtungen hauptſächlich durch das Aufſammeln größerer Maſſen von Gedärmen zu entſtehen, die nicht ſogleich von dem Unrathe gereinigt worden ſind. Um einen ganzen Centner ſolcher Gegenſtände mehrere Tage lang geruchlos und friſch zu erhalten, bedarf es nur eines halben Pfundes Chlorwaſſer, das man über die Oberfläche der mit Waſſer bedekten Gedärme ausgießt.

So kann ein Fleiſcher im heißeſten Sommer ſeine Fleiſchwaaren, wie ſeine Schlächterei von allem übeln Geruche frei erhalten, wenn er alle 2 bis 3 Tage die Wände und den Fußboden mit Chlorkalkwaſſer beſprengt, oder mit dem Gemiſche N[ro] 2. räuchert. Einige Eßlöffel von dieſer Miſchung mit einer Taſſe Waſſer angerührt, ſind hinlänglich.

Auf dieſelbe Weiſe können Seifenſieder ſich des Chlors bedienen, wenn ſie zur Sommerzeit Unſchlitt ausſchmelzen.

In Speiſekammern und Kellern iſt durch das Sprengen mit Chlorwaſſer auf die leichteſte Weiſe geſunde Luft zu ſchaffen. Die ſehr häufigen, durch unzwekmäßige Konſtruktion der Wohnhäuſer herbeigeführten höchſt unangenehmen Ausdünſtungen der Abtritte werden leicht beſeitiget, wenn man in lezteren alle 4 bis 6 Wochen einige Pfund Chlorkalk hineinwirft.

Indem das Publikum von dem Obigen hierdurch in Kenntniß geſezt wird, bemerken wir zugleich, daß die erwähnten Chlor-Präparate in allen Apotheken für einen ſehr geringen Preis gekauft werden können.

Das Paganini-Feſt in Tegernſee.

(Verſuch eines Dankliedes der glüklichen Bewohner Miesbachs, welche dazu eingeladen wurden.)

1.

In einem ſchönen Alpenthal, an einem See —
Dem Namen nach verwandt mit Tegernbach,
Am Heilquell — mit Max des Guten Monument verewigt —
Dort glänzt ein Feen-Schloß, von tauſend Jahren
Nur ſtiller Mönche Aufenthalt, — doch nach Zweihunderten
Von bayer'ſchen Arnulphs Hunnen—ſchlägern
Mit Roß — und Hunden und Kinderen behauſet:
(Weg betten ließ ſich ja der wilde Magiare nicht,
Noch konnte Arnulph ſeine wunden Sieger
Mit Panis Brief in abgebrannte Dörfer ſchiken: *)

*) Nach Prof. Andrä Buchners ſchönen Geſchichte von Bayern III. Buch. §. 4. 5. — 11. 12. 13. Aventin ſagt: „Anno 911 nach der Leichenfeier Königs Ludwig IV. erwählten die verſammelten Landſtände Arnolf, den Sohn Luitpolds, einen ſchön geſtalteten, tapfern Mann, hocherfahren in den Künſten des Krieges, und der Staats-Verwaltung, zum Herzog. Auf dieſem Reichstage erſchienen auch Abgeordnete der Ungarn, und verlangten fernere Bezahlung des Tributs, den ihnen König Ludwig ſeit mehreren Jahren für ihre Waffenſtillſtande gegeben: Arnulf aber habe ihnen ſtatt Gold, Eiſen gewieſen, und die geballte Fauſt, die es zu führen wüßte: die Geſandten der Magiaren ſeyen hierauf unter furchtbaren Drohungen abgegangen. Im Jahre 913 hielten ſie Wort: nach Verlauf eines harten, bis nach Oſtern dauernden Winters, fielen ſie mit großer Macht, wie ſie angedroht, in Bayern ein, und drangen ſchnell, und alles verheerend über die Flüße Enns, Inn Iſar bis zur Donau und zum Lech vor. Arnulf that ihrem Stromme mit ſeinem Heere nicht

2.
Heut thront dort eine Frau, mehr als Semiramis,
Dido, Cleopatra — die Mutter, und die Ahnfrau
Von Königinen, Kaiſerinen — von der alten —
Und von der neuen Welt, in einem Muſen-Tempel,
Wohin uns ſeine Kunſt Italien auch ſendet,
Es, deſſen Helden einſt mit unſern ſich vergeblich maſſen. —
Ein Paganini kam an Freundes Hand, und Mutter Caroline,
Die Freuden gern mit allen Kindern theilend
Lud uns als Nachbarn zu dem Kunſt- und Muſenfeſt.

3.
Wir kamen — und gewiß war da, mehr als gemeine Sinne faſſen! —
Wie Seligen im neuen Himmel unbrauchbar die alte Hülle wird,
Das höh're Klima zu ertragen — — noch zum Glüke
War Majeſtät mit Huld, und Größe mit der Freundlichkeit gemildert,
Der Diademe Zahl ſchon in die Welt vertheilt —

Einhalt, bezog aber am Inn ein feſtes Lager, und ertheilte ſeinen Oheimen Archanger, und Berchtold, und Ulrichen von Hochrhätien, Befehlshabern des ſchwäbiſchen Heeres, von ſeiner Stellung Nachricht. Als die Ungarn nach ausgeraubtem Lande gegen den Herbſt ihre Beute nach Hauſe bringen wollten, und von den Schwaben verfolgt, am Inn anlangten, fanden ſie ſich auf einmal zwiſchen 2 feindl. Kriegsheeren, und erlitten eine ſolche Niederlage, daß von hundert Tauſenden nicht mehr, als 30 Mann durch die Flucht entkamen.

Nach dieſem großen Siege — ſagt Aventin — ward Arnulfs Name, und Kriegskunſt hochgefeiert in Bayern und in Schwaben, und Arnulf habe ſeine Feldherrn und Krieger, wie ſichs gebührt, königlich belohnt.

Aber wie konnte ſie Arnulf, nach dem damaligen Zuſtande des Landes anders, als mit verödeten Klöſtern, und Bauernhöfen belohnen? Die Chronik von Benediktbeuern ſagt:

„Von der Enns bis zum Lech, vom Gebirge bis zur Donau Klöſter und Kirchen im Schutt; die Bewohner derſelben (in Tegernſee allein 150 Mönche) von den Ungarn grauſam ermordet, was übrig geblieben, in Wäldern herum irrend, alle Landbewohner von Haus und Hof vertrieben, in die Wälder verkrochen, die Häuſer weggebrannt, der Viehſtand vernichtet, Aeker und Wieſen in Wälder verwandelt; — wie hier, ſo ſah es in Tegernſee, Weßobrunn, Polling, im Ober- und Unterlande aus. — Illmünſter, Tegernbach, Staffelſee Sandau, Iſen, u. m. a. ſind gar nicht wieder erſtanden. „Das Kloſter Tegernſee hatte eilf tauſend Höfe. Da alle verlaſſen, und unbebaut waren, vertheilte ſie Arnulf unter die Verdienteſten ſeiner Krieger zum Wiederanbau.

Die geiſtl. Herrn nahmen aber dieſe Maasregel des Herzogs ſehr übel. Ein Mönch von Tegernſee, nach Wiederherſtellung des Kloſters (Fromundus) ſchrieb: „Die der heil. Betrachtung und dem Gottesdienſte geweihten Orte, wurden durch Weiber, Kinder, Hunde, und Laſter verunreinigt, bis endlich die erzürnte Gottheit Feuer (40 Jahre nach der Hunnenſchlacht fiel der Bliz) vom Himmel fallen ließ.

Ein nachmaliger Mönch von Benediktbeuern ſchreibt: „Arnulf, ein Tyrann, um ſo ſträflicher, je freier er geweſen, hätte ihrer, und anderer Kirchen Fundations Güter geraubt, und ſie ſeinen Spiesknechten zu Lehen gegeben: das zur Erlöſung der armen Seelen beſtimmte Gut wäre zum Unterhalt eines üppigen Hofgeſindes verwendet worden; deßwegen ſey unter den heiligen Mönchen im Himmel großer Lärm entſtanden, als der Herzog vor der Porte erſchienen, und er wäre durch allgmeines Zuſammenſchreien zur Höllenſtrafe verurtheilt worden."

Ein treffendes Bild der Mönchs-Wirthſchaft in den unteren und in den oberen Regionen!

Auch in der jeſuitiſchen Geſchichte von Bayern wird Arnulf nie anders, als mit dem Beinammen Malus der Böſe, genannt, ob ſie ſchon keine Freunde von Mönchen waren.

Digitized by Google

Nur eine zauberiſche Perle noch — am Mutter
Herzen ſpielend, —
(Voyez encore ces enchantemans, qu' au
prix de vie appreciait,
Ni aujourd'hui regretterait — L'Ange Bourbonais!)
Die Schuz Gottheit von Frauendorf uns nah —
Von Ihrem Frauendorf — — der Wiege von
Europens Garten!

4.

Das Angedenken dieſes himmliſchen Genußes
Es lebe, ſtets in unſrer Mitt' in Freunde Zirkeln,
In Tempeln, Schulen, Fluren, Hainen,
Es ſoll in dieſem Lied von Kindes Kindern
Noch dankend, ſegnend, jubelnd — wiederhallen!!!

Mons de la Croix.

Traurig iſt es, wenn ein Mann, der von Empfindungen der Freundſchaft, und von ſanften Regungen des Herzens durchdrungen iſt, die ihn zum Lieblinge des ſchönen Geſchlechtes machen, den unerlaubten Wirkungen, die ſeine Vorzüge hervorbringen, nicht zu gebieten weiß, und er alſo durch die Eindrüke ſeiner zärtlichen Gefühle ein blutiges Opfer der rächenden Eiferſucht wird.

Mons de la Croix war der Sohn eines Weinſchenken, der aus Frankreich gekommen war, und ſich anfänglich in Riga niedergelaſſen hatte. Nach der Zeit war er nach Moskwa gegangen, und lebte daſelbſt im deutſchen Quartier, oder wie man dort ſagt, in der Nemezkaja Sloboda.

Peter, der von jeher gern mit Ausländern lebte, ohne zu unterſuchen, ob Geburt oder Rang ſie zu dieſer Auszeichnung qualificire, ſah mit Vergnügen den jungen wohlerzogenen und gut unterrichteten Mons, deſſen Schweſtern der Monarch kannte, ſie ſchön und liebenswürdig gefunden hatte, und zum Theil noch ihren Umgang liebte.

Lange nach dieſer Zeit, und zwar erſt dann, als Peter ſchon Katharinen geheirathet hatte, wurde der tiefe Eindruk bemerkbar, welchen die außerordentlich ſchöne Geſtalt des jungen Mons auf das Herz dieſer Fürſtin gemacht hatte. Um die gegenſeitige Neigung mit Anſtand unterhalten zu können, war es nöthig, dem Günſtlinge eine Stelle bei Hofe zu geben, die ihn der Gemahlinn des Kaiſers ohne Bedacht nahe bringen konnte. In dieſer Abſicht brachte es Katharina ſo weit, daß er erſt zum Kammerjunker, und dann zum Kammerherrn der Kaiſerin ernannt wurde. Peter war lange Zeit einer von den wenigen, welche das Geheimniß nicht wußten. Einmal war er auf der Spur, es zu entdeken, als ihn die ganz junge Prinzeſſin Eliſabeth auf die große Unordnung aufmerkſam machte, die durch ihre unerwartete Dazwiſchenkunft in der Unterhaltung der Kaiſerin mit Mons entſtanden war; allein der Monarch, der eben damals andere Geſchäfte im Kopfe hatte, achtete nicht auf das Geſchwäz eines Kindes, und ſo hatte dieſe Entdekung weiter keine Folgen.

Verſchiedene Jahre nachher wurde Peter wahrſcheinlich durch Andere aufmerkſam gemacht. Er gab daher der Generalin Balk, einer Schweſter des Kammerherrn Mons, den kritiſchen Auftrag, ihren Bruder und die Kaiſerin zu beobachten. Deßungeachtet konnte er nie etwas entdeken, und wurde immer beruhigt. Endlich am 8 November 1724 gab er eine Reiſe nach Schlüſſelburg vor, fuhr auch wirklich fort, war aber einige Stunden nachher ſchon wieder in Petersburg und ging unbemerkt in das Palais des ſogenannten italieniſchen Gartens an der Fontanka, wo er Katharinen überraſchte, als eben Mons bei ihr war. Mit der ihm eigenen Heftigkeit theilte der Monarch vorläufig einige Strafen aus, von welchen man ſehr richtig auf diejenigen ſchließen konnte, die nachfolgen ſollten.

Ein Kabinets-Sekretär und ein Kammerdiener der Kaiſerin wurden in Arreſt gebracht. Aber die härteſte Strafe traf den unglüklichen Mons. Er wurde gleich arretirt. Der Generalmajor Uſchakow war ſchon damals Präſident der geheimen Kanzlei, und alſo ein ſehr furchtbarer Mann, ob er gleich nicht die Gewalt hatte, die er unter der Kaiſerin Eliſabeth ausüben durfte. Dieſer Mann holte den Kammerherrn Mons noch an dem nämlichen Abende ab, und brachte ihn in ſein Haus, das ſchon darauf eingerichtet war, Arreſtanten aufzunehmen. Hier wurde Mons zwei Tage ſcharf bewacht. Am 10 November brachte

Digitized by Google

man ihn in das Winterpalais, wo das höchſte Gericht war. Hier rührte ihn der Schlag; eine Folge des heftigſten Schrekens. Die Inquiſition wurde mit großer Schnelligkeit gehalten und in ein, wenigſtens anfänglich faſt undurchdringliches, Geheimniß verhüllt. Als das Urtheil bekannt gemacht wurde, gab man vor, Mons und die Mitſchuldigen hätten ſich beſtechen laſſen, um den Kaiſer zu hintergehen. Kein Menſch glaubte es. Einige der Arreſtanten bekamen die Knute, oder wurden auf die Galeere gebracht; eine Strafe, die damals erſt in Rußland eingeführt wurde. Dies beides traf nach Umſtänden vorzüglich eine Menge weiblicher und männlicher Bedienten vom Hofe, von der Generalin Balk, und vom Kammerherrn Mons. Aber die grauſamſte Strafe war dieſem unglüklichen Manne vorbehalten. Er wurde am 16 November vor den Augen der Kaiſerin, die aus Schmerz ſich ſchloſſen, enthauptet.

Die körperliche Schönheit des bedauerungswürdigen Mons war der Stempel ſeines Karakters. Er war ein ſehr edeldenkender Mann, ſchadete am Hofe Niemand, half aber durch ſeine Dienſtfertigkeit, Wohlthätigkeit und Rechtſchaffenheit Allen, die ſeine Hülfe brauchten.

Mit ſeinem Tode hörten die Strafen der Kaiſerin nicht auf. Peter ließ den abgehauenen Kopf in Spiritus ſezen, und Katharina mußte ihn mehrere Tage vor ſich ſtehen ſehen. Der Kaiſer gab den Kopf alsdann in die Akademie der Wiſſenſchaften, und befahl, daß er in einem beſondern Zimmer, mit einem andern Kopfe, der ſchon dort war, verwahrt werden ſollte. Dies geſchah mit größter Pünktlichkeit. Die Köpfe wurden von den Aufſehern der Präparate ſehr gut erhalten, übrigens aber, da ſogar Katharina auf eine unbegreifliche Weiſe vergeſſen konnte, darnach zu fragen, ganz aus der Acht gelaſſen.

Endlich nach ſechzig Jahren wurden ſie wieder in Erinnerung gebracht. Es war in den achtziger Jahren, da die Knejina Daſchkow als Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften, die Rechnungen durchſah, und fand, daß zu viel Spiritus verbraucht wurde. Unter andern bemerkte ſie dergleichen angeſezt für zwei Köpfe, die im Keller verwahrt würden. Sie fragte nach, und erfuhr von dem Manne, welcher die Aufſicht darüber hatte, daß im Keller ſich ein Kaſten befände, zu welchen er allein den Schlüſſel habe, und daß in dieſem Kaſten zwei Köpfe in Spiritus geſezt ſtänden. Man ſuchte im Archive nach, und man fand, daß Peter I. die Köpfe der Fräulein Hamilton und des Herrn von Mons dahin geſchikt hatte, um ſie in Spiritus ſezen und daſelbſt aufbewahren zu laſſen. Die Fürſtin ſprach davon mit der Kaiſerin Katharina II. Die Köpfe wurden geholt, und man bewunderte noch an ihnen die nicht zu verkennenden Reſte ihrer ehemaligen Schönheit. Katharina II. befahl alsdann, dieſe beiden Köpfe im Keller zu begraben.

Die Auſſerordentlichen.

Es gibt auſſerordentliche Menſchen, deren Talente an's Wunderbare grenzen, und der Welt zulezt damit ſo wenig nüzen, als die Rieſentanne, welche ihre Millionen Saatkörner alljährlich über unwirthbare Felſen ſtreuet. — Erſcheinungen wie dieſe gehören zu den ſeltenſten Naturſpielen und zu den räthſelhafteſten Aufgaben dieſer Welt.

Eine ſolche war z. B. der Engländer Crichton, der faſt alle Sprachen Europens ſprach; in allen Wiſſenſchaften über beliebige Gegenſtände, in jeder Sprache, unvorbereitet disputirte; in der Muſik, in allen Spielen und Uebungen Meiſter war, und die berühmteſten Preisfechter Europens im Zweikampfe erlegte. Die Welt ſtaunte dies Rieſengenie an, ohne von ihm einen bedeutenden Nuzen zu haben.

Minder bekannt, als er, aber nicht weniger merkwürdig, war ein Franzoſe, Namens Servin, Zeitgenoſſe des Herzogs von Bethüne. „Als ich" erzählt dieſer in ſeinen Memoiren, „Anfangs Juni 1603 von Heinrich IV. nach England zur Königin Eliſabeth geſchikt wurde, präſentirte mir der alte Servin, auf dem Wege von Paris nach Calais, wo ich mich einſchiffen wollte, ſeinen Sohn. Er bat mich, denſelben in mein Gefolge aufzunehmen, und einen Verſuch zu machen, ob der junge Menſch, der bei den glänzendſten Talenten die hervorſtechendſten Neigungen zu allen

Digitized by Google

Laſtern hatte, nicht endlich noch ein rechtlicher Mann werden könne?"

„Ich ward neugierig, und gab mir Mühe, den jungen Servin von Grund aus kennen zu lernen. Da fand ich ein wahres Wunder und ein wahres Ungeheuer, beides in einer Perſon; wie könnte ich dieſe Verbindung der außerordentlichſten und der allerabſcheulichſten Anlagen anders nennen! Man denke ſich einen Geiſt, dem faſt keine menſchliche Kenntniß mehr fremd war; ein Faſſungsvermögen, das Alles auf den Augenblik begriff, und ein ſo wunderbares Gedächtniß, das nichts mehr vergaß, was gehört, geleſen, geſchehen war. Er hatte alle Theile der Philoſophie, der Mathematik, und beſonders der Befeſtigungs- und Zeichenkunſt inne. In der Theologie war er ſo bewandert, daß er, wenn er wollte, der trefflichſte Prediger ſeyn konnte, oder der gewandteſte Kontroverſiſt, gleichviel für oder wider die reformirte Religion. Er hatte nicht bloß das Hebräiſche, Griechiſche und alle Sprachen erlernt, die man gewöhnlich gelehrte zu nennen pflegt, ſondern auch alle verſchiedenen Patois. Er machte Ausſprache, Accent, alles ſo natürlich nach, und begleitete alles, was er in jeder Sprache ſagte, ſo treu mit dem nationalen Geberdenſpiel der verſchiedenſten Völker Europens, der verſchiedenſten Provinzen Frankreichs, man hätte darauf ſchwören mögen, er ſey aus jedem dieſer Länder gebürtig. Er hatte eine unbeſchreibliche Gewandheit, andere auf die täuſchendſte Weiſe nachzuäffen, es gab keinen beſſern Spaßmacher und Schauſpieler, als ihn. Dabei ſchrieb er die ſchönſten Gedichte; ſpielte beinahe alle muſikaliſchen Inſtrumente; verſtand die Grundſäze der Tonkunſt vollkommen, und ſang eben ſo angenehm als ſchulgerecht. Er las die Meſſe; den er wollte in der Welt einmal Alles thun und Alles kennen. Sein Körper war ſo herrlich, wie ſein Geiſt, gewandt, leicht, zu allen Uebungen, zu allen Spielen meiſterhaft geeignet; er ritt gut; man bewunderte ihn im Tanze, auf der Laute, in faſt allen mechaniſchen Arbeiten."

„Aber nun die Kehrſeite: er war lügneriſch, doppelzüngig, verrätheriſch, grauſam, feige, Trunkenbold, Schlemmer, Freſſer, ein Erzſpieler, Betrüger, Wüſtling in jeder Art, Flucher, Atheiſt, kurz, der Inbegriff aller Bosheit, aller Laſter, die jemals Ehre, Religion, Natur und Geſellſchaft beleidigten. Und ſo zeigte er ſich bis an ſein Ende. Er ſtarb in der Blüte ſeines Lebens, im öffentlichen Bordell, von Ausſchweifungen ganz zerſtört, mit dem Glaſe Wein in der Hand, und einem Fluche gegen Gott im Munde."

Mäuſe-, Kröten- und Ameiſen-Regen.

In Norwegen ſoll es einſt eine Menge Mäuſe, und in Schweden, in der Nähe von Upſala, ſogar Lemminge, eine Art bunter, ſehr böſer Mäuſe, von 5¾ Zoll Länge, welche meiſtens in Norwegen, Schweden und Rußland zu Hauſe ſind, oder Myriadenweiſe als Wanderthiere dahin kommen, und das Land verheeren, geregnet haben. Sie verwüſteten auch dort alle Felder und das Vieh, das von dem Graſe fraß, das ſie berührten, ſtarb. Daſſelbe pflegen ſie aber auch heut zu Tage noch, wo ſie ſich einfinden, und man kann den Landſtrich, den ſie beziehen, allerdings für vergiftet anſehen, ob ſie gleich ſelbſt es nicht ſind.

Krötenregen. — Im Jahre 1777 fiel im Dorfe Frolly in Frankreich, während eines Gewitters ein ſtarker, warmer Regen mit Kröten. Unter andern fielen einige auf 2 Weiber, die unter Wegs waren, und ſammelten ſich in den Körben, die an den Pferden hingen, worauf ſie ſaßen, ſo häufig, daß ſie abſteigen mußten.

Im Juni 1785 erſchien eine Wolke über Leibzig, ließ ſich nieder, und an vielen Orten der Stadt wimmelte Alles von geflügelten Ameiſen, denen aber nicht lange darauf ihre Flügel abfielen, worauf ſie ſich nach und nach zerſtreuten und ſtarben.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 32. Den 9. Auguſt 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Möchteſt du an reinen, ſüßen,
Friſchen Fluten dich erlaben:
Ei, ſo laß dich's nicht verdrießen,
Erſt den Brunnen ſelbſt zu graben.

Inhalt: Sonnett ꝛc. — Beſchreibung der ſogenannten arteſiſchen Brunnen. — Des Lordkanzlers Hoſen. — Entartete Menſchheit. — Alte Kernſprüche in goldener Schale.

Sonnett

zur allerehrfurchtsvollſten Huldigung bei der Durchreiſe J. J. M. M. des Königs Ludwig und der Königin Thereſia im oberpfalziſchen Pfarrorte Schlicht *) am 21ten Juni 1830.

Wie aus der Berge erzgefülltem Schooße
Der fleiß'ge Bergmann echte Schäze ziehet,
Wie dann das Erz mit donnerndem Getoſe
Den Nähr- und Wehrſtand ſchmükend Funken ſprühet;

So reicht die Huldigung die beſten Looſe
Der Stunde, die uns durch Dein Daſeyn blühet,
Damit das Glük den Wittelsbachern ſproße,
So rein und dauernd, wie das Erz erglühet.

Genehmige in der erflehten Stunde
Die Huldigung aus unſerm frohen Munde,
Die ſtets aus unſern Herzen flammt, ſo treu als ſchlicht.
Zwar mögen dort die Schwaben, Franken, Bayern,
Weit glänzender die Huldigung betheuern,
Doch inniger, als Pfälzer, können ſie es nicht.

Beſchreibung der ſogenannten arteſiſchen Brunnen.

Unter dieſer Benennung verſteht man ſenkrechte, tief in die Erde gebohrte Röhren, welche überall, wo die geologiſchen Verhältniſſe es geſtatten, angelegt werden können, weniger koſtbar, als ausgemauerte Brunnen, Waſſerleitungen und ſogenannte Waſſerkünſte zum Heben des Waſſers aus der Tiefe in die Höhe ſind, und indem man vermittelſt derſelben in den meiſten Fällen reines und geſundes Waſſer erhält, deſſen Quelle unverſiegbar iſt, ſprudelt es ſtets in gleicher Stärke und in der Regel in beträchtlicher Höhe über die Mündung des Bohrlochs hervor.

Dieſe Vortheile haben die arteſiſchen Brunnen in der neueſten Zeit ſehr in Aufnahme gebracht, und ihnen in England und Nordamerika faſt allgemeinen Eingang verſchafft, und werden ſie dort nunmehr faſt überall, ſowohl auf öffentliche Koſten, als im Intereſſe von Geſellſchaften und Privaten, angelegt.

In Frankreich war ihr Gebrauch ſchon im Jahre 1671 bekannt und daſelbſt von Dominicus

*) Bei Schlicht, wo die Vils entſpringt, befinden ſich viele Eiſenhämmer, als: Heringnoh, Lengenbruck, Neuhaus, Altenweiher, Höhlzichen, Säulas, dann Schrott, Ranna, Stauberſhamer, Omundt u. ſ. w., deren Beſizer einen herrlichen Triumphbogen errichteten.

Caſſini eingeführt. Hericart de Thury führt als den älteſten Bohrbrunnen in Frankreich den des Präſidenten von Crozat de Tugnyan, den derſelbe um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei ſeinem Landhauſe in der Nähe von Clichy mit Erfolg hatte anlegen laſſen.

Neuere Beiſpiele von glücklichen Erfolgen ſolcher Bohrbrunnen-Anlagen in Frankreich führt man mehrere an, wovon die Erwähnung der vorzüglichern hier eine Stelle finden möge.

„Im Jahr 1775 ließ man, da der große Brunnen der Militärſchule zu Paris nicht mehr hinreichendes Waſſer lieferte, einen Erdbohr-Verſtändigen aus Artois kommen. Dieſer bohrte nur 60 Fuß unter der Sohle des Brunens, unter einem Lager von Glimmer und eiſenkieshaltigem ſchwärzlichen Sand, eine ſo reichliche Quelle an, daß die Arbeiter kaum ſchnell genug wieder in die Höhe ſteigen konnten. Seitdem hat ſich das Waſſer immer 24 — 30 Fuß unter dem Boden erhalten. Die Bohrarbeiter wurden von Hrn. Leturc, Profeſſor der Architektur an der Militärſchule, geleitet.“

„Im Jahre 1780 wurde in London im Garten von Vauxhall, in der Straße Bondy, ein 120 Fuß tiefer arteſiſcher Brunnen gebohrt; als das lezte Sandſteinlager durchbrochen war, ſprang das Waſſer hoch über die Oberfläche des Bodens hervor; ſpäter ſenkte es ſich allmählich, und es hat ſich ſeitdem beſtändig bei einer gleichen Höhe mit der Bodenoberfläche erhalten.“

„Im Jahr 1802 ließen der Graf Dubois und der Marquis d'Argens, denen ein Haus in der Straße Rohan zuſammen gehörte, von Dufour, einem Erdbohr-Verſtändigen, in die Sohle eines Ziehbrunnens bohren, der verdorbenes Waſſer gab. Man bohrte nach einmonatlicher Arbeit eine Quelle an, die vortreffliches Waſſer lieferte, das ſich in den eingeſezten Röhren etwa drei Fuß über den Waſſerſpiegel des alten Brunnens erhob. Der Erdbohrer war durch abwechſelnde Thon- und Sandſchichten gegangen, und die Ausgabe betrug nicht ganz 600 Fr.“

„Im Jahr 1812 ließ der Obſthändler Bellart, in der Straße des Forsés (?) - Saint-Germain l'Auxerrois wohnhaft, weil ſein Brunnen durch die Nachbarſchaft eines Abtritts verdorben wurde, ein Bohrloch in dem Brunnen niedertreiben, welches bei 54 Fuß Tiefe (30 Fuß unter dem Waſſerſpiegel des ältern Brunnens) eine ſehr gute und reichliche Quelle öffnete, deren Waſſer ſich 16½ Fuß über den Spiegel des alten Brunnens erhebt.“

„Ein anderer arteſiſcher Brunnen iſt derjenige, welchen, im Jahr 1822, die Barmherzigkeits-Schweſtern der Inſel des heiligen Ludwig (in Paris) in ihrem, durch benachbarte Abtritte verdorbenen Ziehbrunnen bohren ließen. Das Bohrloch geht nur 24 Fuß unter den Waſſerſpiegel der Seine und förderte aus dieſer Tiefe eine Quelle, welche ſich bis 18 Fuß unter die Oberfläche des Bodens (in jenen Brunnen) erhebt.“

„In demſelben Jahre ließ Hr. Peligot einen Erdbohr-Verſtändigen aus Arras kommen, um zu Enghien-les-Bains einen arteſiſchen Brunnen anzulegen. Bei 48 Fuß Tiefe wurde eine Quelle angebohrt, die ſehr gutes Waſſer, 12 Fuß unter der Oberfläche des Bodens, ausſchüttete. Dieſes Reſultat ward für die dortige Gegend ſehr wichtig, da ſich daſelbſt in den gewöhnlichen Brunnen nur ſchwefel- und gypshaltiges Waſſer findet.“

„Gegenwärtig beſchäftigt ſich Hr. Mullot in und um Paris mit dem Bohren der arteſiſchen Brunnen. Er hat z. B. zu Epinay, bei Paris, in dem Parke der Marquiſe von Grollier, gebohrt. Es wurde dazu einer von den höchſten Punkten des Park's, 49½ Fuß über dem mittlern Waſſerſpiegel der Seine, und zwar etwa 600 Fuß von dem rechten Ufer dieſes Fluſſes, auserſehen. Zuerſt ließ Mullot gegen 40 Fuß tief graben, um nicht immer das ganze Geſtänge des Erdbohrers auseinander nehmen zu müſſen. Dann fing die eigentliche Bohrarbeit an, bei welcher die ganze Gegend ſehr intereſſirt war, weil die dortigen Brunnen ſämmtlich ſchlechtes Waſſer liefern. Bei 162 Fuß Tiefe traf man auf eine Quelle, welche etwas über 21 Fuß in dem gegrabenen Schacht, alſo bis etwa 14 Fuß von der Oberfläche des Bodens, ſtieg und ein weiches klares Waſſer lieferte. Man bohrte noch 6 Fuß tiefer, ohne daß ſich das Niveau deſſelben erhöhte.“

„So wichtig dieſes erſte Reſultat auch für die

Digitized by Google

Gegend war, ſo fiel es doch nicht ganz befriedigend aus, indem man einen wirklichen Springbrunnen zu erhalten wünſchte. In der Hoffnung, daß dies möglich ſey, beſchloß man, um doch nicht den bereits erlangten Vortheil aufgeben zu müſſen, 1) dieſen erſten Brunnen beizubehalten, welcher ſchon ſo hoch quillt, daß deſſen Waſſer nach allen Punkten des Park's geleitet werden kann; 2) von Herrn Mullot einen zweiten Bohrverſuch machen zu laſſen, um, wo möglich, einen Brunnen zu erhalten, welcher das Waſſer über der Bodenfläche ausgöſſe. Das zweite Bohrloch wurde nur 3 Fuß weit von dem erſten durch dieſelben Schichten niedergetrieben. Bei 163½ Fuß Tiefe traf man auf dieſelbe Quelle zwiſchen Thon und Kreide. Das Waſſer ſenkte ſich ſogleich in dem Schacht über dem Bohrloche um 1½ — 2 Fuß, ſtieg aber bald wieder zu derſelben Höhe wie vorher, und behielt dieſe bei. Man bohrte nun immer tiefer durch verſchiedene Kreide-Schichten, und traf endlich, bei 204 Fuß Tiefe, in grünem Glimmerſand (?) eine reichliche klare Quelle, welche einen guten Fuß über die Oberfläche des Bodens ſtieg. Auf dieſe Art brachte ein Unterſchied von 42 Fuß, in Anſehung der Tiefe der Quellen, einen ſolchen von faſt 15 Fuß in Anſehung des Waſſerſtandes hervor, und obgleich die Bohrlöcher beider Brunnen nur etwas über drei Fuß auseinanderliegen, ſchütten ſie doch ihr Waſſer fortwährend, und ohne einander zu beeinträchtigen, in ungleichen Höhen aus."

„Die beiden Quellen liefern dieſelbe Quantität Waſſer, und zwar jede etwa 19 bis 20,000 rheiniſche Maß des Tages."

Hieraus, und aus andern vielfältigen Erfahrungen, welche man beſonders in England und Amerika mit dem Bohren von Brunnen gemacht hat, geht hervor, daß, wenn man im ungünſtigſten Falle auch bis auf eine Tiefe von 500 Fuß bohren müßte, doch in dieſer Tiefe ſicherlich jedesmal Quellwaſſer findet; meiſtens erhält man es ſchon in einer Tiefe von 2 — 300 Fuß.

Dieſe Vorausſezung oder Annahme iſt ſo ſicher, daß die Bohrleute in England ſich in ihren Kontrakten über Anlegung von Bohrbrunnen die Bedingung gefallen laſſen, für ihre deshalbigen Arbeiten keinerlei Vergütigungen zu erhalten, wenn kein Waſſer gefunden wird; im entgegengeſezten Falle aber zahlt man nur nach vorher getroffener Uebereinkunft im Verhältniß zur Tiefe des Bohrlochs, zum Waſſerreichthum und ob das Waſſer über der Oberfläche des Bodens, worin gebohrt iſt, quillt oder nicht.

Die meiſten der Brunnen dieſer Art treiben Waſſer hoch über die Mündung des Bohrloches, ſind daher im wahren Sinne des Wortes Spring-Brunnen; diejenigen aber, in welchen das Waſſer nicht völlig herausſprudelt, ſind jedoch deshalb nicht weniger ergiebig, indem die thätigſte, alsdann darin anzubringende Pumpe ſie nicht zu erſchöpfen vermag, und die Qualität des Waſſers in dieſen Brunnen von der in jenen nicht verſchieden iſt.

Die einfache Erſcheinung der Wirkſamkeit ſolcher arteſiſchen (Bohr-) Brunnen läßt ſich leicht erklären, wenn man bedenkt, daß das Waſſer, welches ſich tief im innern Schacht der Erde ſammelt, meiſtens aus Thau, Nebel, Schnee und Regen entſteht, wovon ſich ein großer Theil auf den Bergen, welche die Wolken an ſich zu ziehen ſcheinen, niederſchlägt. Dieſes Waſſer dringt hier in die verſchiedenen Bergſchichten, Klüfte und Rize ein, ſinkt darin ſo tief nieder, bis es auf einer waſſerdichten Erdlage anlangt und auf derſelben ſo lange fortläuft, daß es als Quelle irgendwo wieder zu Tage kömmt, oder in abgeſchloſſenen Räumen und unter ſchwerem Druke im Innern der Erde ſtehen bleibt. — Gewöhnlich trifft man da, wo ſich das Uebergangsgebirge an das Urgebirge anlehnt, auf reiche Quellen, indem dieſelben in die dichten und harten Maſſen des Urgebirges nicht eindringen können und daher zwiſchen beiden Gebirgsarten hinlaufen.

Es laſſen ſich nun dieſe Waſſermaſſen nach dem Grundgeſeze: daß das Waſſer eben ſo hoch ſteigt, als es fällt, in die Höhe heben, und zwar, wie wir geſehen, auf eine ſehr praktiſche Weiſe durch eben die in Rede ſtehenden Bohr-Brunnen.

Das Bohren dieſer Brunnen geſchieht vermittelſt der gewöhnlichen Erdbohrer, wie man ſie in den Bergwerken anwendet. Die Weite des Bohr-Loches dabei beträgt gewöhnlich einige Zolle, und

Digitized by Google

damit daſſelbe durch die ſich bei dem Bohren los-reiſſende und einſtürzende Erde nicht verſchüttet werde, ſo bringt man beim Beginn der Arbeit ei-ſerne Röhren, um den Bohrlöffel und ſein Ge-ſtänge (etwa 3—4 Zoll im Durchmeſſer) an, fügt, nach Maßgabe der fortſchreitenden Arbeit, eine an die andere, und geht damit gleichen Schritt mit dem Bohrer in die Tiefe. — In dieſen eiſernen Röhren bewegt ſich das Bohrgeſtänge hin und her und wird auch aus denſelben die abgelöſte Erd-Maſſe heraufgeholt. In England wendet man ge-genwärtig hierbei ein Verfahren an, welches das Bohren der arteſiſchen Brunnen ſehr wohlfeil macht. Es beſteht kürzlich darin, daß der Bohrlöffel im-mer in der Erde ſteken bleibt, bis der Zwek erreicht iſt, oder man einen andern Bohrer anwenden will; auch wird die losgebohrte Erdmaſſe nicht vermit-telſt des Bohrlöffels ſelbſt herausgehoben, ſondern nach und nach durch eine ſonſtige einfache Vorrich-tung, die zwar nicht in den darüber handelnden Schriften näher angegeben iſt, doch von jedem Sachverſtändigen gewiß auszumitteln ſeyn wird.

Auf dieſe Weiſe können dieſe Art Brunnen auf einem kleinen Flächenraume in geringer Entfer-nung von einander angelegt werden, ohne ſich da-durch gegenſeitig hinſichtlich der Waſſerausbeute zu beeinträchtigen, was unter günſtigen Umſtän-den ſogar die Möglichkeit zuläßt, durch dieſelben kleine Bäche künſtlich zu erzeugen.

Was die Temperatur des Waſſers dieſer Brunnen betrifft, ſo hat man gefunden, daß, je tiefer man damit in die Erde gehen muß, das Waſſer an Kälte, jedoch nur in geringem Grade, abnimmt; auf 100 Fuß beträgt der Unterſchied kaum 1 Grad des 100gradigen Thermometers.

Oft wird man beim Bohren dieſer Brunnen durch das Auffinden werthvoller Foßilien erfreut; wichtiger aber ſind die Vortheile, welche ſie für manche Fabrikanſtalten, insbeſondere für künſtli-che Bleichen, gewähren, indem ſie für dieſelben das zum Geſchäft erforderliche taugliche Waſſer zum Oefnen leichter und beſſer liefern, als offene Bäche oder Flüſſe u. ſ. w.

Auch für andere Fabrikationszweige könnten durch die Bohrbrunnen die unſchäzbarſten Vor-theile gewonnen werden, z. B. für Brauereien, Brennereien, Papiermühlen, Gerbereien u. ſ. w. und welche Wohlthat würde ihre Anlage auf gro-ßen Oekonomien, die auf Bergen liegen und das Waſſer aus dem Thale zu Wagen ꝛc. für Menſchen und Vieh holen müſſen, ſeyn! — — Es verdient die Sache, ſelbſt nur von dieſem Geſichtspunkt aus allein betrachtet, alle Aufmerkſamkeit der Regier-ungen und Verwaltungsbehörden, indem durch die an und für ſich wohlfeilen Bohrbrunnen der Werth mancher waſſerarmen Landgüter u. ſ. w. ſehr geſteigert, und dadurch einem weſentlichen Mangel, deſſen Beſeitigung auf andern Wegen zu koſtbar ſeyn, wenigſtens alljährlich eben ſo viel Kapitalzinſen erfordern würde, als das Anlage-Kapital für die Bohrbrunnen nur Einmal beträgt, auf denſelben abgeholfen werden. Möchten des-halb doch auch bei uns geeignete Verſuche mit ſol-chen Bohrbrunnen gemacht werden!

Des Lordkanzlers Hoſen.
(Eine luſtige Gerichtsverhandlung.)

Unſere deutſchen Gerichtshöfe haben wohl ſchwerlich einen Fall aufzuweiſen, der ſo viele intereſſante Thatſachen darböte, wie der, den wir dem verehrlichen Publikum hier mittheilen wollen. Die Klage iſt eine actio ex dolo, die ein guter, ehrlicher Londoner Krämer gegen einen alten, verſchmizten Tröbeljuden vorbringt.

Anſtatt der Erzählung etwas vorzugreifen, werden wir den Gang der Gerichtsverhandlung mit der größten hiſtoriſchen Genauigkeit beſchrei-ben. Der Kläger heißt Hans Smith, von Pro-feſſion ein Unſchlittkerzen-Krämer von Highſtreet Mary-le-bonne, ein kleines, dikes, rundbaki-ges, blondes, blauäugiges, poſſierliches Männ-chen, mit einer kazenartig eingedrükten Naſe; ſein Kleid iſt ſchwarz, ſeine Unterweſte und Cra-vatte weiß, und er hat eine große weiße Schürze umgebunden, die ihm bis an die Knöcheln hinun-terreicht. An ſeinem rechten Arme führt er ſeine treue Ehehälfte Mrs. Smith. Sie iſt nicht mehr in ihrer Jugendblüte, etwas lang und hager, mit ſpizigem Kinn, ſchwarzen Augen und Haaren. Sie trägt einen großen ſchwarzen Strohhut mit rothen Bändern, ein buntes Kleid, einen rothen

Digitized by Google

Shwal, gelbe ſaffianene Schuhe und weiße Strümpfe. — Der Beklagte iſt ein Jude, M. Levi, 58 Jahre alt, ſehr lang, leichtbeweglich, mit dunkelblauem Oberrok, ſchwarzer Weſte, ſchwarzer Cravatte, Mancheſter-Beinkleidern, Halbſtiefeln. In der rechten Hand hält er den Hut, in der linken ein großes ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopfe und ledernen Quaſten.

Der Präſident. Herr Smith, was haben Sie für eine Klage vorzubringen?

Hr. Smith. Was ich für eine Klage vorzubringen habe? Ach, E. Workſhip! ich habe eine ſchwere Klage vorzubringen. Ich armer Mann bin auf die entſezlichſte Weiſe betrogen und beſchummelt worden! Ja, E. W.! ich bin nicht allein um vieles Geld gebracht worden, auch meine Ehre und mein guter Name ſind beſchimpft worden.

Mrs. Smith (einfallend). Ja, E. W. Sie können es meinem lieben Ehemanne glauben, wir ſind betrogen und beſchimpft worden.

Der Präſident. Nun, erzählen Sie, Herr Smith, um wie viel Geld ſind Sie betrogen worden, und auf welche Weiſe?

Hr. Smith. Um vieles Geld, E. W., um 7 Schilling, 9 Pence und einen halben Penny hat mich Herr Mo gebracht.

Der Präſident. Wer iſt denn dieſer Herr Mo? Sie haben ja Herrn Levi hier belangen laſſen.

Hr. Smith. Herr Levi und Herr Mo iſt eine und dieſelbe Perſon; Mo iſt der Name, den er in unſerer Nachbarſchaft führt. Alle Leute, E. W.! nennen ihn Herr Mo; nicht wahr, Herr Levi?

Hr Levi. Ob Sie mich Mo oder Ma nennen, iſt mir gleichviel, wenn Sie nur die Wahrheit ſprechen. Nichts als die Wahrheit will ich hören, nichts als Wahrheit. Sonſt ſoll Sie der Teufel —

Mrs. Smith. Was ſpricht er vom Teufel, Herr Mo? Er iſt ja der lebendige und leibhaftige Teufel! weiß er!

Hr. Levi (ſie ausſpottend). Schön, meine Dame, ſchön! Es freut mich, wenn die Damen mich ſo freundlich anreden.

Der Präſident. Meine Herren und Frauen! hier iſt nicht der Ort, ſich ungebührlich gegen einander zu betragen. Ich gebiete Stillſchweigen. Herr Smith, die Reihe iſt an Ihnen. Sprechen Sie: auf welche Weiſe ſind Sie um Ihr Geld gebracht worden?

Hr. Smith. Ew. Workſhip! ich bin ein ehrlicher Krämer, ein Kerzenfabrikant, und nähre mich ehrlich mit meinem kleinen Gewerbe. Aber es iſt Alles ſo theuer, E. W.; Miethen, Taxen, Fenſterſteuern, Alles iſt ſo entſezlich hoch, daß ein armer Mann, wie ich, jeden Schilling wohl berechnen muß, den er ausgibt. Um etwas Geld zu erſparen, E. W., pflegen ich und meine Frau die Kleider immer von zweiter Hand zu kaufen; den Rok hier, zum Beiſpiel, habe ich von zweiter Hand, ſo meine Kappe und meine Hoſen, und ſelbſt die Schuhe. Auch meine Frau hat von einem Trödler ihre Kleider erhandelt.

Mrs. Smith. Ja bei meiner Ehre, E. W., ich habe wahrhaftig auch meinen Hut um 4 Schilling, meinen Shwal um 5, mein Kleid um 7 Schilling 6 Pens aus zweiter Hand gekauft.

Der Päſident. Das iſt Alles gut, doch ich bitte ſehr, kommen Sie zur Hauptſache, Herr Smith.

Hr. Smith. Eben um zur Hauptſache zu kommen, E. W., mußte ich Ihnen dieſes erzählen. Da alſo Alles ſo theuer iſt, habe ich ſchon ſeit vielen Jahren nichts, gar nichts mehr von den Schneidern mir machen laſſen, und habe immer Alles ſo wohlfeil als möglich aus zweiter Hand gekauft. — Herr Mo weiß, daß ich dieſes gewohnt bin, und kommt von Zeit zu Zeit mit Kleidungsſtüken zu mir. So iſt er denn auch vergangene Woche mit dieſem Paar Hoſen zu mir gekommen. Herr Smith! ſagt mir Herr Mo, ich habe ein Paar ſchöne Hoſen für Sie hier. Ein Paar ſchöne Hoſen? ſagte ich. Ja, antwortete er, ein Paar ſchöne Hoſen; ſchauen Sie, ſagte er, was für ein Paar ſchöne Hoſen! ſie ſind ſo gut wie neu und beſſer als neu; es ſind ein Paar Prachthoſen. — Ja, ſagte

Digitized by Google

um mich zu bedeken, und im Nachhausgehen war ich gezwungen, mit beiden Händen den Hut vorzuhalten, als ob ich ein Vögelneſt geſtohlen hätte.

Mrs. Smith. Als wir nach Hauſe gingen, ließ ich meinen Mann die Hoſen ausziehen, denn ſie waren ganz zerriſſen. Am Montage verſuchte ich, ſie zuſammen zu fliken; da wollte kein Stich halten, ſo hatten ſie die Motten ganz durchgefreſſen; ſie ſind wie ein Spinngewebe, E. W., Sie können Sich davon ſelbſt überzeugen; denn wir haben ſie hier mitgenommen, um dieſen betrügeriſchen Juden öffentlich zu beſchämen. Und was noch bosshafter iſt, er hat uns teufliſch angelogen; er hat uns geſagt, er habe die Hoſen von der Frau Lordkanzlerin gekauft; ich bin aber bei der Frau Lordskanzlerin geweſen, habe ihr die Hoſen gezeigt, und es iſt Alles Lüge und Betrug, E. W., die Frau Lordkanzlerin hat dieſe Hoſen nicht verkauft.

Der Präſident: Nun, Herr Levi, was ſagen Sie zu dieſer Anklage?

Hr. Levi. Gehandelt iſt gehandelt, Euer Workſhip! Ich habe nicht die Kaze im Sake verkauft; ich habe dem Herrn und der Frau Smith die Hoſen in die Hände gegeben, ſie haben ſie Beide unterſucht, gut gefunden, gekauft, bezahlt und getragen. — Gehandelt iſt gehandelt; fünfmal habe ich mit den Hoſen in Herrn Smiths Laden laufen müſſen. Meine Hoſen waren ihm gut, der Preis aber zu theuer; ich habe nachgelaſſen, was ich konnte; um 7 Schilling, 9 Pence und einen halben Penny habe ich ſie ihm gelaſſen. Gehandelt iſt gehandelt!

Der Präſident. Aber warum haben Sie denn ausgeſagt, daß es die Hoſen des Herrn Lordskanzlers geweſen ſind? Sie haben ja dadurch den Herrn Lordkanzler beſchimpft.

Hr. Levi. Ich habe Niemanden beſchimpft, ich habe nur die Hoſen verkauft. Ich habe nicht geſagt, daß es des Lordkanzlers Hoſen geweſen ſind, und hätte ich es auch geſagt, und hätte ich geſagt, das es die Hoſen des Lord Eldon wären, was machte es zur Sache? Hoſen ſind Hoſen, gehandelt iſt gehandelt!

Der Präſident. Herr Smith, ich bedaure ſehr, ich muß Sie mit Ihrer Klage abweiſen.

Entartete Menſchheit.

Von folgender Verruchtheit ſollte man glauben, das Land der Hottentoten ſey ihr Schaupalz geweſen; aber ſie ereignete ſich in der Nähe — von Paris. Dort, unweit von dem kleinen Dorfe Brie, kam unlängſt an einem Samstage Abends ein Hauſirer mit ſeinem Weibe vor die Thüre eines Mayerhofes unfern von der Landſtraße, und bat den Pächter, deſſen Frau im Wochenbette lag, um eine Schlafſtelle über Nacht. Man räumte gutmüthig den Bittenden ein kleines Zimmer ein. Am folgenden Morgen ging der Pächter mit ſeinen Leuten in die benachbarte Ortſchaft zur Meſſe; der Hauſirer verlangte gleichfalls dahin, und es blieben im Mayerhofe nur die Frau des Pächters, und die des Hauſires, welche ſich für unpäßlich ausgab, und ein ſechsjähriger Knabe zurük. Kaum waren Alle fort, als die Hauſirerin, mit einem Meſſer bewaffnet, ans Bett der Wöchnerin trat, und mit drohender Geberde ihr Geld von ihr forderte; die arme Wöchnerin, ſchwach und leidend, leiſtete nicht den mindeſten Widerſtand, gab die Schlüſſel zu ihren Schränken her, und befahl ihrem Sohne, dieſe Frau, die etwas aus den Schränken hohlen ſollte, hin zu führen; dann ſtand ſie aber ganz ſachte aus dem Bette auf, folgte der Hauſirerin, gab ihrem Sohne durch ein Zeichen zu verſtehen, daß er zur Stube hinaus gehen ſollte, wiſchte ſelbſt ſchnell zur Thüre hinaus, und ſchloß die Diebin in die Stube ein. Nun ſchikte ſie ihren Sohn ins benachbarte Dorf, damit er ſeinen Vater benachrichtigen und Hilfe holen ſollte. Der Junge lief ſogleich fort, begegnete aber unterwegs dem Hauſirer allein, welcher früher aus der Kirche weggegangen war, um ſich mit ſeinem Weibe und ihrem Raube davon zu machen. Er fragte den Knaben, wohin er gehe? Dieſer antwortete in ſeiner Unſchuld, daß er ſeinen Vater holen wolle, weil Diebe im Hauſe ſeyen. Der Hauſirer faßte ihn bei der Hand und ſagte zu ihm, es ſey ganz unnöthig, erſt ſeinen Vater zu holen; er (der Hauſirer) ſelbſt werde die Mutter ſchon vertheidigen. Das Kind ließ ſich überreden, und ſo kamen ſie an den Mayerhof zurük, wo die Pächterin ſich eingeſchloſſen hatte. Sie klopften an die

Thüre; da die Pächterin aber aus der Stimme hörte, daß es nicht ihr Mann ſey, weigerte ſie ſich ſtandhaft, aufzumachen. Der Hauſirer ſuchte vergebens, ſie dazu zu bewegen; da er endlich ſah, daß er nichts ausrichten konnte, ſo drohte er der armen Mutter, daß er ihr Kind umbringen wolle, wenn ſie ſich nicht auf der Stelle entſchließen würde, die Thüre zu öffnen. Wüthend über ihre fortdauernd ſtandhafte Weigerung vollzog er ſeine verruchte Drohung, und ermordete das Kind, faſt vor den Augen der Mutter, die, ohne mit Hilfe herbeieilen zu können, das Schreien und die lezten Seufzer ihres ſterbenden Sohnes vernahm. Nachdem der Mörder dieſes ganz zwekloſe Verbrechen verübt hatte, ſuchte er ins Haus einzudringen und ſeine Frau daraus zu befreien. Die Zeit drängte, jeden Augenblik konnten die Leute aus der Meſſe zurükkehren; er fiel alſo auf den Gedanken, das Dach zu erſteigen und durch den Kamin hinabzuſteigen; während deſſen ſtieß er die wüthendſten Drohungen und Flüche gegen die Pächterin aus, welche, faſt ohnmächtig, nicht abſah, wie ſie dem gewiſſen Tode entrinnen könnte. Der Mörder war ſchon bis in den Kamin gelangt und näherte ſich dem Zimmer, als die Pächterin alle ihre Kräfte zuſammenraffte, und den glüklichen Gedanken faßte, ihren Strohſak aus dem Bette auf den Herd zu ſchleppen und ihn in Brand zu ſteken. In wenig Augenbliken ſtieg ein ſo diker Dampf empor, daß der Mörder, der nicht mehr zum Kamin aufwärts hinaus konnte, bald halberſtikt in das Feuer hinabſtürzte. Die beherzte Pächterin verlor die Beſinnung nicht, und verſezte ihm mehrere Schläge mit der Feuerſchaufel, die ihn beſinnungslos zur Erde ſtrekten. Erſchöpft von Anſtrengungen und Todesangſt fiel ſie nun in der Stube zu Boden, und in dieſer Lage blieb ſie, bis der Pächter und ſeine Leute aus der Kirche zurük kehrten, um Zeugen der ſchreklichen Begebenheit zu ſeyn. Der Leichnam des Kindes war der erſte Gegenſtand, auf welchen die Blike des unglüklichen Vaters fielen. Man ſprengte die Thüre, und nachdem die Pächterin wieder zu Sinnen gekommen war, bemächtigte man ſich der beiden Verbrecher, die den Gerichten überliefert wurden. Man glaubt, daß der Hauſirer von ſeinen Wunden geheilt werden, und die Strafe ſeines Verbrechens werde empfangen können. Die beiden Mörder ſollen unverzüglich vor das Aſſiſengericht des Departements geſtellt werden. In der ganzen Gegend von Paris machte dieſer Vorfall das größte Aufſehen.

Alte Kernſprüche in goldener Schale.

1. Wer vergangne Ding' betracht,
Gegenwärt'ges hält in Acht,
Und Zukünftiges ermeſſen kann,
Der iſt gewiß ein kluger Mann.
2. Wahrheit leit' an allen Orten
Mich in Werken und in Worten;
Redlich ſey des Herzen Grund,
Redlich ſprech' auch ſtets mein Mund.
3. Wer die Treue nicht liebt, und Untreue nicht haßt,
Den hat ſchon ſein ſchwarzes Verhängniß erfaßt.
4. Die Frau im Haus, ſo ſelber wacht,
Aus einem Heller zehne macht.
5. Wer ſich der Pflicht zu beten ſchämet,
Der ſchämt ſich, Gottes Freund zu ſeyn.
6. Feſtigkeit in allen Dingen
Wird gewiß zum Ziele bringen.
7. Wohl das beſte Gedächniß iſt,
Wenn der Menſch ſein ſelbſt nicht vergißt.
8. Was du nicht willſt — daß man von dir verlange,
Verlange auch von Andern nicht.
9. Biſt mit zwei Händen zu helfen im Stand',
So hilf nicht mit Einer Hand.
10. Im Helfen ſchau auf Gottes Gebot
Und auf des Nächſten Noth.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 33. Den 16. Auguſt 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Der Wille der Regierung iſt zwar immer gut,
Doch ſelten wird er auf dem Lande Fleiſch und Blut.

Inhalt: Ueber öffentliche Bekanntmachungen zu Gunſten des inländiſchen Flachs-Baues. — Noch etwas über Futtertheuerung, Futter-Mangel und Erdäpfelkraut. — Das Schlangenmahl. — Omar Ben Alkhattab. — Rechts-Denkwürdigkeit. — Diamanten-Geſchichte. — Bekanntmachung.

Ueber öffentliche Bekanntmachungen zu Gunſten des inländiſchen Flachs-Baues.

(Aus einem Briefe an den Bauernzeitungsſchreiber)

Die mir mitgetheilte Bekanntmachung der Preiſe-Concurrenz habe ich aufs Beſte benüzt, d. h., ich habe ſie den Wenigen, die ich für nicht ganz unempfänglich hielt, theils mitgetheilt, theils ſelbſt vorgeleſen. Daß ich es an Aufmunterung zur Mitbewerbung und zu Verſuchen nicht fehlen ließ, darf ich Ihnen nicht erſt verſichern. Solcher Same aber geht in ungeakertem und ungejätetem Lande nicht leicht auf, und man muß noch vorſichtig in der Mittheilung ſeyn, um nicht beſpöttelt zu werden, und dieß beſonders, wenn man ſich an ein Individuum des hochweiſen Rathes ſelbſt wendet. Wo ſolche Leithämmel, wie ich ſie kennen lernte, einer Heerde vorgehen, da iſt der Nuzen des Hirten übel beſorgt. Solche Leute zu Mittelsperſonen oder Agenten bei Einführung und Belebung eines Induſtrie-Zweiges machen, heißt eben ſo viel, als: „Venatum ducere invitos canes."

Man ſollte zwar glauben, dieſe Preiſe-Concurrenz, die ein ſo nahe liegendes und volksthümliches Intereſſe einſchließt, welche die wohlbegründete Abſicht und den mitwirkenden Willen der Regierung deutlich genug ausſpricht, würde die Vorſteher auf dem Lande wenigſtens in ſo weit anſprechen, daß ſie die Verbreitung der Bekanntmachung ſich angelegen ſeyn ließen, auch wenn Amts- und Dienſt-Pflicht ſie nicht dazu verbindlich machen würde.

Seitdem ich im Beſize dieſer Bekanntmachung bin, warf ich auf meinen Excurſionen meine Augen allenthalben hin, wo ich denken konnte, daß eine ſolche Plaz an einer Wand oder öffentlichen Gebäude habe. Ich fand keine. Sie kann zwar an dieſen Orten auf andre Art verbreitet ſeyn. Aber hieſigen Orts hab ich mich durch Nachfragen überzeugt, daß man nicht einmal von dem Daſeyn einer ſolchen Bekanntmachung durch den Magiſtrat in Kenntniß geſezt iſt. Dieſer Ungehorſam iſt ſchon bei der Preis-Ausſchreibung fürs Jahr $18\frac{27}{28}$ vorgekommen. Dieſes und Anderes, was ich beobachtete, und aus der früheren Concurrenz ſich ergab, dienet nicht dazu, meine im Jahre 1828 in Ihrer Bauernzeitung niedergelegten Gedanken über den wahrſcheinlichen Fortgang dieſes Induſtriezweiges zu widerlegen. Die damals mir widerſprachen, haben durch den Erfolg ſich belehren können, und ich brauchte keine Feder zu der ſo leichten Widerlegung zu ſpizen. Die Erfahrung iſt beredter, als die Schrift, und probiren geht über diſputiren.

Wenn für einen neuen Induſtriezweig noch kein Markt iſt, wenn Diejenigen, welche Muſſe, Vermögen, Beruf haben, ſich in ſolchen Zweigen der Induſtrie zu verſuchen und hervorzuthun, es ihrer Bequemlichkeit angemeſſener finden, auf geakertem, als auf ungeakertem Felde zu pflügen, wenn dieſe Leute es vielleicht an Aufmunterung durch Schrift und Wort nicht fehlen laſſen, es aber für ſich für gerathener halten, die Zeitigung abzuwarten und dann ſich zur Ernte einzuſtellen; wenn dieſe nur ernten wollen, wo ſie nicht geſäet haben; wenn man an ihrer Statt Beamte und Unterbehörden des Landes in Thätigkeit ſezen muß, ein ihnen fremdes Feld zu bearbeiten; wenn man durch den Pomp der Publicität, durch die Anregung der nur gar zu verrufenen und mißbrauchten Eitelkeit, anſtatt durch Anbietung einer bleibenden numerären Einahme, d. h., eines gewiſſen täglichen

Verdienſtes die Leute zum Nachdenken, zu Erfindungen, zu Verbeſſerungen, zur Arbeit elektriſiren muß, ſo kann man allemal mit der größten Wahrſcheinlichkeit eine allzulange Verſpätung oder ein gänzliches Scheitern des Vorhabens prognoſticiren.

Die gleichen Erſcheinungen, auf welche ich im Jahr 1828 aufmerkſam zu machen ſuchte. Noch kein Markt. Ein Feingeſpinnſt von 16 großen Strähnen aus 1 Pfund inländiſchem Flachs, der erſt noch auf taugliche Verfeinerung wartet. Ueberhäufte Geſchäfte der Behörden und Gerichte, die es ihnen unmöglich machen, ſich mit Kennern und Liebhabern in nähere Bekanntſchaft zu ſezen, und das Projekt tief genug zu erfaſſen. Schüchternheit der arbeitenden Klaſſe bei jeder Berührung mit den Beamten, auch wenn dieſe für den Augenblik aus ihrer Rolle treten, ſich Gewalt anthun, und im ätheriſchen Lichte der Popularität zu erſcheinen trachten. Mangel an Agenten, Mittelsperſonen. Anhänglichkeit am Alten, Bigotterie, Hang zur Gemächtlichkeit, Zerſtreuung. Dazu kommt noch der unbiegſame Starrſinn der Töchter Evens, welche Hanf und Flachs als einen ihrer Herrſchaft unmittelbar unterworfenen integrirenden Theil der Wirtſchaft anſprechen, ſich gegen jede Neuerung das Veto vorbehalten; Sie wiſſen, wie viel Blut und Jammer das Veto über Paris und Frankreich vor etwa 30 Jahren gebracht hat, und wie am Ende Alles erſt nach vielen Blutſcenen ins alte Geleis trat.

Verlaſſen Sie einen Augenblik Jhren Garten, wo Sie unumſchränkt befehlen — kommen Sie hieher und überzeugen Sie Sich, daß es keine ſo leichte Sache iſt, die Herrſchaft des Schlendrians aus Weiberhänden zu reißen. Das Veto eines Weibes läßt keine Neuerungen aufkommen. Alle Aufſtände der Neuerungsluſt gegen dieſe Zwing-Herrſchaft ſind allemal von den größten häuslichen Plagen, von Zwietracht, innerem Kriege, etwa auch Abbruch an den nöthigen Lebensbedürfniſſen, mit bitteren Thränen begleitet. Man kapitulirt, und der ganze Aufſtand endet mit feſterer Begründung der alten-Weiber-Herrſchaft, der Mißbräuche, des Schlendrians.

Endlich iſt von der Kälte und Abneigung ſaumſeliger Magiſtrate, auf die ich ſchon oben und zuerſt hinwies, gar nichts Gutes zu erwarten. Eine ſolche Kälte oder Ungeneigtheit, welche das Nüzliche und Gute, was eine Regierung veranſtaltet, dem Volk vorenthaltet, iſt ſchon tadelhaft. Wenn aber ein ſolcher der dringenden Aufforderung zur Bekanntmachung und möglichſten Verbreitung nicht entſpricht: ſieht nicht ein ſolches Betragen einem Ungehorſame ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern?

Sie liegt vor mir, die Bekanntmachung; dringend wird ihre Verbreitung anbefohlen. Kann es der Regierung oder einer Landgemeinde gleichgiltig ſeyn, wenn durch Schuld eines Magiſtrats die Geſinnungen der Regierung in einer ſo nahe liegenden Angelegenheit im Dunkeln bleiben?! Kann ein Magiſtrat in ſolchen Dingen ſchon zum Zweitenmale ſeinen Gehorſam verſagen?

Wozu ſind ſolche Leute zu gebrauchen? Steine in den Weg zu rollen, in egoiſtiſchen Conceſſions-Verhandlungen die gemeinen Leute um Zeit und Geld zu bringen, ſich lächerlich und verächtlich zu machen, (durch Haß würde ihnen noch Ehre erwieſen) nothwendig gewordene Anordnungen ſtümperhaft genug zu bekriteln, zu umgehen, und, wo die Widerſezlichkeit nicht angeht, ſich in den Schlupfwinkel der Paßivität zu verſteken.

Wenn eine Einladung zu einem Kegelſpiele, zu einem Schießen, Pferde-Rennen in eine Gemeinde gelangt, ſo iſt ſie in allen Wirthsſtuben, an öffentlichen Gebäuden, Mauern, ich glaube gar — hie und da an Kirchen-Thüren zu leſen, und bleibt hängen, bis ſie künftiges Jahr einer andern Plaz macht. So ein Magiſtrat wird ſich nicht unterſtehen, den induſtriöſen Ausſchreibungen der Wirthe und Bräuer ſeine Dienſte zu verſagen. Dieſe Leute ſind demnach beſſer berathen, als die Regierung ſelbſt; auch findet dieſe Art Induſtrie mehr Aufmunterung und Mitwirkung, als die Verordnungen und Antriebe der Regierung zum Fleiße, zur Anſtrengung, zur wahren Verſchönerung des geſellſchaftlichen Lebens, zur weiſen Anwendung der Zeit (conf. Art. von den abgeſchafften Feiertagen.) Jene haben aber auch die Agenten ihres Intereſſes in jeder Gemeinde. Die Regierung und Gerichtsbehörden aber haben keine Agenten oder Vollziehungs-Beamten, welche an Ort

und Stelle das Intereſſe der Regierung und des Volks bewahren und über die Geſeze und ihre Handhabung wachen.

Dieſe Kritik einer anſcheinenden adminiſtrativen Lüke mag der Politiker aufnehmen und ausführen. Er wird keine gar ſchwere Arbeit haben. Ich hatte nur die Abſicht, auf die ſaumſeligen Magiſtrate aufmerkſam zu machen, die wie Schlag-Bäume daſtehen, und welche die Regierung und die Gerichte als ihre Orts-Agenten brauchen, um etwas zuthun, was dieſe halt nicht mögen."

Thun Sie mir oder vielmehr der Wahrheit das Recht an, und geſtehen Sie, daß, wenn es viele ſolche Orts-Vorſtände gibt, und man an dieſe als Mittelsperſonen und Agenten gebunden iſt, es um die Induſtrie und gerade um die oftgenannten Bemühungen der Regierung nicht am Beſten ſtehen kann.

Sie werden mir einwenden: „das Heil beruhe nicht auf dieſen, alles Uebrige verſpreche denn doch den beſten Erfolg." Ich antworte: — zu ſpät; und dann iſt es immer nicht überflüßig, Diejenigen zu bezeichnen, die zum vorhabenden Zweke nichts taugen, und ihm ſogar ſchaden. Was ein ſaumſeliger Magiſtrat für dieß Jahr ſchon verdarb, muß dazu benüzt werden, zu verhindern, daß er in der Folge nichts mehr verderben kann.

Da es unangenehm iſt, fürs Unangenehme eine Menge Beweiſe zuſammenzukarren, und zu leſen, ſo will ich auch Sie nicht damit beläſtigen. Angenehm iſt es mir aber, wenn Sie meine Anſicht Ihrer Aufmerkſamkeit würdigen, und in der Mittheilung derſelben mein Intereſſe für dieſe Sache und meine Hochachtung gegen Sie erkennen, mit welcher ich ſtets verharre

Ihr

* * *

R.

Noch etwas über Futtertheuerung, Futter-Mangel und Erdäpfelkraut.

Nebſt einigen Meinungen hierüber erſchien auch in Nro. 44 d. Bl. v. J. der verſpätete Vorſchlag: „Das Kartoffelkraut zum Futter; nicht zu Streu und Dünger zu verwenden, oder es gar der ekelhaften Fäulniß auf Wegen und Stegen zu opfern, und eines der Seitenſtüke mehr zu ſpenden zu den erbaulichen Dorfpfüzen und davon ſo lieberal ablaufenden Miſtjauchen."

Es fragt ſich hier von Erſparniß von hunderttauſenden — nicht Gulden, ſondern von eben ſo viel Fudern Klee und anderm koſtbaren Futter, das uns in dem gewöhnlich ſo ſpäten Ende des Winters ſo glüklich zu Statten kommen und jährlichen Ueberfluß gewähren ſoll.

Die leeren Ausreden der Trägheit haben wir gehört:

1. Das Vieh frißt dieſes Kraut nicht.

2. Durch das Abſchneiden des Krautes leidet die Frucht.

Aber zur Entſcheidung der erſten Frage gehört nur das Wageſtük: „eine Handvoll dem Viehe empfehlend vorzulegen." Die zweite hat mir 45 jährige Erfahrung, dieſe Sorge zerſtreuend, gelöſet. — Dafür — welcher Segen, auch für die kümmerlichſte Wirthſchaft: ?

1. Längſt ſchon um Bartholomäi anfangen können, die Herbſtmilch mit dieſem köſtlichen Kraut zu vermehren!

2. Eine halbe Ernte von Klee, und anderer koſtbaren Fütterung für den rauhen Winter zu erſparen.

3. Gegen Diebſtahl meine Frucht zu ſichern, deren Herausbebung, ohne Kraut, für die Bequemlichkeitsliebe dieſes Handwerks zu beſchwerlich iſt.

Vorzüglich ihr, von ſo frequenten Hageln leidende Freunde, — hättet hier einen von eigenen Händen zu ſchaffenden Nothhelfer — bis die langſam ſchreitende Hilfe der Hagelaſſekuranz uns nahen kann. —

Bis die Hagelableiter des edeln Gregers (dieſer Schuz-Gottheit im Reiche der Körper- und Geiſter Welt) nach dem Muſter von Franklins Bliz-Ableiter ſich ausbilden können. — Bis endlich — nur ein Schnekenſchritt — in der allein hier ſelig machenden Chemie — in den Monumentis boicis, nur eines geringen Plätzchens ſich erfreuen, und vorzüglich die ärmſten, von ewigen

Hageln niedergeſchlagenen Anwohner größerer Wäſſer und Seen vom gänzlichen Verderben vielleicht noch gerettet werden könnten! G. v. A.

Das Schlangenmahl.

Bekanntlich haben die Schlangen unter vielen anderen Eigenheiten auch die, daß ihre Kinnladen nicht, wie bei andern Thieren, feſt eingelenkt ſind, ſondern mittelſt elaſtiſcher Bänder nur loſe zuſammenhängen, daher zum Kauen ungeſchikt ſind, indem ſie ſich weit von einander dehnen laſſen. Die Schlangen verſchlingen demnach ihren Fraß ganz, und darunter viele, wegen ihrer großen Ausdehnbarkeit, oft Thiere, die zwei- oder dreifach diker ſind, als ſie ſelbſt. Intereſſant iſt hierüber folgende Nachricht in einem vor Kurzem zu London erſchienenen Werke. Der Erzähler, Hr. M'Leod, machte die Reiſe aus Oſtindien mit, und Folgendes iſt ſeine Erzählung: „Obgleich der Cäſar (Name des Schiffs) ohnedies eine gar zahlreiche Schiffsmannſchaft hatte, ſo wurden doch noch zwei ſeltſame Paſſagiere zur Ueberfahrt nach England in Batavia eingeſchifft, eine Schlange nemlich, die zu den ſogenannten Abgottſchlangen (Boa constrictor) gehörte, und ein Orang-Utang. Die Schlange war nur ein kleines Stük ihrer Art, indem ſie nicht über ſechzehn Fuß Länge hatte; ihr Umfang betrug ungefähr achtzehn Zoll. Daß ihre Magen-Ausdehnung verhältnißmäßig größer war, wird man bald ſehen. Der Gentleman, welchem die Schlange gehörte, beſaß Anfangs noch eine zweite, völlig gleiche, die aber während der Ueberfahrt von der Inſel Borneo, wo man ihrer habhaft geworden war, nach Batavia, aus dem Gefängniße entwiſchte. Sobald ſie aus ihrem Kaſten hervortrat, beeilte ſich Jedermann, ihr ganz höflich Plaz zu machen und das Verdek zu räumen. Die Schlange aber wälzte ſich über den Rand des Schiffes und ſtürzte in's Meer, das ſie vielleicht für eine grüne Wieſe halten mochte. Sie ertrank nicht ſogleich, ſondern von Zeit zu Zeit ſah man ſie noch ihr Haupt und einen beträch-Theil des Körpers über die Wellen emporheben. Ihr Gefährte ward zu Ryswick, im Hofe des Herrn Davidſon einquartiert. Während des Aufenthalts in Batavia reichte man ihr gewöhnlich alle drei bis vier Wochen eine Ziege zum Mahle dar, dem bisweilen eine Ente oder ein Huhn als Nach-Tiſch folgten. Dieſe Schlange nun ward auf dem Cäſar in einem hölzernen Käfig eingeſchifft, welcher fünf Fuß ins Gevierte und vier Fuß Höhe hatte, und worin jene ſich bequem zuſammenrollen mochte. Die Zwiſchenräume der Gitterſtangen waren ſo klein, daß ſie ſich unmöglich zwiſchen durchwinden konnte; es war eine Schiebthüre für Darreichung der Speiſe dabei angebracht. Ein halb Duzend Ziegen von gewöhnlicher Größe hielt man für mehr als hinlänglichen Mundvorrath auf die ganze Dauer der Reiſe. Nicht lange nach unſrer Abfahrt von Batavia ward uns auf dem Verdek des Schiffes, wo der Schlangenbehälter aufgeſtellt war, die öffentliche Vorſtellung einer Mahlzeit des Thieres gegeben. Der Schieber ward einen Augenblik geöffnet, und eine Ziege in den Käfig geſchoben. Das arme Thier ſchien augenbliklich die ganze Gefahr ſeiner Lage zu erkennen; es ſtieß laute Jammertöne aus, und ſtrekte inzwiſchen ſeinen Kopf inſtinctartig gegen die Schlange hin, als wollte es ſich zum Kampfe rüſten. Die Boa, welche Anfangs die Ziege kaum zu achten ſchien, fing endlich an, ſich zu regen, und indem ſie den Kopf nach der Seite, wo jene ſich befand, hindrehte, ſchloß ſie einen boshaften und drohenden Blik auf ſie ab, der ihren Schrek zu vermehren ſchien. Noch ehe die Schlange ſie ergriffen hatte, zitterte die Ziege am ganzen Leibe, ſezte aber dennoch die unnüzen Verſuche, ſich zu vertheidigen fort, und ſtieß ihren Gegner mit den Hörnern hin und wieder an, bis dieſer ſich zum Mahle ſattſam ermuthet fühlte. Sein erſtes Geſchäft war, die geſpaltene Zunge auszuſtreken und den Kopf einigermaßen in die Höhe zu heben; hierauf ergriff er plözlich das Thier an dem einen Vorderbeine, warf es nieder und umſchlang es mit ſeinen furchtbaren Krümmungen. Die Bewegungen des ausgeſtrekten Schlangenkörpers geſchahen ſo urplözlich, daß das Auge des Zuſchauers den ſchnellen Umwiklungen nicht zu folgen vermochte. Der Körper zeigte jedoch keine ſchraubenförmigen Gänge, ſondern er hatte vielmehr die Geſtalt von Knoten; ein Theil des Schlangenleibs

Digitized by Google

zog ſich über den andern hin, gleichſam ſeine Muskelkraft zu verſtärken und das Zerbrechen des umſchlungenen Körpers zu erleichtern. Obgleich die Vorſicht nunmehr überflüſſig ſchien, ſo ließ dennoch die Schlange den Anfangs gebiſſenen Theil des Thiers nicht fahren; die arme Ziege fuhr noch einige Minuten fort, halb erſtikte Schreie auszuſtoßen, dann war ſie todt. Die Boa aber hielt ſie noch lange umſchlungen, als ſchon keine Bewegung an ihr weiter zu ſpüren war. Hierauf entwikelte ſie langſam und vorſichtig die ungeheuern Krümmungen und rüſtete ſich zur Mahlzeit. Erſt legte ſie ſich vor den Kopf des Thiers, um ihn mit ihrem Speichel ſchlüpfrig zu machen; hernach ergriff ihr Maul, welches beſtändig wie eine offne und friſche Wunde ausſieht, die Schnauze, und zog den Kopf der Ziege in ſich ein, ſoweit die Hörner es zu geſtatten ſchienen. Dieſe Auswüchſe boten einige Schwierigkeiten dar, mehr jedoch um ihrer eligten Geſtalt, als um ihrer Größe willen. Nach wenigem Zögern waren auch ſie verſchwunden. Ihre Fortbewegung nahm man durch die Haut des Thiers deutlich wahr, indem man jeden Augenblik erwarten mußte, ſie würde von ihnen durchſtochen.

Als die Ziege verſchlukt war, zeigte ſich nun erſt die auſſerordentliche Muskelſtärke der Boa. Die ungeheure Ausdehnung, welche die Organe der Schlange erreicht hatten, würde in jeder andern Thierbildung die Muskelkraft völlig zerſtört haben. Der Hals hatte das Anſehen eines ausgeſtopften, bis zum Berſten ausgedehnten Schlauches; dennoch war die Thätigkeit der Muskeln ſehr auffallend, und das, zwar mit Unrecht ſogenannte, Einſaugungsvermögen erſchien völlig ungeſchwächt. Es beruht dieſes Vermögen eigentlich auf der Zuſammenziehung der Muskeln, unter Beihilfe von zwei Reihen überaus ſtarker und krummer Zähne. Bei all Dieſem muß man dennoch annehmen, das Athemholen der Schlange bleibe eine Zeitlang ausgeſezt; denn wie konnte ſolches fortgeſezt werden, während ihr Maul und Schlund vom Körper der Ziege ganz angefüllt waren, und während auch die Lungen ſelbſt (wie hart die Luftröhre immerhin ſeyn mag) beim Herabſteigen der Ziege in den Magen ſehr zuſammengedrükt ſeyn mußten? Das ganze Geſchäft des Hinunterſchlingens der Ziege dauerte beiläufig zwei Stunden und zwanzig Minuten; nachdem es vollendet war blieb die Anſchwellung auf den mittlern Theil des Körpers, das will ſagen, auf den Magen beſchränkt. Die Obertheile, welche zuvor ſo ungemein ausgedehnt waren, hatten wieder ihre natürliche Geſtaltung angenommen, die Schlange krümmte ſich in ſich ſelbſt zuſammen und kehrte wieder für drei oder vier Wochen in ihren gewohnten Zuſtand von Erſtarrung zurük. Nach Verfluß dieſer Zeit, wenn das eingenommene Mahl völlig verdaut und zerſezt ſchien, ward ihr eine neue Ziege gereicht, die ſie mit gleicher Leichtigtigkeit verſchlang. Es ſcheint, als verwandle ſich Alles, was ſie verſchlukt, in Nahrungsſtoff; denn ihr Koth beſteht in einer kalkigen Subſtanz, (vielleicht kein Zehnttheil der Krochen der Ziege) mit etwas Haar vermengt. Daraus erklärt es ſich, wie die Boa ſo lange Zeit ohne friſche Nahrang aushalten kann. Ein Huhn zu tödten war ſchwieriger für ſie, als die Tödtung viel größerer Thiere, weil jenes für den Druk ihrer Krümmungen zu klein war. Die Boa kam nicht in England an, indem ſie während der Ueberfahrt dieſſeits des Vorgebirgs der guten Hoffnung ſtarb. Bei ihrer Oeffnung, meldet Herr M'Leod, fand man die Magenhäute aufgerizt und von Würmern zerfreſſen. Von den Ziegen war, außer einem Horne, nichts übrig geblieben, und alle anderen Theile hatten ſich völlig aufgelöst.

Omar Ben Alkhattab.

Abd Allah Ben Abbas ſagte, ſein Vater habe ihm Folgendes erzählt: „Eines Abends bei großer Dunkelheit ging ich aus, um Omar Ben Alkhattab, den Herrn der Gläubigen, zu beſuchen. Noch war ich nicht weit gegangen, als ich einem Beduinenaraber begegnete, der mich bei dem Arme faßte und ſagte: Abbas, komm mit mir! Ich blikte den Sohn der Wüſte an, — und wie erſtaunte ich, den Beherrſcher der Gläubigen in ihm zu erkennen; allein, zu Fuß und verkleidet. Ich grüßte ihn ehrerbietig und ſprach: Wohin geheſt du, und was iſt deine Abſicht, Herr der Gläubigen? Er

antwortete: „Ich bin in dieſer finſtern kalten Nacht ausgegangen, verſchiedene Stämme der Araber zu beſuchen." Ich folgte ihm zu den Zelten, die auf die Wüſte hin zerſtreut waren, und betrachtete ſie genau. Unſere Runde war gemacht und wir wollten nach Hauſe gehen; da traten wir noch an ein Zelt, in dem ſahen wir eine alte Frau von vielen Kindern umringt, die jämmerlich ſchrien. Vor der alten Frau lagen drei Steine, auf ihnen ſtand ein Keſſel, unter dem ein ärmliches Feuer glomm. „Still, liebe Kinder," ſagte ſie, „gleich iſt euer Mahl fertig!" Wir blieben ſtehen, um dieſen Auftritt zu beobachten, und Omars Augen hafteten feſt an der alten Frau und den Kindern. Endlich ward ich des Stillſtehens müde und ſprach: Beherrſcher der Gläubigen, warum ſtehen wir hier? — „Ich ſchwöre," antwortete er, „nicht eher fortzugehen, als bis ich ſah, wie das Weib den Kindern ihre Nahrung vertheilt hat." — So ſtanden wir noch länger; die Alte fuhr fort, die Kinder zu tröſten, und die Kinder fuhren fort, zu weinen und zu ſchreien. „Abbas," ſagte Omar, „laß uns ins Zelt treten und das Weib befragen." Wir traten ins Zelt und gaben ihr den Gruß. „Gute Mutter," ſagte Omar ſanft und lächelnd, „was fehlt dieſen Kindern? warum weinen und ſchreien ſie?" — Ach, weil ſie hungert, antwortete ſie. — „Und warum gibſt du ihnen nichts von der Speiſe aus dieſem Keſſel?" — Da iſt nichts drin, es iſt nur ein Betrug, um ſie zu täuſchen, bis ſie, des Schreiens müde, in Schlaf fallen. Ich habe auf der Welt keinen Biſſen, um ihren Hunger zu ſtillen. — Wie die alte Frau das geſagt hatte, näherte ſich Omar dem Keſſel und erblikte eine Menge Kieſelſteine in dem kochenden Waſſer. — „Was ſoll das?" rief Omar. Wehmüthig antwortete die Mutter: „Ich ſagte den Kleinen, daß ich Abendbrod für ſie koche, und wie ſie das Waſſer zwiſchen den Steinen aufſprudeln ſahen, glaubten ſie es. Damit, hoffte ich, ſollten ſie ſich in den Schlaf weinen; denn ich habe nichts, ihren Hunger zu ſtillen. — „Wie biſt du," fragte Omar, „in ſolches Elend gerathen?" Ach, ich bin ein armes verlaſſenes Weib, ſprach die Alte. Ich habe weder Verwandte noch Freunde. — „Warum wendeſt du dich nicht an Omar Ben Alkhattab, den Befehlshaber der Gläubigen? Er würde dir aus ſeinem Schaze Hilfe angedeihen laſſen . . ." — Möge Gott ihn verfluchen! rief das Weib; mögen ſeine Banner in Staub ſinken! denn er hat mich grauſam behandelt. Bei dieſen Worten zitterte Omar und ſchien von Furcht überwältigt. „Welcher Grauſamkeit," ſprach er, „beſchuldigſt du den Omar?" — Ich rufe Gott den Allmächtigen zum Zeugen, ſprach ſie, daß ſeine Grauſamkeit abſcheulich iſt. Hat nicht Gott den Hirten ſeiner Völker befohlen, daß ſie das Wohl aller ihrer Kinder bewachen? Wenn ſie Elende finden, wie mich, die hilf- und hoffnungslos unter der Laſt des Elends und der Kinder darnieder ſinken, ſollten ſie nicht Gottes Gebot erfüllen und ihnen beiſtehen? — „Du ſollteſt vor ihn treten und deine Noth klagen" verſezte der Kalife. „Nein!" war ihre Antwort, „ſo ſprach Gott nicht. Er ſoll der Noth der Seinen nachgehen; meine Pflicht iſt nur, nach Kräften für ſie zu ſorgen. Armuth iſt nicht ſo kek, wie Macht, und der Bedürftige ſchämt ſich ſeines Elendes; aber der gerechte und erbarmende Fürſt bezeigt den Armen mehr Liebe, wie den Reichen, und damit erfüllt er Gottes Gebot. Der aber dawider handelt, thut Böſes." Das Weib hatte kaum ſo geſprochen, als Omar auf ſein Angeſicht fiel, den Allerhöchſten anzubeten, und dann ſprach er: „Gewiß, gute Mutter, du haſt Recht. Doch täuſche deine armen Kinder noch eine kleine Weile; ich will eilen, etwas zur Stillung ihres Hungers zu holen." — Und wir verließen das Zelt in dem Schatten der Nacht. Die Hunde bedrängten uns mit lautem Gebell, ſo daß ich Mühe hatte, ſie von uns wehren; endlich kamen wir bei dem Vorrathshauſe an. Omar ſelbſt öffnete die Thüre; wir traten ein. Omar blikte umher und trat zu einem Sake, der enthielt an hundert und fünfzig Pfund Mehl. „Abbas," ſagte er, „hebe dieſen Sak auf meinen Rüken und nimm du ſelbſt dieſes Gefäß mit Butter." — Ich lud ihm den Sak auf und nahm ſelbſt das Gefäß. Wir verließen das Vorrathshaus. Omar ſchloß die Thüre zu und wir gingen in das Lager der Wüſte zurük. Doch kaum hatten wir den Weg zur Hälfte gemacht, ſo war Omar unter dem Gewicht ſeiner Laſt ermattet. Das Mehl ſtäubte auf ſeine Au-

Digitized by Google

gen herab; ſein Bart und ganzes Geſicht ward beſudelt. Im Namen meines Vaters und im Namen meiner Mutter, Herr der Gläubigen! rief ich, laß mich deine Laſt ſtatt deiner tragen. — „Das ſollſt du nicht," ſprach er, „ich könnte Berge von Erz leichter tragen, als eine Einzige Ungerechtigkeit. Wie ſollte ich es leiden können, dieſes Weib zu ſehen, das ſeiner Kinder Hunger mit Kieſelſteinen täuſcht? Komm, laß uns eilen, damit wir ankommen, ehe die Kinder ſich in Schlaf geweint haben." So ſezten wir unſern Weg fort; Omar faſt ſinkend unter ſeiner Laſt.

Endlich, erzählt Abbas, kamen wir in das Zelt der alten Frau. Da legte Omar den Sak mit Mehl nieder, und ich ſtellte das Butter-Gefäß daneben; und ſtatt nach der Ermüdung zu ruhen, warf Omar die Steine aus dem Keſſel und legte ein Stük Butter hinein. Und als er ſah, das Feuer wolle erlöſchen, ſprach er: „Weib, haſt du keine Reiſer?" — Da ſind deren einige, war ihre Antwort. Nun ſuchte ſie Omar zuſammen, legte ſie auf die Aſche, ſezte den Keſſel auf die Steine, und blies das Feuer an mit dem Athem ſeines Mundes. Ja, dieſe meine Augen ſahen den Beherrſcher der Gläubigen niederliegen, um die erlöſchenden Funken zu beleben. Sein diker Bart kehrte den Staub und war bisweilen in Rauch verhüllt, aber er blieb in demüthiger Stellung, bis die Flamme emporſchlug. Nachdem die Butter zergangen war, rührte er ſie mit einem Stoke, indeß er mit der andern Hand Mehl hinein ſtreute. Die Kinder aber, die um ihn ſtanden, weinten und ſchrien noch immer fort. Jezt aber forderte Omar von der alten Frau einen Löffel, nahm eines der Kinder auf ſeine Knie, zog die andern nahe zu ſich her und fütterte ſie mit der Speiſe, die er gekocht hatte. Darauf ſtanden die Kinder fröhlich wieder auf, ſpielten noch eine kleine Weile, dann fielen ſie unbemerkt in Schlaf. Omar aber wendete ſich zu dem Weibe und ſprach: „Willſt du, armes Weib, mir deine Klage gegen Omars Ungerechtigkeit verkaufen? Ich gebe dir hundert Goldſtüke dafür." — Das will ich gern, antwortete ſie. — „Gut, ſo verſpreche mir das ſchriftlich." — Ich kann nicht ſchreiben. — „So thue ich es ſtatt deiner." — Wie das Weib einwilligte, rief ich ein Paar Zeugen herbei und holte die hundert Dinaren; Omar aber ſchrieb: „Im Namen des barmherzigen, langmüthigen Gottes! Möge der Allmächtige Mahomed und ſein heiliges Geſchlecht mit Segen überſchütten! Die Tochter des — hat in zweier Zeugen Gegenwart Omar Ben Alkhattab die Ungerechtigkeit verziehen, die er beging, da er ihr Elend überſah und ihrer Dürftigkeit nicht nachſpürte, wie es die Pflichten jedes Hirten iſt, gegen die ihm anvertraute Heerde. Omar hat ihr hingegen hundert Goldſtüke gegeben, wodurch ihre Forderung getilgt iſt. Deßhalb hat ſie dieſen Vertrag freiwillig geſchloſſen." Nachdem dieſe Schrift bezeugt war, faltete ſie Omar und ſtekte ſie in ſeinen Buſen, ſtand auf, grüßte das Weib und ging heim. „Abbas!" ſagte er im Gehen zu mir, wie ich das Weib ſah, daß es ſeine Kinder mit Kieſeln kirrte, war es mir, als ſänke ein Berg über mich und zermalme mich in ſeinem Falle. Darum trieb mich Schreken, zu thun, was du ſahſt, und erſt jezt hebt ſich der Berg, und meine Bruſt athmet freier." Bei ſeiner Heimkehr verſammelte Omar ſeine Kinder um ſich und ſprach: „Nehmet, meine Kinder, dieſe Schrift," und bewahrt ſie ſorgfältig, und wenn der Allmächtige mein Auge dem Lichte verſchließt, ſo legt ſie in mein Grab." Und Omar ſorgte für das Weib und ihre Kinder, und der Hunger blieb ihrem Zelte ein Fremdling.

Rechts-Denkwürdigkeit.

Als Sweng-Vang in China herrſchte, fand die Wache ſeines Pallaſtes einen Mann im Felde getödtet, und unfern deſſelben zwei Brüder, welche ſie nun als Mörder deſſelben ergriff. Der Todte zeigte nur eine Wunde. Nur einer der Brüder konnte der Mörder ſeyn, und jeder der Brüder geſtand, daß nicht der Bruder, ſondern er die That begangen habe. Die Sache wurde dem Kaiſer berichtet. „Beiden das Leben zu ſchenken," ſprach dieſer, „würde dem Thäter Gnade gewähren, und beide hinrichten, wo nur einer ſchuldig ſein kann, wäre grauſam. Man laſſe die Mutter kommen, und ihr Ausſpruch ſoll entſcheiden. Sie muß ihre Söhne am Beſten kennen." Das Weib ward herbeigeholt und mit dem

Willen des Kaiſers bekannt gemacht. In eine Fluth von Thränen ausbrechend, rief ſie endlich: „Wenn ich denn entſcheiden ſoll, ſo läßt den älteſten leben!" Der Kaiſer wunderte ſich, daß ſie den jüngern opfere, der gewöhnlich den Müttern am Theuerſten iſt. Sie erklärte, deßhalb befragt: „Der, welchen ich rette, iſt nicht der Sohn meines Lebens; aus einer frühern Ehe ward er mir von ſeinem Vater anvertraut. Feierlich aber verſprach ich dieſem, ihn als mein eigenes Kind zu betrachten, und bis jezt habe ich mein Wort gehalten. Sollte ich von mütterlicher Liebe getrieben nun es brechen, das Leben des eigenen Sohnes zu retten? Was es meinen Herzen koſtet — Mehr zu ſagen erlaubten ihr die Thränen nicht. Der Kaiſer wurde gerührt, und begnadigte beide.

Diamanten-Geſchichte.

Vor vielen Jahren ereignete ſich Folgendes: Ein Juwelier in einer großen Stadt bekam den Auftrag, einen ſehr koſtbaren Brillant Ring zu verfertigen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen glükte es ihm endlich, einen recht auserleſenen Brillanten, ſo wie er ihn zu ſeinem Auftrage wünſchte, ausfindig zu machen und zu erhandeln, jedoch um ſehr hohen Preis. Als er mit dieſem Kleinode nach Hauſe ging, begegnete ihm ein Freund, dem er gerne das, was ihn intereſſirte, mitzutheilen pflegte. „Sehen Sie hier", ſagte er, „das iſt der ſeltene Stein, nach welchem ich vier Wochen lang gelaufen bin, und den ich endlich doch erhandelt habe!" Es war Winter, und der Schnee lag 6 Zoll hoch; er war erſt Tags zuvor gefallen. Unglüklicherweiſe entſchlüpfte der Brillant den Fingern des Künſtlers, als er ihn eben wieder einwikeln wollte. Man ſuchte; aber vergebens. Man holte heißes Waſſer aus dem benachbarten Hauſe, goß es auf den Schnee und räumte davon eine ziemlich große Fläche ab; Alles umſonſt. Stundenlange Bemühungen wurden nun noch wiederholt darauf verwendet; Alles fruchtlos. Der Diamant war theuer; der Juwelier war wohlhabend geweſen; er gerieth jezt in Schulden, in Dürftigkeit; er grämte ſich, und ſeine Familie mußte darben. Nach zwei Jahren ging er durch die nemliche Straße; er begegnete einem alten Bekannten, mit dem er lange nicht zuſammengekommen war, und ſprach mit ihm von ſeinem Unglüke. „Sehen Sie," ſagte er, indem er ihn zu der verhängnißvollen Stelle führte, „hier war es, wo ich damals ſtand, dorthin entfiel mir der Edelſtein. —" Dieß ſprechend, ſah er nach dem Orte; da ſtrahlte ihm auf einmal aus einem Winkel zweier an einander gefügten Pflaſterſteine ſein Diamant entgegen. Entzükt rief er aus: „Liebſter Freund! der Himmel führte Sie mir heute als meinen Schuzgeiſt zu. Ich habe mein verlornes Kleinod, ich habe mein Glük wieder gefunden!

Bekanntmachung.

Das Wirthſchafts-Anweſen zu Geretsried d. Gts. an der Münchner-Tyroler Landſtraße 1½ Stund von hier, gegen Benediktbeuern hin gelegen, iſt aus freier Hand zu verkaufen.

Solches beſtehet in dem Wohnhaus, zweiſtökig, ganz gemauert, mit Stadl, Stall, Kaſten, Wagenſchupfe und Bakhaus, dann beſonderer Stallung für fremdes Fuhrwerk, auf 12 Pferde, Alles neu gebaut, wozu 7 Tagw. 68 Dez. Aeker, und Wieſen 4 Tagw. 75 Dez. dergleich. Alles, freiabgelöstes Eigenthum, dann einige Tagw. ludeigene Gemeindetheile, gehören.

Auf ausdrükliches Anſuchen des jezigen Beſizers bringt man deſſen freiwilliges Verkaufs-Vorhaben zur öffentlichen Kenntniß, mit dem Bemerken, daß die nähern Verhältniſſe dahier erfahren werden können.

Am 23 July 1830.

Königl. Landgericht Wolfrathshauſen.

v. Haaſy.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 34. Den 23. Auguſt 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Leicht laß dein Bett im Sommer ſeyn,
Im Winter hüll' dich wärmer ein.

Inhalt: Das Bett im Sommer. — Mittel wider das Faulfieber. — Nekrolog. — Die Wäſcherin zu Lyon. — Ruſſiſche Geſandtſchaft in Wien. — Anekdote.

Das Bett im Sommer.

Der Menſch iſt wie an die Gewohnheit geſchmiedet, gewinnt dieſe lieb, hält ſie ſelbſt aus Eitelkeit, ihr zugethan zu ſeyn, feſt, und ſträubt ſich, wenn er ſie aufgeben ſoll. Sie erſtrekt ſich auf die gemeinſten und gleichgiltigſten Dinge. Wer den Menſchen nach dieſer Erfahrung nicht beurtheilt, kann leicht an ihm ſelbſt irre werden; wird z. B. nicht begreifen, wenn er ihn ſieht gegen ſeinen Vortheil handeln, Großes und Wichtiges verabſäumen, um das Kleine, ja das Kleinliche zu behalten.

Dieſe Macht der Gewohnheit gebietet auch über unſer Nachtlager. Man meint, nur auf dem ſeinigen zu ruhen. Darum behält Einer das dik geſtopfte Federbett, was ihn im Winter gegen die Kälte birgt, auch im heißen Sommer bei, wo es für ihn ein Schweißbad abgibt. Die wohlhabende Bauerfrau ſteigt auf einen Stuhl, um in ihr aufgewalltes Bett zu kommen, das die Eitelkeit zum Bettmagazine gemacht hat. Sie würde ſich beſchimpft glauben, wenn ſie ein Drittel davon aufgeben müßte, da ſie doch neun Zehntheile zu ihrem eigenen Vortheile entbehren könnte.

Das Bett im Sommer darf nicht mit dem im Winter gleich ſeyn. Wie wir im Frühlinge das dike Winterkleid gegen ein leichtes Sommerkleid vertauſchen, ſo iſt der Tauſch beim Bette noch nothwendiger und rathſamer. Unterlaſſen wir dieſen Wechſel, ſo machen wir uns unnöthiger Weiſe Plage und gefährden ſelbſt unſere Geſundheit. Unbefangne Aerzte mögen es ſagen, wie oft und ſicher ſich Menſchen ihren Tod im Bette holten, und wie ſehr dieß Krankheiten mehre.

Man nimmt mit Recht an, daß die Menſchen durch den Gebrauch warmer Federbetten ſich nicht nur verweichlichen, ſondern auch ſich ſelbſt einen ſiechen Körper zuziehen. Vielen, beſonders Kindern, wird das Bett zum frühen Grabe. Die Engländer nennen das deutſche Bett einen Sarg.

Oft ſchon ward überhaupt gegen die zu federreichen Betten geeifert und ihr Nachtheil erfahrungsmäßig nachgewieſen. Sollen ſie als Schuz gegen Kälte dienen, ſo gilt das doch nur auf die Zeit des Winters; der Sommer hat, wie jeder weiß, eine entgegengeſezte Temperatur: man ſucht Schuz gegen Hize. Jenes Bett allein gewährt den Schuz nicht, ſondern vermehrt die Hize; darum muß man es verlaſſen, und gegen eine leichte Deke vertauſchen. Dieß fordert die Ruhe; dieß fordert die Pflicht für die Geſundheit. Wer dieß erwägt, dem wird der Wechſel nicht ſchwer fallen, wird der Gewohnheit und Mode ein kleines Opfer bringen, und das Vortheilhafte gewinnen.

Die leichte Deke muß im Sommer unſer Bett ausmachen, um beſſer zu ruhen, und geſünder zu bleiben. Die Temperatur ſchreibt uns auf der einen Seite die Wahl vor, wie ſie auf der andern der Verſtand gebietet.

Im Sommer iſt der Körper fortwährend im erwärmten Zuſtande, die Haut geöffneter, die Ausdünſtung ſtärker, darum auch die Neigung zum Trinken größer; man kommt leichter in Schweiß, zumal es der Fall iſt, daß in dieſer Jahreszeit der Körper mehr Bewegung in freier Luft hat.

Wir finden hierin den Grund, warum in wärmern Ländern, als Deutſchland, die Federbetten kaum gekannt, viel weniger eingeführt worden ſind. Selbſt in dem nur im Winter weniger wärmern England, als unſer Himmelsſtrich, ſind die Federbetten nicht gebräuchlich.

Perſonen, die aus jenen Ländern zu uns kommen, wo man nur gewohnt iſt, unter Deken

Digitized by Google

zu ſchlafen, gerathen in unſern Betten in Unruhe und Schweiß, und können ſich ſchwer an dieſes Lager gewöhnen. In gleichem Falle befinden ſich auch diejenigen von den Unſrigen, welche lange Zeit nicht in Federbetten geſchlafen haben. Dieſe Tatſache führt zugleich den deutlichen Beweis mit ſich, daß es nur die Gewohnheit ſey, die Sommernächte in federreichen Betten auszuhalten. Eine Gewohnheit, die ſo weit gediehen iſt, daß man weder über die üblen Folgen, noch über das nachdenkt, was anders ſeyn könnte und ſollte. Es ſezt ſich Einer eher der Gefahr aus, ſich durch Entblößung zu erkälten, als daß er ſich entſchließt, das Bett gegen eine leichte Deke zu vertauſchen.

In guten Gaſthäuſern wird es jedoch immer üblicher, den Gäſten nach Gewohnheit zu dienen, indem man dieſen die Wahl läßt, das Bett oder die Deke zu wählen.

Im Sommer iſt bekanntlich die Erkältung ſelbſt von üblern Folgen, als im Winter, weil, wie oben bemerkt, der Körper in einem wärmern Zuſtande iſt und die Poren der Haut geöffneter ſind. Die Erkältung wird leicht begreiflich, wenn man ſich denkt, daß der Körper in den Federn bis zur Glut erwärmt und durch das Verſchieben des Federdekbettes nun entblößt wird. Die Ausdünſtung geräth ins Stoken, der Schweiß tritt zurük, und was weiter geſchieht, ſagen uns die Aerzte. Man entgeht aber dieſer Gefahr, wenn man es vermittelſt einer leichten Deke verhindert, daß der Körper nicht in den Zuſtand des Schweißtreibens geſezt wird. Es bedarf wohl keines Beweiſes, das gleichſam immerwährender Scheiß den Körper allmählig abmattet. Vielleicht ſiechen manche Menſchen einzig und allein durch ihr übel eingerichtetes Lager. Doch hier gebührt es dem Arzte, zu ſprechen.

Bei einer Deke iſt das gefährliche Entblößen oder Bloßliegen weniger möglich, als beim wulſtigen, oft walzenförmigen Bette; denn jene ſchmiegt ſich gewillig nach dem Leibe und macht mit dieſem jede Bewegung. Da ſie den Körper nie ſo warm macht, als das Bett thut, ſo fällt auch die Urſache der unwillkührlichen Verſchiebung weg. Auch findet man ſich nicht veranlaßt, der großen Wärme wegen die Deke zu lüften. Fällt die unnatürliche Erwärmung weg, ſo bleibt auch die Ruhe ungeſtört.

Wer überhaupt im Schlafe ſich viel bewegt, oder, wie man zu ſagen pflegt, unruhig ſchläft, dem kann man wohl nichts Beſſeres rathen, als ſich nie des Federbettes, ſondern lediglich der Deke zu bedienen. Die Deke ſchließt, wie oben bemerkt worden, den Leib beſſer in ſich und bewegt ſich mit demſelben, ohne daß ſich dabei die Temperatur verändern kann, alſo einzelne Theile nicht bloß werden können. Wenn das Bett gar ſo leicht die Schultern entblößet, ſo iſt das bei der Deke nie der Fall.

Das Wohlthätige, unter der Deke zu ſchlafen, kann ich aus vieljähriger eigener Erfahrung preiſen. Ich lege ſie ſeit mehrern Jahren ſelbſt im Winter nicht zurük, obwohl ich im kalten Zimmer ſchlafe. Selbſt der lezte Winter vermochte mich nicht, ſie in den kälteſten Nächten aufzugeben. So lange ich im Federbette ſchlief, welches ich von Jugend auf gewohnt war, hatte ich gar nicht ſelten das Schnupfenübel zu tragen, das ich mir offenbar durch Wegſchieben der Federdeke zuzog. Seitdem ich mich aber der Deke bediene, weiß ich kaum etwas davon.

Die Deke gewährt noch den Vortheil, da ſie den Schweiß nicht erregt, nicht wie das Federbett feucht wird, auch die Krankheitsſtoffe nicht ſo leicht aufnimmt und in der Wärme wieder abgibt. Wie oft machten beſorgte Aerzte nicht ſchon auf die Verbreitung gewiſſer Krankheiten durch die Betten aufmerkſam, und die Wohlfahrtspolizei hat ſelbſt Maßregeln dagegen getroffen. Beſonders iſt dieſer Umſtand für Reiſende ſehr wichtig und darum in Obacht zu nehmen. Die Deke iſt einmal weniger empfänglich und weniger zur Anſtekung geeignet. Ueberdieß iſt ja auch die Deke leichter zu reinigen. Wer auf der Reiſe in verdächtige Betten gewieſen iſt, kann ſich leichtlich ſelbſt helfen, wenn er unter der Deke zu ruhen gewohnt iſt. Der eigene Mantel gewährt die Deke für eine oder mehrere Nächte. Wer wenig bedarf, iſt leicht zufrieden geſtellt.

Zudem nimmt die Deke wenig Raum ein und kann nebſt einem Bettuche auch auf Reiſen leichtlich bei ſich geführt werden.

Digitized by Google

Es bleibt uns noch übrig, ein Paar Worte über die Beſchaffenheit der Deke ſelbſt zu ſprechen. Sie iſt nach den Ländern und Völkern verſchieden, wie ich aus Erzählungen von Reiſenden vernommen habe. In Schriften fand ich darüber ſo viel, als Nichts; ſollte es mir noch gelingen, ſo werde ich nicht unterlaſſen, den geehrten Leſern den Fund bekannt zu machen.

Meine Deke iſt von Baumwolle gemacht, wattirt und durchnäbet, 4 Ellen lang, damit ſie ſich unten um die Füße ſchlägt, und 2 Ellen breit. Darüber kommt nun, wie bei Federbetten üblich iſt, ein weißer Linnen-Ueberzug.

Erſt neulich habe ich erfahren, daß man in England für den Sommer ebenfalls baumwollne, für den Winter aber ſchafwollne in Gebrauch nimmt. Dieſer Wechſel iſt nicht übel, und da ihn die Erfahrung eines ganzen Volks gut heißt, ſo verdient er auch insbeſondere unſere Beachtung. Ich werde nicht unterlaſſen, ſolche ſchafwollne Deken verfertigen zu laſſen, und zu erfahren ſuchen, wie ſie in England verfertigt werden. Vor der Hand glaube ich, daß man durch folgendes Verfahren eine brauchbare Deke erhalten kann. Man nimmt die Schaf-Wolle, zupft und reinigt ſie von fremden Theilen, wäſcht ſie alsdann in Urin oder Seifenwaſſer, oder wohl noch beſſer in einem Abſude von Seifenwurzeln, krempelt ſie alsdann ohne Fett und bringt ſie in Tafeln, ſo ſtark, als man die Deke verlangt oder für paſſend findet. Dieſe wird nun eben ſo durchnäht, wie bei Verfertigung der baumwollnen geſchieht.

Solche ſchafwollne Deken müſſen in der Elaſticität die baumwollnen übertreffen, weil die Schafwolle ſelbſt elaſtiſcher iſt. Indeß werden ſie etwas theurer zu ſtehen kommen, als baumwollne; allein es ſcheint doch auch gerade nicht nöthig, vielleicht nicht einmal rathſam zu ſeyn, feine und theure Wolle anzuwenden.

Und wenn nun auch die ſchafwollnen Winterdeken etwas höher zu ſtehen kommen ſollten, als baumwollne, ſo ſind ſie immer noch viel wohlfeiler herzuſtellen, als die üblichen Federbetten. Man weiß, welchen theuern Artikel ſie bei der Einrichtung einer Haushaltung ausmachen, beſonders in einer Gaſtwirthſchaft. In den leztern gibt der Mangel derſelben öfters große Verlegenheit, ſowohl für den Wirth, als für die Gäſte. Da ſich die Deken wohlfeiler anſchaffen und auch beſſer aufbewahren laſſen, als Betten, auch die Schlafſtätte ſich leichter herſtellen läßt, ſo gebietet es die Klugheit, dieſelben vorräthig anzuſchaffen, um zugleich jedem Gaſte ſeiner Gewohnheit gemäß zu dienen.

Fr. Pohl, Profeſſor.

Mittel wider das Faulfieber.

In einem engl. Journal (Gentleman's Magazine, Sept. 1797) erzählte der Prediger Cartwright Folgendes: „Vor 17 Jahren lebte ich in Brampton, einem volkreichen Dorfe neben Cheſterfield. Ich war hier kaum einige Monate geweſen, als ein Faulfieber unter uns ausbrach. Weil bei weitem der gröſte Theil meiner Pfarr-Kinder zu arm war, um mediciniſchen Beiſtand ſuchen zu können, nahm ich meine Zuflucht zu meinen Arzneibüchern, und wagte mit deren Hilfe, ihnen etwas zu verordnen. Ein Knabe von 14 Jahren, der dieſes Fieber bekam, mußte Fieber-Rinde, Wein und andere Mittel, die meine Bücher vorſchrieben, nehmen. Das half indeſſen nichts; die Krankheit ward immer bösartiger, ſo daß ich ſtündlich ſein Ende erwartete. Eine nothwendige Reiſe rief mich von dem Patienten; doch reiste ich nicht ab, ohne ihn noch einmal zu beſuchen und den gebeugten Eltern Troſt zu bringen. Während meines Geſprächs mit der Mutter nahm ich in der Eke der Stube ein Tönnchen mit gährendem Biere wahr. Mir fiel dabei ein Verſuch ein, den ich irgendwo einmal geſehen hatte, nemlich, daß man riechendes faules Fleiſch durch Aufhängen über eine Tonne Bier, das eben im Gähren begriffen war, wieder ganz friſch gemacht hatte. Wie? dachte ich plözlich, wenn die Hefe die fauligte Natur dieſer Krankheit hinwegräumte? Ohne mich lange zu beſinnen gab ich dem Patienten zwei Eßlöffel voll, und trug der Mutter bei meinem Weggehen auf, dieſe Portion, wenn der Knabe ſich beſſern ſollte, alle 3 Stunden zu wiederholen. Mein erſter Gang, als ich nach ein Paar Tagen von meiner Reiſe zurük kam, war zu meinem Patienten. Wie groß war mein freudiges Erſtaunen,

Digitized by Google

als er mir ſelbſt die Thüre öffnete, ziemlich wohl ausſah, und mir ſagte, es ſey von dem Augenblike an, da er die Hefe bekommen habe, beſſer mit ihm geworden. Ich lebte nachher in Leiceſterſhire. Hier war meine Gemeinde nicht zahlreich, aber ſie war wohlhabend, weßwegen ich meine mediciniſche Rolle aufgab, und kaum meinen Leuten etwas verſchrieb. Einer derſelben ward krank; ich ſandte daher zum Arzte. Die Krankheit war ein heftiges Fieber, das bald einen fauligten Charakter annahm, und ſich endlich ſo verſchlimmerte, daß der Arzt, ein ſehr erfahrner Mann, ihn aufgab; der Patient, ſagte er, könne keine 24 Stunden mehr leben. Nun glaubte ich, ſey es Zeit, die Wirkung der Hefe wieder zu verſuchen. Ich gab ihm daher zwei Eßlöffel voll. Fünfzehn Minuten darauf fing ſein Puls, wiewohl noch ſchwach, ruhig und voll zu ſchlagen an; 32 Minuten nachher vermochte er, vom Bette aufzuſtehen und im Zimmer zu gehen. Am Ende der zweiten Stunde gab ich ihm eine Sagoſuppe mit ziemlich vielem Citronenſaft, Wein und Ingwer, die er mit Appetit aß. Dann, nach einer Stunde, wiederholte ich die Hefe, und kurz, in einigen Tagen konnte er ſeine Geſchäfte wieder verrichten. Ein Jahr darauf ritt ich vor einem entlegenen Bauernhofe vorbei, und ſah ein junges Mädchen weinend an der Thüre ſtehen. Ihr Vater liege auf dem Todtenbette, ſagte ſie, als ich nach der Urſache ihrer Thränen fragte. Der Mann hatte das Faulfieber; ſeine Zunge war ſchwarz, ſein Puls kaum bemerkbar, und er lag, gleich einem Todten, im Zuſtande gänzlicher Gefühlloſigkeit da. Ich ließ geſchwind etwas Hefen herbeiſchaffen, verdünnte ſie mit Waſſer und goß ſie dem Kranken in den Mund. Zwar hatte ich wenig Hoffnung, aber doch zog mich nach zwei Stunden die Neugier wieder hin, und ich hatte die Freude, ihn gebeſſert anzutreffen. Er war bei ſich ſelbſt, ſeiner Sinne mächtig und im Stande, zu ſprechen; kurz, die Krankheit war gehoben, und dieſer Mann von 70 Jahren genas wieder. Ich habe nach der Zeit ungefähr 50 mit Faulfiebern behafteten Perſonen Hefe verordnet, und nicht eine einzige iſt mir geſtorben."

Nekrolog.

Im Jahre 1818 ſtarb der durch ſehr ſeltene Geiſtesbildung und durch ausgebreitete ſtatiſtiſche und ſtaatswirthſchaftliche Kenntniſſe, als Denker und als Schriftſteller, als edler Menſch und Menſchenfreund berühmte Gregor v. Berzeviczy faſt gleichzeitig mit dem Grafen Aloys Batthyáni, dem er in ſehr vielen Rükſichten ſo ähnlich war. Er gehörte unter die Männer, die als Jüngling mit feurigem Geiſte, mit glühendem Gefühle und reinem Eifer für das Gute und Schöne ſich erklären, die Rükſichtnehmung auf die Welt aber für das Manns-Alter verſparen, und dann eben deßwegen ſo manchen verfehlten Wunſch in's Greiſen-Alter hinüber nehmen müſſen. Je mehr der Mann von Verſtand und von Gefühl ſich iſolirt, das heißt, ſeinen Einſichten und Grundſäzen ergibt, deſto fremder erſcheint er der Welt, ſobald er es mit ihr zu thun haben will, und da dieſe nie darauf ſieht, was recht und wahr iſt, ſo lauft es in einem ſolchen Conflict ſelten ohne Marterthum für ihn ab. Berzeviczy hatte treffliche kräftige Anſichten und Plane, aber ſie wurden das Eigenthum nicht der Staats-, ſondern der Literar-Geſchichte. Eine umſtändliche Biographie von ihm, muſterhaft geſchrieben, liefern NN 48 und 49 der Wiener vaterländiſchen Blätter 1818; ſie iſt zugleich ein Ehrenzeugniß für den lieberalen, und doch beſcheidenen Wahrheits- und Freymüthigkeitsgeiſt gedachter Blätter. Folgendes entlehnen wir daraus: Gregor von Berzeviczy wurde 1763 den 15 Juni in Groß-Lomnitz, Zipſer-Comitats, geboren, und väterlicher Seits ſchon als 7jähriger Knabe verwaißt. Seine gute ſorgſame Mutter, ein geborne Horváth-Staesics, übernahm nun die Erziehung des Knaben. Den Elementar Unterricht erhielt er von Privat Pädagogen zu Hauſe; dann bezog er das Gymnaſium zu Käsmark. Eine gefährliche Blattern Krankheit brachte ihn beinahe um ſeine Augen und hinterließ in ſeinem Geſichte ſehr entſtellende Narben. Nach geendigten Studien zu Käsmark trat er bei dem damaligen Diſtrictual-Inſpector der evang.-reformirten Gemeinden jenſeits der Theiß, Hr. Stephan von Vay, im Zabolcser-Comitate, in die Patvarie, und ging 1783 nach

Digitized by Google

Peſth, in die Juratorie, wo er nach Erſcheinung des Joſephiniſchen Toleranz-Edicts einer der erſten Evangeliſchen war, die als Juraten zugelaſſen wurden. Er ließ ſich dann examiniren und erhielt das Advokaten-Diplom. Nun erwachte in der kräftigen, durch wiſſenſchaftliche Vorbereitung erhellten Seele des Jünglings der Wunſch, eine auswärtige Univerſität zu beſuchen, und das Ausland zu bereiſen. Obgleich von Haus aus nicht ſehr reich, wollte er doch auf die Erfüllung dieſes Verlangens auch das nur Mögliche verwenden, und er verwendete es. Er reiste 1784 im Oktober nach Göttingen, wo die Profeſſoren Schlözer, Beckmann, Spittler, Pütter, Meiners, Feder, (Männer, die von der ganzen gelehrten Welt als Koryphäen anerkannt ſind) ſeine Lehrer und Freunde wurden. Um die nemliche Zeit ſtudirten in Göttingen die engliſchen Prinzen Erneſt, Auguſt und Adolph) hernach Herzoge von Cumberland, Suſſex und Cambridge), ein Fürſt Lichtenſtein, ꝛc, und Berzeviczy hatte Zutritt in ihren Zirkel. Von Göttingen aus machte er in den Ferien mehrere kleine Reiſen und trat dann nach geendigten akademiſchen Studien eine große nach Frankreich an. Er ging über Frankfurt und Mainz nach Paris, wo er ſich drei Monate aufhielt, bei Hof in Verſailles vorgeſtellt wurde, und dieſe Zeit möglichſt benuzte, um ſeine theoretiſchen Kenntniſſe durch die praktiſchen Anſichten, im Brennpunkte eines großen, ſeiner Regeneration entgegenſtürzenden Staats zu berichtigen. Durch ſeine Präſentation bei Hofe ſtanden ihm die vornehmſten Geſellſchaften offen; er konnte aber die Gunſt nur wenig benüzen, denn ſein Reiſegeld war dürftig ausgemeſſen. Er ging nun von Paris nach Brüſſel, wurde daſelbſt am Hofe des Statthalters, Hzgs. Albert von Sachen-Teſchen, vorgeſtellt, hielt ſich einige Wochen da auf, und reiste dann über Oſtende nach London ab, wo er ebenfalls am Hofe vorgeſtellt, und als Bekannter der oben genannten königlichen Prinzen, die mit ihm in Göttingen ſtudirt hatten, mit Auszeichnung aufgenommen wurde. In England verweilte er vier Monate. Hier hob ſich ſein Herz vorzüglich in dem Anblike des Volkswohlſtandes, aus dem er, im Gegenſaze der Volksunterdrükung in Frankreich, die franzöſiſche Revolution, und den kraftvollen Widerſtand in England, vorausſehen zu können glaubte. Auch erfreute er ſich in London des Umganges mit dem berühmten Philologen Ungarns, Reviczky, der damals als kaiſerlicher öſtreich'ſcher Botſchafter am engliſchen Hofe dort war.

Auch des Umganges mit dem berühmten korſiſchen General Paoli erfreute er ſich in London, und die gelehrten Zuſammenkünfte bei dem in der ganzen Welt geſchäzten Naturforſcher Banks beſuchte er ſehr fleißig. Den Rükweg auf das Connent nahm er nach Antwerpen; von dort aus wollte er Holland bereiſen, aber die niederländſchen Unruhen vereitelten dieß. Er kehrte nunmehr über Brüſſel, Löwen, Spaa, Aachen, Köln, Koblenz, nach Frankfurt, und von dort über Mannheim, Nürnberg und Regensburg nach Wien zurük, nachdem er den vorgehabten Plan, die Schweiz und Italien zu beſuchen, aufgeben mußte. Drei Jahre hatte er in der Fremde, und auf eine Art zugebracht, die einen ſo empfänglichen Geiſt nicht anders, als bereichern konnte. Mit gründlichen Kenntniſſen, vielfältigen Erfahrungen und großen Entſchließungen ausgeſtattet, eilte er zu Wien bei Seiner Majeſtät dem Kaiſer Joſeph II. zur Audienz. Der Monarch nahm ihn gnädig auf, geruhete, ihn in einer beinahe zweiſtündigen Unterredung ſelbſt zu prüfen, und ſagte am Schluße der Unterredung zu ihm: „Ich bin mit Ihnen ganz zufrieden, und will, daß Sie dem Staate dienen ſollen. Wenn Sie dieß mit Eifer thun, ſo ſoll es Sie nicht gereuen, Mühe und Koſten verwendet zu haben. Von der Ordnung, von unten auf zu dienen, kann ich Sie nicht dispenſiren; auch werden Sie Anfangs manche Schwierigkeiten finden; Sie müſſen ſich mit Geduld waffnen; führen Sie Sich brav auf, ich will für Sie beſorgt ſeyn." Bald darauf reiste der Kaiſer zur Armee gegen die Türken ab; es fanden ſich Hinderniſſe für Berzeviczy's Anſtellung, und ſo kehrte er in die Heimat zurük, wo er im Herbſt 1787 eintraf, und von der Sehnſucht ſeiner guten Mutter zärtlichſt empfangen wurde. Er wurde da ſogleich zum Honorär-Notär des Zipſer-Comitats ernannt, wo ſein Onkel Emerich Horváth von Stansics Vice-Geſpann war. Das folgende Jahr ging er nach Ofen, und

Digitized by Google

Graf Karl von Zichy, damals Präſident der königl. ungariſchen Statthalterei, nahm ihn als Praktikanten bei dieſer hohen Landes Stelle auf. Er war täglich in dieſes berühmten Staatsmannes Hauſe, das auf einen hohen Fuß eingerichtet war. Der Türkenkrieg war ausgebrochen; die königliche Statthalterei ſchikte ein Landes-Commiſſariat zur Armee ab, und Berzeviczy wurde dabei als Honorär-Concipiſt verwendet, nach Beendigung des Feldzuges aber zum wirklichen Concipiſten bei jener hohen Landes-Stelle ernannt. Kaiſer Joſeph ſtarb, — mit ihm erſtarb Vieles, — und auch Berzeviczy's Fortkommen wurde dadurch vereitelt. Im Jahr 1795 reſignirte er ſein Amt bei der Statthalterei; er zog ſich auf ſeine Güter zurük, und lebte nun da den Wiſſenſchaften und den vielen ſchönen Entwürfen zu Erhöhung der Staats-Wohlfart, die er eben ſo geiſtreich und richtig zu würdigen verſtand, als ſie ihm am edlen Herzen lag. Welchen Weg aber dieſe Entwürfe nahmen, haben wir bereits angezeigt. Sie ſtehen, wie ſo mancher andere große Mann, blos als ein großer Wille da, deſſen Lob zugleich zum Tadel wird. Virtus laudatur et alget, klagte ſchon Juvenal. In der Heimat am Fuße der Carpathen bereiste er dieſe oft; er war der allgemeine Führer für die dahin Reiſenden. Im Jahr 1806 war auch S. k. k. Hoheit der Erzherzog Reichs-Palatinus da, und geruhete, mit ſeinem Gefolge in Berzeviczy's Hauſe zu verweilen und in ſeiner Geſellſchaft die Carpathen zu beſehen. Im Jahr 1796 machte B. eine Reiſe durch ganz Pohlen bis nach Danzig, um an Ort und Stelle die Umſtände des ungariſch-nordiſchen Commerzes genau kennen zu lernen. Seine berühmte Abhandlung über Ungarns Handel und Kunſtfleiß (De Commercio et Industria Hungariae, Leutſchau 1797) war zum Theil die Frucht jener Reiſe. Das ſeinem Umfange nach natürlich kleine, aber durch die Einſichten des patriotiſchen Verfaſſers gehaltreiche Werkchen wurde in mehrere Sprachen überſezt und mit allgemeinem Beifalle geleſen. Es folgten von ihm nun mehrere literariſche Arbeiten; alle bezeugen an ihm den Mann von beſonnenem Verſtande, reifen Einſichten und ehrlichem Willen. Während des franzöſiſch-, preußiſch-ruſſiſchen Krieges, deſſen Schauplaz größten Theils in Pohlen war, ging er nach Warſchau, um dort nachzuſehen, ob für den ungariſch-nordiſchen Handel nichts zu machen wäre, und führte eine Partei Weine auf Flößen mittelſt der Flüſſe Poprad, Dunajez, Weichſel dahin. In Warſchau ſprach er über dieſen Gegenſtand viel mit Franzoſen, Preußen, Ruſſen, Pohlen, und mit den türkiſchen und perſiſchen Dolmetſchern, die damals da waren. Darauf ſchrieb er ſeine Abhandlung: „Anſicht des aſiatiſch-europäiſchen Welt-Handels nach dem jezigen Zeitbedürfniße. Peſt bei Eggenberger 1809." Aber die Herausgabe dieſer Schrift verſpätete ſich ſo, daß ihre Erſcheinung gerade in den Ausbruch des Krieges fiel, und durch deſſen erſchütternde Umwälzungen ganz verdrängt wurde. Der Verf. ſchrieb dieſe Abhandlung eilend, weil er den günſtigen Zeitpunkt benuzen wollte. Er machte darin den Vorſchlag, während des engliſch-franzöſiſchen Krieges, und der dadurch entſtandenen Sperre des Seehandels, den aſiatiſch-oſtindiſchen Welthandel, auf dem kürzeſten Weg, durch die türkiſchen, ruſſiſchen, öſterreichiſchen, italieniſchen Staaten, nach Europa auf ſeine vorige alte Bahn zu leiten. Im Jahre 1801 wurde er von der Theiſſer Superintendenz A. Conf. zu ihrem Ober-Inſpector gewählt, und er verwaltete ſeitdem dieſes zwar ehrenvolle, aber läſtige, mit gar keinen Einkünften und Vortheilen, wohl aber Ausgaben und Nachtheilen verknüpfte Amt mit Eifer und Thätigkeit. Im Jahre 1802 heirathete er ſeine Nichte, Theresia Berzeviczy, ein armes Mädchen, das bei ſeiner würdigen Mutter erzogen worden war. Zwar hatte er von ſeiner erſten Jugend an eine beſtimmte Abneigung gegen das Heirathen, und er wies ab, oder verſäumte die vortheilhafteſten Heirathspartien; nachdem er aber von Ofen mit zerriſſenem Herzen nach Groß Lomnitz heimgekehrt war, und ſich einem zurükgezogenen Leben hingab, ſo war es auch ein Theil ſeiner häuslichen Beſchäftigung, die Erziehung dieſes armen aber geiſtreichen Mädchens zu beſorgen. Er gab ihm Unterricht in Sprachen, und in anderem einem Mädchen Wiſſenswürdigem. In dieß Verhältniß miſchte ſich ſpäter die Liebe und endlich folgte dieſer die Ehe. Er lebte ganz zufrieden darin. Von 6 Kindern daraus leben

jezt ein Sohn und eine Tochter. Seine edle Mutter ſtarb 1807 im 72. Jahre, und er ließ ihr in der evangeliſchen Kirche zu Lomnitz ein einfach ſchönes religiöſes Monument ſezen. — Ehre und Segen ſeinem Andenken!

Die Wäſcherin zu Lyon.

Als Lyon im Jahre 1792 alle Gräuel der Revolution und der ſchreklichſten Anarchie erfuhr wurden eines Tages zwei öffentliche Beamte der Wuth einer blutgierigen Menge preisgegeben. Plözlich trat eine Frau mitten unter den Haufen. „Zurük, ſchrie ſie, indem ſie ihre beiden Arme ausſtrekte und ſich mit Ungeſtüm durchdrängte; zurük, dieſe beiden Verbrecher gehören mir allein. Ich kenne alle ihre Freveltbaten beſſer, als ihr. Sie haben die Hälfte meiner Familie ermordet; mir kommt es zu, ſie zu beſtrafen. Ich fordere ſie!"

Bei dieſen Worten trat man ehrerbietig zurük, und überließ ihr die beiden Opfer. Sie bemächtigte ſich ihrer, ſchleppte ſie, unerachtet ihres Widerſtandes, in ihr Haus, verſchloß die Thüre, und machte in ihrem Zimmer ein fürchterliches Geräuſch. Man hörte ſtarke Schläge, und ein entſezliches Geſchrei, oder vielmehr Geheul. Die beiden Unglüklichen hatten ſich der Wäſcherin zu Füßen geworfen: „Seyd ruhig, ſagte ihnen dieſe großmüthige Frau; Alles iſt nur Täuſchung; meine Wuth hat keinen andern Zwek, als euch zu retten, folgt mir."

Es war ſchon Nacht; das Volk war verſchwunden. Die Wäſcherin ging durch eine Thüre, die nach der Rhone führte, und machte Anſtalten mit Hilfe einer Schifferin, welche ihre gefährliche Unternehmung unterſtüzte, ihre Beute an das andere Ufer zu bringen. Kaum waren die beiden Unglüklichen in dem Schiffe, als einer von ihnen in den Fluß fiel. Sogleich ſtürzte ſich die Schifferin in das Waſſer, und zog ihn wieder heraus. Es war ihr nicht genug, ſie gerettet zu haben. Die Wäſcherin bemerkte, daß ſie durch ihre vom Volke zerriſſenen Kleider leicht wieder erkannt werden könnten. Beide Frauen gingen, und brachten jede einen vollſtändigen Anzug von ihrem Manne und ſo viel Geld, als ſie hatten. Die beiden Geretteten fielen faſt leblos zu den Füßen ihrer Befreierinnen. Eine ſo unerwartete Wohlthat erſchütterte ſie heftig. Als die Zeiten der Zerrüttung vorüber waren, vergüteten ſie Kleider und Geld hundertfältig. Aber gibt es einen Beweis von Dankbarkeit, der mit einem ſolchen Dienſte im Verhältniße ſteht?

Ruſſiſche Geſandtſchaft in Wien.

Der Czar Peter der Große ſandte im Jahre 1698 eine glänzende Geſandtſchaft nach Wien, um den öſterreichiſchen Hof zu einer Allianz gegen die ottomaniſche Pforte zu gewinnen. Er ſelbſt war bei dieſer Geſandtſchaft, jedoch nur unter dem Inkognito eines Geſandtſchafts-Kavaliers. Der Kaiſerhof ermangelte nicht, die Geſandtſchaft auf jede Art auszuzeichnen. Unter andern Feſtivitäten, welche dem Czar zu Ehren gegeben wurden, veranſtaltete man auch an ſeinem Namenstage eine ſogenannte Wirthſchaft, wobei der Kaiſer und die Kaiſerin den Wirth und die Wirthin, der römiſche König einen Perſer, der Czar aber einen friesländiſchen Bauer vorſtellte. Bei der Tafel, an welcher über dreihundert Perſonen Theil nahmen, erhob ſich der deutſche Kaiſer, ein Kriſtallglas voll Wein in der Hand, gegen den friesländiſchen Bauer und ſagte: So viel ihm wiſſend, kenne er den Großczar von Rußland, und er bringe ihm deßhalb deſſen Geſundheit.

Der erhabene Bauer lächelte ob der holden verblümten Rede, dankte nach ländlicher Sitte aufs Höflichſte und antwortete eben ſo verblümt, durch Hilfe ſeines Vertrauten, des Grafen le Fort, der den Dolmetſcher machte: Er müßte allerdings geſtehen, daß er den Großczar von Moskau gar wohl in- und auswendig kenne; er ſey ein Freund Ihrer kaiſerlichen Majeſtät und ein Feind Dero Feinde, ja für des Kaiſers Intereſſe und Liebe ſo portirt, daß er, wenn gleich dieſes Glas voll Gift wäre, daſſelbe doch augenbliklich austrinken wollte.

Peter konnte bekanntlich gut ziehen. Nachdem er ausgeredet hatte, trank er das Glas auf einen Zug aus, und wollte es dann dem Kaiſer überreichen. Dieſer gab es ihm aber mit der ſcherzhaften Aeußerung zurük: Da er ihm gar nichts im Glaſe gelaſſen, ſo möge er es auch nicht, und wolle es hiermit dem Bauer geſchenkt haben. Dieſer nahm es mit Dank und Freude an, und verſicherte, ſo lange er lebe, ſollte ſein Herz beim

Anblike dieſes Bechers Ihro kaiſerlichen Majeſtät zu Dienſten ſtehen. Dann nährte er ſich dem römiſchen Könige mit den Worten: „Eure Majeſtät ſind noch jung, und können den Trunk beſſer vertragen, als Ihr Herr Vater." So ſprach Peter, und nöthigte den Prinzen, acht Geſundheits-Gläſer hinter einander zu leeren.

Glanz und Freude paarten ſich übrigens gleichſam bei dieſem Feſte. Beſonders waren ſämmtliche Herrſchaften mit ſo unermeßlich viel Edelſteinen geſchmükt, daß der franzöſiſche Geſandte Villars, mit bekannter Unbeſcheidenheit, gegen einen kaiſerlichen Miniſter ſich die Aeußerung erlaubte: Er habe nimmermehr geglaubt, daß ſein König (Ludwig der Vierzehnte) ſo viel Edelſteine in Deutſchland gelaſſen habe.

So beliebt und angeſehen Peter am Kaiſer-Hofe war, ſo konnte er doch nicht umhin, dem zum Theil höchſt ſonderbaren Schmiegen ſeiner Geſandtſchaft in die Formen der kaiſerlichen Etikette als Augenzeuge beizuwohnen. Die moſkowitiſche Geſandtſchaft hatte allerlei koſtbare Geſchenke mitgebracht, beſtehend aus einem ſchwarzen Fuchspelze, deſſen Haare nach allen Seiten Strich machten, einem großen Zobelpelze für den Kaiſer und viel anderm Pelzwerke, Pferdezeug, Gold- und Silber-Brokad u. ſ. w. Dieſe Geſchenke durften nicht, wie die Ruſſen verlangten, auf einem Tiſche aufgeſtellt werden, ſondern man mußte ſie dem Monarchen, auf die Eſtrade des Throns, zu Füſſen legen. Eben ſo ward den Geſandten auch die Forderung rund abgeſchlagen, ſich in der Antichambre bedeken zu dürfen, obſchon ſie ſich auf das einem ehemaligen moſkowitiſchen Ambaſſadeur bereits zugeſtandene Recht dieſer Art beriefen. Der einzige le Fort war ſo frei, die Müze einmal aufzuſezen, von ſelbſt aber ſo beſcheiden, ſie den Augenblik wieder abzunehmen.

Peter verweilte über drei Wochen in Wien, und wäre noch länger geblieben, hätte ihn nicht die Nachricht von dem Ausbruche einer Rebellion in ſeinen Staaten ſchnell abgerufen. Ganz Wien ſprach mit Begeiſterung von ſeiner Originalität, ſeiner Klugheit und Einſicht; die Hofdienerſchaft aber rühmte ganz beſonders ſeine Freigebigkeit. Von lezterer nur ein Beiſpiel. Einen kaiſerlichen Pagen, der ihm die Einladung zu einer Jagd meldete, beſchenkte er mit einer ganzen Hand voll Dukaten. Der Page, von gräflicher Abkunft, gab ſie aber mit der Aeußerung zurük, daß kein Edelknabe des Kaiſers Geldſchenke annehme. — Den Augenblik ſchnallte Peter ſeinen eigenen, ungemein koſtbaren Degen ab, und übergab ihn dem jungen Grafen mit dem Wunſche: Er ſolle mit dieſem Degen immer großmüthig handeln, und gegen die Feinde ſeines Herrn tapfer fechten.

Anekdote.

Der Engländler Reynolds erzählt in ſeinen unlängſt erſchienenen Memoiren Folgendes: Eine Neger Königin von bedeutender Corpulenz fand großen Gefallen am öffentlichen Baden, und zwar Angeſichts ihrer getreuen Unterthanen, die vom Ufer her die ſchwarzen Reize der Gebieterin bewunderten. Einſt, als ſie ſich, wie gewöhnlich, hatte in's Meer hinausrudern laſſen, ſprang ſie in Gegenwart ihres ganzen Hofes in's Waſſer, tummelte ſich eine Zeitlang darin herum, und wollte eben zum Boote zurük ſchwimmen, als ſich ein Hayfiſch bliken ließ, und ſie auf dem Fuße verfolgte. Vergebens ſtrengte ſie ihre lezten Kräfte an, um das Boot zu erreichen, der Hay war ihr auf den Ferſen, und wollte eben nach ihr ſchnappen; da faßte der Hofmarſchall einen Pagen und warf ihn, wie er ſtand und ging, zwiſchen die Königin und den Hay. In einem Augenblike hatte ihn das Unthier im Rachen, aber dieſer Augenblik reichte hin, um die Königin an Bord zu heben. Es läßt ſich denken, daß der Hofmarſchall zu den höchſten Ehrenſtellen erhoben ward; und um die Familie des armen Pagen auch einigermaßen zu entſchädigen, erhielt ſein Bruder ſeine Stelle, mit der Erlaubniß, die Königin nicht zum Bade begleiten zu müſſen.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 35. Den 30. Auguſt 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Iſt Deutſchland an ländlichen Reizen auch ärmer,
Als England, die Sonne ſtrahle doch dort nicht wärmer.
So pflanzet in jede nur tauglichen Räume
Mit Früchten euch reichlich belohnende Bäume.

Inhalt: Einiges über Felderbepflanzungen in England. — Eine zeitgemäße Lektion. — Der moderne Schenktiſch. — Der Menſch — Graf Schmettau. — Erziehungs-Weſen. — Beſänftigte Ueberraſchung. — Kurzer Prozeß, (doch ohne Ende.)

Einiges über Felderbepflanzungen in England.

England ganz nachahmen zu wollen, würde unmöglich werden, und der größte Vorrath von Geduld würde dazu nichts helfen. Die Natur ſcheint dieſe Inſel für das Schöne beſtimmt zu haben; die große Verſchiedenheit im Anſehen des Landes macht es ſchon für ſich maleriſch. Die ſchönen Flüſſe und Höhenzüge, von denen es überall durchzogen wird, die großen Parke, welche ganze Gegenden einnehmen, die ſchönen Wälder, ſelbſt die unkultivirten Ländereien als angenehmer Wechſel, ferner die Ebenen im Norfolkſchen, die bepflanzten Wieſen in Yorkſhire, die prachtvollen Seen in Weſtmoreland und die Gebirge von Wallis und Hochſchottland bilden die ſchönſten Landſchaften, zu welchen ſich ſehr oft die See miſcht, und den Horizont mit bewegenden Fahrzeugen endigt. Dieſes Land hat ein Gemiſch von Alterthum mit den neueſten Verbeſſerungen; es iſt das einzige Land, wo man das Neue hervorgebracht hat, ohne das Alte zu zerſtören. Eine Menge alter Schlöſſer miſchen ſich angenehm in den Ausſichten mit den neuen hübſchen Häuſern; die ungeheuer großen Parke werden ſorgfältig unterhalten, weil das Familien-Vermögen unzerſtört geblieben iſt. Am Rande des Parks, im Angeſichte des großen Schloſſes, welches an die Feudalität erinnert, zeichnet ſich angenehm ein kleines neues Haus aus, welches einem kleineren eben ſo glücklichen Eigenthümer gehört, der ſeinen großen Nachbar weder fürchtet noch bedroht.

Was aber den allgemeinen Anblik von England auch ſehr verſchönert, iſt, daß die Felder von Anpflanzungen umringt ſind.

Alles Land, welches zum Feldbau beſtimmt iſt, iſt in regelmäßige Schläge, die etwa von 20 bis 100, auch (aber ſelten) bis 180 Morgen Magdb. enthalten, nach den Gattungen des Bodens eingetheilt, mit Weißdorn umzäunt, und, nachdem ſeine Lage iſt, von mehreren Seiten bepflanzt, mit hohem oder niedrigem Holze, dicht oder licht gepflanzt, nachdem man für das Feld Sonne und Luftzug bedarf. Zu dieſen Pflanzungen bietet ſich dem engliſchen Landwirthe ganz natürlich der Raum dar, welchen die Straſſen und die Seiten der Felder zwiſchen ſich laſſen.

Alle Straſſen laufen in langſamen Biegungen, die Felderſeiten ſind alle gerade; dadurch bilden ſich Keile, breite und ſchmale Streifen, die nun alle bepflanzt ſind, mit paſſenden Bäumen und Sträuchern. Außerdem ſind noch größtentheils die Eken der Felder von den Nord- und Weſtſeiten um einige Ruthen abgeſtumpft und bepflanzt, weil man in dieſe Eken, wenn die Felder Befriedigungen haben, mit den Pflügen und Eggen ſchlecht hereinkömmt.

Der engliſche und ſchottiſche Landwirth glaubt in ſeinem Felde nicht arbeiten zu können, wenn er nicht wenigſtens zwei parallele Seiten hat, die andern zwei, wo möglich, auch parallel, auf jeden Fall aber gerade. Und zu dieſen geraden Seiten der Felder wird es wohl überall kommen, wo der Akerbau zu demſelben hohen Grade von Kultur gelangen wird. Die Einführung dieſer geraden Linien bringt viele Vortheile mit ſich, namentlich die pünktliche Berechnung jeder Arbeit, die Erleichterung jeder Arbeit und die leichtere Waſſer-Ableitung in ſchnurgeraden Furchen. Ich habe Felder von mehr, als 100 Morgen geſehen, mit Rüben in Reihen beſäet, auf welchen keine einzige Reihe ſich vor dem Ende des Feldes verlor, ſo

Digitized by Google

pünktlich war die Arbeit; ohne gerade und parallels Seiten wäre dieſes ſchwerlich möglich.

Die angenehm gebogenen Straſſen in England ſind beibehalten worden, theils, weil die Regierung in dieſer Hinſicht nie ſcharf eingegriffen hat, theils, weil die Oberfläche des Landes ſelten eben iſt, und ſehr oft ein Weg kürzer wird, wenn man ihn um die Anhöhe führt, als ſteil über dieſelbe.

Wenn eine Gegend ganz gerade Straſſen hat und man das ganze Feld in gerade Schläge eintheilt, ſo wird dieſe Gegend einen Anblik von Ordnung, aber nichts Maleriſches gewähren. Dieſer Fall iſt bei mir; ich habe beinahe eine vollkommene Ebene, kein fließendes Waſſer; ich habe ganz gerade Straſſen vorgefunden, konnte ſie nicht biegend machen laſſen; ich habe meine Felder nach den Gattungen des Bodens eingetheilt und ihnen ſchnurgerade Seiten gegeben, größtentheils rechtwinklich; dadurch ſind mehrere Streifen abgefallen, die ich ziemlich nach Norden und Weſten fallen ließ; dieſe habe ich mit Bäumen nach der Gattung des Bodens bepflanzen laſſen. An etlichen Stellen, wo der Boden ſchlecht war, habe ich, um rechte Winkel zu bekommen, ziemlich bedeutende Keile abgeſchnitten und nach der Lage mit Waldbäumen, auch mit Fruchtbäumen, welche nicht ſo ſehr den Wind abhalten, bepflanzt.

Dieſe Pflanzungen haben Zuſammenhang mit einem Kieferwalde und einem Birkenbuſche gegen Norden; gegen Weſten vereinigten ſie ſich bis nahe vom Hofe mit einer ſchönen Gruppe von alten Eichen, welche hinter dem Wohnhauſe ſtehet. Dieſe Pflanzungen, obgleich noch in ihrer Jugend, haben doch ſchon manchem Beſucher dieſe Gegend angenehmer erſcheinen laſſen; ein Beweis, daß Bepflanzungen ſelbſt eine von der Natur gar nicht begünſtigte Oertlichkeit verſchönern können; auch kann ich zur Aufmunterung für Bepflanzungen jedem Beſizer verſichern, daß, wenn man ſelbſt Alles angeordnet hat, man ſeine durch eigene Mühwaltung gebildete Landſchaft recht gerne wieder ſieht, ſelbſt wenn man von England zurükkehret.

Eine zeitgemäße Lection.

Mit dem innern häuslichen Leben ſteht das äußere Leben in Bezug. Um jenem Feſtigkeit zu geben, iſt es nöthig, das leztere kennen zu lernen. — Da nun jedes Zeitalter im innern und äußern Leben ſeinen eigenthümlichen Charakter hat, ſo muß die Frage ſeyn: „welchen Charakter hat das gegenwärtige Zeitalter?“ Die Antwort können wir in ein einziges, viel geltendes Wort zuſammenfaſſen. Es heißt: „Vergnügungsſucht.“ Dieſe iſt mächtiger, als Napoleon war, und herrſcht mit größerer Strenge, als je ein Tyrann regiert hat. Ihm widerſezten ſich Waffen, gegen ſie iſt noch keine Armee ins Feld gerükt. Sie würde, weil ihr allgewaltiger Geiſt noch obwaltet, nicht ſo leicht anzuwerben ſeyn, wie ein braver Mann im allgemeinen Anzeiger meinte, der gutmüthig genug vorſchlug, in jeder Stadt Compagnien zuſammenzurufen, und auf den Dörfern die Geiſtlichen zum Allarm aufforderte. Man weiß ja nicht, wes Geiſtes Kind der iſt, den man auffordert, und ſo in Gefahr geräth, verrathen, und als ein Demagoge aufgehoben und in Paris von den Modehändlern gerichtet, vielleicht gar geviertheilt zu werden. Und man merke wohl: nicht Jeder iſt ſo kek, als der Verfaſſer dieſes Aufſazes, der, ohne ein Viſir angelegt zu haben, auf den öffentlichen Plaz tritt, und unverhohlen, ohne Fürſten, Miniſter, Cenſoren, Grenzwächter u. ſ. w. vorgängig um ſicheres Geleit incommodirt zu haben, den Verſuch macht, ein Wörtchen zur Sühne des Zeitalters zu wagen; deutlicher, es wagt, zu erkennen zu geben, woran es eigentlich liegt, daß wenige Familien im häuslichen und äußern Leben nicht ſo glüklich ſind, als ſie es leichtlich ſeyn könnten, wenn ſie es ernſtlich wollten.

Aller Klagen ungeachtet bemerkt man einen Aufwand, der dem Scheine nach nur Ueberfluß verkündigt. Läßt man ſich durch den Schein täuſchen, ſo könnte man die Meinung faſſen, daß es nicht an Geld fehlen könne, ſondern Mancher und Manche ſo viel haben müſſe, als wiſſe man eigentlich nicht, was man damit anfangen, und wie man es auf eine gute Art unter die Leute bringen will.

Die herrſchende Geſinnung hat ſich zu einer gefährlichen Art von Umgangsſyſtem ausgebildet. Die Modezeitungen aller Art gelten als die Spruchkollegien, halten ihre Armeen, Linientruppen, Land

wehr und Landſturm, und nehmen Zeitungsträger und Trödelleute zum Nachtrabe ins Corps.

Der Luxus hat ſich zum gebietenden Herrn vieler Menſchen aufgeſchwungen. Seinen Forderungen wagen wenige Menſchen zu widerſtehen, auch wenn ſie mit offnen Augen ſehen, wie verächtlich er am Ende ſeine Sklaven belohnt, an den Galgen, ins Zuchthaus, ins Spital, zum Betteln auf der Landſtraſſe ꝛc. Anweiſung gibt. Ein Jeder weiß, daß der Luxus viele Tauſende, darunter die nächſten Anverwandten, in das tiefſte Elend geſtürzt hat, die ſich ſeiner Leitung ganz ſicher anvertrauten.

So geneigt die Menſchen auch ſeyn mögen, ſich bei ihren Unglüksfällen von aller Schuld frei zu ſprechen, und den Grund davon eher in tauſend andern Dingen, als in ihrer eigenen Unklugheit und Unbeſonnenheit zu finden, ſo findet das Sprichwort doch immer noch ſeine Beſtätigung: „Jeder iſt ſeines Glükes Schmid," aber auch gemeiniglich ſeines Unglüks, wenn auch einige ſeltene Ausnahmen Statt finden ſollten.

Die Sucht, zu glänzen und Alles mitzumachen, wozu die Reichſten und Wohlhabendſten den Ton angeben, iſt in unſern Tagen das Grab des Verderbens für viele Tauſende, in welches ſich Einer nach dem Andern ganz muthwillig und freventlich hinabſtürzt, ohne ſich durch ſeine beklagenswerthen Vorgänger warnen zu laſſen.

In mancher Stadt geht es beſonders doch wahrhaftig etwas zu bunt zu, und wohl nicht viel beſſer, als es in den Tagen Noah's zugegangen ſeyn mag. Sie freien und laſſen ſich freien, wie damals, laufen aber auch unter den nichtigſten Vorwänden eben ſo ſchnell wieder aus einander, als ſie zuſammen liefen, wenn ſie nicht ihre Rechnung dabei finden, wenn der Eheherr etwa nicht geneigt iſt, die tollen Forderungen ſeiner theuern Ehehälfte zu befriedigen, die der Vornehme, wie der ehrliche Bürgersmann oft durchaus nicht befriedigen kann, wenn er bei Ehren bleiben und ſich nicht muthwillig zu Grunde richten will. Man traut in manchen Städten kaum ſeinen Augen, wenn man bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten in eine bürgerliche Geſellſchaft eintritt, und die Frauen und Jungfrauen um ſich her erblikt, die man, nach ihrer koſtbaren Kleidung vom Kopfe bis zu den Füßen, insgeſammt für reiche Gräfinnen halten ſollte, wenn man nicht wüßte, daß man ſich in der Geſellſchaft von Bürgerfamilien befände.

So werden die Mädchen frühzeitig verwöhnt und verdorben. Statt ſie zu tüchtigen Hausfrauen zu bilden und ſie an ſtrenge Ordnung und Sparſamkeit zu gewöhnen, ſucht man ſie herauszupuzen, um in Geſellſchaften mit ihnen zu glänzen und ſich dadurch das Anſehen beſonderer Wohlhabenheit zu geben.

Läßt ſich nun ein ehrlicher Mann bethören, einem ſo verzogenen und verbildeten Mädchen ſeine Hand zu geben, ſo möge er ſeiner Seits ſeine Berufsgeſchäfte noch ſo thätig betreiben, er wird doch nimmermehr ſo viel gewinnen, um die koſtbaren Bedürfniſſe einer ſo eiteln Perſon zu befriedigen, und was das Hausweſen bei einer ſolchen Unkenntniß und Abneigung gegen wirthſchaftliche Gegenſtände leiden muß, iſt wohl zu begreifen. Wenn daher in unſern Tagen manche ſehr wohl eingerichtete Wirthſchaften zu Grunde gehen, ſo läßt ſich das mit leichter Mühe erklären. Die ſo ſchön gepuzten Frauen wollen ſich dann doch auch ſehen laſſen; ſo muß der Mann nothgedrungen an manchen koſtſpieligen geſelligen Vergnügungen Antheil nehmen, welches er vielleicht mit dem Gewinne von vielen Wochen ſaurer Arbeit bezahlen muß. Glaubt ſich nun der verſtändige Mann einen ſolchen koſtbaren Aufwand mit gutem Gewiſſen nicht erlauben zu können, ſo iſt der häusliche Friede zerſtört, und die Frau wird wohl ſo weit gebracht, daß ſie wegen Mangel eines ſtandesmäßigen Unterhalts zu einer Scheidungsklage berechtigt zu ſeyn glaubt, wie denn manche Klage der Art ſchon von Frauen, ſelbſt aus den niedern Ständen, erhoben worden iſt.

Nur ſelten findet man noch in manchen Städten eine Bürgerstochter, die ſich nicht ſcheuet, ſelbſt an den Brunnen und in das Bakhaus zu gehen, oder ſich mit andern häuslichen Geſchäften innerhalb oder außerhalb des Hauſes zu befaſſen. Sie laſſen ſich vielmehr ſelbſt bedienen, wie es ſolchen weit über ihren Stand erzogenen und nur an Puz und Vergnügungen gewöhnten Mädchen geziemt.

Das Innere im Hauſe wollen wir für dießmal übergehen.

Digitized by Google

Wozu nun das Alles am Ende führen muß, iſt viel leichter einzuſehen, als was geſchehen muß, um dieſem großen Verderben der bürgerlichen Geſellſchaft zu ſteuern, d. i., der nie geſättigten Vergnügungsſucht und übertriebenen Prachtliebe Einhalt zu thun. Wer rathen kann, der rathe, denn es betrifft die Wohlfahrt des Vaterlandes.

Mit der Vergnügungsſucht hängt offenbar die Leſeſucht zuſammen; beide gehen neben einander gleichen Schritt. An ſich wäre das Leſen das Mittel zur Beſſerung, zur Veredelung Aller, am Meiſten unſerer Töchter und Frauen. Aber man lieſt nichts Nüzliches, nichts Bildendes, nichts Belehrendes. Dazu iſt der Geſchmak verkümmert. Die Lectüre ſind fade Romane, ſchlüpfrige Almanache und Journal-Broken. Dieſe Leſerei hemmt das edle Beſtreben, tödtet die Zeit, fördert den Leichtſinn und vergiftet die Unſchuld.

Laßt uns beſſer werden,
Bald wirds beſſer ſeyn.

Der morderne Schenktiſch.

(Beilage zur vorſtehenden Lektion.)

Dieſer treue, unzertrennliche Gefährte der Speiſetafel iſt bei jeder Art von Gaſtmahl ein Gegenſtand von hohem Intereſſe und der größten Beachtung werth.

Tiſch und Schrank zugleich, hat er die zweifache Beſtimmung, Reichthum zu entfalten und zu verbergen. Das köſtlichſte Trinkgeſchirr von geſchliffenem Glaſe und Kryſtalle, das in den ſchönſten Formen und in den verſchiedenſten Größen hier aufgeſtellt iſt, gewährt Jedem, der es ſieht, einen herrlichen Anblik; aber für das Auge des Zechers iſt der Schenktiſch ein wahrer Juwelen-Kaſten. Sowohl für den Weinkenner, als für den echten Feinzüngler ſind die flüſſigen Rubinen und Topaſe, die, von den ſchwarzgrünen Bouteillen eingefaßt, ſein Inneres enthält, von unſchäzbarem Werthe. Mit Ehrfurcht betrachtet er die ſchwarz bemoosten Pfropfe des edeln Rüdesheimer und Markbrunner, die ſeine Jahre beurkunden, wie man ein altes Adelsdiplom betrachtet, und den weißen Duft der Flaſchen, wie die Silberhaare des Greiſes.

Aber, wer auch jemals das bittere Geſchik erlebte, einem Gaſtmahle beizuwohnen, wo es, wie weiland auf der Hochzeit zu Kana, an Wein gebrach, der wird Niemandem einen zärtlichen Blik auf den Schenktiſch verargen, denn er wird ſich mit Wehmuth erinnern, wie ihm daſelbſt zu Muthe war, wie jede Unterhaltung ſtokte, jeder Einfall verunglükte, und jedes Wizwort auf der Zunge erſtarb.

Mangel an Wein erzeugt auch an einer übrigens gut beſezten Tafel ein ſo ſichtbar allgemeines Mißbehagen, ein ſolch ſtilles Leiden, daß ſelbſt der göttliche Erlöſer demſelben mitleidig ein Ende machte. Mit einem Worte, ein Gaſtmahl ohne Wein iſt wie ein Ball ohne Orcheſter.

Wie anders fühlt man ſich da, wo der großmüthige Bewirther für einen reinen, geſunden, milden Tiſchwein, und zwar nicht kärglich geſorgt hat; denn da man ſolchen ſelten ohne Waſſer trinkt, ſo darf er weder ſauer, noch geiſtlos ſeyn, wenn ſein Genuß der Verdauung nicht nachtheilig ſeyn ſoll.

Nach der Suppe wird zwar als Lungenſtärkung ein Glas Madera, Teneriffa oder Xeres getrunken, aber, da die Hors d'oeuvres, welche nach der Suppe gegeben werden, gewöhnlich ſehr pikant und durſtreizend ſind, ſo iſt man genöthigt, dem Glaſe oft zuzuſprechen, und dann findet man das Wohlthätige eines guten Tiſchweins, beſonders, wenn er nicht zu jung und von einem guten Jahrgange iſt. Gewöhnlich iſt es ein Würzburger, Dettelbacher oder Wertheimer, wenn es Franken-, und Geiſenheimer, Laubenheimer und Hochheimer, wenn es Rheinwein iſt.

Gäſte, welche den rothen Wein mehr lieben, wählen einen leichten Bordeaux, Petit-Burgunder oder Tavel.

Bei dem zweiten oder dritten Gange erſcheinen die köſtlichſten Zöglinge Burgunds und des Dauphiné.

Der liebliche Volney, der edle Chambertin und der deliciöſe la romané, Hermitage und Coterotie als die gehaltreichſten Erzeugniſſe des Dauphiné.

Vor allen aber die jeden Ausländer an innerer Kraft und Gewalt übertreffenden Rhein- und Frankenweine. Der Leiſten- und Steinwein, der alte Johannisberger, Rüdesheimer und Markbrunner,

Digitized by Google

die von den vorzüglichſten Jahrgängen als Cabinetsweine in ihren verſiegelten Flaſchen wie mächtige Geiſter unter dem Siegel Salomonis ruhen, und wie die Quelle Aganippe zum Aufſchwunge des Dichters begeiſtern.

Der Freude ſpendende Champagner entſprudelt nur aus ſilbernem Schaume den Flaſchen, und bewirkt, wenn auch nur augenbliklich, den ſüßeſten Rauſch, der wie ein kleiner ſchadenfroher Amor ſchnell wieder entflieht.

Bei dem Deſſert gibt der Schenktiſch die köſtlichſten Weine, die nur der heißeſte Süden reift, als ſeine theuerſten Schäze zu verſuchen.

Die feurigen ſpaniſchen, italieniſchen und griechiſchen Weine, die lieblichen Muscats de Frontignan und Riveſaltes, der ſüße Alicante, der Malvaſier, der Pedro Ximenes, der Syracuſer, der Calabre und der ſo oft beſungene Falerner, dann der Cap de Conſtantin, der echte Tokayer, Chios und der Cyperwein, als die edelſten Produkte des Weinſtokes in jedem Klima, ſind zwar durch deſſen Einfluß verſchieden, durch eigenthümlichen Geſchmak, wie an innerm Gehalt einander gleich.

Darum werden ſie auch als der höchſte Genuß für die Gäſte an einer reichen Tafel für die lezte Spende des Schenktiſches aufgeſpart, um mit ihnen die reinſte Fröhlichkeit in jedes Herz auszugießen.

Man ſollte glauben, bei ſolch einer großen Auswahl würde jeder Gaſt den edelſten und theuerſten Wein für ſeinen Gaumen ſich zueignen, aber dem iſt nicht ſo.

Wie von einem innern Drange genöthigt, hält ſich Jeder nur zu der Sorte, die ſeinem Temperamente entſpricht und ihm folglich zuſagt.

Schließlich bemerke ich noch, daß der feine Burgunder, und alle Weine, die durch ihre herrliche Lage jenes balſamiſche Aroma enthalten, das ihnen einen ſo hohen Werth ertheilt, nie durch Eis rafrächirt werden dürfen. Die ſtrenge Kälte verhindert ſolche, dieſes feine, flüchtige Aroma zu entwikeln, wie der Froſt die Blüte des Baumes nicht entwikeln läßt, und man wird wohlthun, den Leiſten- und Steinwein, den Johannisberger, und alle edlen Rheinweine, ſo wie die feinen Burgunder, im Sommer lieber etwas ſpäter aus dem Keller in den Speiſeſaal zu bringen, wo es immer friſch genug für dieſen Wein iſt.

Der Menſch.

Folgende Erzählung in dem unlängſt zu London erſchienenen Werke „Skizzen aus Perſien" beweiſt die hohe Seelenſtärke, die im Menſchen liegt, und wie gerne er ſie mißbraucht. Der Verf. ſagt: „Riſa-Kuli-Chan, Statthalter von Kazerun, ſtattete uns einen Beſuch ab. Dieſer Greis, aus einem edeln Geſchlechte ſtammend, trug eine ſchwarzſeidene Binde über der Stirne, die Augen zu bergen, welche ihm während der lezten Streitigkeiten der Familien Kaſchir und Zend um den Thron Perſiens zerſtört worden waren. Sobald der Blinde unter uns Plaz genommen, begann er, ſeine Mißgeſchike zu erzählen, und meine Augen fingen an, naß zu werden, bei dem Gedanken, welche Leiden der alte Mann erduldet haben mochte; aber wie ward ich überraſcht, als ich bemerkte, daß es dem blinden Greiſe nur darum zu thun war, uns zu beluſtigen. „Ich war," ſo begann er, „ein zu eifriger Anhänger der Familie Kaſchir, um auf Gnade hoffen zu können, als ich in die Hände der verruchten Zend-Faction gerieth. Mit völliger Faſſung des Todes gewärtig, erſtaunte ich nicht wenig über die Milde meiner Feinde, die mich nur zu der Strafe verurtheilten, die Augen zu verlieren. Ein handfeſter Sklaven-Schuft ſtellte ſich zur Vollſtrekung des Urtheils bei mir ein; er trug in der Hand ein breites abgeſtumpftes Meſſer, um ſich deſſen bei der Operation zu bedienen. Ich bot ihm 20 Toman's, wenn er, ſtatt ſeiner breiten, verdammten Schaufel-Klinge, von dem Federmeſſer Gebrauch machen wollte, das ich ihm zu dem Behufe anbot; aber der Hund weigerte ſich deſſen und behandelte mich wie einen, der des Mitleids unwerth iſt, und ſchrie fortwährend: ich hätte ſeinen Bruder umgebracht und er habe ſich um dieſe Henker-Commiſſion beworben, ſeine Rache an mir zu kühlen; er bedauere nur, fuhr er fort, daß ihm nicht das Vergnügen gewährt ſey, mir das Lebenslicht auszublaſen. Ueberzeugt, daß ich bei dem Schurken auf

Digitized by Google

keine Rükſicht zu hoffen habe, ſtellte ich an, als wolle ich mich in das Unvermeidliche fügen, und ſtrekte mich gemächlich auf dem Rüken aus. Da ſtrahlte dem Schuft das Antliz vor Wonne; er ſtreifte ſeine Aermel auf, ſchwang ſein Meſſer, und ſtemmte kaltblütig ſeine Kniee gegen meine Bruſt, mit vollem Gleichmuthe an ſein Schlächter-Handwerk ſchreitend. Ich aber beobachtete ihn unterdeſſen; und in dem Augenblike, wo er in ſeiner grimmigen Luſt ſich nicht genug in Acht genommen, hob ich ſachte ein Bein auf, und verſezte ihm damit einen ſo gewaltigen Stoß in den Wanſt, daß er Capriolen zu machen anfing, über die ihr euch würdet krank gelacht haben, wenn ihr ſie geſehen hättet. (Und der alte Kuli-Chan, die Bewegung, von der er ſprach, mit dem Fuße nachmachend, lachte dabei ſelbſt aus allen Kräften.) Ich erhob mich alſobald, mein Gegner auch, und wir begannen, mit einander zu ringen. Aber der Schurke war ſtärker, als ich: und nachdem er mich zu Boden geworfen, ſchaufelte er mir die Augen aus ohne Gnade und Barmherzigkeit. Erhizt von der Anſtrengung des Kampfes hatte ich die furchtbaren Schmerzen weniger empfunden, als es wohl ſonſt der Fall geweſen wäre. Die Wunden heilten bald, und als die Kaſchirs endlich über ihre Gegner den Sieg davon trugen, und den Thron Perſiens beſtiegen hatten, ward mir von ihnen reichliche Entſchädigung für meine, um ihrer Sache willen ausgeſtandenen Leiden. Alle meine Söhne ſind im Beſize einträglicher Aemter, und ich bin Statthalter dieſer Provinz. Ich lebe im Ueberfluße, und genieße einer Ruhe, welche in dieſem Reiche nicht ſo leicht Denen zu Theil wird, die zwei geſunde Augen haben. Gibt es einen Ausfall in den Einkünften meines Verwaltungs-Bezirks, tritt irgend ein Fall ein oder eine Urſache, um derenwillen der Statthalter einer andern Provinz wohl abgeſezt würde, oder geprügelt, oder gar erdroſſelt — ſo ſagt der Schach: „Laſſen wir's gut ſeyn; es iſt der arme blinde Riſa-Kuli; man muß ihn in Frieden leben laſſen." So hab' ich keinen Grund, mich zu beklagen, denn durch den Mangel meiner zwei Augen bin ich weit beſſer gegen jedes Mißgeſchik geſichert, als ich es ſeyn würde, wenn ich deren zwanzig der hellſehendſten von ganz Perſien im Kopfe trüge!" Und über dieſen Spaß fing der alte Chan wieder zu lachen an, daß ihm der Bauch wakelte."

Graf Schmettau.

Während eines Gebirgs-Marſches im ſiebenjährigen Kriege ging Friederich, der Preußen König, ungeduldig über das langſame Vorrüken des Geſchüzes, durch einen Engweg zu Fuße vergan; mit ihm der General Graf Schmettau. Während dieſes verdrießlichen Ganges wandelte den König, um ſich die Langweile zu vertreiben, die Luſt an, den Grafen, einen ſehr religiöſen Mann, ein wenig zu neken. Scherzreden und Spöttereien drängten einander ſo häſtig, daß Schmettau lange nicht zu Worten kommen konnte. Endlich gelang es ihm damit, und beſcheiden ſagte er: „Eu. Majeſtät ſind ſehr viel wiziger, als ich, und auch ſehr viel gelehrter. Ueberdieß (ſezte er hinzu) ſind Sie auch mein König. Der geiſtige Kampf iſt alſo zwiſchen Ihnen und mir in jeder Rükſicht ungleich. Dennoch können Sie mir meinen Glauben nicht nehmen. Und gelänge es Ihnen auch, — nun! ſo hätten Sie mir zwar unermeßlich geſchadet, aber zugleich doch auch Sich ſelber nicht unbedeutend." Augenbliklich blieb der König ſtehen: und, Stirne machend gegen Schmettau, ſagte er, mit blizendem Unwillen in den mächtigen Augen: „Was ſoll das heißen, Monſieur Schmettau. Ich ſollte mir ſchaden, wenn ich Ihm ſeinen Glauben nähme? Wie meint Er das?" Mit unerſchütterlicher Ruhe entgegnete der General: „Eu. Majeſtät glauben, jezt einen guten Officier an mir zu haben, und ich hoffe, Sie irren Sich nicht. Könnten Sie mir aber meinen Glauben nehmen, dann hätten Sie ein erbärmliches Ding an mir; ein Rohr im Winde, worauf nicht der mindeſte Verlaß wäre, weder bei Berathſchlagungen, noch in der Schlacht." Der König ſchwieg und ging eine Zeitlang mit ſtillem Nachdenken weiter. Dann fragte er mit freundlicher Stimme: „Sag' Er mir doch, Schmettau, was iſt denn eigentlich Sein Glaube?" — „Ich glaube," verſezte Schmettau freudig, „an eine göttliche Vorſehung, die jedes Haar auf meinem Haupte

Digitized by Google

zählt; an die göttliche Erlöſung von allen meinen Sünden, und an ein ewig ſeliges Leben nach dem Tode." — „Das glaubt Er wirklich?" ſagte der König; „das glaubt Er ſo recht mit voller Zuverſicht?" — „Ja, wahrhaftig, Ew. Majeſtät!" war die Antwort. Und Friedrich faßte gerührt Schmettau's Hand, drükte ſie ihm ſtark, und ſagte: „Er iſt ein ſehr glüklicher Menſch!" Nachdenklich ging er dann weiter, und nie wieder ſpottete er über Schmettau's religiöſe Anſichten.

Erziehungs-Weſen.

Ueber Erziehung zu entſcheiden, ohne Vater oder Mutter zu ſeyn, geht allerdings wohl an, wenigſtens iſt es in der Regel; aber daß es mit dieſer Regel nicht viel auf ſich haben müſſe, ergeben die vielen begründeten Klagen, nicht über das Corpus der Menſchheit (denn das iſt gut, ſonſt gäbe es keine Staaten mehr, keine Völker), ſondern über die Reliefs daran. Es iſt einleuchtend, daß die Erzeuger der Menſchen zugleich den Beruf haben, ihre Erzieher zu ſeyn; das heiligſte der Naturgeſeze verpflichtet ſie dazu, und wenn er nicht immer recht geübt wird, ſo rührt dieß von Urſachen her, die bei gemietheten Erziehern zwar umgangen werden können, aber oft noch ſchlimmere Stellvertreter hinterlaſſen. Es iſt hier von Erziehung, und nicht von Unterricht die Rede; und die beſte Stellvertretung der erſteren (des natürlichen Berufes) kann es doch nicht weiter bringen, als bis zum beſten Unterrichte, wie immer deſſen Form geartet ſeyn möge. Nichts kann elterliche Liebe, Aufmerkſamkeit und Pflege für das Kind erſezen, und Uebertreibungen jeder Liebe ſind weiter nichts, als Beweiſe ihrer Allmacht; und wenn dadurch Kinder verzogen werden, ſo iſt das doch nicht ſo ſchlimm, als wenn ſie ſchlecht erzogen werden, das heißt, anſtatt Naturfehlern heimzufallen, Fehler ſich anzukünſteln. — Was nun hier folgt, wird wohl nirgends von vernünftigen Eltern in Schuz, vielweniger zum Muſter genommen werden; aber bekennen muß Jedermann, daß eine ſolche Selbſtaufopferung des Herzens Bewunderung, und von Seite der Staatspflege richtige Leitung verdient. Ein neuerer Beſchreiber von Rom ſagt: „Die Liebe des Römers (d. h. der Volksmaſſe) zu ſeinen Kindern, iſt bewundernswürdig. Bewundernswürdig iſt, wie er mit aller Liebe, Geduld und Aufopferung, ohne egoiſtiſche Rükſicht auf ſich ſelbſt, ſeinem eigenen Willen für den ſeines Kindes entſagt. Hier einige Beiſpiele, wie man ſie überall in den Straſſen von Rom ſehen kann. Ein armer Teufel hat ſich 5 Bajocchi (nicht volle 6 kr. C. M.) verdient, davon für drei Bajocchi Brod gekauft, und ſteht eben im Begriffe, mit ſeinem fünfjährigen Buben an der Hand, für die übrigen zwei eine Foglietta (ungef. ein Großſeitel) Wein zu trinken. Der Junge, das Brod tragend und daran nagend, ſchlägt mit Händen und Füßen um ſich, wenn der Vater, um ſeinen Heißhunger zu ſtillen, ein Stük davon abzubrechen Miene macht. Eben langen ſie vor dem Weinhauſe an; da führt das Schikſal einen Maritozzaro vorbei, welcher ſein: Maritozzi freschi! (Friſche Semmeln). Chi vuol maritozzi freschi," ruft. Plözlich wirft der Bube dem Vater das Brod vor die Füße und ſchreit: „Voglio un maritozzo! Papa, compratemi un maritozzo." Dieſer wird bleich vor Schreken, die Thränen treten ihm in die Augen; er umarmt den Buben und ſagt: „Bello mio, Semmel kann ich dir nicht kaufen, aber Wein wollen wir zuſammen trinken." Aber der Junge fängt an, zu heulen, bekömmt Verzukungen und ſchreit, ſich auf die Erde werfend, einmal über das andere: Voglio un maritozzo!" Schon verſammelt ſich der Pöbel, nimmt, „poveretto" ausrufend, Partei für den Jungen, und apoſtrophirt den Vater mit einem Barbaro, Padre inumano" ꝛc. Ohnedieß tritt der Maritozzenhändler herbei, ſchadenfroh dem Buben von fern die duftende Semmel unter die Naſe haltend. Da wird es dem Vater zu arg; muthig langt er die zwei Bajocchi hervor, kauft den Maritozzo und geht dann vor die nächſte Fontaine, um ſeinen Durſt mit Waſſer zu ſtillen. — Einem jungen, hochſchwangeren Weibe, ein wenigſtens fünfjähriges Mädchen auf dem Arme ſchleppend, wird übel. Sie ſezt das Kind an die Erde, und bittet es, ein wenig zu Fuße zu gehen. Das Mädchen fängt an, ſich zu geberden, wie vorhin der Junge; die Mutter, den Angſtſchweiß auf

Digitized by Google

der blaſſen Stirne, ſucht es zu beſchwichtigen. Aber das Mädchen ſchreit wie raſend und ſchlägt ihr am Ende mit der geballten Fauſt in's Geſicht. Einer der Vorübergehenden, ein ältlicher Mann, empört von dieſer Scene, tritt hinzu, und gibt dem Kinde ein Paar Streiche. Da fällt die Mutter, ſich plözlich von ihrer Ohnmacht erholend, dem Manne in die Haare, welcher ſich durch die Flucht zu retten ſucht, nimmt das Mädchen auf, herzt und küßt es, und geht mit den Worten: „Non piangere più, idol mio. Jo ti porterò sulle mie braccia, si, io ti porterò." (Weine nicht mehr, mein Herzchen, ich trage dich, ja ich trage dich.)

Beſänftigte Ueberraſchung.

Unter Vernünftigen kann ein Naturfehler u. dgl. nie lächerlich werden; Unvernünftigen hingegen kann die Vernunft ſelbſt lächerlich vorkommen. Im Theater zu Orelans ereignete ſich einſtens Folgendes: Olle Anais aus Paris trat daſelbſt in der ſehr hübſchen Komödie: „Die Buklige" auf, die in Paris auſſerordentlich gefallen hat. Aber kaum war ſie auf der Scene erſchienen, ſo ſah ſie Buklige im Parterre, Buklige auf der höchſten Gallerie, kurz, überall Buklige; ſogar der Souffleur war buklig von vorne, ſo daß das Rendex — vous allgemein war. Ein Schreken ergriff die junge Schauſpielerin, daß die Stadt Orleans, die in dem Rufe ſteht, ſehr viele Buklige, aber auch ſehr viele geiſtreiche Leute zu beſizen, den Scherz mit der Komödie übel aufgenommen habe. Mit Zagen ſprach ſie daher den erſten Vers. „Buklige, hab't Mitleiden mit einer armen Bukligen!" Sogleich erſcholl lauter Beifall. Da nun die Actrice ſah, daß ihre Furcht ungegründet war, ſpielte ſie die Rolle mit der größten Lebhaftigkeit und Laune, ſo daß ſich Jeder über ihren falſchen Höker ſehr erfreute und das Ganze eine Art von Familien-Feſt der Bukligen wurde. (Bekannt iſt, daß ein Herzog von Braunſchweig, der buklig war, öfters eine große Zahl Bukliger zur Tafel bei ſich einlud, mit der Erklärung: er wolle ſich's einmal mit ſeines Gleichen wohl ſchmeken laſſen.)

Kurzer Proceß, (doch ohne Ende.)

„Es iſt ein Dieb unter uns; man hat mir 8 Franc's aus meiner Taſche geſtohlen; der Dieb muß gefunden werden." So ſprach vor Kurzem Lebert, ein bei den tragbaren Bädern in Paris angeſtellter Burſche, und die ganze Kameradſchaft der Arbeiter fing an, ihre Unſchuld lebhaft zu betheuern. „Der Schuldige muß aber dennoch entdekt werden," ſagte Einer von ihnen, Namens Guillou, „und ich kenne das Mittel, dahin zu gelangen. Laß uns ſo viele Strohhalme nehmen, als Perſonen gegenwärtig ſind; Derjenige, bei welchem ſich der längſte finden wird, iſt der Dieb." Dieſes Mittel erſchien ohne Zweifel auf den erſten Anblik lächerlich; dennoch konnte es recht gut zum Ziele führen. Der Vorſchlag ward angenommen, und Guillou machte die Strohhalme zurecht. Jeder nahm den ſeinigen. Bei'm Nachſehen fand ſich, daß einer der Theilnehmer, Namens Roucard, einen Halm hatte, der um vieles kürzer war, als diejenigen ſeiner Kameraden. „Du biſt der Dieb," ſprach hierauf Guillou; „du haſt dich ſelbſt verrathen, weil du deinen Strohhalm zerbrachſt, aus Furcht, er könnte der längſte ſeyn. Hätteſt du nichts gefürchtet, ſo würdeſt du von deinem Halme nichts abgebrochen haben." Guillou hatte in der That die Halme dergeſtalt eingerichtet, daß ſie alle von gleicher Länge waren, und er hatte daher wohl einigen Grund, Denjenigen zu beargwohnen, der auf gewiſſe Weiſe vor der Entſcheidung, der er ſich unterwerfen ſollte, gezittert hatte. Wie dem aber auch ſey, ſo war es doch nur ein von allem Beweis entblößter Verdacht. Roucard hielt ſich für beleidigt und klagte vor dem Zuchtpolizeygerichte. Aber wer dann bei der zur Verhandlung beſtimmten Sizung nicht erſchien, war der Kläger Roucard. Das Gericht entließ nun, beim Mangel von Zeugen, die Verklagten, Lebert und Guillou, und die Sache blieb unentſchieden.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro 36. — Den 6. September 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Gott ſpricht zu uns durch den Verſtand,
Und ſpricht durch das Gewiſſen,
Was wir, Geſchöpfe ſeiner Hand,
Thun oder meiden müſſen.

Inhalt: Der kleine Galeerenſklave. — Vortheilhafte Anwendung der Feimen ſtatt der Scheunen. — Bekanntmachung eines nüzlichen Unkrautes — Die liebe Pfeiſe. — Die Toaſte. — Nichts um Nichts. —

Der kleine Galeerenſklave.

Bekanntlich hat der Herr von Fellenberg auf ſeinem Gute Hofwyl im Kantone Bern, neben ſeinem vortrefflichen ökonomiſchen Erziehungs-Inſtitute und ſeiner Aker-Geräthe-Fabrik, eine Anſtalt errichtet, in die ganz arme Knaben aufgenommen und zu tüchtigen Landwirthen gebildet werden. Um in dieſen Kindern niedriger Herkunft das nöthige Ehrgefühl zu weken, hat der wakere Fellenberg die Einrichtung getroffen, daß jedem der Knaben von den jungen Zöglingen des ökonomiſchen Inſtituts ein beſonderes Conto geführt wird. In das Soll wird der Betrag ihrer Koſt und Kleidung, ihres Unterrichts und anderer für ſie gemachten Auslagen eingetragen; in das Haben aber das, was ſie mit ihrer Handarbeit in dem Felde und den Gärten an Taglohn verdienen, und was ſie aus ihren, ihnen angewieſenen kleinen Gartenpläzen, die ſie in den Freiſtunden nach eigener Willkühr bearbeiteten, an Gemüſen und Früchten, zu den in Bern üblichen Marktpreiſen, an die Küche des Inſtituts verkauft haben. Auf dieſe Weiſe arbeitet ſich jeder dieſer Knaben in ſeinem achtzehnten, neunzehnten Jahre, wo ihm natürlich ein höherer Tagelohn zugeſchrieben wird, als in ſeinem neunten, zehnten, frei, ſo daß er ſeine Brauchbarkeit, nun als Vogt, Wirthſchafter, Meier oder Verwalter in fremde Dienſte gehen zu können, ſich gewiſſermaſſen ſelbſt zu verdanken hat. Der Vorſteher, Aufſeher und Lehrer dieſer ganzen, in ihrer Art gewiß einzigen Anſtalt iſt ein junger liebenswürdiger Schweizer, Namens Werli, und unter mehreren nachahmungswerthen Eigenheiten dieſes Inſtituts iſt auch die, daß die Knaben angehalten werden, Tagebücher zu führen, in die ſie jeden Abend vor dem Schlafengeben die kleinen Begebenheiten des verlebten Tages, was ſie gelernt, ihre Anſichten u. dgl. einzutragen pflegen.

Vor mehreren Jahren erhielt Herr von Fellenberg, zur Aufnahme in dieſe Anſtalt, einen Knaben von etwa neun Jahren aus Frankreich von einem dortigen Freunde zugeſendet, den dieſer von einer Verbrecherkette losgekauft hatte, die aus einem Kriminalgefängniße zu den Galeeren abgeführt wurde. Der Kleine hatte, troz ſeiner Jugend, die ganze Stufenleiter von unbedeutenden Diebereien bis zum Raubmorde durchſtiegen, hatte verſchiedene Straßenräubereien mitbegehen helfen, und war bei Einfangung einer Raubbrenner-Bande mitergriffen worden.

Das Kind ging ſeinem martervollen Tode entgegen; denn daß es, auf die Galeerenbank geſchmiedet, die furchtbare, ſeine kleinen Kräfte überſteigende Ruderarbeit keine Woche aushalten konnte, lag am Tage. Der Anblik, den zarten Knaben mit dem offenen, hübſchen Geſichte, mit dem ſchuldloſen Blike im klaren großen Auge, belaſtet von der ſchweren Kette, in welcher die gräßlichſten Verbrecher dem Meere zuklirrten, ſchweigend und tiefgebeugt vorüber wanken zu ſehen, zerſchnitt dem menſchlichen Manne das Herz. Er wußte den Aufſeher dieſer geſchloßenen Geſellſchaft durch Vorſtellung und Geld zu gewinnen, und der Kleine ward in dem, an den Commandanten des Beſtimmunghafens abzuliefernden Begleitſcheine als unterwegs geſtorben bemerkt, und ſeinem Retter überantwortet. Dieſer kannte die Anſtalt ſeines Freundes Fellenberg, und da er ſeinen Schüzling nirgend beſſer aufgehoben wußte, ſo ſandte er ihn mit der ganzen aktenmäßigen Schilderung des kleinen Teufelsbraten nach Hofwyl.

Allerdings mochte der Galeerengaſt dem Herrn

Digitized by Google

von Fellenberg, im erſten Augenblike, kein willkommener ſeyn; indeſſen auch ihn beſtach das ehrliche Geſicht des Jungen, das mit ſeinen Gräuelthaten in offenbarem Widerſpruche ſtand; er beſchloß daher, wenigſtens den Verſuch mit ihm zu wagen.

Vor Allem ſchloß er ſich mit dem Knaben ein, ſagte ihm unter vier Augen, daß hier nur er allein um deſſen frühern Lebenswandel wiſſe, und ſo lange ſich der Fremdling in ſeinem Hauſe tadellos aufführe, auch kein Menſch ein Wort hiervon erfahren ſolle, und ſprach über ſeine Vergangenheit und Zukunft möglichſt liebreich und vertraulich mit ihm. Der Kleine hatte ihn unverwandten Auges angeſehen und ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört. Eine immer dunkler werdende Röthe färbte ſeine Wangen; er ſchlug den Blik zur Erde, und eine Thräne, vielleicht die erſte, die er dieſer Art in ſeinem Leben weinte, zitterte an den Wimpern. Der edle Fellenberg, tief ergriffen von dem freudigen Gedanken der Möglichkeit, den Kleinen noch retten zu können, ſchloß den erſchütterten Knaben an ſeine Bruſt, und ſagte mit liebreicher Wehmuth: Ich führe dich in den Kreis ganz ſchuldloſer Kinder; ſie empfangen dich als ihren Bruder, weil ſie dich für ſo rein und tugendhaft halten, als ſie ſelbſt ſind. Sobald du den feſten Willen haſt, eben ſo gut zu werden, als ſie ſind, auch jeden Abweg ſtreng zu vermeiden, und dir keinen, auch nicht den kleinſten Fehltritt zu erlauben, und immer, wenn dich auch Niemand ſieht, nur der Stimme deines Gewiſſens zu folgen, ſo bald biſt du ein guter Menſch und bleibſt es, ſo lange du bei dieſen einfachen Grundſäzen treu beharrſt. Die Vergangenheit liegt dann vergeſſen und verziehen hinter dir, und die Zukunft wird dir Wege und Mittel zeigen, doppelt wieder gut zu machen, was du, aus Mangel an Erziehung und verleitet durch böſe Beiſpiele, bisher Böſes gethan haſt. Der Kleine, mit dem wahrſcheinlich noch nie ein Menſch ſo geſprochen, konnte kaum reden; er ſenkte den Kopf tief, wiſchte ſich die Thränen aus den Augen, gab ſeine Rechte dem edlen Fellenberg, und ſagte leiſe: Ja! ich will.

Er ward jezt in die Anſtalt eingeführt; die übrigen Kinder empfingen ihn mit freundlicher Gutmüthigkeit, und Werli, dem das Geheimniß anvertraut ward, machte es ſich zum Geſeze, den verlornen Menſchen durch Liebe und Freundſchaft zu gewinnen.

Die Fähigkeiten des Knaben waren außerordentlich; er konnte, als er zu Herrn von Fellenberg kam, weder leſen, noch rechnen, noch ſchreiben; aber er holte in Kurzem die Kinder ſeines Alters ein; in ſeiner Handarbeit war er fleißig, geſchikt und unverdroßen, und der Religions-Unterricht, den er hier zum erſten Male genoß, und in dem Werli vorzüglich auf ihn zu wirken verſtand, zog ihn wunderbar an. Er zeichnete ſich durch Verträglichkeit mit ſeinen kleinen Gefährten aus, ließ bei unbedeutenden Nekereien, die bei Kindern wohl vorkommen, Unrecht ſtillſchweigend über ſich ergehen, und beſtand mehrere Proben, wo ihm Fellenberg und Werli Geld und Geldeswerth in den Weg legten, zu beider höchſter Zufriedenheit; auch war es ein recht feiner Zug von ihm, daß er, wenn er Sachen der Art fand, die er allenfalls unvermerkt hätte bei Seite bringen können, ſie nie dem Herrn von Fellenberg, bei dem er wohl hätte glauben dürfen, ſich dadurch in ein ſehr günſtiges Licht zu ſtellen, und deſſen Beſorgniß zu entkräften, ſondern alle Mal ſeinem Lehrer Werli brachte, von dem er glaubte, hinſichtlich ſeiner frühern Leidensgeſchichte ungekannt zu ſeyn.

So fuhr der Knabe ein ganzes Jahr mit bewundernswürdiger Feſtigkeit fort, und Herr von Fellenberg nahm jezt einmal zufällig das Tage-Buch *) vor, worin der Kleine, ſobald er nur etwas deutſch ſchreiben konnte, alle Abende, unerinnert, ſehr regelmäßig Alles niedergeſchrieben hatte; die neueſte Stelle darin war folgende:

Heute Abend ſollte der kleine Rütli einen Brief über Land tragen. Er glaubte, auf Antwort warten zu müßen, und fürchtete, daß es ſpät werden würde, und hatte Angſt, im Dunkeln nach Hauſe zu gehen. Seit ich wieder ein gutes Gewiſſen habe, habe ich keine Angſt mehr vor dem Dunkel;

*) Jeder Knabe hat ein verſchließbares Schränkchen zur Aufbewahrung ſeiner Habſeligkeiten; in dieſem verwahren die Kinder auch ihre Tagebücher, als ihre vertrauteſten Freunde, ſehr ſorgfältig.

Digitized by Google

ich bot ihm daher an, für ihn den Brief zu beſorgen. Rütli ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen; er wollte mir das Botenlohn abtreten und ein Schok bunte Bohnen noch obendrein geben; aber ich habe beides nicht genommen, denn der kleine Rütli iſt ſchwach und kann nicht ſo viel Taglohn verdienen, als ich, und er iſt ſehr arm, und hat auch keinen Vater und keine Mutter meh. Ich hatte einen tüchtigen Weg zu machen, aber ich ging recht leicht und flink, denn ich ſah immer des kleinen, armen Rütli freundliches Geſicht vor mir, wie er ſich bei mir bedankt hatte, und ich glaube, daß ich wieder einmal etwas Gutes gethan habe. Als ich über unſere Grenze kam, ging ich an einem langen, langen Obſtgarten vorbei. Dicht am Zaune ſtand ein junger Apfelbaum; die Hälfte ſeiner Zweige beugte ſich auf meinen Fußſteig herüber, und an einem derſelben hing ein herrlicher Apfel. Was über den Zaun hängt, darf, wie ich wohl ſonſt gehört, der Wanderer ſich mit Fug und Recht nehmen. Ich war recht durſtig, und der Apfel hing ſo niedrig, daß ich ihn ergreifen konnte. Aber ich dachte, wenn du zurük kommſt, wirſt du wohl noch durſtiger ſeyn, und brach ihn nicht ab.

Ich ward bald abgefertigt; die Sonne ſank eben hinter das Gebirge, als ich ſchon wieder auf dem Rükwege an dem fremden Garten vorbei ging. Der Apfel hing noch da, und ich war noch viel durſtiger, als vorhin; aber ich brach den Apfel nicht ab, denn der Abend war gar zu ſchön.

Es gibt keine zartere Gewiſſensſprache, keine reinere Frömmigkeit, keine kindlichere Einfalt! —

Herr von Fellenberg legte tief gerührt das Tagebuch an ſeinen Ort, dankte Gott für den Segen, den er ſeinen und ſeines Werli Bemühungen um die Erziehung und das Seelenwohl des Geretteten geſchenkt hatte, und ſezte, von dieſem Augenblike an, ein unbedingtes Vertrauen in den Kleinen. —

Dieſer iſt nun vier Jahre in der Anſtalt, und hat dieſe ganze Zeit über noch nicht ein einziges Mal geſtrauchelt.

Als ich in Hofwyl war, ſah ich den Knaben. Es war eben Abend; er kam mit Werli und ſeinen Kameraden von der Feldarbeit zurük; die Kinder ſangen ein fröhliches Abendlied, und Jeder hatte einen großen Strauß Wieſenblumen in der Hand. Der kleine Galeerenſklave war wohlgemuth und guter Dinge; er ging mit einem freundlichen Jungen Hand in Hand über die Matte. Die kleinen heimkehrenden Arbeiter grüßten, als ſie näher kamen, Fellenberg und mich traulich; wir plauderten eine Weile mit ihnen. Sie kannten die Wieſenblumen ihrer Schweizer-Flora alle, dem Linnéſchen Namen nach, und ſchwazten von deren pharmaceutiſchem oder landwirthſchaftlichen Gebrauche und Nuzen wie geborne Apotheker und Oekonomen. Die friſche Kräftigkeit der Kleinen, ihre Unbefangenheit, ihr kindliches Verhältniß zu ihrem Werli, zu ihrem Wohlthäter Fellenberg, die Zufriedenheit mit ihrem Looſe, die ſichbar auf ihren blühenden Wangen lächelte, und mitten darunter der, dem Himmel und der Menſchheit wieder gewonnene Sträfling mit ſeinem offenen, hübſchen Geſichte, alles Dieß rührte mich unbeſchreiblich; Ich unterhielt mich, von den Uebrigen etwas entfernt, lange Zeit mit dem ſeltſamen Knaben; er antwortete verſtändig und beſonnen, und als ich auf Herrn von Fellenberg zu ſprechen kam, und deſſen Milde und Liebe pries, nikte er ſtillſchweigend beifällig, als ſpräche ich aus ſeinem Herzen, und wendete ſich von mir, daß ich ſeine naſſen Augen nicht ſehen ſollte. Jezt rief Werli zur Heimkehr nach Hauſe, da drükte er mir ſeinen Blumenſtrauß in die Hand und ſagte mit weicher Stimme: Gute Nacht, Herr! Sie ſind ein frommer Mann, ich möchte wohl noch länger mit Ihnen reden. Dort ſteigt der Mond über die Gletſcher herauf; beten Sie zu dem lieben Gott, der Sonne und Mond, und Sie und mich geſchaffen hat, daß ich immer gut bleibe. —

Als die Kinder mit ihrem Werli uns aus den Augen waren, fiel ich dem edlen Fellenberg um den Hals und dankte ihm, im Namen der Menſchheit, für Das, was er an dem Knaben gethan. Gott ſegne ferner Beide!

Zieht ſich der freundliche Leſer die Ueberzeugung aus meiner Erzählung, daß ſelbſt das verdorbenſte Kind, durch eine fromme, ſanfte, umſichtige Erziehung, durch zwekmäßige, anhaltende Beſchäftigung in freier Luft, durch Mittheilung

Digitized by Google

nüzlicher Kenntniſſe, und vornemlich durch gutes Beiſpiel zu einem brauchbaren, redlichen und reinen Menſchen umgebildet werden kann, ſo freue ich mich, vorſtehenden Aufſaz einen praktiſchen nennen zu können.

Vortheilhafte Anwendung der Feimen ſtatt der Scheunen.

Im Allgemeinen kann man von unſern Gegenden wohl ſagen, daß bei unſern Landgütern ein größerer Aufwand von Gebäudekoſten in Anwendung kommt, als, ſtreng genommen, nöthig wäre. Unfehlbar hat der früher vorhanden geweſene Ueberfluß und der geringe Geldwerth des Bauholzes weſentlich dazu beigetragen, hierbei eher zu viel, als zu wenig zu thun, und jezt, nachdem jene Urſachen ſchon bedeutend abgenommen haben, bleibt man aus alter Gewohnheit dabei, ſo ſchwer es in vielen Fällen der Wirthſchaft auch fällt, dieſen angewöhnten Maßſtab beizubehalten, und in nicht ſeltnen Fällen muß die Verſicherungs-Summe der Brandaſſecuranz-Caſſe das Mittel abgeben, hierin dem angewöhnten Aufwande zu huldigen. — Am Größten und Auffallendſten erſcheint aber dieſer Umſtand bei den vorhandenen Scheunengebäuden. Der Grund hievon liegt nun zwar weſentlich in dem noch überall Statt findenden Gebrauche des Dreſchens mit der Hand. Denn da hier ſtets eine große Anzahl Menſchen den Winter über mit dem Dreſchen beſchäftigt ſeyn muß, und hierzu mehrere Tennen nöthig ſind: ſo hält man es auch für unerläßlich, neben dieſen Tennen zugleich zum Aufbewahren der Getreidefrüchte einen bedachten Scheunenraum zu haben. In manchen Gegenden kommt nun noch der nicht erfreuliche Umſtand dazu, daß ſchon die Sicherheit gegen Beraubung und Beſchädigung der geernteten Getreidefrüchte das Aufbewahren in geſchloſſenen Gebäuden empfiehlt. Allerdings würden nachſtehende Vorſchläge durch Einführung der Dreſchmaſchinen noch ſehr erleichtert werden; doch läßt ſich jedenfalls ein großer Theil des Raumes, der zum Unterbringen des Getreides benüzt wird, erſparen, und die dann zum Dreſchen nöthigen Tennen würden nur einen kleinen Theil von dem koſten, was jezt zum Baue und zur Erhaltung der Scheunen nöthig iſt. Die bei lezteren bezwekte Sicherheit gegen Raub und Beſchädigung iſt durch leichtere Mittel völlig erreichbar, und die Sicherung gegen Feuersgefahr, die bei unſern jezigen Scheunen ganz fehlt, iſt noch ein bedeutender Vortheil mehr. Daß ich übrigens bei dieſen Vorſchlägen nicht die Nothwendigkeit beweiſen will, die vorhandenen Scheunen abzubrechen, ſondern blos die Abſicht habe, auf die Möglichkeit einer bedeutenden Erſparung derſelben bei neuen Anlagen, oder beim Verfalle vorhandener Gebäude, aufmerkſam zu machen, muß ich hier, um mich nicht Mißdeutungen auszuſezen, bemerken.

Meine Vorſchläge beſtehen nun in Folgendem:

Man wähle nemlich bei neuen Anlagen einen troken gelegenen Plaz, der zwar nahe an den Vieh-Ställen ſeyn kann, von den Wohnungen der Menſchen aber ſo entfernt ſeyn muß, daß etwaiges, dort entſtehendes Feuer nicht bis hierher reichen kann, oder durch vorſtehende Bäume abgehalten wird.

Dieſen nun zuvörderſt gegen alle Beſchädigungen des darin aufgeſtapelten Getreides durch Menſchen und Vieh ſicher zu machen, umgebe man ihn mit einem Graben, und hinter dieſem mit einem hohen Palliſaden-Zaune, der von rauhem Holze gemacht, und nur ſo eingerichtet ſeyn muß, daß von Außen nicht über ſelbigen zu kommen iſt. Da der ſolchergeſtalt einzufriedigende Plaz immer nur von beſchränktem Umfange ſeyn darf, ſo iſt die Anfertigung einer ſolchen Einfriedung kein läſtiger Gegenſtand.

In dem Innern dieſes Raumes errichte man nun eine, zwei, auch wohl drei Tennen, je nachdem viel oder wenig Menſchen mit dem Dreſchen zu beſchäftigen ſind. Für 6 Dreſcher iſt eine Tenne genug. Dieſe Tennen dürfen nur die Breite und Länge unſerer gewöhnlichen Tennen haben, und daher nur 15 — 20 Fuß breit, und 30 — 40 Fuß lang ſeyn. Ihre Höhe darf nicht höher gehen, als zum Ausholen mit dem Dreſchflegel erfordert wird; und eine leichte Bedachung ſchüzt ſolche gegen Regen und Schnee. Die Seitenwände können aus Lehm, mit Stroh durchknettet, aufgeführt ſeyn, und bekommen in der Mitte, der

Länge, und nahe unter dem Dache, eine Oeffnung von vier Fuß Breite und Höhe, die durch eine kleine Thür zu öffnen und zu verſchließen iſt. An beide Enden kommen dagegen bretterne Flügel-Thüren, die zu verſchließen ſind, wie an unſern Scheunetennen, und vor die Thüren noch eine um ſechs Fuß vorſpringende Bedachung, die eine ſo-genannte Laube bildet.

Neben jede Längenwand, etwa vier Fuß ſeitwärts ab, können nun drei Haufen ungedroſchenen Getreides aufgeſtapelt werden, und zwar einer in die Mitte gegen die Oeffnung an der Wand, und einer an jedem Ende neben der Scheunenthüre, und ſo können neben eine Tenne ſechs Haufen Getreides kommen, ohne daß dadurch die Thüren verſperrt werden.

Den Boden, auf welchen dieſe Haufen zu ſtehen kommen, kann man mit Feldſteinen pflaſtern, und zwar für jeden Haufen eine runde Stelle, die etwa 25 — 30 Fuß im Durchmeſſer hält. In der Mitte derſelben grabe man einen glatt gehobelten, nach oben etwas dünner auslaufenden Baum ſenkrecht in die Erde, der 20 — 25 Fuß über der Erde in die Höhe geht. Auf dieſen Baum kommt ein leichtes Bretterdach, welches nach jeder Seite des Baumes den Getreidehaufen vier bis ſechs Fuß dekt, und mittels einer in der Mitte desſelben befindlichen paſſenden Oeffnung aufgeſchoben wird. Es kann dann auf dem Baume höher und niedriger geſtellt, und mit Pflökken, die in mehrere im Baume von Unten nach Oben angebrachte Löcher paſſen, ſchwebend erhalten werden, bis es auf das Getreide ſelbſt zu liegen kommt.

Wenn dann das eingefahrne Getreide auf das gedachte Pflaſter ſo aufgerichtet wird, daß (ſo wie es auch in den Scheunen geſchehen muß) die Stoppelenden nach Unten und nach Außen, die Aehren aber nach der Mitte und dem Richtbaume zu liegen kommen, und hiermit immer fortgefahren wird, bis der Haufen die Höhe des Baumes bekommt, dann werden die leztern Schichten allmählig mehr eingezogen, daß der Haufen oben ſchmäler wird, und die Aehren ganz unter das Bretterdach kommen. Iſt dieſes geſchehen, dann läßt man das Dach los, und ganz auf dem Getreide ruhen. Ueber dem Dache umwikelt man dann den Richtbaum noch mit einer Strohkappe, damit keine Feuchtigkeit daran herunter ziehen kann, und das Getreide iſt dann völlig gegen jede Beſchädigung und Näſſe geſichert.

Soll nun ein Haufen gedroſchen werden, dann dürfen die Dreſcher nur mittels einer Leiter auf den Haufen ſteigen, das Dach etwas in die Höhe ſchieben, und ſich die Garben, und zwar von den Haufen an beiden Enden durch die Thüre, und von denen an der Seite durch die Lüken auf die Tenne werfen. Sie legen ſich die Garben auf einen Tag an der Seite der Tenne parat, und das abgedroſchene Stroh werfen ſie vor die Thüre unter die vorſpringende Bedachung, von wo es dann, Behufs der Fütterung, von den Leuten, die das Vieh bedienen, weggeholt werden muß. Der angebrochene Getreidehaufen bleibt übrigens immer durch das ihm nachſinkende Dach gegen die Witterung geſchüzt, und ſo kann er bis auf die lezte Garbe unverlezt auf die Tenne gebracht werden.

Das abgedroſchene Getreide kann auf der Tenne, wie gewöhnlich, auf die Seite in einen Haufen geſchoben werden, bis es gewurfelt werden ſoll, welches hier dann eben ſo ausführbar iſt, als auf unſern gewöhnlichen Tennen: und ſo wären dann alle Erforderniſſe geſichert, ohne daß zum Aufbewahren der Garben der ſo bedeutende Gebäuderaum nöthig wäre. Das Getreide iſt beſſer gegen Dumpfigkeit, Mäuſe- und Feuerbeſchädigung geſchüzt; und bei der Ernte kann man in naſſem Wetter ſich dadurch helfen, daß man die Abladeſtellen durch eine übergeſpannte, dazu parat gehaltene, leinene Plane gegen Regen ſchüzt.

Wenn man nun annimmt, daß das kleine Gebäude einer Tenne aus bloßen Lehmwänden mit einem leichten Dache beſtehen darf, mithin alles bisher zu einer Scheune erforderliche, große und kleine Bauholz dabei wegfällt, ſo wie auch zu ihrem Aufbaue gar nicht einmal Handwerker nöthig ſind: ſo wird man zugeben müßen, daß die ganze Anlage eines ſolchen Feimenhofes, im Vergleiche der bisherigen Scheunen, faſt gar kein Gegenſtand iſt, den man eine zehrende Ausgabe des Gutes nennen könnte. Denn ſchon die bloße Tenne an ſich, wie ſie bis jezt in den Scheunen ange-

Digitized by Google

bracht wird, koſtet durch die dazu erforderlichen ſtarken und langen Balken und ihre Bedachung vollkommen ſo viel, und, wo das ſtarke Bauholz knapp und theuer iſt, entſchieden mehr, als der ganze Aufbau einer ſolchen allein ſtehenden Tenne.

Die hart um dieſe herumſtehenden Getreidefeimen liefern in ſelbige die Garben eben ſo bequem, als es aus den bisherigen Scheunenfächern möglich iſt, und das abgedroſchene Stroh kann, wie ſchon erwähnt, zum täglichen Verbrauche nicht nur unter die beiden Vorlauben parat gelegt, ſondern auch, bei Aufbewahrung eines Vorraths für folgende Monate, theils unter die obere Bedachung der Tenne mittelſt eines Stangengerüſtes, theils aber auch auf leere Feimſtellen aufgeſchichtet werden; und wenn das Dreſchen aufhört, kann man die ganze Tenne auch damit füllen.

Auf den Feimſtellen ſelbſt ſtehen die eingeſchichteten Garben übrigens gegen eindringende Näſſe vollſtändig geſichert. Denn, wenn die Garben zwekmäſſig gelegt ſind, dann kann von Außen durchaus keine Näſſe eindringen, und der Luftzug, der in ihrer gaſſenförmigen Stellung ſtets um ſie ſpielt, zerſtreut nicht nur alle von Außen anfallende Feuchtigkeit ſchnell und vollſtändig, ſondern er iſt auch im Stande, auf das Innere der Feimen zu wirken, ſo lange ſolche ſich noch nicht feſtgeſezt haben; und wenn daher etwa bei ungünſtiger Erntewitterung die Garben feucht eingebracht werden müſſen, werden ſie entſchieden nicht ſo leicht Schaden leiden, als in ſolchen Fällen in den gewöhnlichen Scheunen unausbleiblich iſt. Sodann können die Mäuſe hier auf keinen Fall den Früchten ſo beikommen, als in den Scheunen. Denn nicht allein, daß dieſes Ungeziefer die freie, mit Luftzug ſtets umgebende Lage der Feimen ſcheuet; ſo haben ſie auch keine Winkel und Gelegenheit zu Neſtern, weil die zwekmäßige Lage der Garben mit den Stoppelenden nach Unten und Außen ſie am Eindringen in das Innere des Haufens hindert, und der mit Steinen gepflaſterte, und nach Art der Chauſſeen mit kleingeſchlagenen Steinen dicht beſtampfte Boden der Feimſtelle ihnen dieſes auch wehret.

Um den Garben jene nothwendige Lage in den Feimen zu geben, führt man leztere auf folgende Weiſe auf: Man ſezt nemlich die unterſte Schicht beinahe aufrecht gelehnt auf; und fängt damit rund um den Richtbaum der Feimſtelle an, lehnt die erſten Garben mit den Aehren an dieſen an, und fährt dann, ihre Aufſtellung immer an die vorige gelehnt, zirkelförmig ſo lange fort, bis man den Rand des Pflaſters damit erreicht hat. Je mehr man ſich aber dieſem nähert, jemehr zieht man die Stoppelenden auswärts, damit die lezten Schichten nach Außen mehr liegen als ſtehen, immer aber mit den Aehren aufrecht an die vorherige Schichte ſich anlehnen, und nicht auf den Boden zu liegen kommen. Iſt auf ſolche Weiſe die Bodenlage beendigt, ſo bildet ſelbige nach der Mitte zu eine allmählige, ſanft aufſteigende Erhöhung, und nach den Seiten neigt ſich ſolche abhängig. Die folgenden Lagen werden nun von Außen angefangen, und in kreisförmigen Schichten, mit den Aehren nach Innen, von Außen nach der Mitte zu fortgeführt, und das Stoppelende des folgenden kleinen Kreiſes kann dabei immer die Aehren des vorigen bedeken, wenn, wie bei gehauenem Getreide, gewöhnlich die Stoppelenden der Garben viel diker ſind, als die Aehren-Enden. Hat man auf dieſe Weiſe den Haufen ſo hoch, daß nur noch einige Fuß Höhe zu ſeiner Vollendung fehlen, dann zieht man jede neue Lage der Garben um etwa einen halben Fuß ein, damit der Haufen allmählig ſpizig zuläuft, und die lezte Schicht nur noch ſo breit oder groß bleibt, daß das auf ſelbige herunter zu laſſende Bretterdach über die Aehren weg, und bis beinahe an die Stoppel-Enden der lezten Garbenſchichte reicht.

Hier ſind natürlich nur die Stoppel-Enden der Garben der Witterung ausgeſezt; ſie liegen nach dem Boden abhängig, und daher kann keine Feuchtigkeit in das Innere des Haufens ziehen, ſondern alles Regenwaſſer läuft, wie von einem Dache, ſchnell ab. Auf dieſe abhängige Richtung der Stoppel-Enden der äußern Garbenſchichten hat man daher bei Aufführung der Feimen ſtets ſein Augenmerk zu richten, und dieſerhalb ſchon iſt es nöthig, die Bodenlage derſelben ſo anzulegen, daß ſolche die Geſtalt einer ſanft aufſteigenden Erhöhung nach der Mitte bekommt.

Digitized by Google

Erbſen, Wiken, Klee und andere in grobem, verwirrten Stroh geerntete, und nicht in Garben gebundene Feldfrüchte kann man, wenn ſie ſich ſicher halten ſollen, nicht anders in ſolche Feimen bringen, als daß man ſolche in gerader Linie ſo weit aufführt, bis es Zeit iſt, ſolche einzuziehen. Alsdann ſeze man die Feime bis zur Vollendung mit Garbengetreide, oder, im Nothfalle, wenn dieſes nicht mehr vorhanden wäre, mit Stroh fort; und ſo werden dann auch dieſe Früchte vollkommen gegen eindringende Näſſe geſichert ſeyn. Wenn die Feimen fertig ſind, dann kämme man ſie mit Harken von Oben nach Unten völlig glatt, und ſchon hierdurch bekommen die äußern Stoppel = Enden eine abhängende Richtung, die dem Regenwaſſer ſchnellen Abfluß erlaubt.

Bei etwaigem, während dem Einernten herrſchenden, unſichern Wetter und öftern Regenſchauern, muß man aber, wenn man ſich nicht im Stande ſieht, zum Einfahren beſtändigeres Wetter abzuwarten, eine groſſe, ſogenannte Plane von Leinwand zu Hilfe nehmen, und dieſe zeltförmig ſo ausſpannen, daß ſie die noch offene Feime ſammt dem abzuladenden Wagen dekt. Kann aber ein herankommender Wagen, wegen mittlerweile eingetretenen Regens, gar nicht abladen: ſo iſt die offene Tenne da, auf die er ſogleich unterfahren kann. Bei ſolchem Wetter iſt es dann rathſam, nicht mehrere Feimen zugleich anzufangen, ſondern lieber eine von zwei Seiten zu bearbeiten, wozu bei obiger Stellung Raum und Gelegenheit bleibt, um ſie nur ſo raſch als möglich in die Höhe und unters Dach zu führen. Eine Feime, die über Nacht unbeendigt ſtehen müßte, kann in der Mitte durch Herunterlaſſen des Daches, und von den Seiten durch eine mehr eingezogene Lage hinreichend geſchüzt werden.

Kommen wir aber erſt zum Gebrauche einer zwekmäßigen Dreſchmaſchine, dann ſind obige Dreſchtennen auch nicht mehr nöthig. Wir bedürfen dann weiter nichts, als mitten auf dem Feimenhofe ein Gebäude für die Maſchine, was zugleich den leeren Raum zum Einbringen einer Feime darbietet. Rund um dieſes Gebäude kommem dann die Feimenſtellen, und gegen jede, oder auch nur gegen zwei und zwei Feimen, die nicht den Thüren gegenüber ſtehen, darf dann die Seitenwand des Gebäudes nur eine ſolche zu öffnende und zu verſchließende Lüke haben, durch welche mit Bequemlichkeit die Garben eingebracht werden können.

Bekanntmachung eines nüzlichen Unkrautes.

Wer im Herbſte und Frühjahre um die Zeit, wo die Felder beſtellt werden, auf das Land gehet, wird die Wurzeln der *Queke* (Triticum repens) welche durch das Pflügen und Eggen los gemacht worden ſind, allenthalben fuderweiſe als ein unnüzes Unkraut, entweder auf die Fußſteige hingeworfen, oder die Fahrwege damit ausgefüllt, erbliken. Ein ſolcher Anblik iſt jedesmal ärgerlich, und zu bedauern iſt der Landmann, welcher aus ſchuldloſer Unwißenheit ein ſo vortreffliches Futtergewächs als unnüzes Unkraut wegwirft. Die Wurzeln dieſer Queke, welche auch noch andere Namen hat, als: *Quekengras*, *Hundsgras*, *kriechender Weizen* und *Graswurzel*, ſind zwar auf Aekern und in Küchen-Gärten ein verhaßtes Unkraut; aber für das Rind-Vieh ein nahrhaftes und geſundes Futter, wovon man nicht nur eine fettere Milch, ſondern auch mitten im Winter eine ſchön gefärbte und wohlſchmekende Butter erhält. Sollten dieſe Vortheile nicht wenigſtens ärmere Landleute, die oft nicht Futter genug haben, ihr mageres und hungriges Vieh den Winter über zu ernähren, antreiben, die weggeworfenen *Quekenwurzeln* fleißig zu ſammeln, um ihr Vieh damit zu füttern! — Möchten doch die Herren Landbeamten, Pfarrer und Lehrer das Landvolk auf *dieſes nüzliche Unkraut* gefälligſt aufmerkſam machen! —

Die Art, dieſe *Quekenwurzeln* als Futter für das Rindvieh zu benuzen, iſt folgende:

Man wäſcht dieſe Wurzeln, oder reiniget ſie auf eine andere Art von der anklebenden Erde, und troknet ſie. Nun werden ſie auf der Geſott-Bank klein zerſchnitten, mit warmen Waſſer angebrühet, und mit Geſott und Kleien, oder auch ohne die lezteren dem Rindviehe zum Futter gereicht, welches ſelbe gar gerne frißt.

Digitized by Google

In Egypten werden die getrokneten und gemahlnen Wurzeln dieſer Queke, mit anderem Mehl vermiſcht, zu Brod gebaken.

Die liebe Pfeife.

Unlängſt bemerkte die Schildwache eines der an den Turnpikes (Einfahrten von London) gelegenen Wachthäuſer einen Mann, der ſehr emſig beſchäftigt war, ein Loch in den Fenſter-Rahmen zu bohren, in welcher vor wenigen Stunden ein Vagabund feſtgeſezt worden war. Da das kleine Loch unmöglich Schaden bringen konnte, ſo ſah die Schildwache neugierig zu, ohne den Beſchäftigten zu ſtören. Kaum war das Loch ganz ausgebohrt, als derſelbe eine irdene Pfeife aus der Taſche holte, das Mundſtük davon durch das Loch in die Gefangen-Stube ſtekte, und dann den an der Auſſenſeite befindlichen Pfeifenkopf mit Tabak ſtopfte. Der Gefangene zog nun an, und rauchte, nachdem der gefällige Freund den Tabak angezündet hatte, zum großen Spaß der Umſtehenden, ruhig ſeine Pfeife aus. So wußte ſich der Arreſtant, dem vom Schließer der Wachtſtube das Rauchen unterſagt und die Pfeife weggenommen war, zu helfen.

Die Toaſte.

In England werden die Trinkſprüche (Toaſte) mit vieler Förmlichkeit ausgebracht, und ehedem, wo es in der Welt noch nicht ſo chaotiſch zuging, wie jezt, und die Liebe jeder Art zarter ſich benahm, als heut zu Tage, beobachtete man auch in ſolchen Fällen ſehr ſtrenge eiu gewiſſes Uebereinkommen. Es war z. B. Sitte, wenn ein Gentleman einer Dame zu Ehren einen Trinkſpruch ausrief, daß er einen Theil ſeines Puzes in's Kaminfeuer warf, und ſeine Trinkgefährten waren genöthigt, dieſem Beiſpiele zu folgen. Einſt ſpeiste Ch. Sedley mit mehreren Bekannten in einem Gaſthauſe. Ein Freund bemerkte, daß er ein Halstuch von koſtbaren Kanten trug, er brachte einen Toaſt aus, und warf ſein eigenes Tuch in die Flammen; Sedley und die andern Zecher mußten ein Gleiches thun, und S. verſchmerzte den Verlurſt mit der Bemerkung, daß dieſer Scherz höchſt fein ſey; er nahm ſich zugleich vor, ſeinen Freunden zu vergelten. Zwei Tage darauf lud Sedley die nemliche Geſellſchaft zu ſich ein, und als er nun einen Toaſt ausgebracht, nöthigte er einen bereits darauf wartenden Zahn-Arzt herein, ließ ſich einen Zahn (an welchem er ſchon längſt heftige Schmerzen empfunden hatte) ausziehen, und warf ihn in's Feuer. Alle Gäſte ſchrieen laut auf, und ſprachen die Hoffnung aus, Sir Sedley werde diesmal die Sitte nicht in ihrer Strenge nehmen; ſie mußten aber, aller Bitten ungeachtet, dem Zahn-Arzte in die Hände fallen, und jeder Gaſt kam um einen Zahn ärmer nach Hauſe.

Nichts um Nichts.

Die Trommelſchläger der ehemaligen Bürger-Garde zu Bourges waren gewöhnt, jedesmal, wenn Hr. Devaux daſelbſt zum Deputirten erwählt wurde, dieß auf eigene Art mit ihren Trommeln vor ſeinem Hauſe zu feiern, und ſich dafür eine Erkenntlichkeit auszubitten. Im Jahre 1827 wollte der Maire dieſe Lärm-Feier und Geldſchneiderei nicht mehr geſtatten, und mit der erſten hatte auch die zweite wegzufallen; aber der Tambour-Major wußte ſich zü helfen. Er fand ſich bei der neuen Wahl richtig wieder mit ſeinem Trommel-Perſonale vor dem Hauſe des Herrn Devaux ein, meldete ſeine Ankunft, und gab mit ſeinem Signalſtoke das Zeichen. Sofort führten die Tambours ihre Kunſtfertigkeit aus, jedoch ſo, daß ſie mit tonloſen Luftſchlagen eine ſtumme Muſik figurirten. Die Ehrenbezeigung war beendigt, und nun trat der Tambour-Major in's Haus, um ſich den klingenden Dank abzuholen, welcher aber ebenfalls auf eine ſtumme Weiſe erwidert wurde.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt —

Digitized by Google

Nro 37. Den 13. September 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Nicht als Gewerbe ſoll der Staat den Landbau treiben,
Zu Muſterſchulen ſollen nur Domänen bleiben.

Inhalt: Soll der Staat Landwirthſchaft als Gewerbe treiben? — Kennzeichen einer guten milchenden Kuh. — Zur Geſchichte der Eßlöffel. — Die alten Schuhe und die Juwelen. — Aberglauben aus dem 16ten Jahrhundert. — Die Schwefelſäure als Heil- und Schuzmittel derjenigen Rind- und Schafvieh-Krankheiten, welcher durch die Fütterung ſchlechter und fauliger Nahrungsmittel entſtehen. —

Soll der Staat Landwirthſchaft als Gewerbe treiben? *)

Wenn in den früheren Zeiten die meiſten Fürſten der europäiſchen Staaten nicht nur die Bedürfniſſe des eigenen Haushaltes, ſondern auch die der Landesverwaltung zum Theile durch Einnahmen aus unmittelbarem Eigenthume zu deken ſuchten, ſo hat ſich hingegen in den neuern Zeiten ein entgegengeſeztes Princip der Staatsverwaltung ausgebildet, das Staatseigenthum den Händen der Privaten zu übergeben, und die Bedürfniſſe des Regenten und des Staates durch direkte oder indirekte Steuern zu deken.

Beſonders iſt es der landwirthſchaftliche Grundbeſiz, gegen welchen das erwähnte Princip faſt ohne Beſchränkung ausgeübt wurde, während manche Gewerbe noch immer vom Staate ausgeübt werden, und beſonders die Forſte und Waldungen eine ungeſchmälerte Sicherheit genießen.

Man könnte hier allerdings die Frage aufwerfen, warum nicht das ganze gewerbliche Staats-Eigenthum, es mag dieſes in Feldern und Wieſen, in Forſten oder Heiden, in Fabriken oder Hütten-Werken ꝛc. beſtehen, nach einem gleichen Principe behandelt werde? Da aber die Unterſuchung einer ſolchen Frage zu weitläufig für dieſe Zeitſchrift iſt, ſo will ich mich nur auf die Beantwortung der Frage beſchränken: ſoll der Staat keinen landwirthſchaftlichen Grundbeſiz behalten?

In Bayern iſt faſt ſämmtlicher landwirthſchaftlicher Grundbeſiz, der Staatseigenthum war, theils veräußert, theils auf dem Wege, verkauft zu werden: nur die frühern Kabinetsgüter Schleißheim und Fürſtenried mit dem ehmaligen Kloſter-Gute Weihenſtephan ſind nach einem Antrage der Stände des Reichs im Jahre 1819 als Staats-Güter beibehalten worden, um als Muſterwirthſchaften und Anſtalten zur Bildung von Landwirthen zu dienen. Doch auch gegen dieſes lezte Ueberbleibſel des landwirthſchaftlichen Staats-Eigenthums haben ſich in der lezten Ständeverſammlung Stimmen erhoben, nach welchen jeder Grundbeſiz in die Hände der Privaten übergehen ſoll, und auch die Mehrzahl der Staats-Wirthe ſpricht ſich nicht zu Gunſten dieſer Staats-Anſtalten aus. Es kann als Erfahrungsſaz angenommen werden, daß alle Gewerbe, welche auf Regie des Staates getrieben werden, eine geringere Rente abwerfen, als wenn dieſelben als Eigenthum von Privaten bewirthſchaftet werden; nach dem financiellen Geſichtspunkte alſo betrachtet ſoll der Staat kein Gewerbe überhaupt, und auch kein landwirthſchaftliches auf eigene Regie betreiben, und wir enthalten uns, auf andere ſtaats- und naturrechtliche Gründe einzugehen, welche ebenfalls noch zu Gunſten der Veräußerung des gewerblichen Staatseigenthums ſprechen. Darin ſind die meiſten Staats-Wirthe einig; worin aber der Grund liege, daß Staatseigenthum im Gewerbe ſich weniger rentire, als Privateigenthum, darnach zu forſchen haben ſich Wenige noch die Mühe gegeben, indem man ſich in der Regel damit begnügt, die Urſache des geringeren Ertrages der Staats-Domänen in Mangel an Intelligenz des Dirigenten oder wohl gar in einer untreuen Verwaltung desſelben zu ſuchen. Ich ſtelle dagegen folgenden Saz auf: *Jedes Gewerbe, beſonders das landwirthſchaftliche, gibt*

*) Dieſer höchſt intereſſante Aufſaz iſt von dem rühmlichſt bekannten Herrn Profeſſor *Zierl* in München und aus dem Correſpondenzblatte des landwirthſchaftlichen Vereins *Triptolemea* genommen.

Digitized by Google

bei der Direktion des Eigenthümers eine größere Rente, als bei der des Verwalters, wenn auch der leztere an Intelligenz und treuer Beſorgung des Anvertauten nicht im Geringſten hinter dem Eigenthümer zurükſteht; und der Grund dieſer Erſcheinung liegt größtentheils in der eigenmächtigen Benüzung aller gewerblichen Verhältniſſe von Seite des Eigenthümers. Es iſt zwar der Natur der Sache angemeſſen, daß der Eigenthümer einen größeren Eifer in der Beſorgung der eigenen Angelegenheiten zeigt, als der Verwalter; unterdeſſen muß man auch geſtehen, daß es viele Verwalter gibt, welche an Eifer und Fleiß oft kaum vom Eigenthümer übertroffen werden, und deſſen ungeachtet werden ſie nicht die Rente erzielen, die bei einer eigenthümlichen Leitung erzielt werden kann.

Der Eigenthümer eines landwirthſchaftlichen Beſizes kann ſeinen Boden benüzen, wie er es für gut findet; er kann den Anbau von Pflanzen und die Einführung landwirthſchaftlicher Operationen verſuchen, wenn auch der ökonomiſche Erfolg noch nicht vollkommen beſtätigt iſt; er kann kaufen, verkaufen, mit dem Verkaufe ſeiner Früchte zurükhalten, je nachdem die Verhältniſſe Gewinn verſprechen, wenn ſie auch mit einer Gefahr des Verluſtes verbunden ſind. Alles dieſes kann der Verwalter nicht, oder nur in einem ſehr beſchränkten Kreiſe; es iſt ihm gewöhnlich eine gewiße Norm vorgeſchrieben, nach welcher er handeln muß; er darf nie etwas wagen, das mit der geringſten Gefahr des Verluſtes verbunden iſt; denn wagt er etwas und es gelingt, ſo hat er keinen Vortheil davon; höchſtens wird er belobt, ſeine Pflicht gethan zu haben. Mißlingt aber das Unternehmen, ſo iſt der Verwalter in Gefahr, den Schaden tragen zu müſſen, oder wohl gar Ehre und Subſiſtenz zu verlieren!

Die meiſten Verwalter und Adminiſtratoren gleichen den Feldherren, welche ſich vor der Schlacht erſt bei einem 100 Meilen entfernten Kriegsrathe anfragen müſſen, ob ſie die Schlacht, die ihnen die Verhältniſſe anbieten, wagen dürfen; die Erfahrung lehrt aber auch die Verſchiedenheit des Erfolges zwiſchen der Freiheit und Beſchränkung des Handelns. Ich kenne einen Verwalter, der bei ſeiner 50 Stunden entfernten Gutsherrſchaft jedesmal anfragen muß, ob und wie er das Feld bearbeiten ſoll; bis die Antwort erfolgt, iſt aber gewöhnlich der richtige Moment der Bearbeitung verfloſſen, und der unglükliche Verwalter muß die Folge der verkehrten Anordnungen auf Rechnung ſeiner Unwiſſenheit oder Trägheit ſchreiben laſſen; kurz, es liegt in den ökonomiſchen und nicht perſönlichen Verhältniſſen, wenn jeder Grundbeſiz unter einer Adminiſtration eine geringere Rente gibt, als unter eigener Direktion. Von dieſem Standpunkte aus ſind alle Staats-Domänen zu veräußern, wozu noch der Umſtand kommt, daß es unter der Würde des Staates iſt, als Unterthan mit den übrigen Unterthanen in Gewerben zu concurriren und dieſe zu beeinträchtigen.

Eine andere Frage iſt aber die: ob der Staat nicht beſtimmter Domänen als Lehr- oder Muſteranſtalten bedürfe? — Um nur die Produktion zu lehren oder auch Verſuche über unbekannte Gegenſtände zu machen, reicht eine Anſtalt hin, die nur mit einer ſogenannten Gartenwirthſchaft verſehen iſt. Die Landwirthſchaft iſt ein Gewerbe; der Landwirth producirt, um eine Rente zu erhalten; eine Schule, die blos zu produciren lehrt, iſt keine landwirthſchaftliche Schule; ſie muß lehren, mit Vortheil zu produciren, daher iſt ein landwirthſchaftlicher Betrieb für eine landwirthſchaftliche Anſtalt nothwendig, die durch den Erfolg die Wahrheit der Lehre beurkundet. Manches entſpricht den Grundſäzen der Produktion, was der ökonomiſche Kalkül verwirft. — Nach dieſem Grundſaze iſt das Beſtehen eines auf Koſten des Staates geführten Betriebes nothwendig, wenn man nicht die Vortheile berükſichtigen wollte, welche aus den Muſteranſtalten für den landwirthſchaftlichen Viehſtand des Vaterlandes hervorgehen. Die Erfahrung hat den unwiderſprechlichen Beweis geliefert, daß unter unſern Verhältniſſen der Viehſtand eine beſtändige Un-

terſtüzung und Fürſorge der Staatsregierung bedürfe, um nicht rükwärts zu kommen. Die Pferde- und Schafzucht ſchreitet in Bayern fort, weil die Regierung für die Veredlung dieſer Vieharten Sorge trägt. Der ausgezeichnete Rindviehſtappel von Ansbach iſt mit dem Aufhören der landesherrlichen Schweizereien verſchwunden, und die Rindviehzucht geht ungeachtet aller Preiſe am Oktoberfeſte alle Jahre mehr rükwärts als vorwärts, und es iſt mit Schreken aber Beſtimmtheit vorauszuſehen, daß die Rindviehzucht auf einen Grad der Schlechtigkeit kommen werde, der den Wohlſtand vieler Familien verſiegen machen wird, wenn nicht von Seite der Staatsregierung ernſtliche Abhilfe geſchafft, wenn nicht z. B. auf den königlichen Staatsgütern auf Koſten des Induſtriefondes Schweizereien gehalten werden, aus welchen gute Rindviehracen (ſowohl männliche als weibliche Thiere) um einen billigen Preis an Privaten abgegeben werden, wie es in Württemberg aus den königlichen Schweizereien der Fall iſt.

Am Meiſten wird den königlichen Muſter-Wirthſchaften zum Vorwurfe gemacht, daß ſie in ihrem Ertrage nicht muſterhaft ſind, weil ſie keine Rente gewähren, und daß das Syſtem ihrer Bewirthſchaftung nicht für alle Verhältniſſe des Vaterlandes paſſend, daher muſterhaft ſeyn könne. Ohne hier als Lobredner der königlichen Muſterwirthſchaften auftreten zu wollen, erinnere ich nur, daß der Vorwurf, als ob die königlichen Muſterwirthſchaften keinen Ertrag bisher gegeben hätten, höchſt ungerecht iſt.

Es iſt unbegreiflich, wie nicht nur in der Klaſſe der Laien, ſondern auch in den Zirkeln ſolcher Männer, welche die Verhältniſſe der königlichen Muſterwirthſchaften kennen, der Glaube genährt und manchmal abſichtlich verbreitet werde, daß die königlichen Muſterwirthſchaften, ſtatt einen Ertrag abzugeben, nur immer Zuſchüſſe erheiſchten. Der Vorſtand der königlichen Staatsgüter-Adminiſtration hat ſchon in einem Berichte vom Jahre 1820 das Irrige dieſer Meinung dargethan. Im zweiten Bande der Jahrbücher der königl. bayeriſchen landwirthſchaftlichen Lehranſtalten von Schleißheim hat derſelbe einen vollſtändigen Rechenſchaftsbericht der Publicität über die 18jährige Verwaltungs-Periode der drei vereinigten Staatsgüter übergeben, worin erſichtlich iſt, daß die Verwaltung während dieſer Zeit eine Summe von 404,339 fl. rein erwirthſchaftet hatte. Der durch ſeine Unfruchtbarkeit ſo berüchtigte Akerbaubeſiz von Schleißheim hat allein eine reine Rente von 158,376 fl. abgeworfen. Schleißheims Bewirthſchaftung möchte daher allerdings ein unerreichbares Muſter ſeyn; allein nicht deßwegen, weil es wegen der vielen nöthigen Zuſchüſſe von Seite des Staates, wie man irrig glaubte, nicht nachahmbar ſey, ſondern weil ſie eben ohne alle Zuſchüſſe einem Boden eine Rente abgewonnen hat, die man beim Beginnen der gegenwärtigen Direktion nicht für erreichbar hielt.

Was den zweiten Vorwurf betrifft, daß nemlich jede Muſterwirthſchaft nur für beſtimmte Fälle muſterhaft ſey, und daher keine allgemeine Nachahmung möglich ſey, ſo kann derſelbe Vorwurf den meiſten menſchlichen Anſtalten mehr oder weniger gemacht werden. Der junge Arzt lernt die Krankheiten in Spitälern kennen, und wird zur Heilung von Krankheiten geſchikt erachtet, wenn auch unter andern Verhältniſſen, in andern Gegenden, zu andern Zeiten die Formen der Krankheiten auf eine andere Weiſe erſcheinen.

Eben ſo muß der landwirthſchaftliche Zögling die Befähigung durch den Unterricht erhalten, um die auf den königlichen Staatsgütern und Muſter- und Lehranſtalten erlernte allgemeine Regel auf alle beſondern Verhältniſſe der Ausübung anzuwenden.

Daß aber dieſes der Fall iſt, lehrt die Erfahrung. Die meiſten der bisher aus den Anſtalten Schleißheims ausgegangenen Schüler der rationellen Landwirthſchaft, welche als ausübende Landwirthe entweder eigene Beſizungen dirigiren oder im Dienſte von Privaten ſich befinden, geben den erfreulichen Beweis, daß nur die wahre Theorie unter allen Verhältniſſen des Gewerbes den möglich größten Gewerbsprofit zu geben vermöge. Daß Anfänger nicht ohne Fehler und Mißgriffe die praktiſche Laufbahn

Digitized by Google

betreten, iſt eine unbezweifelte Sache; unterdeßen findet ſich dieſer Uebelſtand bei allen Gegenſtänden der Ausübung; nur kann man in den techniſchen Gewerben die gemachten Fehler leichter unter dem Schuze des geſchloſſenen Hauſes verbergen, während die Fehler der Oekonomen unter freiem Himmel dem Anblike aller Menſchen ausgeſezt ſind.

Kennzeichen einer guten milchenden Kuh.

Im Allgemeinen ſoll die Kuh, von welcher man viele und gute Milch verlangt, einen regelmäßigen Körperbau beſizen, nicht hochbeinig ſeyn und keinen aufgezogenen Bauch, dagegen ein gutes Euter mit vier geſunden und wohlgebildeten Strichen haben. Der Hals derſelben muß kurz und kräftig, die Bruſt tiefhängend und breit ſeyn. Ferner ſind breite Schultern, ein gerader Rüken, breites Kreuz und beſonders ein gerader Schwanzrumpf an einer guten Zucht- und milchenden Kuh erforderlich. Die Anlagen zu einem hochliegenden Schwanzrumpf verſchlimmern ſich bei jedem Kalben, und es entſteht zulezt die nachtheilige Krankheit, welche man Brummen nennt, daraus, und welche darin beſteht, daß die damit behaftete Kuh die Milch verliert, oft rindert, ohne trächtig zu werden, zum Fettmachen nichts taugt und auf der Weide Zäune, Wälle und Gräben zerſtört und beſtändig brummt. Die Herannahung dieſes Fehlers bemerkt man an dem Einſinken der ſogenannten Kälbergrube, und an der ſich alsbald ebenfalls einſtellenden Vertiefung am Schwanzrumpfe der einen Seite der hintern Hüfte.

Insbeſondere aber gehören zu den Haupt-Kennzeichen einer guten Milchkuh folgende:

Es liegen am Rükgrade, gerade über dem Kreuze zwei vom Rükgrade nach beiden Seiten auslaufende Knochen, die von der Länge eines halben Zeigefingers ſind, und nach jeder Hüfte ſchräg vom Rükgrade ablaufen; je höher und hervorragender dieſe liegen, deſto beſſer iſt die Kuh.

Ferner muß eine gute Milchkuh eine feine los ſizende Haut haben, die kurz von Haaren iſt; ſie muß weit von Rippen und lang von Schwanz ſeyn, ein gutes Euter haben, (welches jedoch kein ſogenanntes Fleiſch-Euter ſeyn darf) und dike vom Euter unter den Bauch laufende Milch-Adern beſizen, welche durch eine groſe Oeffnung ſich in den Bauch verlieren. Iſt dieſe Oeffnung aber klein, wodurch die Milchadern ſich in den Bauch vertheilen, ſo iſt die Kuh beſtimmt nicht guter Art; dies läßt ſich indeſſen erſt bei mehrerer Erfahrung erlernen, und nicht genau beſchreiben.

Wenn man in einen Stall geht, um Vieh zu kaufen, ſo laſſe man ſich ja nicht durch das äußere Anſehen täuſchen, das heißt, wenn das im Stalle ſtehende Vieh bei gleicher Fütterung ſteht. Es ſind nemlich unter einem Viehſtappel gewöhnlich einige, die ſich im Anſehen beſonders auszeichnen, und reicher an Fleiſch ſind, wie die übrigen. Dies iſt zum Milchgeben nicht das beſte Zeichen, denn gewöhnlich verwenden dieſe alles Futter zum Fleiſchanſaze, es läßt dagegen diejenige Kuh, die magerer iſt, es ſich abmilchen. Eben ſo geht es auf der Weide. Dieſe Art Kühe hat niemals eine feine los ſizende Haut, oder einige der übrigen angegebenen Kennzeichen. So untrüglich dieſe vorangeführten Merkmale ſind, ſo gehört dennoch bei der Beurtheilung der Kühe immer eine Fertigkeit dazu, ſie zu benuzen, denn gerade der Kuhhandel iſt wirklich für einen Unkundigen ſehr trüglich, da ein jeglicher Verkäufer nicht von den beſten Kühen zum Verkaufe anbieten wird.

Ueberhaupt muß man ſich keine beſtimmte Kuh aus dem Stalle zeigen laſſen, ſondern aus dem ganzen Stappel eines Viehzüchters diejenige nehmen, die man für die beſte hält, und will er dieſe oder eine andere, die man wünſcht, nicht verkaufen, ſo thut man beſſer, bei einem ſolchen Manne gar keine zu kaufen, da diejenigen, die er ausweiſet, gewöhnlich in Milchergiebigkeit die ſchlechteſten ſind.

Digitized by Google

Die Schwefelſäure als Heil- und Schuzmittel derjenigen Rind- und Schafvieh-Krankheiten, welche durch die Fütterung ſchlechter und fauliger Nahrungsmittel entſtehen.

Man hat in neuerer Zeit, beſonders auf bedeutenden Gütern Schleſiens, den Gebrauch der Schwefelſäure (Acidum sulphuricum), gemeinhin: Vitriolöl (Oleum vitrioli) genannt, in allen ſolchen Viehkrankheiten als Heilmittel angewendet, deren Urſachen in übermäßiger naßkalter Witterung, ſchlechter Weiden- und ſonſtigen Fütterungen verdorbener (wäſſriger, verſchlämmter, erfrorner, wieder aufgethauter ꝛc. Nahrungsmittel liegt. Auch als Präſervativ- (Schuz-, Vorbauungs-) Mittel hat ſich die Anwendung dieſer Säure bei Rind- und Schafvieh bewährt, und namentlich bei den Krankheitszufällen, welche man — um nur einige hier aufzuführen — durch die Benennungen: Klauen- und Maulſeuche, Zungenkrebs, Lungenſeuche, Milzbrand u. ſ. w. bezeichnet; ja ſelbſt bei der zu befürchtenden Löſerdürre (Rinderpeſt) hat man den Gebrauch dieſes einfachen Mittels mit Nuzen verſucht. — Der Gebrauch desſelben darf aber nur mit Waſſer verdünnt, z. B. 1 Theil konzentrirte Schwefelſäure mit 4 Theilen Waſſer Statt haben, und zwar in wirklichen Krankheitsfällen in der Art, daß man einem ausgewachſenen Stüke Rindvieh zwei Eßlöffelvoll in einem Dekokt von Leinſamenabſud täglich drei- bis viermal einſchüttet, einem kleinern Thiere (Kalb, Schaf) aber nur einen Theelöffel oder 80 — 100 Tropfen auf gleiche Weiſe reicht.

Als Präſervativmittel aber ſoll man auf 50 Stük Rindvieh mittlerer Größe nur $\frac{1}{4}$ Pfund konzentrirte Schwefelſäure in das tägliche Getränke miſchen, und in Zeiten, wo man Nachtheile der oben gedachten Art für den Haus-Viehſtand befürchtet, mit dieſem ſäuerlichen Getränke — was, um dem Viehe nüzlich und auch annehmbar zu ſeyn, nicht überſäuert, d. h., nicht ſcharf, die Zähne ſtumpfmachend ſeyn darf — 14 Tage bis 3 Wochen fortfahren.

Auch bei der ſogenannten Blutſtaupe (? etwa das Bluthamen) der Schafe, welche als eine Art Milzbraud zu betrachten iſt, zeigte ſich ein ſolches ſäuerliches Getränk als Vorbauungsmittel ſehr zwekmäßig

Zur Geſchichte der Eßlöffel.

Wenn auch die *Eßlöffel* noch nicht überall, wo es civiliſirte Familien gibt, im Gebrauche ſind, ſo ſind ſie doch ſehr alt. Aus dem 4 Buche Moſes 4, 7 und 7, 14 darf man vermuthen, daß ſie ſchon in der Stiftshütte waren. Sie ſollen aber bei den alten Griechen und andern berühmten Völkern des Alterthums nicht im Gebrauche geweſen ſeyn. Es iſt Schade, daß die Gelehrten, welche ihre Zeit auf das Alterthümliche verwenden, auf wirklich nüzliche Dinge ſelten Rükſicht nehmen. Daß dieſe hochgelehrten Leute das lateiniſche Wort cochlear durch Löffel überſezen, beweiſet noch nicht, daß die Römer ſich beim Eſſen ſolcher Löffel, wie die unſrigen, bedient haben, denn cochlear war auch ein Maß, das mehr enthielt, als Jemand in den Mund zu nehmen im Stande war.

Wann die Löffel nach Deutſchland gekommen, und wie die erſten geſtaltet geweſen ſind, iſt wenigſtens zur Zeit noch unbekannt.

In Deutſchland waren die älteſten Löffel aus Holz geſchnitten. Solche findet man zur Stunde noch auf dem Lande in armſeligen Gegenden.

Erſt ſpäter wurden Eßlöffel von Metall gemacht und zwar durch getriebene Arbeit. Man ſcheint auch ziemlich zeitig welche gegoſſen zu haben, beſonders verfertigten die Zinngießer *zinnerne Löffel*, welches noch bis auf die neueſte Zeit zu geſchehen pflegt. Die erſten eiſernen Eßlöffel wurden jedoch von Sporern und Schloſſern verfertigt. Man ſchmiedete ſie und half mit der Feile nach. Sie waren weder verzinnt, noch wohlfeil.

Die jezt ſehr gemein verbreiteten verzinnten, ſogenannten *Blechlöffel* ſind neuer Erfindung, die im Erzgebirge gemacht und in der Folge einen ſehr ausgebreiteten Gewerbszweig veranlaß-

Digitized by Google

ten, der bis zur Stunde in einigen Ortſchaften, wie Beierfeld, Aue, Pfannenſtiel, Bernsbach, Grünhain u. a. m., viele Arbeiter beſchäftiget, und lediglich jezt deßhalb wenig lohnt, weil zu Viele ſich damit beſchäftigen. Der Stamm iſt aber im erſt genannten Beierfeld. Dieſe Waare ſelbſt macht einen bedeutenden Ausfuhrartikel aus, der ſelbſt bis nach Amerika gehen ſoll. Es war im Jahr 1810, als es zwei Arbeitern in Beierfeld gelang, dieſe Art Löffel zu verfertigen. Seit der Zeit ſind in der Verfertigung ſelbſt noch manche beachtenswerthe Verbeſſerungen gemacht worden. — So geringfügig ein einzelner ſogenannter Blechlöffel ſcheinen mag, ſo geht er in der Verfertigung wohl durch 20 Menſchenhände.

Die älteſten metallenen Eßlöffel, welche der Verfaſſer zu ſehen Gelegenheit hatte, waren rund und mit ſtarkem vierekigen Stiele verſehen.

Am Beliebteſten haben ſich die ſilbernen Eßlöffel gemacht und ſind jezt bis in ärmere Familien verbreitet, und es mag mancher Zentner Silber dazu verarbeitet ſeyn. Bei unſern Vorfahren wurden ſie mit vielem Zierrath verſehen und als geldeswerthe Familienſtüke vererbt. Jezt ſind ſie einfacher, leichter und wohlfeiler.

Die Leipziger Alterthums forſchende Geſellſchaft erhielt durch den Hrn. Dr. Wendler einen ſilbernen Eßlöffel, welchen Dr. Luther als Eigenthum beſeſſen und gebraucht hatte. Er iſt ebenfalls von runder Form, wie ſie damals Mode waren, hat einen ſtärkern, aber kürzern Stiel, als die gegenwärtig verfertigten. Dieſer iſt ekig und mit Zierrathen verſehen.

Im vorigen Jahre (1829) wurden zu Calmar-Län, im Kirchſpiele Rumskulla in Schweden, 6 ſilberne Eßlöffel in der Erde gefunden, welche ums Jahr 1400 verfertigt worden waren. Dieſer Fund gibt den Beweis, daß man um jene Zeit in Schweden ſchon ſilberne Eßlöffel gehabt haben müſſe. Mit den Löffeln zugleich fand man 1 ſilbernen Fingerring und 500 Stük ſilberne Münzen des nordiſchen Mittelalters.

Pohl.

Die alten Schuhe und die Juwelen.

Eines Tags breitete die Kaiſerin Joſephine, mit einer Liebenswürdigkeit ohne Gleichen, alle ihre Juwelen vor ihren Damen aus, die entzükt die Koſtbarkeiten anſtaunten; denn was Europas Hauptſtädte an den edelſten Steinen beſeſſen hatten, war nach und nach durch Kauf und Schenkung und Siegergewalt hier vereint worden. Joſephine lächelte bei der ſprachloſen Verwunderung. Endlich unterbrach ſie die Stille. „Ich will nun Ihre übertriebene Liebe zu den Juwelen heilen“, ſprach ſie; „deßhalb habe ich meine Schäze vorgeſucht. Sie werden nun nicht mehr viel in der Art wünſchen, nachdem Sie ſolche auſſerordentliche Seltenheiten ſahen, beſonders, wenn Sie daran denken, wie unglüklich ich geworden bin, obwohl ich Herrin derſelben heiße. Es gab eine Zeit, wo ich mich gerne mit dieſen Kleinigkeiten beſchäftigte. Aber nach und nach ſind ſie mir zuwider geworden, und nun trag' ich ſie blos, wenn mich die neuen Verhältniſſe dazu nöthigen. Ueberdieß können mich ja tauſend Ereigniſſe dieſer glänzenden, aber nuzloſen Dinge berauben. Ich beſize hier Antoinettens Ohrringe. Weiß ich denn aber, ob ich ſie behalten werde? Laſſen Sie Sich rathen, junge Damen, und beneiden Sie keine Herrlichkeit, die zum Glüke nichts beiträgt. Sie werden Sich ſehr wundern, wenn Sie hören, daß mir ein Geſchenk von einem Paare alter Schuhe mehr Freude gemacht hat, als je eine dieſer koſtbaren Juwelen.“ Die Damen lachten und meinten, daß Joſephine ſcherze. Allein ſie verſicherte ganz ernſthaft, daß es Wahrheit ſey. „Als ich“, erzählte ſie, „mit meiner Tochter Hortenſia von Martinique abſegelte, war ich am Borde eines Schiffes, auf dem man mich mit einer Achtung behandelte, die ich nie vergeſſen werde. Mit meinem erſten Gatten vermählt, war ich nie reich geweſen, und jezt genöthigt, nach Frankreich zu reiſen, hatten die Koſten der Ueberfahrt den größten Theil meiner Baarſchaft weggenommen. Kaum, daß ich die nothwendigſten Reiſebedürfniſſe anſchaffen konnte. Hortenſia, voll Grazie und Fröhlichkeit, Meiſterin in

Digitized by Google

den Negertänzen, ihre Liederchen trefflich singend, machte den Seeleuten tauſend Freuden; ſie war ihr Liebling. Wenn ſie mich ſchläfrig ſah, ging ſie gewöhnlich auf's Verdek, und von Allen bewundert, entzükte ſie Alle mit ihren kleinen Künſten und Sprüngen. Beſonders war ein alter Bootsmann ganz vernarrt in ſie. Endlich waren von dem ewigen Laufen, Springen und Tanzen die Schuhe des Mädchens dahin. Wohl wiſſend, daß ſie keine anderen habe, und voll Furcht, daß ich ſie, damit bekannt, nicht mehr auf's Verdek laſſen würde, entdekte ſie es mir nicht. Doch eines Tags waren ihre Füſſe, als ſie in die Cajüte kam, ganz voll Blut. „Haſt Du Dich verlezt?" fragte ich. „„Nein Mama"" war die Antwort. „Aber es dringt ja das Blut heraus!" fuhr ich ſie an. „„Ach, es thut nichts"" erwiderte ſie. Indeſſen ſah ich bei näherer Unterſuchung, daß die Schuhe gänzlich zerriſſen waren, und ſie ſich an einem Nagel heftig verlezt hatte. Wir waren erſt auf dem halben Wege. Neue Schuhe zu ſchaffen, blieb unmöglich. Ich ahnte, wie ſchmerzlich es Hortenſien ſeyn müſſe, wenn ſie in der engen Cajüte bleiben ſolle, und wie ſehr ihre Geſundheit bei Mangel an Bewegung leiden würde. Mitten in unſerer Noth kommt der alte Bootsmann herein und fragt brummend, was es gebe? Hortenſia erzählte ihm ſchluchzend, daß ſie nun nicht mehr auf's Verdek kommen könne, die Schuhe ſeyen entzwei und keine andern da! — „O, iſt's das Alles?" rief er. „Ich habe ein Paar alte Schuhe in meinem Kaſten, die will ich gleich unterſuchen. Sie können ſie zuſchneiden, Madamchen, und ich flike ſie dann zuſammen; ſo gut wie es geht; zu Schiffe muß man ſich helfen, wie man kann. Wie's ausſieht, darnach fragt man nicht; wenn man's nur gebrauchen kann!" Ohne unſerer Antwort zu erwarten, ging er fort, und brachte mit triumphirender Miene ſeine Schuhe, die Hortenſia voll Freuden annahm. Wir arbeiteten ſie, und ehe der Tag zu Ende war, konnte mein Mädchen wieder tanzen und ſpringen, und ich habe im Leben nie mit größerer Freude ein Geſchenk angenommen."

Aberglauben aus dem 16ten Jahrhunderte.

Im 16ten Jahrhunderte, beſonders im erſten Viertel desſelben, waren die Menſchen im Allgemeinen noch ſehr unaufgeklärt. Faſt Jedermann glaubte an Prophezeihungen, Hexen, Zauberer, Unholde, Drachen, Geſpenſter u. dgl. m., wovon leider noch immer Manches auch in unſern Zeiten hie und da mehr oder weniger geglaubt wird. Aus jenen Zeiten ſchreibt ſich auch noch der närriſche Glaube an die Wetter- und andere Prophezeihungen her, die hin und wieder noch jezt in den Kalendern zum Beſten gegeben werden. — Es war ein gewiſſer Stöfler, der 1499 zu dem Kalenderaberglauben zuerſt Veranlaſſung gab. — Im Jahre 1518 weiſſagte er, daß im Februar des Jahres 1524 eine allgemeine Sündflut kommen, und die ganze Erde überſchwemmen und zerſtören würde. Sein Grund war närriſch genug, aber damals, wo wenig eigenes Selbſtdenken Statt fand, hinlänglich, um ihm Glauben ſowohl in geringen als vornehmen Köpfen zu verſchaffen. Er ſagte: die drei Planeten, die hinter unſerer Erde ſich um die Sonne bewegen, Mars, Jupiter und Saturn, (Uranus und andere wurden erſt ſpäter entdekt) kämen in dem Jahre 1524 im Sternbilde der Fiſche zuſammen, und das zeige offenbar eine Waſſerflut an. Er widmete ſeine Prophezeihung dem damaligen Könige Karl V. von Spanien, der bald nachher deutſcher Kaiſer wurde. Dieſer erſchrak, die armen Hofleute zitterten, ganz Europa gerieth in Angſt vor banger Erwartung, und Deutſchland und Frankreich bebten vorzüglich, da mehrere Aſtrologen (Leute, die aus den Geſtirnen die Zukunft vorherſagen) Stöflers Prophezeihungen bekräftigten. Viele Franzoſen wurden vor Angſt wahnſinnig; Viele, die in der Nähe großer Gewäſſer, an Flüſſen, Seen und dem Meere wohnten, verkauften ihre ſämmtlichen Häuſer, Gärten und Felder, oder ließen ſie, wenn kein vernünftiger Käufer ſich fand, leer ſtehn und zogen auf Berge, ſo hoch ſie konnten. Andere baueten Schiffe, große und kleine, andere Archen, ganz

Digitized by Google

nach der Beſchreibung der Arche unſers Stamm-Vaters Noah, um darin ſicher zu ſeyn. Der Präſident Auriel in der Stadt Toulouſe in Frankreich z. B. ließ ſich eine recht groſe Arche verfertigen, und verſah ſie mit allen Lebensmitteln, nachdem er ſie auf vier hohe Pfähle hatte ſezen laſſen, damit ſie bequem vom Waſſer in die Höhe gehoben werden könne. — Der Bürgermeiſter Hendorf in Wittenberg machte auf ſeinem Hausboden verſchiedene Anſtalten gegen die Sündfluth, und ließ Bier über Bier hinaufbringen, damit es ihm an einem guten Trunke nicht fehlen möge. — Endlich kam das ſo ſehr gefürchtete Jahr 1524 heran. Der Januar verging, und es erſchien der mit tauſend Schreken erwartete 1. Februar. Halb Deutſchland lag die Tage vorher auf den Knieen, und flehte theils um Rettung, theils ſuchte man ſich, nach den damaligen Begriffen, durch Faſten und Beten zum Tode, den man für unvermeidlich hielt, würdig vorzubereiten. Aber es war Alles unnöthig; das Wetter war ſchön, der Himmel blieb heiter und die Erde blieb troken. Es erfolgte auch im ganzen Jahre kein Plazregen, vielweniger eine Sündflut. — So war alſo alle Furcht und Angſt vergeblich geweſen. Vergebens hatten ſich Viele aus falſcher Buße die Augen roth und trübe geweint, hatten ſich vergebens die Hände wund gerungen, die Knie beim Beten durchgelegen, unnöthig ſich gegeißelt und kaſteiet, und ohne Nuzen übermäßig gefaſtet. — Herr Stöfler hätte ſich rühmen können, faſt ganz Deutſchland, und überhaupt wohl halb Europa, durch einen grundloſen Gedanken ſeiner Einbildungskraft in Angſt, Furcht und Schreken geſezt zu haben, wenn er nicht ſelbſt daran Theil genommen hätte, und eben ſo überzeugt von der Wahrheit ſeiner Verkündigung geweſen wäre, wie der dümmſte ſeiner Anhänger. — Man hätte nun denken ſollen, ein Jeder würde ihn nun als einen falſchen Propheten belacht und verachtet haben, da ſeine Weiſſagungen nicht eintrafen; aber ſo weit war man in der Aufklärung noch nicht gekommen, der Glaube an Prophezeihungen hatte ſchon in den Herzen aller Abergläubigen, und deren gab es eine ſehr groſe Menge, zu tiefe Wurzeln geſchlagen, als daß man ihn hätte aufgeben können. — Die Gelehrten bewieſen, daß nach den Himmelszeichen eigentlich eine Ueberſchwemmung hätte kommen müſſen, auch gewiß erfolgt ſeyn würde, wenn Gott nicht in der heiligen Schrift verheißen hätte, daß die Erde nie wieder durch Waſſer zu Grunde gehen ſolle. Die Flut ſey daher von Gott durch ein Wunder zurükgehalten, und hätte ſo nicht kommen können. — Die Mönche hingegen behaupteten, daß durch ihr verdoppeltes Faſten und durch ihre Bußthränen der Feuerzorn Gottes ausgelöſcht ſey, daß die Erde nicht verbrannt wäre. — Auch mehrere Geſchichtſchreiber der damaligen Zeit glaubten unmöglich zugeben zu können, daß die himmliſchen Zeichen gelogen hätten; ſie lehrten daher, dieſe himmliſchen Vorzeiten hätten eigentlich nicht eine Waſſerflut, ſondern den Aufſtand der Bauern in Schwaben, Franken und am Rhein (den ſogenannten Bauernkrieg) angedeutet, der bald nachher erfolgte, und mehrere Provinzen Deutſchlands ſo grauſam verwüſtete. — Hieraus ſieht man, welche groſe, ausgebreitete, ſchädliche, ja ſelbſt ſchrekliche Folgen jeder Aberglaube eines Menſchen bewirken kann. Jeder denke daher über Alles, was er hört und ſieht, vernünftig nach, prüfe Alles, und bemühe ſich aus allen Kräften, die Wahrheit zu erkennen, jede Meinung aber zurükzuweiſen, die unerwieſen und abergläubiſch iſt, und eben deßhalb von ſchädlichen Folgen ſeyn kann. Denn ewig richtig iſt der Saz: Nur die Wahrheit allein iſt nüzlich, jeder Irrthum aber allemal ſchädlich. —

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro 38. Den 20. September 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Seine Gründe arrondiren —
Heißt — die Landwirthſchaft entwirren.

Inhalt: Arrondirung der Güter. — „Bewahrt das Feuer und auch das Licht, damit Niemanden ein Schade geſchieht!" — Venetianiſche Juſtizpflege. — Die entſchloſſene Fürſtin. — Ueber die Erziehung eines guten Leinſamens. — Der Stegreifdichter. — Kreuz-Kampf. — Die Treibjagd ꝛc.

Arrondirung der Güter.

Ich habe ſeit langer Zeit keinen Artikel Ihrer ſchon ſo viele Jahre mit Ruhm beſtehenden Bauernzeitung mit mehr Freude geleſen, als den in Nr. 29 d. J. S. 227 befindlichen Aufſaz über Arrondirung der Güter. Sie ſtreben unermüdet, wenn auch oft mit Undank belohnt, nach Ihrem Ziele — der Kultur der Erde und des Menſchen. Bin ich gleichwohl nur ein Bauer, und kein Rechts-Gelehrter, ſo werden Sie doch meine Meinung hören, und vielleicht zur allgemeinen Prüfung vorlegen. Sie haben vor zehn Jahren über Ungebundenheit der Güter einen Streit zwiſchen drei Landgerichts-Aſſeſſoren bekannt gemacht, und ſiehe da, bald darauf iſt es herausgekommen, daß man, ohne die alten, nuzloſen, koſtſpieligen Formen, Güter nach Umſtänden veräußern und an ſich bringen könne. Beſchränkung des eigenthümlichen Verkehrs blos zur Bequemlichkeit der Beamten, damit ſolche in ihren Vergnügungen des Spazirenfahrens, der edlen Jagdluſt, der Schmauſereien nicht gehindert werden, kann ja wahrlich als nichts anders, als ein eben ſo ungerechter, als ſchädlicher Druk des Staates betrachtet werden! — Den erſten Schritt zur Landeskultur-Verbeſſerung haben Sie mit Bewirkung der Ungebundenheit der Güter gethan, und deßhalb ſind in unſerer Gegend zwanzig Ganten, jüdiſche Gutsverkäufe und ſchädliche Gutszertrümmerungen, wo häufig größere jüdiſche Herren mit im Spiele waren, und ſich viele tauſend Gulden auf Koſten des menſchlichen Elendes und der Kreditloſigkeit erbeuteten, unterblieben; und ſeitdem dieſes ſo einzeln von dem Bauer nach Belieben geſchehen kann, hat noch Niemand über böſe Folgen geklaget. Aber einen weit größern Schritt können Sie machen, wenn Sie auch auf dieſelbe Art die Güterarrondirung bewirken. Darin ſtekt noch das größte Uebel. Sehen Sie, ich habe bisher $\frac{1}{4}$ Hof pr. 30 Tagwerk und dabei 90 Grund-Stüke, alſo Grundſtüke zu $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, ja $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$ Tagwerk. Was habe ich da für Verdruß mit den Nachbaren wegen Grenzüberſchreitungen, Fahrt- und ſo andern Servituten, Beſchädigungen ꝛc. ꝛc.! Wielange geht es her, bis ich meinen Ehehalten ſage, der und der Aker gehört mein; welche Zeit geht verloren, bis ich von dieſem Aekerlein zu dem andern komme, beſonders in der dringenden Ernte-Zeit! u. ſ. w.

Wir hatten einen Aſſeſſor, der machte mich auf die Arrondirung aufmerkſam, und ich ergriff mit Freuden dieſen Vorſchlag, redete mit meinen Nachbarn; allein dieſe, aus Stolz, Dummheit und Neid, verweigerten ihre Beiſtimmung. Ich wollte mit Unterſtüzung des Hrn. Aſſeſſors die Sache forciren, allein nun wurde auch dem für das Beſte der Landeskultur raſtlos arbeitenden Aſſeſſor Einhalt gethan! — Ja, ich weiß noch einen ſchreklicheren Fall, wo 39 Bauern für die Arrondirung ſtimmten, und der 40ſte nicht, und wegen dieſem hätte bald Alles unterbleiben müſſen, wenn ihn nicht doch der Herr Aſſeſſor durch verſchiedene Opfer und Verſprechungen gleichſam zum Vergleichen überredet hätte! — Freilich, wenn der Beamte ernſtlich wollte, und nicht blos Diäten und Bequemlichkeit, ſondern einzig nur Kultur der Erde und der Menſchen ſich zum Zweke machte, ſo könnte viel geſchehen! —

Wer zum Gutesthun Luſt hat, kann es überall bewirken; nur ſcheue er keine Mühe, keine Koſten, keinen Verdruß, keinen ungerechten Vorwurf, keinen Undank! — Aber, wo iſt ein Beamter, der ſich ſo unabhängig macht, ſein Glük gefährdet,

Digitized by Google

und obigen Feinden nicht das Feld einräumt, und den elenden Rath befolgt: „Was dich nicht brennt, das lösche nicht!“

So ſind in unſerer Gegend viele Arrondirungen und dabei die Landeskultur und das allgemeine Beſte auf unberechbar verdienſtliche Weiſe bewirkt worden. Ein Fall möchte aber der rühmlichſte ſeyn. Es brannten in dem aus 40 Bauerngütern beſtehenden Orte X zehn faſt in der Mitte ſtehende Häuſer ab. Wenn man den religiöſen Saz beherziget, daß kein Unglük ohne Glük von Gott kömmt, ſo ſoll man auch denken, wie das Glük nun auch zu bereiten ſey? Dieſes that der Herr Aſſeſſor, und ſchmiedete ſeinen Plan, weil noch das Eiſen glühend war, und trug der ganzen Gemeinde, ſobald nur die Feuersgefahr gedämpft war, vor: daß das, unwiſſend wie, entſtandene Unglük ſich nur deßhalb über zehn Häuſer nebſt Scheunen und Nebengebäuden verbreitet habe, weil das Dorf ſo eng an einander gebaut iſt, daß man mit der thätigſten Hilfe nicht überall beikommen konnte. Wird auf die alten Brandſtätten wieder gebaut, ſo iſt dieſes Unglük in vielleicht noch größerem Umfange täglich wieder zu fürchten. Man ſoll daher aus dem Unglüke klug werden, und den möglichſten Nuzen ziehen! — Dieſes kann nur dann geſchehen, wenn dieſe Abbrändler ſich ihre Bauplätze vor dem Dorfe in angemeſſenen Entfernungen, an mehr ſchiklicheren, geräumigern, bequemern Orten wählen. Es iſt aber dabei zu bedenken und zu berathen, wie dieſes auszuführen ſeyn möchte. — Wenn erwogen wird, daß durch dieſes Hinausbauen nicht nur die verunglükten Abbrändler, ſondern auch ihre nur mit äußerſter Mühe und Gefahr geretteten Nachbarn gewinnen, ſo müſſen für dieſen ausserordentlich großen Gewinn auch beide Theile ein Opfer, einen Erſaz leiſten. Dieſes Opfer beſtehet aber nur darin, daß ſich alle Gemeindeglieder vereinigen und verbindlich machen, daß die Abbrändler auf jeden, ihnen beliebigen Plaz bauen dürfen, und ihnen dann das möglichſt große Guts-Arrondiſſement gegen Entſchädigung eingeräumt werden müſſe. Dieſes Opfer kann leicht bewilliget werden: denn es iſt bekannt, daß Güter-Arrondirungen vielfältigen Nuzen ſchaffen. Wird und kann wohl Jemand etwas zum Beſten des Andern verweigern, was ihm keinen Nachtheil, ſondern ſogar Vortheil bringen wird, wenn auch die polizeiliche Nothwendigkeit einer andern Bauordnung dahier nicht erwogen, ſondern nur nach ſubjektiven Gründen der Bequemlichkeit der Fürſorgenden beurtheilt wird! — Dieſer herzliche, auf das Beſte gemeinte Vortrag mit Beiſpielen aufgeklärt, ging zu Herzen, und die angetragenen Grundſäze wurden angenommen und protokollirt (nur einem wilden Jagdhelden konnte man ſolche edlere Begriffe ſammt aller Mühe und ſammt den ihm zugeſtandenen Vortheilen leider nicht beibringen! —)

Doch die Vereinigung ging mit beſtändiger Mitwirkung des Herrn Aſſeſſors glüklich vor ſich, nur einer widerſezte ſich unter widerwärtigem Einfluße des Wilden und nach fruchtloſen Verſuchen durch Schmiralien; dieſer baute ſein Haus auf ſeine alte Brandſtätte ohne weitere Anfrage auf, d. h. ſtellte den hölzernen ungeheuern Stadl mit Haus, Dachſtuhl möglichſt ſchnell her, um ſich durch einmal beſtandenen Bau in den glüklichen Beſiz zu ſezen: allein, dieſes kaum angezeigt, machte ſich der Herr Aſſeſſor an Ort und Stelle (4 Stunden entfernt), belehrte den Widerſpenſtigen über die Folgen ſeiner eigenmächtigen vergleichswidrigen Handlung, und bewirkte bei dieſem Widerſpenſtigen nach einer halbſtündigen Rede, daß ſolcher auf der Stelle Befehl gab, den ganzen Bau wieder abzubrechen, und Alles auf dem beſtimmten Plaze vor dem Dorfe aufzurichten. Dieſes vorherige Aufbauen, Niederreiſſen und Abändern dieſes großen Gebäudes bewirkte ihm einen Schaden von wenigſt hundert Gulden; und dennoch vermochte den reichen, und ſchon im Beſize des Baues ſich befundnen Widerſpenſtigen das Anſehen, die richterliche, ſtets aufrecht erhaltene beharrliche Würde des Herrn Aſſeſſors zur freiwilligen Wiedereinreiſſung des Gebäudes. Wer den Gang der Geſchäfte bei Widerſpenſtigkeiten, die böſen Einflüſterungen ꝛc. kennt, wird begreifen, daß dieſe Handlung unter die Wunder einer beſſern Zeit gerechnet werden dürfe. Aber man muß das Gute wollen, und ſolches ſtets in den Augen haben, und ſtreng darnach

Digitized by Google

handeln, ſich das Vertrauen und die Folgſamkeit erworben haben, ſonſt wird man nur angehört und ausgelacht! —

Es iſt ſonderbar, wenn die Advokaten, reſp. Rabuliſten oder Winkeladvokaten in den Tag hinein ſchreien, und in die Flammen des Widerſpenſtigen noch Oel gießen und ſagen: „Wer kann mir nach der Konſtitution mein Eigenthum nehmen, und ein anderes aufdringen wollen? Punktum." Davon ſchreien ſie nicht, wie iſt es möglich, daß ein Menſch, wenn er nicht nurnichts verliert, ſondern obendrein noch gewinnt, nach dem Willen eines andern, oder gar von 39 Individuen, zum Guten gezwungen werden kann? Das Gute iſt die Aufgabe. Zum Böſen iſt der Menſch leicht verleitet. Das alte Schädliche zu beſeitigen, erfordert Kunſt, Wiſſenſchaft und Kraft. Oft ſtoſſet man ſich an den Phraſen der Heiligkeit des Eigenthums, während anderwärts hundertmal mehr dem Eigenthume Schaden zugefügt wird, und nach der Heiligkeit des Eigenthums kein Hahn kräht! — Das Rechtsaxiom: „Wohlthaten laſſen ſich nicht aufdringen" klingt ſo widerwärtig, als das Gerechtigkeitsprinzip: „das höchſte Recht iſt die größte Unbilligkeit" oder: „das Recht muß beſtehen, und muß gleich die Welt zu Grunde gehen" — widernatürlich, lächerlich oder gar verächtlich iſt. Von einem der größten Rechtsgelehrten hörte ich ſagen: er wolle jeden Fall, wenn er auch noch ſo ungerecht wäre, ſo nach dem Geſeze vertheidigen, daß er als Recht ausgeſprochen werden müſſe. Wenn nun der Rechtsgelehrte das Unrecht vertheidigen kann, wie viel leichter wird es ihm werden, das Recht für die Billigkeit auf die höchſten Stufen zu erheben?

Lezthin ſcheute ſich ein Würzburger-ſonſt ſehr berühmtes Blatt nicht, das Fortbeſtehen der faſt herrenloſen, auf die elendeſte Art verwalteten Gemeinde-Waldungen zu vertheidigen, und ſohin zu wünſchen, daß das finſtere Deutſchland voll Wälder und Sümpfe wieder zum Vorſchein komme, daß die Wildſchweine und Hirſchen wieder die Oberhand gewinnen! — Man kann ſich in der That des Lachens nicht enthalten. Aus lauter Rechtlichkeit und Weisheit will man die Armuth und Dummheit! —

Wenn man nun wahrlich nur aus Beſchämung über die bisherige Unbehilflichkeit oder Faulheit den Grundſaz der möglichen Herſtellung der Güterarrondirungen annimmt, ſo fragt es ſich, wie dieß am Leichteſten und Beſten bewirkt werde? Nach meiner Erfahrung beantworte ich dieſe Frage dahin:

1) Vor Allem dient hiezu die als die höchſte landesherrliche Wohlthat erkannte Landesvermeſſung Behufs der definitiven Beſteuerung. Denn dieſe Vermeſſung und die Steuerplatte pr. 15 kr. führt zur wohlfeilſten Arrondirungsoperation.

2) Dann gibt es in jeder Gegend gewiſſe, brauchbare, verſtändige Schäzleute und ſolche, welche das Herz, den Kopf und den Mund auf dem rechten Fleke haben, dieſe werden zu Rathe gezogen, und gleichſam als Schiedsrichter erwählt.

3) Iſt es eben auch nicht nöthig, daß jeder ſeinen Theil immer in einem einzigen Quadrat-Stüke erhalte, ſondern er kann 2, 3 oder 4 Stüke in der möglichſt thunlich beſten Form erhalten, welches doch viel beſſer, als hundert Parzellen ſind, und es gehet eher durch, wenn z. B. die Klaſſen des Bodens ſchlecht, mittelmäßig, gut und ſehr gut; Wieſen oder Feld oder Waldung hergeſtellt werden, und jeder da ſeinen Antheil von derſelben Klaſſe z. B. nach dem Looſe erhält, ſo viel er in dieſe Klaſſe hineingeworfen hat.

4) Einzelne kleine Entſchädigungen und Abweichungen von der Regel z. B. wegen allenfalſigen Obſtbäumen oder Gärten ꝛc. gibt dann der geſunde Menſchenverſtand und die Billigkeit von ſelbſt.

5) Daß die Regierung, d. h. der Staat gewinnt, und viel gewinnt, wenn das Beſte des Unterthans befördert wird, wird wohl Niemand widerſprechen; alſo ſoll auch die Regierung ſehr mitwirken, und keine Koſten für Vermeſſungen, ſo andere Mitwirkung durch redliche, verſtändige Commiſſarien ſcheuen, alle gerichtlichen Handlungen taxfrei behandeln, den Landgerichten und Rentämtern die Arrondirungen zur beſonderen Pflicht machen, darauf bedeutende Preiſe feſtſezen und geben, nicht aber auf die Art, wie ein-

Digitized by Google

mal ein Aſſeſſor eine große goldene Vereins-Medaille deßwegen als 1ten Preis erhalten hat, weil er 26,338 Morgen öde Gründe und Gemein-Viehweiden zur Vertheilung und Cultivirung gebracht, wovon aber nichts wahr geweſen, als das Papier, und die Jagd und Diäten; (ſondern es muß Alles wirklich wahr und ohne Diätenjagd aus wahrem Triebe für das allgemeine Beßte geſchehen ſeyn.).

6) Da ein Jeder wieder die nemliche Quantität von Gründen, und von derſelben Güte erhalten muß, ſo bleibt ihm auch dieſelbe Steuer auf dem erworbenen Eigenthume, wie er ſie vorhin hatte.

7) Es iſt manchmal der Fall, daß Einer thätig iſt, und ſich bei einem ſchon ſehr anſehnlichen Stüke Grundes noch Nebenerwerbungen macht, und ihm alſo nicht wohl zugemuthet werden kann, daß derlei ſchon beſtehende große Parzellen auch in die allgemeine Arrondirung geworfen werden ſollen. Dieſe läßt man dann für ſich beſtehen, und ſorgt nur für das Uebrige. Kurz, wo man einen Stein des Anſtoßes hat, welchen man weder nach dem Geſeze des Rechts, noch der Billigkeit wegräumen kann, ſo umgehe man ihn, und man wird dann doch auch zum Ziele kommen: wenn man nur immer eifrig und rechtſchaffen darnach ſtrebet. Wie weit hat es nicht ſchon der ausgezeichnete Eiferer für das allgemeine Beßte, Herr Baron von Hallberg zu Birkeneck, mit Trokenlegung der dortigen Sümpfe gebracht? — Welche Wunder der Kunſt und Staatswirthſchaft hat nicht ſchon der edle, um das Vaterland ſo hochverdiente Herr geheime Rath von Utzſchneider durch die Zuker-Fabrik aus Runkelrüben, ſo andere wichtige Zweige bewirkt? Einen dritten würdigen Mann muß ich verſchweigen, weil ihn nicht nur ganz Bayern, ſondern ganz Europa als wahren Fürſten für das Schöne und Gute kennt. —

8) Sollten einige Zehent- und grundherrliche Verhältniße die Güterarrondirungen hindern, ſo wird doch auch hier bei dem unberechbar wohlthätigen Staatsgrundſaze der Fixirung des Zehents und der Ablöſung grundherrlicher Rechte ſo viel Menſchlichkeit, Vernunft und Billigkeit eintreten, daß nicht der edlere Theil der Staats-Bürger an die Schandſäulen geſchlagen, und ihre Namen mit ewigem Fluche beladen werden.

Unter obigen Verhältnißen habe ich nun ſchon ſo viele Arrondirungen herſtellen geſehen, und was bei dem einen als harter Anfang ſchon geſchehen iſt, wird doch der leichteren Nachahmung keine Unmöglichkeit werden, und Gott wird auch dazu ſeinen Segen geben, wenn es mit geſundem Verſtande, gutem Willen und reinen Händen begonnen und aller Orten unterſtüzt, der Neid, der Wucher und der herriſche Obſcurantismus nicht beachtet wird. Sapienti pauca!

Vorwärtsſtadt, den 25 Auguſt 1830.
Ludwig Thurecht.

„Bewahrt das Feuer und auch das Licht, damit Niemanden ein Schade geſchieht!"

So ſingen uns die unhöflichen, aber beklagenswerthen Nachtwächter vor. Ob ſie in der ganzen Welt wie bei uns ſingen, ſchnurren, tuten und pfeifen, das wiſſen wir nicht, ſondern nur, daß durch Feuer und Licht viel Unglük geſchieht. Schon müſſen wir wieder einige Beiſpiele von vornehmen Perſonen zur beliebigen Warnung aufſtellen. Es verdient Beachtung, daß ſich bei Vornehmen, die doch klug ſind, bequem leben, und eigentlich nichts mit dem Feuer zu thun haben, ſchon ſo viele Verbrennungen offenbaren; wie viel zahlreicher mögen ſie erſt bei Gemeinern ſeyn? Die Staatskalender und Amtsblätter ſollten die verſchuldeten Unglüksfälle ſtatiſtiſch aufſtellen. Eine große Zahl fällt ja mehr in die Augen, als eine kleine. Wer von vielen hört, kommt endlich doch wohl auf den conſequenten Gedanken, daß er der Liſte über früh oder ſpät zugezählt werden könnte.

In Neuburg an der Donau ereignete ſich das Unglük, daß die Gemahlin des bayeriſchen Appellationsgerichtspräſidenten, Freiherrn von Baſſus, dadurch, daß ſie mit ihren Kleidern einem auf dem Boden ſtehenden Lichte zu nahe

kam, ſich ſo gefährlich verlezte, daß ſie in 24 Stunden in Folge der erhaltenen Brandwunden ſtarb. Ihre ihr zu Hilfe eilende Tochter verſuchte, mit den Händen die brennenden Kleider auszulöſchen, und verbrannte ſich dieſelben.

Lady Cowley in London, Gemahlin des engliſchen Botſchafters am Wiener Hofe, kam bei der Toilette mit ihrem Kopfpuze dem Lichte zu nahe, welcher augenbliklich in Flammen gerieth. Die Dame wurde ſehr beſchädigt, aber durch ihre große Geiſtesgegenwart wurde größeres Unglük abgewandt.

Auch die Tochter des Königs von Dänemark, Prinzeſſin Caroline, hätte beinahe ebenfalls das Unglük gehabt, lebendig zu verbrennen. Es fing nemlich ſpät Abends beim Leſen ihre Kopfbedekung Feuer, welches ſich augenbliklich der Halsbekleidung mittheilte, und ſo um ſich griff, daß das Feuer nur mit vieler Mühe und nicht ohne ſchmerzhafte Verlezung der Prinzeſſin gelöſcht wurde.

Da Schafwolle gar nicht, Seide wenig und Linnen langſam Feuer fangen und brennen, ſo ſind die Frauen und Töchter unſrer Vorfahren überglüklich geweſen, weil ihre Kleider feuerſicher waren, und blos hierdurch allein außer Gefahr blieben, wie die indiſchen Wittwen lebendig zu verbrennen. Da ſie ſpannen, webten und Kleider verfertigten, wie noch unverhallte Geſchichten erzählen, ſo wäre manche emſige Schöne der Vorzeit in Flamme und Feuer aufgegangen und ein Opfer ihres Fleißes geworden.

Rettungsmittel ſind allerdings auszudenken und anzuwenden, aber noch nicht Mode; doch können ſie dazu gemacht werden; nur Feuerverſicherungsanſtalten möchten hier ſelten an ihrem Orte ſeyn, am wenigſten den Schaden wieder gut machen.

Will man die funkenfangenden und blizſchnell lodernden Modeſtoffe nicht aufgeben, was ſchwer halten dürfte, ſo wird es doch gerathen ſeyn, ſie wenigſtens unentzündlich zu machen.

Ich hoffe, mir bei dem zärtlichen Geſchlechte Dank zu verdienen, wenn ich Ihnen vor der Hand ein ſolches Kunſtſtükchen bekannt mache. Es beſteht darin, daß Sie, Hochgeehrteſten!, das Kleid, welches Sie gegen Brand ſchüzen wollen, in Alaun tauchen, welches Mittel auch zur Verfertigung eines unverbrennlichen Papiers empfohlen wird. Die blendende Weiße gewinnt eher, als daß ſie getrübt werde, ſonſt würde ich es Ihnen ſicher nicht rathen.

Beiläufig erlaube ich mir zu bemerken, daß wir eine Menge Feuerſchrekensſcenen und wohl auch Feuersbrünſte weniger haben würden, wenn man die Fenſtervorhänge, bevor man ſie aufzieht und in Wolken legt, in Alaunwaſſer tränkte. Was nuzen die vielen vortreflichen Erfindungen und Entdekungen, wenn man ſie nicht nüzlich anwendet! Lernen und Handeln iſt ein edles Geſchwiſter-Paar. Pohl.

Venetianiſche Juſtizpflege.

Die Republik Venedig behauptet in den Annalen der Themis für immer einen ausgezeichneten Rang. Nichts gleicht der Genauigkeit, der weiſen Strenge dieſer Gerechtigkeitspflege, und man muß erſtaunen, mit welch unermüdeter Thätigkeit der venetianiſche Gerichtshof es ſich angelegen ſeyn ließ, Verbrechen aufzuſuchen, die Thäter zu entdeken, und ihrer habhaft zu werden. Ein Beiſpiel davon liefert die Hinrichtung, welche im Jahr 1780 auf dem Markusplaze Statt fand. Der Zuſammenhang iſt folgender:

Ein artiges Mädchen war durch Convenienz an einen alten aber reichen Mann verheirathet. Früher ſchon hatte ſie mit einem Andern vertrauten Umgang gepflogen, deſſen Fortſezung nun durch ihren eiferſüchtigen Ehemann ſo widerlich geſtört wurde. Doch die jungen Leute wußten bald Rath. Mit dem täuſchendſten Bedauern kündigte das verworfene Weib allen ihren Verwandten an, daß ihr Mann nächſtens eine weite Reiſe zu unternehmen habe. Der beſtimmte Tag war da, und der alte Herr verſchwand. Niemand iſt im Stande, die zärtliche Gattin über dieſe Entfernung zu tröſten, und als endlich gar ein Brief mit der Nachricht von dem Tode ihres Mannes anlangt, überläßt ſie ſich der

Verzweiflung, und nichts vermag ihre zerrüttete Gemüthsruhe herzuſtellen als der theilnehmende Vorſchlag, ihre verlaſſene Hand dem jungen Hausfreunde, ihrem einzigen Tröſter, zu reichen. Dieſer Vorſchlag wird, obwohl nicht ohne wehmüthiges Bedenken, angenommen, und wenige Wochen darauf tritt er in die Rechte ſeines Vorgängers.

Geraume Zeit nach dieſer Verheirathung wurde durch Zufall aus einem alten Brunnen ein Menſchenkopf gezogen; das Geſicht war durch eine Menge Meſſerſchnitte ganz unkenntlich. Dem Gebrauche nach, läßt das Gericht auch dieſen Kopf zur öffentlichen Schau ausſtellen, um dadurch Jedermann aufzufordern, ſeine Meinung zu ſagen, oder Aufklärung zu geben; doch Niemand weiß irgend einen Beſcheid. Das Gericht läßt ſich dadurch nicht abſchreken, die Sache weiter zu verfolgen; es befiehlt, den geheimnißvollen Kopf in Weingeiſt zu ſezen, und noch länger ausgeſezt zu laſſen. Ein volles Jahr verſtreicht; Niemand meldet ſich. Endlich geſchieht von Amts wegen die Anfrage, was denn mit dieſem Haupte nunmehr zu machen ſey? Die Sache als abgethan zu behandeln, das wäre wider die Genauigkeit der venetianiſchen Gerichtspflege gelaufen; man unterſuchte alſo den Kopf noch einmal, und entdekte nichts weiter, als in den Haaren verborgen, ein Stükchen von einer Papillote. Dem venetianiſchen Gerichte war dieſe Entdekung ſehr wichtig, um ſo mehr, da es ſich zeigte, daß das Stük Papier von einem geſchriebenen Briefe ſey. Zwar enthielt es nur einige unſcheinbare Worte, allein, man hoffte gleichwohl Erläuterungen. Doch wie ſollte man zu dieſen gelangen? Der Rath zu Venedig läßt das Stükchen Papillote von einem geſchikten Schriftſtecher genau in Kupfer nachſtechen; er läßt unzählige Abdrüke davon machen, und vertheilt ſie im ganzen Staate, an allen, auch den kleinſten Orten, mit der Erklärung, daß derjenige eine gewiſſe Belohnung erhalten ſolle, der, wenn er die Handſchrift kennt, es ſogleich anzeigt.

Dieſe ſcharfſinnige Verfügung blieb nicht ohne Erfolg. Es meldete ſich ein Mann, welcher erklärte, daß die Papillote ein Stük eines Briefes ſey, welchen er vor mehreren Jahren an ſeinen Bruder in Venedig geſchrieben habe. Dieſer Bruder nun war eben jener angebliche Verreiſete. Dieß war für den venetianiſchen Rath genug. Man forſchte weiter nach den früheren Verhältniſſen der Frau, und ihre Anverwandten traten jezt laut mit ihrem lange unterdrükten Argwohne auf. Die Mörderin ſammt ihrem zweiten Manne wird eingezogen, und aus den abgeſonderten Verhören ergibt es ſich, daß ſie ihren läſtigen Gatten im Bette ermordet, zerſtükelt und theilweiſe verborgen hatte. Beide wurden enthauptet.

Die entſchloſſene Fürſtin.

Margaretha von Anjou, die Gemahlin König Heinrichs des Sechsten von England, war eine der entſchloſſenſten Frauen, welche die Geſchichte nennt. Sie beherſchte den König und ſein Reich. Die Großen murrten darüber, und Richard, Herzog von York, benuzte dieſe Gelegenheit, ſeine Anſprüche auf den Thron geltend zu machen. Er ſtellte ſich an die Spize der Empörer, ſiegte bei St. Albans, und nahm den König gefangen. Sogleich faßte die Königin den Entſchluß, Alles zur Befreiung ihres Gatten anzuwenden. Sie ließ Truppen werben, zog mit ihnen gegen den Feind, ſchlug ihn und zog ſiegreich mit ihrem geretteten Gemahle in die Hauptſtadt ein. Aber noch glimmte der Funke der Empörung unter der Aſche, und bald brach er in verzehrende Flammen aus. Graf Warwik überfiel mit einem Heere des Königs Armee, ſiegte, und der König wurde zum zweiten Male gefangen.

Von aller Hilfe entblößt, ergriff Margarethe mit ihrem kleinen Sohne die Flucht. Eine nahe Feſtung war das Ziel ihrer Wallfahrt. Plözlich brachen aus dem Dikicht des Waldes Räuber hervor; aber mit Faſſung trat ſie ihnen entgegen. „Wollt ihr Juwelen? ſprach ſie; ich habe nur Kleinigkeiten, und dieſen Schmuk von ungeheurem Werthe.“ Die Räuber fielen darüber her, und jeder machte auf den Schmuk Anſpruch. Vom Wortwechſel kam es bald zu Thätlichkeiten, und Margerethe hatte ihren Ent-

zwek erreicht. Sie entfloh unbemerkt, ihr Kind auf dem Arme. Des Weges unkundig, verirrt ſie ſich in dem Walde. Müde und an Kräften erſchöpft blikt ſie wehmüthig auf ihren Sohn, der ſchon beinahe verſchmachtet war, als ſie im nahen Gebüſche ein Rauſchen vernimmt. Ein Räuber von rieſenmäßiger Größe eilt auf ſie zu. Entfliehen konnte ſie nicht. Voll Majeſtät tritt ſie ihm entgegen und ſpricht, indem ſie ihm das Kind hinreicht: „Mein Freund, rette den Sohn deines Königs!" Gerührt nimmt er den Prinzen auf den Arm, und führt die Fürſtin an das Ufer des Meeres, wo er ein Schiff beſorgt, auf welchem ſie glüklich in Holland anlangt.

Ueber die Erzeugung eines guten Leinſamens.

Zur Erzielung eines guten Leinſamens, dem Rigaer gleich, iſt Folgendes nothwendig.

Man muß ſich

1) guten Samen zu verſchaffen ſuchen;

2) ſobald der Flachs 2 bis 3 Zoll hoch iſt, wird er ſorgfältig vom Unkraute gereinigt. Da die ſogenannte Seide dann noch nicht zu erkennen iſt, ſo muß man auf Mittel bedacht ſeyn, dieſen ſchädlichen Samen zu verdrängen und auszurotten. Ein Oekonom empfiehlt zu dem Ende folgendes Mittel: er miſchte unter jeden Himten (etwa 9 preuß. Mezen) des noch nicht zur Ausſaat beſtimmten Leinſamens zwei Quentchen gepulverten Kampfer mit 15 bis 20 Tropfen Branntwein angefeuchtet, und brachte dann den Samen in wohl verwahrten Tonnen an einen troknen Ort. So geringe dieſe Quatität Kampfer und Branntwein zu ſeyn ſcheint, hatte ſie doch die Wirkung, daß nie Flachsſeide aufkam, es iſt jedoch nicht ermittelt, ob dieſe Wirkung lediglich von obiger Beimiſchung oder vielmehr von dem langen Verſchloſſenſeyn hervorgebracht worden.

3) Laſſe man den Flachs ſo lange ſtehen, bis er ſeine völlige Reife durch die gelbe Farbe der Stengel und Blätter, und durch das Braunwerden der Samenkapſeln kenntlich erreicht. Jedoch muß er nicht abſterben, weil man ſonſt das an Flachs velieren würde, was man am Samen gewinnt. Dieſe Reife iſt dem Flachſe nicht ſchädlich.

4) Man reinige den Flachs beim Raufen von allem Unkraute.

5) Hierauf ſtelle man den Flachs, mittelſt untergelegten Stangen, dachförmig auf, und laſſe ihn 14 Tage bis 4 Wochen ſo ſtehen, ehe man die Knoten abraufelt.

Auch kann man die Knoten gleich, nachdem der Lein gezogen, abraufeln, und ihn in den Knoten troknen. Im leztern Falle ſchüttet man die Knoten 6 bis 8 Zoll hoch auf, welches dem Troknen nicht ſchadet, ſobald man nur von Zeit zu Zeit mit der Harke durchzieht, und ſie ſo lange vor Regen ſchüzt, bis die völlige Reife des Samens eingetreten iſt, welche daran zu erkennen iſt, daß die Knoten ſich öffnen, und der Same beim Zerreiben der Knoten herausfällt.

Kann man den Samen vor Mäuſen ſichern, ſo läßt man ihn, wie ſchon früher in dieſen Blättern empfohlen worden, mehrere Jahre auf einem luftigen troknen Boden liegen und zu Zeiten lüften.

Außerdem gibt es noch eine dritte Behandlungsweiſe der Knoten. Man wirft dieſelben nämlich 2 Stunden, nachdem das Brod gar iſt, in den Bakofen etwa 4 Finger hoch, und rührt ſie mit der Harke ſo lange fleißig um, bis der Ofen und die Knoten kalt geworden ſind. Wollte man die Knoten früher herausnehmen, ſo würden ſie ins Schwizen gerathen und verderben.

Bei dieſem lezteren Verfahren iſt alle mögliche Vorſicht zu beobachten, damit der Ofen nicht zu heiß benuzt wird. Uebrigens iſt dem erſten Verfahren der Vorzug einzuräumen, beſonders da, wo es gebräuchlich iſt, den Lein im Thau rotten zu laſſen. Man mag nun nach irgend einer von dieſen Methoden verfahren haben, ſo wird es doch nothwendig,

6) die Knoten 1 oder 2 Jahre troken aufzubewahren, oder ſie nach völliger Reife auszudreſchen und ſehr ſorgfältig zu reinigen. Es wird dabei empfohlen, zur Ausſaat vom Vorwurf (beim Werfeln) zu nehmen, und das Hinterkorn zu Oel zu benuzen.

7) Dieſer zur Ausſaat beſtimmte Same wird, nachdem er die völlige Trokenheit auf oben be-

Digitized by Google

ſchriebene Art erhalten, in Fäſſer, Tonnen oder Kiſten gepakt, und auf luftigen Böden aufbewahrt. Auch kann man ihn in Säke ſchütten, und dieſe aufhängen. Jedoch iſt es zwekmäßig, dieſe Behälter alle Jahre einmal zu öffnen, um ſich zu überzeugen, daß der Same troken geblieben.

8) Das Aufbewahren des Leinſamens auf dieſe Art, 3 bis 7 Jahre, nennt man in Litthauen das Ausruhen des Leins.

Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß dieſer ausgeruhte Same längern und beſſern Flachs gibt, als der ein- und zweijährige. Auch erſpart man bei dem ausgeruhten Leine an Samen, weil er, da alle Körner aufgehen, dünner geſäet werden kann. Endlich

9) iſt es, wie bei allen Kornarten, vortheilhaft, von Zeit zu Zeit mit dem Samen zu wechſeln, und von entfernteren Feldmarken denſelben einzutauſchen, wenn man ſich vorher von der Güte und dem Alter des Leines überzeugt hat, den man erhält.

Der Stegreifdichter.

Der Kurfürſt von Sachſen, Chriſtian, gab einſt zu Wittenberg ein glänzendes Balet. Der Profeſſor Taubmann fehlte dabei nicht, ſah zugleich bei dem Kurfürſten einen ſchönen goldenen Dolch von herrlicher Arbeit, und lobte ihn ſehr. Der Kurfürſt nahm ein Glas voll Wein und ſagte: „Kannſt du mir einen Vers machen, bevor ich das Glas voll Wein austrinke, ſo ſoll der Dolch dir zum Geſchenke werden." Raſch verſezte Taubmann:

Pugio noster erit, si poſsum facere versum. Der Kurfürſt, dieſe ſchnelle metriſche Antwort nicht erwartend, hatte das Glas in der Hand behalten, ohne es auszutrinken. Taubmann fuhr fort:

Ebibe, versus adest; pugio noster erit.

Kreuz-Kampf.

Bei einem Bauer zu Donndorf (eine Stunde von Bayreuth) war während der franzöſiſchen Kriegsperiode ein franzöſiſcher Grenadier einquartirt, der das Kreuz der Ehrenlegion trug. Nur Kartoffeln und Eier, nebſt einer Kanne Dünnbier, konnte der durch den Krieg verarmte Bauer dem Franzoſen vorſezen. Entrüſtet über eine ſo ſchmale Koſt rief der Grenadier in gebrochenem Deutſch: „Gib Wein und Hühner! ich trage das Kreuz Napoleons! oder ..." (hier zog er den Säbel.) „Wie lange," fiel ihm der Bauer in die Rede; „wie lange ſchon trägſt du dieſes kleine Kreuz?" „Zwei Jahre," erwiderte der Krieger. „Und ich," antwortete der gedrükte Landmann, indem er nach ſeiner Hake griff, „ich trage ſchon vier Jahre lang das große Kreuz Napoleons, der mir nur Waſſer und Brod, nebſt dieſer Hake ließ, um mich zu vertheidigen." Dieſe Argumente beruhigten den Franzoſen.

Die Treibjagd des Lebens.

Auf der großen Treibjagd dieſes Lebens
Hat ſo Mancher einen ſchlechten Stand,
Schießt der Freude Hoffnungsſchuß vergebens,
Weil er Korn zu nehmen nicht verſtand.
Dieſer ſpürt der Wolluſt ſchweiß'ge Fährte,
Und par force hezt Jener wild den Ruhm;
Dieſer ſucht verloren bei den Schönen,
Jener jagt auf fremdem Eigenthum'.
Alle ſind zu einer Jagd verſammelt,
Wo der Weltenförſter kommandirt,
Wo der Teufel ſeine Meute ſtopfet
Und ſie auf des Laſters Spur trainirt.
Drum durchforſte deine Leidenſchaften,
Bis das Edlere prädominirt;
Such die Fährte richtig auszuſpüren,
Die zur Tugend unverbrochen führt.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro 39. Den 27. September 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Zwar — Er zieht von hinnen — Seinen Wegen
Träufeln Thränen nach und Luſt — entgegen;
Uns bleibt nur der Wehmuth ſtiller Schmerz;

Bleibt uns nicht Sein Vater-Aug' zu ſchauen,
Harren wir in Liebe und Vertrauen:
„Nahe iſt uns doch Sein Vaterherz."

Inhalt: An den Herrn Bauernzeitungsſchreiber. — Ueber die Milchwirthſchaft. — Der kluge Richter. Friedrich der Große.

Lieber Herr Bauernzeitungsſchreiber!

Weil wir immer lieber etwas vom Lande, als von den Städten leſen, beſonders, wenn Du uns von der Liebe und Ehre ſchreibſt, mit welcher ſich die Bayern begegnen, und dieſe vorzüglich für unſer allgeliebtes Königshaus äuſſern; ſo ſende ich Dir auch Nachricht von dem, was in unſerm Dörflein geſchehen, als das allgeliebte Königs-Paar am 21 d. Mts. vorüber zog. Auch wir wollten die Wege mit Blumen und Triumphbögen ſchmüken, und hatten ſchon eine recht große Freude, daß uns unſere ländliche Anſtalt, Sinnbilder der Huldigung mit Liebe und Treue, ſo gut gelungen; denn herrlich glänzten von den Triumph-Bögen die goldenen Worte:

I.

„Wir grüſſen Dich Vater des Vaterland's,
Wie die Deinen Alle mit Lied und Kranz."

II

„Bayerns Lieb' und Gottes Segen
Führen Dich auf Deinen Wegen."

Allein plözlich wurde unſere Freude getrübt, indem ein k. Regierungs-Kommiſſär alle Anſtalten beſeitigen ließ, weil Se. k. Majeſtät nicht wollen, daß wir uns deßhalb Koſten machen. — Was ſind das für Koſten? wenn wir ſelbſt bereit ſind, Gut und Blut für Ihn zu opfern, wenn Jemand Ihm wehe thun wollte, weil Er auch Gleiches für uns thut.

So durften wir die Jubellieder, welche ich hier anlege, gedichtet von unſerm rühmlich bekannten Herrn Dr. Pangkofer, nicht ertönen laſſen, ſondern nur treu und ſtille in unſern Herzen bewahren.

Es iſt doch ſonderbar — in andern Ländern muß man die Menſchen zwingen, ihre Beherrſcher mit Jubel und öffentlichen Zeichen zu ehren, und bei uns will man es unterdrüken. Ich dächte, das wäre nicht recht bayeriſch. Man ſoll dem Volke in ſeinen unſchuldigen Freuden freien Lauf laſſen; denn der Bayer iſt überall fröhlich, bieder, gaſtfreundlich, emſig und erfinderiſch: warum ſoll er dieſes ſeinem allgeliebteſten Könige nicht beweiſen dürfen.

Recht freuen würde es uns, wenn Du auch uns zu Liebe dieſes in Deinen immer am reinſten, patriotiſch-gehaltvollſten Blättern aufnehmen und uns zum ewigen Andenken wieder geben würdeſt: denn wir wiſſen, daß Du den König eben ſo liebeſt, und Ihm ſchon ſo manches theure Opfer gebracht haſt.

Doch Gott ſegnet alles Gute und ſegnet den König, ſein ganzes Haus, Dich und

Pondorf im Regenkreiſe, den 21. Auguſt 1830.

Deine
getreuen, Dich liebenden
Leſer.

Jubel-Gruß

der Freyherrlich-Kaiſerſteiniſchen Patrimonialgerichts-Gemeinde Hexenagger und Pondorf an Seine Majeſtät, Ludwig I. König von Bayern, bei Allerhöchſtdero Durchreiſe zu Pondorf am 21. Auguſt 1830. Gedichtet von Herrn Dr. Pangkofer.

Wie im Triumphe Dich
Führet der Liebe Sieg
Durch Deine Gau'n,
Dein Volk von Thor zu Thor
Jauch'zt in die Luft empor,
Freut ſich im Jubelchor,
Herr! Dich zu ſchau'n.

Und in des Jubels Schrei'n
Stimmen recht herzlich ein
Ludwig! auch wir.

Digitized by Google

Wie Du als König weiſ',
Als Vater Liebeheiß,
Verdieneſt Lieb und Preis,
Weiß man auch hier.

Du, edler Wittelsbach!
Rufſt alte Liebe wach
In Bayerns Bruſt,
Die, wenn ſie ſchliefe je,
Deinem Ruf' in die Höh
Spräng', eine jauchzende,
In alter Luſt.

Ja, dieß iſt Bayerns Heil,
Dieß ſeines Segens Theil
Von Gottes Thron:
Daß Geſchlecht dem Geſchlecht
Vererbet rein und echt
Alte Treu, altes Recht,
Jahrtauſend ſchon.

Drum jeder Bayer auch,
In alter Liebe Brauch,
Jubelt voll Glük,
Schaut er Dein Angeſicht
Ludwig! und ſchämt ſich nicht,
Daß ihm die Thräne bricht
Froh aus dem Blik.

Uralten Stamms mit Dir,
Wittelsbach! ſind auch wir,
Und ewig Dein
Wittelsbach, Deine Hand
Führe das Bayerland,
Gott wird mit unſerm Band
Ewiglich ſeyn.

Er prägt vom Vaterſchwur
Kindern die heil'ge Spur
Tief in das Herz.
Fürſten wie Ludwig dann,
Wie Maximilian,
Jeder ein Biedermann,
Liebend verehrts.

Vater im Himmel gib'
Ludwig zu Unſrer Lieb'
Segen von Dir.
Lenke Sein redlich Müh'n,
Erleuchte Seinen Sinn
Zum Handeln gut und kühn,
Gott! für und für.

II.

An Ihre Majeſtät, die Königin Thereſe.
Sonnett.

Seit deutſche Zunge nennt das Volk der Bayern,
Vorſehungshuld wirds ewiglich erhalten, —
Blüht glorreich auch in herrlichen Geſtalten,
Gar treu geliebt, das edle Haus der Scheyern;

Gewährt hat Ihm ja ſtets ein günſtig Walten,
Aus Deutſchlands ſchönſten Frau'n ſich zu erneuern;
Der Mütter holdeſte jedoch zu feiern
Mit Huldigung, war uns, uns vorbehalten.

Wir grüſſen Dich mit jauchzendem Entzüken,
Du hold Verjüngte in dem Kreis der Deinen,
Es ſegnet Dich die höchſte Völker-Freude!

Ein braves Volk muß es ja hoch beglüken,
Mit vielen Banden treu ſich zu vereinen
Dem Einen Fürſtenhaus durch ew'ge Eide.

Ueber die Milchwirthſchaft.

Milch iſt bekanntlich die fette Flüſſigkeit, die ſich im Euter, oder in den Brüſten der ſäugenden Thiere erzeugt. Die Beſtandtheile der Kuhmilch, wovon hier einzig die Rede ſeyn wird, ſind: Waſſer, Butter-, Käſeſtoff, Zieger, Milchzuker, etwas Kochſalz, ſalzſaures Natron, Schwefel und noch ein eigenthümlicher riechender Stoff. Je nahrhafter, beſſer und reichlicher die Fütterungsmittel ſind, deſto fetter und reichlicher iſt die Milch. Gutes, kräftiges Heu, ſowohl von Wieſengräſern, als von Klee, Luzerne, Eſparſette und andern Futterkräutern, nebſt Brachfrüchten und Wurzelgewächſen, befördern den Milch-Ertrag. Geſchrottene Eicheln (wenn man ſie haben kann) auf das Futter geſtreut, oder täglich etwas

Salz, wilden Safran, gewürzhafte, wohlriechende Kräuter (als Thymian, Salbei, Kümmel, Fenchel), etwa eine Handvoll auf fünf Kühe, auf das kurze Futter von Strohäkſel, Kaff, Kohl und Rüben gegeben, vermehren und verbeſſern die Milch ungemein; die Holländerinnen bauen zu dieſem Zweke in den Gärten ſehr viel von dergleichen Kräutern, um im Winter Gebrauch davon zu machen. Füttert man viel Runkelrüben, ſo geben die Kühe zwar viele, aber keine ſahnereiche Milch; Möhrenfutter hingegen oder gelbe Rüben geben eine vortreffliche Milch und köſtliche Butter; Branntweinwäſche oder Schlämpe erzeugt zwar viele, aber nur ſchlechte, wäſſerige Milch, die man aber dadurch ſehr verbeſſern kann, wenn man unter das Nebenfutter etwas zerſtoſſene Wachholder-Beeren, Heuſamen, Paſtinaken- und Peterſilienwurzeln u. dgl. miſcht.

Die Morgenmilch iſt gewöhnlich viel ſahnereicher, als die Mittags- und Abendmilch. Einige Tage nach dem Kalben iſt die Milch der Kühe am Fetteſten, nach Verlauf der erſten acht Tage wird ſie allmählig geringer. Die Sahne von der Milch hochträchtiger Kühe buttert ſich gewöhnlich ſchwer; ſeihet man aber dieſe Milch über ein Stükchen Alaun in das Milch-Gefäß, oder thut man beim Buttern etwas Salz zum Rahm, ſo wird das Buttern erleichtert. Stallkühe geben bei vorzüglichem Grünfutter fettere Milch, als Weidekühe, die Milch der leztern aber iſt weißer. Bei Weidekühen iſt die Milch an ſchönen ſonnigen Tagen fetter und beſſer, als an feuchten regneriſchen. Die Wintermilch der Kühe iſt zwar bei gutem Futter fetter, als die Sommermilch, dieſe aber iſt reichlicher und wohlſchmekender. Sehr junge Kühe geben wäſſerige, ſehr alte Kühe aber geben magere Milch. Die Milch von Kühen, welche brünſtig ſind, und den Stier begehren, ſo wie auch die kurz vor oder nach dem Kalben abgemolkene Milch, iſt immer von geringem Werthe. Reine oder unverfälſchte Milch gibt den vierzehnten Theil ihres Gehalts an Sahne. Gibt man den Kühen eine Stunde vor dem Melken kaltes Waſſer zu ſaufen, ſo erhält man von ihnen nicht nur mehr, ſondern auch beſſere Milch.

Angeſtellte Verſuche haben gelehrt, daß zu einem Pfund Butter 10 Berl. Quart *) (zu 2½ Pfund) Milch erforderlich waren, welche 48 Stunden geſtanden hatte, und nur 8 Quart von ſolcher, die nur 42 Stunden geſtanden, und daß 36 Stunden bei gehöriger Temperatur von 10 Grad Reaum. im Sommer, und 12 Grad im Winter, zur Abſcheidung der Sahne vollkommen hinreichend ſind. Bei einer höhern Temperatur oder größeren Wärme der Milchkammer iſt alle Sahne bereits nach 16 Stunden, und bei Gewitterluft ſogar ſchon in 10—12 Stunden von der Milch geſchieden. 18 Pfund Milch müſſen, wenn ſie gut iſt, in der Regel 1 Pfund Butter geben, man rechnet aber gewöhnlich auf 8 Quart oder 20 Pfund Milch 1 Pf. Butter, 2 Pf. Käſe, 3 Pf. Buttermilch und 12 Pf. Waldig oder Molken, (welche mit dem dritten Theile Waſſer vermiſcht, ein ſehr gutes Schweinfutter geben.) In heißen Tagen, wenn die Milch ſchnell zufällt, oder nicht gehörig aufſahnt, ſind oft 10 Quart Milch, oder 25 Pfund zu einem Pfunde Butter erforderlich.

Es iſt den meiſten Hausmüttern auf dem Lande bekannt, daß die zulezt aus dem Euter gezogene Milch weit beſſer und fetter iſt, als die zuerſt abgemolkene. Nach angeſtellten Verſuchen läßt ſich mit Gewißheit annehmen, daß ſich die Sahne der zuerſt abgemolkenen Milch zu der Sahne der zulezt abgemolkenen Milch wie 1 zu 16 verhält, oder daß die Vormilch nur einen Theil Sahne gibt, wenn dagegen die Nachmilch 10 und wohl gar 12 Theile gibt. Die zwiſchen der erſten und der leztern abgemolkene Zwiſchenmilch gab, nach damit angeſtellten Verſuchen, in eben dieſem Verhältniße mehr oder weniger Rahm. In Rükſicht der Güte oder des Buttergehaltes dieſer Sahne iſt

*) 100 Pfund des bayer'ſchen Normal- oder Handlungs-Gewichtes ſind = 119 14/32 Berliner-Pfund. Ein Berliner Quart verhält ſich zum Bayeriſchen wie 70 7/10 zu 64. Das heißt, 640 Berliner Quart ſind = 707 Bayer. Maß.

der Unterſchied noch größer. Die Sahne der Vormilch gleicht einem weißen, dünnen, zähen Schleime; die von der Nachmilch iſt dik, butterähnlich und von lebhafter Farbe.

Wenn die Milch im Melk-Eimer weit getragen, folglich ſtark geſchüttelt wird, ſo kühlt ſie ſich zu ſehr aus, ehe ſie in den Milchnapf zur Abſonderung des Rahms geſeihet wird, und gibt dann nie ſo vielen und guten Rahm, als wenn ſie ſehr bald und ohne vorhergegangene ſtarke Bewegung eingeſeihet wird.

Man kann ſich aus dem bisher Geſagten folgende Regeln ziehen:

1) Man melke die Kühe wo möglich in der Nähe des Milchhauſes. Die Stallfütterung iſt in dieſer Hinſicht der Weide-Wirthſchaft vorzuziehen, weil bei der leztern die Mittagsmilch oft von dem weit entfernten Melk-Plaze herbeigetragen oder gefahren werden muß.

2) Man ſchütte die Milch der einzelnen Kühe aus dem kleinern Melkgefäße nie in ein größeres zuſammen, um erſt das ganze Melk-Geſchäft zu beendigen; denn dadurch wird die Milch zu ſehr ausgekühlt, auch kommt die Milch von guten und ſchlechten Kühen untereinander, ſo daß man nicht weiß, von welcher Kuh die beßte Milch und Butter kommt. Um das Leztere zu erforſchen, zeichne man die Milchnäpfe, ſeihe anfänglich die Milch jeder einzelnen Kuh allein, und buttre die Sahne davon für ſich allein, und bemerke hienach, welche Kühe gleich gute Milch geben, um ſie dann zuſammen einſeihen zu können.

3) Um Butter von vorzüglicher Güte zu erhalten, nehme man die Milch von den Kühen, die man als die beßten kennen gelernt hat, und von dieſen auch nur die zulezt ausgemolkene oder die Nachmilch, ſeihe dieſelbe für ſich beſonders, und buttere auch den davon erhaltenen Rahm für ſich allein. Die Vormilch und die Milch von ſchlechten Kühen bringe man zuſammen, und behandle ſie ebenfalls für ſich beſonders. In ſolchen Wirthſchaften, wo viel Milch zum Küchen-Gebrauche, oder für Zuchtkälber, oder zum rohen Verkaufe verwendet wird, wäre es beſonders vortheilhaft, zu dieſem Behufe die Vormilch beſonders abzumelken, die Nachmilch aber, oder die zulezt aus dem Euter fließende, zur Butterbereitung allein zu melken und zum Abjahnen in Michgefäße zu ſeihen. Bei einem kleinen Viehſtande lohnt dieß Verfahren zwar der Mühe nicht, deſto mehr aber in großen Vieh-Wirthſchaften, und da, wo Süßmilch-Käſereien die Hauptſache ausmachen.

Das Milchen (gewöhnlicher das Melken) der Kühe erfordert mehr Aufmerkſamkeit, als gewöhnlich darauf verwendet wird. Das Melken muß wechſelweiſe aus allen vier Strängen oder Zizen geſchehen, wenn auch einer oder der andere keine Milch mehr geben ſollte. Es geſchieht am Gewöhnlichſten täglich zu drei Malen, Morgens, Mittags und Abends. Werden die Kühe reichlich im Stalle genährt, oder haben ſie reichliche Weide, ſo iſt das dreimalige Melken dem zweimaligen vorzuziehen; denn die Erfahrung beſtätigt es, daß man dadurch eine größere Menge (beinahe um die Hälfte mehr), und eine eben ſo gute, wo nicht noch beſſere Milch gewinnt. Beim Melken muß die größte Reinlichkeit herrſchen. Iſt das Euter unreinlich geworden, welches im Sommer bei grünem, ſaftigen Stallfutter, und wenn das Ungeziefer die Kühe quält, häufig der Fall ſeyn wird, ſo muß es vor jedesmaligem Melken rein abgewaſchen werden. In Holland, ſo wie auch in andern vorzüglichern Milch-Wirthſchaften, iſt an den Milch-Eimern zu dieſem Zweke ein kleiner Behälter mit Waſſer und einem Bade-Schwamme angebracht. Da beim Melken ſehr viel auf die Treue und Geſchiklichkeit der Mägde ankömmt, und man ſich nicht immer ganz auf ſie verlaſſen kann, ſo iſt es höchſt nothwendig, daß die Hausmutter, Wirthſchafts-Jungfer oder Meierin beim Melken ſelbſt gegenwärtig ſey, wenigſtens oft unerwartet nachſehe und nachmelke.

Werden die Kühe nicht rein ausgemolken, ſo wird die im Euter zurükgebliebene Milch von

Digitized by Google

den Milchgefäßen wieder eingeſogen, und es erzeugt ſich zum neuen Melken nur ſo viel neue Milch, als man zulezt ausgemolken hatte. Wenn z. B. beim erſten Melken ein halbes Nöſſel Milch mehr gewonnen werden könnte, ſo geht dieſes durch die Nachläßigkeit der Magd nicht nur verloren, ſondern es wird auch für die nächſte Melkzeit ein halbes Nöſſel weniger erzeugt werden; läßt man nun beim folgenden Melken wieder ſo viel im Euter zurük, ſo wird für die nachfolgende Melkzeit ſchon ein ganzes Nöſſel weniger ſeyn, und bald gibt dann die Kuh gar keine Milch mehr. Wird aber das Melken ſorgfältig betrieben, ſo erhält ſich die Kuh lange Zeit bei Milch, und kann dadurch ſelbſt zu einem höhern Ertrage gebracht werden. Die Art und Weiſe des Melkens iſt auch nicht gleichgiltig. Geſchieht es haſtig und gewaltſam, ſo verurſacht es der Kuh Schmerzen; geſchieht es dagegen ſanft, ſo erregt es ihr eine angenehme Empfindung, und da Kühe die Eigenſchaft beſizen, ihre Milch nach Willkühr zurükzuhalten, ſo iſt es rathſam, ſolche Perſonen zu dieſem Geſchäfte zu wählen, gegen welche die Thiere keine Abneigung fühlen, und von denen ſie ſanft behandelt werden. Man hat Beiſpiele, daß Kühe, wenn ſie von der einen Magd gemolken wurden, keine Milch geben wollten, da hingegen ſie unter den Händen einer andern reichlich milchten. Aus dieſer Urſache muß man ſolche halsſtärrige Kühe nie mit Härte, ſondern mit Sanftmuth behandeln. Iſt das Euter hart und empfindlich, ſo muß man es mit warmem Waſſer und durch gelindes Streichen erweichen; dadurch wird die Kuh zur Ruhe gebracht, und kann nun ohne Widerſtand ausgemolken werden. Wenn endlich die Striche zerkrazt oder verwundet worden ſind, und daher eine ſchlechte, verdorbene Milch geben, ſo muß man dieſe nie unter die gute Milch anderer Kühe miſchen, ſondern ſie zu andern Zweken und zum Verfüttern verwenden, weil ſonſt die gute Milch durch ſie ebenfalls verdorben würde.

Sobald die Milch gemolken iſt, wird ſie in die Milchkammer getragen, und hier durch ein trichterförmiges Haarſieb in die Gefäße geſeiht, worin ſie den Rahm abſezen ſoll. Man füllt ſie 2 bis 3 Zoll hoch, und ſtellt dann die Gefäße an den beſtimmten Ort. In England wird ſie ſchon nach 8 bis 12 Stunden abgerahmt, in Deutſchland hingegen erſt nach 26 bis 48 Stunden.

Alle Milchgeräthe ſollten einzig von Holz ſeyn; denn die von Kupfer, Meſſing und Blei, oder erdene mit ſchlechter Glaſur, werden durch die Säure der Milch aufgelöst, und es wird dadurch eine höchſt gefährliche Zuſammenſezung gebildet, wodurch die Geſundheit der Menſchen in Gefahr geſezt werden kann. Beſſer und vorzüglicher, als die leztern, ſind die von gegoſſenem Eiſen, welche durch ein allmählig verſtärktes Feuer in einen ſolchen Zuſtand von Weichheit geſezt worden ſind, daß ſie nun nicht leicht zerbrechen, wenn ſie auf einen Stein fallen. Sie ſind inwendig verzinnt, und die Milchſäure kann deßhalb nicht auf das Eiſen wirken; ſie haben auch den erforderlichen Grad von Kühle zum Abſezen der Sahne, ſind in England ſehr gewöhnlich, und dortige Hausmütter wollen verſichern, daß ſie in ſolchen Geſchirren ein Drittheil mehr Sahne von einer gleichen Menge Milch erhalten. — Die ausgeleerten hölzernen Milchgefäſſe müſſen ſogleich mit heißem Waſſer ausgewaſchen, und mit einer eigens dazu eingerichteten Bürſte oder mit abgeſtumpftem Beſenreiſig abgerieben werden. Bleierne und glaſirte Geſchirre werden nach dem Abwaſchen ſorgfältig mit Waſſer und Salz abgerieben, die verzinnten aber mit Kreide mittelſt eines wollenen Lappens gepuzt, dann abgetroknet, und an Luft und Sonne, oder in die Nähe des Feuers geſtellt. Sind hölzerne Milchgefäße durch langes Stehen mit geſäuerter Milch, durch die eingeſogene Säure, zum Gebrauche untüchtig geworden, ſo hilft ein gewöhnliches Ausbrühen nicht genug, man muß ſie daher mit ſiedendem Waſſer völlig anfüllen, heiſſe Aſche, wo möglich Pottaſche, mit Hammerſchlag hineinthun, dieß Alles fleißig umrühren, und das Gefäß mit einem Strohwiſche in allen ſeinen Theilen ſorgfältigſt abſcheuern. Man laſſe alsdann das Waſſer darin ſtehen, leere es nach einiger Zeit, bürſte es aus, gieße nochmals ſiedendes Waſſer hinein, waſche es dann mit lauwarmem Waſſer

Digitized by Google

aus, fülle hierauf kaltes Flußwaſſer hinein, und laſſe dieß ſo lange darin ſtehen, bis ſich auf demſelben ein Gerinnen zeigt. Nach etwa 12 Stunden wird dieß der Fall ſeyn, und alsdann waſche und trokne man die Gefäße nach vorbemerkter Art.

Wer da weiß, wie viel bei Milch- und Butterweſen auf die Reinlichkeit der Gefäße ankommt, der wird dieſe umſtändliche Beſchreibung der Reinigung gewiß nicht für überflüſſig halten.

Das Milchhaus, oder das Milchgewölbe und die Milchkammer, in welcher die Milch aufbewahrt wird, um Sahne abzuſezen, muß im Sommer kühl, im Winter aber warm ſeyn, und beinahe das ganze Jahr hindurch einen gleichmäßigen Wärmezuſtand oder Temperatur haben; eben ſo muß es troken liegen, um es immer rein halten zu können. Läßt es die örtliche Lage zu, ſo lege man es auf einem trokenen Plaze in der Nähe einer Quelle oder eines Baches an, der im Nothfalle theilweiſe hindurch geleitet werden kann, um im Sommer die Kühlung darin zu vermehren. Die beßte Temperatur iſt, wie ſchon früher bemerkt worden, im Sommer 10—12 und im Winter 12—15 Grad (nach Reaumür). Die flachen Milchgefäße haben den Vorzug vor den tiefen, oder vor den erdenen Töpfen, welche man gewöhnlich auf die Erde ſtellen muß; kann man aber leztere in friſches durchfließendes Waſſer ſtellen, ſo geben ſie die meiſte und beßte Sahne, und ſie verdienen beſonders auch in der Hinſicht den Vorzug vor den hölzernen Gefäßen, weil ſie keine Säure annehmen und weniger Raum erfordern. Zuweilen wird die Milch lang oder zähe, und gibt dann Molken, die ſich wie Fäden ziehen laſſen. Bei dieſem ſogenannten Langwerden der Milch ſcheidet ſich der Rahm zwar ab, aber der Käſe iſt ſchwer daraus zu erhalten, und oftmals nur durch ſtarke Erhizung. Oft kann man auch keine Butter von ſolchem Rahm erhalten, weil ſich der Käſeſtoff innigſt mit demſelben verbunden hat. Dieſer üble Umſtand rührt zum Theile von unreinlichen, säuerlich gewordenen Gefäßen, zum Theile auch von einem krankhaften Zuſtande der Kühe her. Im erſtern Falle unterlaſſe man nicht, die Milchgefäße nach vorbeſchriebener Art auf's Sorgfältigſte zu reinigen; im zweiten gebe man der Kuh, welche, nach geſchehener Ausmittelung, zähe Milch liefert, einige Tage hintereinander eine Handvoll Salz auf das Futter oder zum Leken.

Zuweilen entſtehen auch auf dem Rahme der Milch blaue Fleken, die immer größer werden, ſo daß endlich die ganze Milch blau oder ſogar dunkelblau wird. Geſchmak und Geruch werden dadurch nicht verändert, und ſie kann ohne Nachtheil der Geſundheit genoſſen werden. Die Butter von ſolchem Rahme iſt wie gewöhnliche Butter, nur nicht ganz ſo weiß, die Buttermilch aber bleibt blau, und trennt ſich nach einigen Tagen in zwei Theile, wovon der untere dike Theil völlig farbenlos, der obere flüſſige aber dunkelblau iſt, jedoch beim Durchſeihen klar abfließt, und nur blaue Farbe zurükläßt. Man ſeihe die Milch jeder Kuh für ſich beſonders, um diejenige zu entdeken, von der die blaue Milch herrührt, gebe dieſer dann einen guten Eßlöffel voll zerſtoſſenen Kümmel mit 1¼ Pfund (oder ½ Quart) Waſſer, und wiederhole dieß ſo lange, bis der Uebelſtand aufhört. Nach gemachten neuern Beobachtungen iſt die blaue Milch als die Folge eines dem Indigo ähnlichen Stoffes einiger Futterkräuter (z. B. der Ochſenzunge, der Eſparſette und anderer zu betrachten. Gibt man in dieſem Falle jeder Kuh, welche blaue Milch liefert, zwei bis drei Tage nach einander des Morgens zwei Quentchen gepulverte Belladonna-Wurzel ein, ſo verſchwindet das Uebel. Eine Abwechſelung mit dem Futter und eine Handvoll Kochſalz einige Tage hindurch auf das Futter gegeben, oder auch 2 Loth Alaun, oder ſtatt deſſen eine Miſchung von 8 Loth Spießglanz, eben ſo viel Salpeter und 4 Loth Schwefel, in 12 Theile getheilt, und täglich 3 Portionen davon gegeben, ſollen gute Dienſte dagegen geleiſtet haben, wie glaubwürdige Schriftſteller verſichern.

Für Hausfrauen in Städten, die nicht zu jeder Tageszeit friſche Milch haben können, iſt

Digitized by Google

es nicht unwichtig, zu wiſſen, wie man theils das Gerinnen der ſüßen Milch beim Kochen verhüten, theils auch dieſelbe längere Zeit friſch und ſüß erhalten kann. Man löſe gereinigte Pottaſche (Kali) in gleich vielem Waſſer, dem Gewichte nach, auf, und filtrire die Auflöſung durch weißes Drukpapier. Von dieſer Miſchung tröpfle man zu jeder Maß der zu kochenden Milch 20 bis 30 Tropfen. Je älter die Milch iſt, und je mehr Rahm ſich auf derſelben befindet, oder wenn die Milch von einer hochträchtigen Kuh iſt, deſto leichter gerinnt ſie, und man gieße in dieſem Falle einige Tropfen mehr dazu. Wirft man in eine Maß Milch eine Erbſe groß gereinigte Pottaſche, ſo wird der nemliche Zwek dadurch erreicht. Bei ſchwüler Gewitter-Luft iſt das Gerinnen der Milch beim Kochen ſehr häufig. Will man Milch auf mehrere Tage ſüß und friſch erhalten, ſo ſtelle man das Gefäß, worin ſie befindlich iſt, in kaltes Waſſer, und bedeke es mit naſſer Leinwand, ſo wird ſie nicht leicht ſäuren. Oder man miſche unter jede Maß Milch zwei Eßlöffel voll Waſſer, welches über Meerrettig abgezogen worden, oder man ſeihe die friſch gemolkene Milch über friſche Blätter von Fettkraut, ſo verdikt ſie ſich, und bleibt ſüß, ſondert aber weder Sahne noch Molken ab.

Um zu erfahren, ob die friſch gemolkene Milch durch die Mägde oder Milchverkäufer mit Waſſer vermiſcht worden ſey, hat man einen Milchmeſſer erfunden. Er beſteht in einer gläſernen Röhre, 10 bis 14 Zoll hoch und im Durchmeſſer im Lichten 1 Zoll weit. (In engern Röhren ſondert ſich der Rahm nicht ſo leicht ab.) Dieſe wird ſenkrecht auf ein Faßgeſtell geſezt. Man theilt den Inhalt derſelben in 100 gleiche Theile, und klebt den Anzeiger dieſer Theile darauf, oder ſezt ihn mit Flußſpatſäure ins Glas. Füllt man dieſe Röhre mit friſchgemolkener Milch, ſo ſezt ſich der Rahm nach einiger Zeit oben an, und kann dann nach Prozenten oder Hunderttheilen genau beſtimmt werden. Unverfälſchte Milch ſezt den vierzehnten Theil ihres Umfanges an Sahne ab; erhält man alſo weniger, ſo iſt die Milch mit Waſſer verfälſcht, oder ſchon abgeſahnt worden.

Der kleine Börſenhändler.

Einſt traf ein kleiner Knabe einen ſtattlichen Herrn in Militairkleidung an, der mit einer jungen Dame, an einem ſchönen Morgen, im Thiergarten zu Berlin luſtwandelte. Der Kleine bat, ihm eine von den kleinen Börſen abzukaufen, wovon er einen ganzen Vorrath in einem Pappkaſten vorzeigte. Der Herr entgegnete, daß er der Waare nicht bedürfe und ging weiter. „Lieber Herr Lieutenant!" begann der Kleine, neben dem Herrn fortlaufend, „ſo kaufen Sie doch etwas für die Mamſell da; meine arme Mutter ſtrikt dieſe Börſen, und wenn ich kein Geld mitbringe, ſo haben wir heute Abend nichts zu eſſen." Er erzählte hierauf, der Vater ſey Soldat geweſen, bei Leipzig geblieben, und er habe noch zwei kleine Geſchwiſter. Der Herr ſah dem Kinde in das offene, ehrliche Geſicht, fragte nach dem Preiſe, nahm, da der Knabe zwei Groſchen für das Stük forderte, ein Duzend, und gab ihm einen doppelten Friedrichsd'or. „Ja, lieber Herr Lieutenant," ſagte der Junge, und beſah das große, blanke Goldſtük: „darauf kann ich nicht herausgeben." Der Herr meinte, daß er es nur behalten und ſeiner Mutter bringen ſollte, erkundigte ſich nach deren Namen und Wohnung, ſezte ſeinen Spazirgang fort, und überließ den Kleinen ſeinem Staunen und Entzüken. Nach Verlauf einer Stunde trat der Adjutant Sr. Maj. des Königs in die ärmliche Hütte der Mutter, und erkundigte ſich nach der Wahrheit der Ausſage des Knaben. Der edle Monarch und deſſen liebenswerthe Tochter, damalige Prinzeſſin Alexandrine, waren es geweſen, denen Gott, der Vater der Armen, das Kind geſandt hatte, um der Mutter Noth zu lindern und ihr die Thränen über den Verlurſt des auf dem Felde des deutſchen Waffenruhms gefallenen Gatten und Vaters zu troknen. Die eingeholten Zeugniſſe des Wirths und der obrigkeitlichen Behörde über das Betragen und die Aufführung der Frau lauteten einſtimmig zu ihrem Lobe, und die Ertheilung einer lebenslänglichen Penſion von Einhundert Thalern jährlich an die Mutter, und die Unterbringung des

kleinen Börſenhändlers in einer Erziehungsanſtalt, waren die Folgen jenes Gott wohlgefälligen Morgenganges.

Der kluge Richter.

Daß nicht Alles uneben ſey, was im Morgenlande geſchieht, davon haben wir längſt ſchon gute Beweiſe. Auch folgende Begebenheit ſoll ſich daſelbſt zugetragen haben: Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldſumme, welche in einem Tuche eingenäht war, aus Unvorſichtigkeit verloren. Er machte daher ſeinen Verluſt bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von Hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann daher gegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl ſeyn! So nimm dein Eigenthum zurük." So ſprach er mit dem heitern Blike eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewiſſens, und das war ſchön. Der Andere machte auch ein fröhliches Geſicht, aber nur, weil er ſein verloren geſchäztes Geld wieder hatte. Denn wie es um ſeine Ehrlichkeit ausſah, das wird ſich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdeſſen geſchwinde nach, wie er den treuen Finder um ſeine verſprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund, „ſprach er hierauf," es waren eigentlich 800 Rthlr. in dem Tuche eingenäht; ich finde aber nur noch 700 Rthlr. Ihr werdet alſo wohl eine Naht aufgetrennt, und Eure 100 Rthlr. Belohnung ſchon heraus genommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch." Das war nicht ſchön! Aber wir ſind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am Längſten, und Unrecht ſchlägt ſeinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Rthlr., als um ſeine unbeſcholtene Rechtſchaffenheit zu thun war, verſicherte, daß er das Päklein ſo gefunden habe, wie er es gebracht habe. Am Ende kamen ſie vor den Richter. Beide beſtanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der Eine, daß 800 Rthlr. ſeyen eingenäht geweſen, der Andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen, und das Päklein nicht verſehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des Einen, und die ſchlechte Geſinnung des Andern ſchon voraus zu kennen ſchien, griff die Sache ſo an: Er ließ ſich von Beiden über das, was ſie ausſagten, eine feſte feierliche Verſicherung geben, und that hierauf folgenden Ausſpruch: „Demnach, und wenn der Eine von euch 800 Rthlr. verloren, der Andere aber nur ein Päklein mit 700 Rthlr. gefunden hat, ſo kann auch das Geld des Leztern nicht das nemliche ſeyn, auf welches der Erſtere ein Recht hat. Du ehrlicher Freund nimmſt alſo das Geld, welches du gefunden haſt, wieder zurük, und behältſt es in guter Verwahrung, bis Der kommt, welcher nur 700 Rthlr. verloren hat. Und dir da, weiß ich keinen Rath, als, du geduldeſt dich, bis Derjenige ſich meldet, der deine 800 Rthlr. findet." So ſprach der Richter, und dabei blieb es. —

Friedrich der Große.

Bekanntlich war dieſer Monarch von ſeinem Vater ſehr hart gehalten worden. Er hatte eine ſehr beſchränkte Appanage, und überdieß verbot der König auf's Strengſte, ihm Geld zu leihen; daher weigerte ſich auch der Finanzminiſter, ihm, auf ſein Erſuchen, welches vorzuſtreken. Als nun Friedrich den Thron beſtieg, hielt jeder Höfling den Miniſter für verloren, der auch ſelbſt, bei der Uebergabe ſeiner Rechnung die Bitte vorlegte, ſich von den Geſchäften zurükziehen zu dürfen. Der junge König aber dachte anders, als der Hof, der nicht wenig erſtaunt war, als Friedrich die Treue des Miniſters öffentlich lobte, ihn ſeine Dienſte fortzuſezen bat, und ſeinen Gehalt verdoppelte.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 40. Den 5. Oktober 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Heute findet Jeder treuen Rath,
Wenn er faulkranke Schafe hat.

Inhalt: Erprobtes Verfahren gegen die Fäule der Schafe. — Von der vortheilhafteſten Bodenbenützung des Akerlandes. — Jungfer Klärchen. — Der Maler Van-Dyk. — Verkaufs-Anzeige. — Dienſtgeſuch.

Erprobtes Verfahren gegen die Fäule der Schafe.

(Von dem Oberrentmeiſter Kümmel zu Wetter.)

In der landwirthſchaftlichen Zeitung für Churheſſen, Maiheft 1830, Seite 125 ff. ſteht folgender ſehr intereſſante Aufſaz: „Das beiſpielloſe Sterben der Schafe in unſerer Gegend, *) an der ſogenannten Faulkrankheit, die in dieſer Jahreszeit noch nicht ſobald aufhören wird, nicht etwa, weil dieſes Uebel epidemiſch wäre (denn das iſt es nach vielfältigen Verſuchen und Erfahrungen nicht), ſondern weil die Urſachen dazu durch die vorjährige naſſe Witterung und die verſchleimenden ſchädlichen Genüſſe der Schafe bei dem reizbaren Nervenſyſteme und leicht erſchlafft werdenden Eingeweiden derſelben noch nicht alle aus dem Wege geräumt und aufgehoben ſeyn möchten, und ſelbſt bis in den künftigen Winter hin noch nachtheilige Folgen für die Schafhalter haben dürften, ja ſogar auf die junge Nachkommenſchaft, die neugebornen Lämmer, durch den Genuß der krankhaften Milch höchſt wahrſcheinlich haben werden, beſonders wenn die Schäfer, durch Rohheit und Unverſtand getrieben, früh Morgens und ſpät Abends Thau und Reif, zumal in Tiefen und Thälern aufhüten, und die Schafe, um ſie für den Augenblik recht wohl zu nähren, genießen laſſen, — veranlaßt mich bei dem Verluſte von vielen Tauſenden, folgende Vorbauungs- und reſp. Rettungsmittel bekannt zu machen, die ich in kleinern und größern Verſuchen mehrmals erprobt und bis zum äuſſerſten Grade probat und heilend gefunden habe. — Ich habe meine Erfahrungen entlehnt und beſtätigt gefunden aus einem Veterinär-Journale des Herrn J. C. Ribbe, Lehrer der höheren Veterinärwiſſenſchaften in Leipzig. — Ich werde meine Erfahrung als Beſtätigung, der Möglichkeit der wirklichen Heilung der Krankheit, in gedrängter Kürze am Schluſſe ebenfalls mit anführen.

Er theilt dieſe Krankheit, deren Grundprinzip ſauere Wäſſerigkeit ſey, in drei Grade, die zu heilen ſtünden, beſonders der erſte und zweite Grad, bevor die Körpertheile zu weſentlich angegriffen wären, ein. Die Kennzeichen dieſes Uebels bemerkt man bei den Thieren an einer gewiſſen Schlaffheit und Stumpfheit. Die Augenlieder bekommen an ihrem Grunde einige Anſchwellung. Die verbindende Augenhaut, welche im geſunden Zuſtande feurig-roth ausſieht, wird bleich und unſchlittähnlich; das Inwendige der Lippen, des Zahnfleiſches, des Gaumens verliert die dem geſunden Zuſtande eigene lebhafte Röthe. Die fettige Feuchtigkeit, welche am ganzen Leibe des Thieres ausſchwizt, fängt an, ſich zu verlieren.

Im zweiten Grade vermehren ſich dieſe Merkmale ſichtbar, beſonders das Verbleichen der äuſſern递theile; die Wolle bekommt durch das Zurüktreten der fettigen Schweiße ein ſprödes Weſen, läßt ſich leicht ausziehen, und unterhalb den hintern Kinnbaken entſtehen Anſchwellung und Beutel. Das Thier harnt öfters, als bei geſundem Zuſtande, es geht aber wenig ab; der Urin iſt röthlich. Die Freßluſt ſcheint noch nicht verringert, in Betreff des Wiederkauens ſpürt man Abnahme. Oft zeigt ſich Verſtopfung, der Puls verräth Mattigkeit.

Im dritten Grade werden alle dieſe Kennzei-

*) Der Herr Verfaſſer berechnet den Verluſt in der Umgegend ſeines Orts bis zum April d. J. auf 30,000 Stüke.

chen auffallend merklicher, die Aufgedunſenheit am Kopfe mehr ſichtbar. Die Geſchwulſt iſt weich und kalt, vermehrt ſich bei Bewegung, mindert ſich bei Ruhe. — In der Regel frißt das kranke Schaf nun weniger, will aber deſto mehr trinken. Endlich erfolgt ein ſchleimiger Ausfluß aus der Naſe und ein Thränen der Augen, ein Hang zum Liegen, dann aber verliert ſich die Geſchwulſt, die Naturthätigkeit ſtokt, und das Thier ſtirbt unter Zukungen.

Ich laſſe den Thierarzt nun ſelbſt reden, wenn er ſagt: „dieſe Krankheit zu heilen, iſt möglich, und vielfältig bis zum zweiten Grade erprobt und völlig gerathen. Dazu gehört, die körperliche Oekonomie von einem verderblichen Einfluſſe der Krankheit vor allen Dingen zu entfernen. Ohne die Quellen zu verſtopfen, können keine Arzeneien helfen. Dieſes beſteht aber darin, daß alle naſſen und tiefgelegenen Huten vermieden werden; ſtatt deren muß abwechſelnd das kranke Thier grüne und trokne, beſonders des Abends, im Herbſte und auf Höhen (Heiden) genießen, reines, geſundes Fluß-, kein ſtehendes Sumpfwaſſer trinken. Dieſe ſtete richtige Behandlung hilft allein ſchon guten Theils, das Uebel in der erſten Geburt zu erſtiken. Iſt dieſe Methode verſäumt, ſo iſt in der erſten Periode gegen dieſes Uebel, das ſich im Nachſommer, mehr im Spätherbſte zeigt, dadurch zu wirken, daß das kranke Vieh Nachts in einen warmen Stall mit friſcher Streu geführt, und mit guten wohlnährenden Körnern (Korn), dem Stük eine gute Handvoll, am Beſten Morgens nüchtern, gefüttert wird, um da durch dieſe wohlthätigen Einwirkungsmittel und Eigenſchaften zu der weitern Fütterung vorzubereiten, denn die Körnerfütterung bezwekt, mäßig gereicht, eine in jedem Betrachte erſprießliche Wirkung; ganz beſonders zeigt ſich dieſes bei der Bleichſucht, die keine eigentliche Faulkrankheit iſt. — Das übrige Futter, als Heu und Stroh, vorausgeſezt, daß die Thiere auf dem Stalle ſtehen, ſchneide man zu kleinem Futter (Häkſel) und beſprenge es, feuchte es an mit Flußwaſſer, in dem ungefähr in vier Maß ein Pfund Salz aufgelöſt iſt, laſſe dieſe durchnäßte Maſſe einige Stunden auf dichtem Haufen liegen, damit ſich das Salz auflöſt, und vertheile es ſodann unter die Schafe. Zum Getränke bei dieſem Heilverfahren gebe man ihnen unter einen Stalleimer voll Waſſer ein Pfund Salz, in ein Pfund Eſſig gethan, und alsdann ſo viel altes roſtiges Eiſen hineingelegt, als man haben kann, ſo daß das Waſſer beim Umrühren eine bräunliche Farbe annimmt, nachdem man es vierzig bis ſechzig Stunden darin liegen gelaſſen. Hiermit wird drei bis vier Wochen fortgefahren, wo man eine merkliche Beſſerung finden wird, und nach Befinden mit der weiteren Kur aufhören kann. Dieſes Verfahren jeden Herbſt, in der Ungewißheit, ob man geſundes oder bleichſüchtiges Schafvieh auf den Stall bekommen hat, wird jeden Schafhalter vor Verluſt nicht nur ſchüzen, ſondern ſein Vieh wird darnach auch bei ſpäterer gewöhnlicher Fütterung ein beſſeres und geſünderes Gedeihen verrathen. Der im Waſſer aufgelöſte Eiſenkalk hat eine ſpecifiſche wohlthätige Wirkung auf das erſchlaffte Faſern- und Fibern-Syſtem der Schafe, in welchem Falle es dann die Raſchheit des Blutumlaufs und die Körperwärme und Ausdünſtung befördert, um den allenfallſigen Krankheitsſtoff auszuſtoßen. Hierbei iſt nöthig und gut, das Vieh täglich am Nachmittage auf Höhen, und wenn der Boden ſchneeleer iſt, auf Bergweiden, und ſo im Freien einige Stunden herumzuführen und nicht lange ſtille ſtehen zu laſſen, und vor anderm, als dem Eiſenwaſſer zu hüten. Werden dieſe Vorſchriften gehörig befolgt, ſo kann man verſichert ſeyn, daß dem Fortſchreiten des Uebels Einhalt geſchieht, und daſſelbe binnen der angegebenen Zeit völlig verſchwindet.

Behandlung dieſer Krankheit in der zweiten Periode.

Wenn in der erſten Periode die Merkzeichen der Krankheit für die Nichtkenner noch täuſchend geweſen wären, ſo werden ſie in der zweiten deſto einleuchtender werden; dann hat ſich die in geſundem Zuſtande vorhandene Röthe im Auge, an den Lippen und auf der Haut ſehr vermindert, die Zunge an ihrem Grunde iſt ſtärker aufgelaufen. Die Thiere müſſen nun behandelt:

werden, wie in der erſten Periode angegeben iſt, dem aber noch Nachſtehendes zugefügt werden muß. Man nehme Blätter von Salbei, Lavendel, Wermuth, getroknet von jedem eine Handvoll, grün doppelt ſo viel; Wachholder-Beeren: vier Loth, gepulverten Alaun: zwei Loth, Aſche von hartem, nicht im Waſſer gelegenem Holze: ein halb Pfund, und ein Pfund Ofenglanzruß. Alles dieſes thue man in ein reines Gefäß, gieße ſechs bis acht Pfund reines heißes Waſſer darauf, miſche ein halbes Pfund Küchenſalz darunter, bedeke das Gefäß, und laſſe das Ganze zwölf Stunden weichen, gieße es ab durch ein Tuch, ohne es auszudrüken, und gebe ſich die Mühe, von dieſer Flüſſigkeit jeden Morgen nüchtern ein Weinglas voll einzuſchütten für Jährlinge, die Hälfte weniger, als dieſes, den Lämmern. Damit fahre man, wie geſagt, mit Beibehaltung der Verpflegung des erſten Grades, fort, bis die Röthe in den Augen ſich erhöht und wieder kommt, auch die Zungengeſchwulſt ſich verliert, welches ſpäteſtens am ſechsten, oft ſchon am dritten Tage erfolgt. Alsdann bedarf es weiter nichts mehr, als die vorgeſchriebene Diät der erſten Periode, womit die Heilung vollendet ſeyn wird."

So weit die angegebene Kurart des Thier-Arztes. Da der dritte Grad dieſer Krankheit ſo beſchaffen iſt, daß die Heilmittel im Großen anzuwenden koſtſpielig, ſehr mühſam, und ohne die Aufmerkſamkeit eines Thierarztes, oder eines ſehr ſorgſamen und aufmerkſamen Schafhalters nicht heilbringend ſind; da in dieſer Periode die Thätigkeit der Verdauungswerkzeuge bereits ſich verloren hat, die erſchlafften Fibern ſchon zu ſtark abgeſpannt ſind, ja die ganze Natur bereits ihren Ton verloren hat, und das Thier gleichſam in der lezten Lebens-Kriſe noch exiſtirt, der Feind alſo unmittelbar ſtark angegriffen werden muß, ſo glükt dieſes in der Regel, bei unvorſichtigem Gebrauche zumal, oft nicht mehr; um alſo nicht mehr zu ſchaden, als zu nüzen, übergebe ich dieſe Kurart, bemerke aber dabei, daß ich Thiere bis zur höchſten Schwäche vorſäzlich habe kommen laſſen, ſo daß ſie nicht mehr aufſtanden, nichts mehr fraßen, und durch eigentliches Eingeben drei Tage lang allein am Leben erhalten wurden, und doch mit Verluſt der ſämmtlichen Haare, die ausfielen, erhalten wurden. Ich that dieſes, um mich von der Echtheit der vorgeſchriebenen Kurart ſelbſt und feſt zu überzeugen.

Wenn die angegebene Kurmethode gehörig ausgeführt, und dabei gutes geſundes Futter gegeben wird, ſo kann ich nach meinen vielmaligen, im Großen wie im Kleinen angeſtellten Verſuchen heilig verſichern, daß im erſten und zweiten Grade dieſer Krankheit kein Stük ſterben muß, wie ich dieß noch dieſes Jahr verſucht, und früher ſchon vierzig Stüke ohne Ausnahme vom Tode errettet habe.

Ich würde früher ſchon dieſe Mittel angegeben haben; um aber den angeſtellten Thierärzten nicht vorzugreifen, und um erſt zu ſehen, ob dieſe dem leider nur zu großen Nachtheil, der in vielen Gegenden dem Staate und den Schafhaltern zugeſtoßen iſt, und einen Verluſt von vielen Tauſenden ausmacht, auf ihre Weiſe zu begegnen vermochten, hat mich bis dahin abgehalten, zumal mir ſehr wohl bekannt iſt, daß der gemeine Mann oft zu befangen und ſchwach iſt, Koſten, Aufmerkſamkeit und Zeit auf kleine Verſuche zu wenden, und manchmal eher ſein Vieh daran ſezt, als mit Koſten Mittel anwendet. Indeſſen ſind bei der angegebenen Methode die Koſten im erſten und zweiten Grade der Kur unbedeutend, und wer dieſen geringen Aufwand an Geld und Aufmerkſamkeit nicht anwenden will, dem ſteht nicht zu helfen, und muß ſein Vieh dem Zufalle oder dem Tode preisgeben.

Ich aber habe in der reinen Abſicht, dem allgemeinen Beßten zu dienen, Herrn Ribben's Anordnung und meine damit gemachten Erfahrungen öffentlich bekannt machen wollen."

Von der vortheilhafteſten Bodenbenüzung des Akerlandes.

Die möglichſt größte Rente, welche ſich aus der Landwirthſchaft erzielen läßt, kann heut zu Tage in einer volkreichen, keinen Ueberfluß an Akerland, wohl aber ein, künſtlichen Produktionen zuſagendes Klima habenden Gegend, nur aus

Digitized by Google

dem Akerbaue und vorzugsweiſe aus der Kultur der Getreidearten, der Hülſenfrüchte und der Oelpflanzen gewonnen werden. Es iſt daher in unſern gegenwärtigen, den Betrieb der Landwirthſchaft noch ſo wenig lohnenden Zeiten die vorzüglichſte Aufgabe der Landwirthe, Alles aus ihrem Geſchäftskreiſe zu entfernen, was die Produktion der genannten Pflanzen ſowohl in quantitativer als qualitativer Beziehung beſchränken kann. Als beſchränkende Umſtände der edlern Produktion müſſen aber nachfolgende Gegenſtände betrachtet werden: 1) die Brache, 2) der Weidegang des Melkviehes, 3) das Dreifelder-Syſtem, und 4) der Mangel der Arrondirung der Felder, welches leztere nicht nur den Aufwand der Produktionskoſten vermehrt, ſondern auch die Beſchränkung der Auswahl einer geeigneten Frucht-Rotation zur unabänderlichen Folge hat.

Die Klugheit des Landwirthes erfordert es daher, nicht mehr Nuz- und Arbeitsvieh zu halten, als zu der Hervorbringung des durchaus nothwendigen Düngers und zu der Bearbeitung der Felder erforderlich iſt. Leicht wird es jedem Landwirthe ſeyn, den Maßſtab aufzufinden für den Umfang ſeines Viehſtappels, um die gegebene Akerfläche nicht nur in ihrer eigenthümlichen Produktionskraft zu erhalten, ſondern dieſelbe noch, ſoviel es in der Möglichkeit ausgeſprochen iſt, zu erhöhen, und ſomit ſein Grundkapital zu vergrößern. Da nun bekanntermaßen das Melkvieh nicht wegen ſeiner dem Landwirthe liefernden, in zu niedrigen Preiſen ſtehenden Produkte, ſondern vielmehr der Erzeugung des benöthigten Düngers halber gehalten wird, indem nur dieſe ſogenannten Thiere es ſind, durch welche von einer beſtimmten Quantität Futtermaterialien die größte Menge Dünger erzeugt werden kann, und in unſerer Gegend der akerbare Boden ſelbſt bei der ökonomiſchen Benüzung desſelben kaum ſo viel hervorbringt, als für den Bedarf der Einwohner ohne fremden Zufluß erforderlich iſt; ſo gehet deutlich daraus hervor, wie nachtheilig ſowohl für den Staat als den Landwirth ſelbſt der Betrieb einer extenſiven Wirthſchaftsweiſe iſt, d. h. einer ſolchen Landwirthſchaft, welche die Betriebsmittel nicht in genügender Menge aus ſich ſelbſt heraus zu nehmen vermögend iſt, welches bei dem Weidegange des Melkviehes, wo der Dünger nicht in genügender Menge gewonnen werden kann, und dem leider noch immer üblichen Brachehalten der Felder Statt findet. Die höchſtmöglichſte Bodenbenüzung und der daraus hervorgehende höchſte Reinertrag kann alſo nur einzig unter nachfolgender Betriebsweiſe der Landwirthſchaft erreicht werden:

1) Wenn man nicht mehr Melkvieh hält, als zur Erzeugung des benöthigten Düngers erforderlich iſt, von dieſem Viehe aber die höchſtmöglichſte Menge Dünger von der beſten Qualität zu erzeugen ſucht, welches Reſultat aus der vollen Stallfütterung dieſer Thiere hervorgeht, d. h. wenn ſie nicht nur das ganze Jahr hindurch im Stalle gefüttert, ſondern auch mit den gehörigen quantitativen und qualitativen Futter-Materialien genährt werden.

2) Wenn man dieſe benöthigten Futtermaterialien in größter Menge, der beſten Beſchaffenheit und zu den möglichſt geringſten Preiſen zu produziren ſucht.

3) Wenn man den erzeugten Dünger auf die zwekmäßigſte Art zu benüzen bemüht iſt.

4) Wenn man die Schafweiden, ſtatt ſie den Landſchafen einzuräumen, mit Merinos- oder wenigſtens hoch veredelten Schafen zu beſezen ſucht.

Das Reſultat der größten Menge Futtermaterialien, und die möglichſt zwekmäßigſte Verwendung des Düngers wird aber nur einzig und allein durch Aufhebung der Brache und Einführung der Fruchtwechſelwirthſchaft bewirkt; denn nur bei dieſer Wirthſchaftsweiſe iſt es möglich, die größte Menge Düngerfabrikations-Materialien auf dem kleinſten Flächenraume, und folglich um den geringſten Preis hervorbringen zu können. Das Weſentlichſte dieſes Wirthſchaftsſyſtems beſtehet zunächſt darin, daß

1) jedes Jahr eine ſolche Fläche Futtermaterialien angebauet wird, als zur Erzeugung des Düngers derjenigen Fläche Feldes erforderlich iſt, welche mit Getreide angebaut werden ſoll;

daß 2) eine richtige Aufeinanderfolgung der bodenzehrenden, bodenſchonenden, und der den Boden verbeſſernden Pflanzen getroffen werde.

Digitized by Google

Die Auswahl dieſer drei Pflanzenarten iſt aber einzig in ihrem größern oder geringern Aneignungs-Vermögen, theils die unorganiſche, theils die organiſche Bodenkraft mehr oder weniger in Anſpruch nehmen zu können, begründet; und dieſes Aneignungsvermögen beſteht in dem größern oder geringern Wurzel- und Blattorgane dieſer Pflanzen. Da nun bekanntlich die Halmgewächſe wegen ihres ſehr ſchwachen Wurzel- und Blattorgans, nur auf Koſten der organiſchen Bodenkraft, d. h. des Düngers und des im Boden befindlichen Humus ihr Gedeihen finden, daher eine aufgeibete Bodenkraft voraus-ſezen, und folglich unter gedachten Umſtänden bodenzehrend ſind, ſo können die mit einem ſtarken Blattorgane, aber immer noch unbedeutenden Wurzeln verſehenen Hülſengewächſe bodenſchonende Früchte genannt werden, weil dieſe es ſchon ſind, welche einen Theil ihrer Nahrung zur Fruchtbildung, und ſomit ihrer ganzen Organiſation, aus der Atmosphäre anziehen und ſohin unorganiſche Nahrung in organiſche umzuwandeln vermögen, und mehr Nahrung aus ihren Produkten zurükgeben, als ſie der Erfahrung zufolge dem Boden entzogen haben. — Den Boden verbeſſernde Pflanzen nennt man auch, auf die Erfahrung geſtüzt, alle Kleearten. Jeder Boden mit der niedrigſten Produktivitätskraft kann, wenn nur ſein mineraliſches Gemiſch dem Gedeihen des Klees nicht ganz entgegen iſt, durch den Kleebau zum produktivſten heraufgehoben werden, wovon ſich jeder, für die Wahrheit empfängliche Menſch, leicht überzeugen kann.

Die Eſparſette z. B., eine der vortrefflichſten Futterpflanzen, findet ſchon bei einer, einen halben Schuh tiefen, Kalk haltenden Akerkrume (in der Vorausſezung, daß der Untergrund nicht ganz widerſpenſtiger Thon iſt — Kalkſteingerölle, oder Kalkſteingeſchiebe darf es immerhin ſeyn) ein ſicheres Gedeihen; denn die Eſparſettpflanze dringt mit ihren Wurzeln in den Kalkſtein ein, löst ſolchen hierdurch nach und nach in eine krümliche Materie auf, und vermöge ihres ſehr ſtarken Blattorgans beſizt ſie nun auch die vortreffliche Eigenſchaft, viel Waſſer und Sauerſtoff aus der Atmosphäre anzuziehen; durch ihre Saftröhren in den Boden zu leiten, und ſomit die unorganiſche Nahrung in organiſche umzuwandeln, alſo gleichſam aus Stein Brod zu bereiten. Da nun die Wurzeln dieſer Pflanzen dem Boden immer als Eigenthum zurükbleiben, ſo iſt es begreiflich, daß ſich in dem Untergrunde, wohin in der Regel kein Dünger gebracht werden kann, aus der unproduktiven Erdſchichte im Laufe der Zeit eine produktive Maſſe bilden muß, welche nach und nach mit dem Pfluge zu Tage gefördert werden kann, ſoll und muß; und daß unter ſolchen Umſtänden dieſe Pflanzen mehr an organiſcher Nahrung zurükgeben, als ſie dem Boden entzogen haben, iſt wohl nun hiermit unumſtößlich bewieſen. Damit ſoll aber nicht geſagt ſeyn, daß die Kleearten den Dünger entbehrlich machen, oder denſelben vielleicht, oder den ſchwefelſauren Kalk (Gyps,) oder das ſo ſehr berühmt gemachte Knochenmehl erſezen können. Denn je mehr organiſche Nahrung der Boden beſizt, oder in je größerer Dungkraft derſelbe ſteht, um ſo mehr beſizt der Boden die Eigenſchaft, Feuchtigkeit aus der Atmosphäre zu abſorbiren, und um ſo größere Wirkung kann der Gyps auf den Klee hervorbringen, weil nun auch dieſer um ſo mehr Feuchtigkeit aus der Atmosphäre anzuziehen im Stande iſt, und auf dieſe Art erſt die unentgeltlich dargebotene unorganiſche Bodenkraft aufgelöst und in volle Wirkſamkeit geſezt werden kann. Daß übrigens der Klee dem Boden mehr an Kraft zurükgibt, als er demſelben entzogen hat, geht auch noch daraus deutlicher hervor, daß nach einer dicht geſtandenen Esparſette, ohne wieder zu düngen, ohngeachtet aus der friſch angewendeten Düngung eine Futter-Ernte (Mengefutter) und 2 Fruchternten abgenommen worden ſind, nach einem 6jährigen Stande der Eſparſette (welches bei dieſer Pflanze die geringſte Anzahl von Jahren iſt), mit dem beſten Erfolge noch 2 Fruchternten: Roggen, Gerſte, dieſesmal aber ohne Klee gezogen werden können.

Der Kleebau iſt nur dann den Feldern nachtheilig, wenn derſelbe ſehr dünn ſteht, und ſich auf vielen Stellen des Feldes gar Blößen vorfinden, wodurch es nur einzig möglich wird, daß das Unkrautgeſäme im Boden Luft bekommt und wuchernd hervortreiben kann, oder die Sonne in die leeren Stellen des Feldes einzudringen ver-

Digitized by Google

mag, und die ſich im Boden befindliche organiſche Materie, welche immer ätheriſchen Urſprunges iſt, mit Hilfe des Sauerſtoffes nuzlos hinwegführt und den Boden erhärtet.

Jungfer Klärchen.

Der große Preuſſen König Friedrich nahm einſt für jeden ſeiner Schloß-Bedienten, ohne ihr Wiſſen, ein Loos in einer ſehr hohen holländiſchen Lotterie, um vielleicht dieſen oder jenen mit einem unerwarteten Glüke zu überraſchen. Die Lotterie wurde gezogen; das große Loos fiel auf ein ſehr ſchönes, ſittſames Küchenmädchen; der König erhielt einen Wechſelbrief auf die gewonnene Summe, und er beſchloß, mit dem Mädchen zugleich irgend einen braven Mann zu beglüken. Nachdenkend darüber ſtand er am Fenſter; da ſah er einen Cornet vorübergehen, einen armen, aber dienſtbraven jungen Mann, und ſogleich wählte er dieſen zum Gegenſtande ſeines Wohlwollens. Er ließ ihn vor ſich kommen, ſagte ihm, daß er ſein Glük machen wolle, wenn er anders damit einverſtanden ſeyn könne, und ſchloß mit der Frage: „Kennen Sie Jungfer Klärchen in meiner Küche?" „O ja!" erwiderte der Cornet. „Wie wär' es, fuhr der König fort, „wenn Sie dieſes Mädchen heiratheten?" Der Cornet, ſtaunend, wollte einer Antwort ausweichen. „Eure Majeſtät geruhen mit mir zu ſcherzen," erwiderte er. „Nein, nein," verſezte der König; „es iſt mein voller Ernſt. Das Mädchen iſt ſchön und tugendhaft, und ich glaube, durch Ihre Verheirathung mit demſelben euch Beide glüklich machen zu können." Dem Cornet, von gutem alten Adel, fiel dieſer ein; er verbeugte ſich tief vor dem Monarchen, und ſagte: „Geruhen Eure Majeſtät, mein edles Geſchlecht zu erwägen! Nie kann ich daſſelbe durch eine ſolche Heirath verdunkeln wollen." Verſtimmt entgegnete Friedrich: „Ah ſo! Nun, ich habe es gut gemeint; aber da Sie nicht wollen, ſo nehme ich meinen Vorſchlag zurük." Hiemit entließ er den Cornet, und nachdenkend trat er wieder an das Fenſter. Ein Feldwebel ging vorüber; ein hübſcher Mann, von dem er wußte, daß er ſich durch Bildung und im Dienſte auszeichne. Sofort erkundigte er ſich bei ſeinen Vorgeſezten näher nach den Eigenſchaften des Mannes, und vernahm, daß derſelbe ein gutes Herz habe, daß er zugleich ein guter Soldat ſey, und daß er durch ſeine Kenntniſſe, ſo wie durch ſeinen Eifer, einen weit höheren Poſten, als ſein gegenwärtiger ſey, verdiene. Der König ließ ſich dieß Alles wiederholen, und befahl, den Feldwebel vor ihn zu bringen. Er habe, ſo redete er ihn dann an, vernommen, daß er ſich jederzeit als rechtſchaffener Soldat aufführte, und ſey geſonnen, ſein Glük zu machen. „Kennt Er wohl," ſchloß der Monarch mit der Frage, „Jungfer Klärchen in meiner Küche?" „Ja, Ew. Majeſtät!" antwortete der Feldwebel. „Wie wär's," fragte Friedrich weiter, „wenn Er dieſe Jungfer zu heirathen ſich entſchlöße?" Beherzt entgegnete der Gefragte: „Eurer Majeſtät Wille iſt jederzeit auch der meinige. Zwar bin ich nicht in der Lage, eine Frau ordentlich ernähren zu können; doch die Gnade des beſten Königs wird den Bekümmerten über dieſe Sorge zu beruhigen wiſſen." „Gut geſprochen!" verſezte Friedrich; „finde Er ſich morgen vor der Tafel in meinem Vorzimmer ein, und verlaſſe Er ſich übrigens ganz auf mich." Der Feldwebel erſchien zur beſtimmten Zeit; der König trat heraus, ſprach mit ihm über militäriſche Gegenſtände, und war mit ſeinen Reden ganz zufrieden. Nach und nach fanden ſich mehrere Generale, und auch der Cornet, ein, die zur Tafel geladen waren, und ſie Alle waren theils erſtaunt, theils verdrüßlich, den Monarchen in ſo freundlichem Geſpräche mit einem Feldwebel zu ſehen. Man ſezte ſich endlich zur Tafel, und die Verwunderung der Geſellſchaft wuchs, als der König dem Feldwebel befahl, hinter ſeinem Stuhle ſtehen zu bleiben, und ihm heute aufzuwarten. Nach einigen Minuten ergriff der König ſein Glas, und rief, indem er hinter ſich ſah: „Seine Geſundheit, lieber Feldwebel!" Voll Schreken griffen auch die mißmuthigen H. H. Generale pflichtmäßig nach ihren Gläſern, und brachten die Geſundheit des Feldwebels aus. Nach einer kleinen Pauſe erhob der König nochmals das Glas, und ſich gegen den Feldwebel wendend, ſprach er: „Es lebe der Herr Fähnrich!" Neues

Digitized by Google

Entſezen, neue Erwiederung von Seite der Verſammlung. „Man ſeze dem Herrn Fähnrich einen Stuhl hin!" befahl der König, und bald, nachdem dieß geſchehen war, brachte er die neue Geſundheit aus: „Es lebe der Herr Lieutenant!" Alle Anweſenden, indem ſie den Toaſt wiederholten, ſahen einander erſtaunt an, um die Urſachen dieſes plözlichen Avancements zu ergründen; aber der König ergriff abermals das Glas, und rief: „Es lebe der Herr Capitän!" Jezt befahl er, Jungfer Klärchen ſammt dem Prediger herbei zu holen. Klärchen erſchien, gepuzt wie eine Gräfin, war aber bei Weitem ſchöner; und ſofort ließ der König vor der ganzen Tafel-Geſellſchaft die Trauung des Mädchens mit dem geweſten Feldwebel vollziehen. Beide mußten nun an der Tafel-Plaz nehmen; der König griff nach dem Glaſe, wandte ſich nach der Neugetrauten, und rief: „Es lebe die Frau Majorin!" Alle Tafelgäſte ſaßen wie auf glühenden Kohlen, befürchtend, das Avancement werde gar kein Ende nehmen; aber der König griff in die Taſche, holte eine goldene Tabatiere heraus, und ließ ſie auf einem Teller der Frau Majorin als Hochzeitpräſent überreichen. Devot ſtotterte die glükliche Empfängerin ihren Dank; aber Friedrich ſprach: „So war es nicht gemeint. Oeffnen! öffnen! denn das Hochzeitpräſent liegt darin." Die Doſe wurde geöffnet und enthielt den Wechſelbrief von dem gewonnenen großen Looſe. Jezt erzählte der König den ganzen Hergang der Sache, ohne den Cornet zu nennen, jedoch, wie ſich denken läßt, nicht zu ſeinem Vergnügen.

Der Maler Van-Dyk.

Der aus Antwerpen gebürtige, im Jahre 1641 (42 Jahre alt) geſtorbene berühmte Maler Van-Dyk war der geſchikteſte unter Rubens Schülern. Eines Tages war dieſer große Meiſter ausgegangen, um, wie er gewohnt war, friſche Luft zu ſchöpfen. Da kamen Van-Dyk und ſeine Kameraden auf den Einfall, heimlich in des Meiſters-Zimmer zu gehen, um ihm die Manier abzuſtehlen, nach der er ſeine Entwürfe machte, und ſie hernach ausführte. Sie traten näher an die Staffelei, wo ein noch unvollendetes Gemälde aufgeſtellt war; da fiel Einer von ihnen, von einem Andern geſtoßen auf das friſch Gemalte, und wiſchte den Arm der Magdalena, ſo wie Wange und Kinn der Maria, aus, welche Rubens ſo eben fertig gemacht hatte. Nun geriethen die jungen Burſche in Angſt über die beſorglichen Folgen dieſer Unvorſichtigkeit, und alle Scholaren befanden ſich in der äußerſten Verlegenheit, als Einer von ihnen, dem noch die meiſte Beſonnenheit übrig geblieben war, ſagte: „Wir müſſen ohne Zeit-Verluſt Alles um Alles wagen. Wir haben noch ungefähr drei Stunden am Tage; wer unter uns am Meiſten Schuld trägt, der nehme die Palette, und ſuche das Ausgewiſchte wieder herzuſtellen. Ich gebe meine Stimme Van-Dyken." Dieſer Wahl ſtimmten alle Uebrigen bei, nur nicht Van-Dyk ſelbſt; endlich, auf ihr wiederholtes Bitten, und weil ihm ſelbſt vor Rubens Zorn bange war, ließ er ſich bereden, Hand an's Werk zu legen, und die Reſtauration war nun geſchehen. Am folgenden Morgen kam Rubens in ſein Attelier; er beſah ſeine geſtrige Arbeit in Beiſeyn der Scholaren, die heimlich vor Furcht zitterten, und ſagte: „Der Arm und der Kopf da ſind doch nicht das Schlechteſte, was ich geſtern gemacht habe." Und dieſes Gemälde, eines der ſchönſten des großen Künſtlers, iſt die berühmte Kreuzabnehmung in der Kirche unſerer lieben Frau zu Antwerpen. — Einige Jahre nachher, als Van-Dyk aus Rubens Schule ausgegangen war, trug ihm eine gewiſſe Corporation zu Courtray die Verfertigung eines gewiſſen öffentlichen Gemäldes auf. Van-Dyk übernahm die Arbeit, führte ſie in Antwerpen aus, und reiste, um das Gemälde aufzuſtellen, ſelbſt nach Courtray ab. Kaum war er dort angelangt, ſo eilten die Glieder der Corporation zu ihm, um das Gemälde zu ſehen. Der Maler bat, daß ſie ſich gedulden möchten, bis ſeine Arbeit auf ihren Standpunkt komme, weil ſich ohnmöglich darüber urtheilen laſſe, bevor nicht der gehörige Geſichtspunkt da ſey. Aber alle ſolche vernünftige Gründe blieben bei dieſen Leuten ohne Wirkung; ſie verſtimmten nur dieſelben. Van-Dyk gab endlich nach; das Gemälde wurde aufgerollt, und der Künſtler konnte nicht genug ſtau-

Digitized by Google

nen, als ihn die Zudringlichen mit größter Verachtung behandelten. Man nannte ihn einen elenden Sudler; man ſagte ihm in's Geſicht, die Haupt Figur ſehe aus, wie ein Karrenſchieber, die übrigen Perſonnen glichen Meerkazen; kurz Jeder drehte ihm den Rüken zu, und einer von den Beſchauern gab ihm den Rath, er ſolle nur ſeine Leinwand wieder mitnehmen, wenigſtens könne ſie doch noch zu einer ſpaniſchen Wand dienen. Aber Van-Dyk ließ ſich nicht irre machen; er ſtellte ſein Gemälde auf, und am folgenden Tag ging er von Thüre zu Thüre jener Herren, um ſie zu erſuchen, daß ſie nunmehr wiederkommen möchten; doch man nahm ſich nicht einmal die Mühe, ihn anzuhören, ſondern ſagte ihm nur neue Grobheiten. Nach der Hand reiſten einige Kenner durch Courtray; ſie ſahen das Gemälde mit Bewunderung an, und breiteten das Lob deſſelben in derſelben Stadt aus. Sogleich kamen die Leute ſchaarenweiſe herbei und betrachteten das Kunſtwerk. Das Alles kam nun der Corporation zu Ohren; man hielt eine Verſammlung, man erklärte das frühere Urtheil für voreilig, man erklärte das Gemälde für ſchön, und übertrug dem Maler, für ihn zur Satisfaction, die Verfertigung noch zweier anderer Gemälde; aber dieſer ſagte: „Ich habe einen Schwur gethan, daß ich künftig nur für Menſchen malen will, und nicht für Eſeln." (Van-Dyk ließ ſich ſeine Kunſt theuer bezahlen, aber ſeine Prachtliebe koſtete ihn viel; zulezt betrogen ihn einige Charlatans, die den größten Theil des Goldes, das ihm ſein edler Pinſel eingetragen, aus dem Schmelztiegel der Alchymie durch den Schornſtein in die Luft zerſtäubten; und ſo ſtarb er in Dürftigkeit.)

Verkaufs-Anzeige.

Die Unterzeichneten gedenken, wegen hohen Alters und Kinderloſigkeit, ihr in der Stadt Vilshofen beſizendes, zwei Stok hohes, ſehr langes, ganz gemauertes, mit einem maſſiven Dachſtuhle verſehenes und an der Donau gelegenes Wohnhaus Nro. 129 mit der darauf ruhenden realen Bindersgerechtigkeit, aus freier Hand zu verkaufen. Das Haus enthält mehrere der ſchönſten Zimmer, eine überaus ſchöne, helle, mit Marmorſteinen gepflaſterte Küche, Speiſe, geräumigen Keller ꝛc. Unten her befindet ſich ein ſchönes Waſchgewölbe, eine große Binder-Werkſtube, ein Aufbewahrungsort für Reife, Faßtaufeln, Bindergeſchirre, Holzvorrath ꝛc. Unter dem Dache ſind 2 große Getreide-Böden, und im Hofe ein gewiß 100 fl. werther Brunnen. Mehrere Zimmer können wegen der ſchönen Ausſicht auf die Donau ſehr gut vermiethet werden.

Kaufsliebhaber werden daher eingeladen, gedachtes Anweſen ſelbſt zu beſichtigen, und die gewiß ſehr billigen Kaufsbedingungen zu vernehmen.

Da das Haus auch für einen Getreide- oder andern Händler ſehr bequem und paſſend wäre, indem auf den 2 großen Getreidböden leicht 2 — 300 Scheffel aufgeſchüttet, und da das Haus am Waſſer liegt, leicht fortgebracht werden können, ſo würde es auch ohne die Bindergerechtigkeit verkauft werden.

Vilshofen am 18ten September 1830.

Peter Ehre, bürgerl. Hofbinder
und deſſen Ehefrau Franciska.

Dienſtgeſuch.

Ein quiescirter Staatsdiener, mit einem Penſionsgehalte von 800 fl., noch in dem beßten Alter, und vielſeitig gebildet, wünſcht unter ſehr billigen Bedingniſſen die Ueberkommung einer Gerichtshalterſtelle, Renten- oder Oekonomie-Verwaltung.

Nähere Auskunft auf portofreie Briefe ertheilt die Redaction der Bauernzeitung.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 41. Den 12. Oktober 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Hier kann der Landwirth Nachricht finden,
Wie man verfährt bei Berges-Gründen.

Inhalt: Zwekmäßige Behandlung der Bergäker, beſonders derjenigen, die lange wüſte lagen. — London und Gellert. — Für Kinder Erzieher. — Rechts-Denkwürdigkeit. Ankündigung. — Dienſtgeſuch.

Zwekmäßige Behandlung der Berg-Aeker, beſonders derjenigen, die lange wüſte lagen.

Jeder Oekonom muß wegen ſeiner Selbſterhaltung und für die Sicherheit ſeines Wohlſtandes wünſchen, von ſeinem Boden, auf den er nun einmal ſo vielen Aufwand machen muß, und deſſen Ankaufs-Kapital nun einmal ſo bedeutend iſt, den möglich höchſten Ertrag zu erhalten. Dieſer Wunſch darf bei jedem Landwirthe, beſonders bei dem, der in Berggegenden wohnt, und der ſich ſo oft in ſeinen Erwartungen getäuſcht ſieht, vorausgeſezt werden.

Die Angabe der beßten Mittel, zu jenem Ertrage bei einigem Aufwande zu gelangen, wird daher überall willkommen ſeyn. Ich theile deßhalb hierbei die Erfahrungen mit, welche ich in den lezten Jahren, beſonders in dem Sommer 1827 über die Behandlung der Bergäker, und den Erfolg, welchen ſie hatte, gemacht habe.

Da mein Verfahren noch neu und manchem Landwirthe noch unbekannt iſt, ſo füge ich vorläufig nur die kurze Bemerkung hinzu, daß daſſelbe darin beſteht, daß jedes einzelne Akerbeet für ſich eine ebene Fläche vorſtellt, daß man der Akerkrume und den Düngmitteln die höchſte Verfeinerung gibt, jedes Akerbeet mit kleinen Furchengräben verſieht, Steine, Unkraut, Geſträuche entfernt hält, das Regenwaſſer am ſchleunigen Abfließen verhindert, und Waſſer- und Schlammgruben in dieſer Abſicht anbringt. Die Eigenſchaften, welche Akerbeete durch dieſe Behandlung erhalten, ſind größtentheils der Antheil der Aeker in der Tiefe und Ebene; nur die Akerbeete an Abhängen entbehren derſelben, und dieſer Mangel hauptſächlich iſt Urſache an ihrer Unfruchtbarkeit, nicht aber etwa der Boden oder das Klima, welchen man meiſtens die Schuld davon zuſchreibt.

Was diejenigen Aeker betrifft, welchen ich jene Eigenſchaften zu ertheilen angefangen habe, ſo waren ſie nicht etwa blos abſchüſſige Bergflächen, ſondern meiſt von meinen Vorfahren im Amte aufgegebene Aenger oder Ellern, voll von Steinen, Unebenheiten, eingeriſſenen Schluchten und Gräben, Wachholder-, Schlehen- und anderm Gebüſche, auch zum Theile 20 bis 30jährigen Fichten und Tannen; hie und da hatte man mißbräuchliche Flurwege, Pfade und Triften darüber geführt. Solche Flächen mußten nothwendig einige Arbeiten mehr verurſachen, als urbare Bergäker, welche nur geakert oder frei von Steinen werden ſollen. Das Ausrotten und Ausheben der erwähnten wilden Gewächſe, und das erſte Wundmachen mußte vorausgehen. Da der Boden meiſtens Thon oder Thonmergel mit einer Menge Feldſteinen iſt, ſo mußte zum Behufe des Wundmachens jene Menge von größern und kleinern meiſt platten Feldſteinen mit Hilfe eines zweizinkigen Karſtes und eines eiſernen Rechens auf die Weiſe ausgeführt werden, daß von dem Karſte alle Steine, welche gewöhnlich bemooſet und größtentheils in dem Boden eingedrükt waren, losgearbeitet wurden, und, nachdem ſie auf einem größern Flächenraume ausgelegt worden waren, mit dem eiſernen Rechen in die Linie fortgebarkt wurden, welche für die künftige Terraſſen-Böſchung ausgemittelt und bezeichnet worden war. Nun erſt konnte der Pflug wieder in dem Boden eingreifen, und zwar um ſo leichter, da die Zeit des Frühlings, als der Froſt das Erdreich gehoben hatte, zu dieſem Geſchäfte gewählt worden war; ein Arbeiter mußte den Pflug und den Pflüger begleiten, damit er mit ſeiner Rotthaue die größten Steine, welche die Schar des Pfluges

Digitized by Google

nicht ausheben konnte, und bei welchen der Pflüger den Pflug aushob, losarbeitete und ſogleich zu der Böſchung brachte. Der wundgeriſſene Boden wurde nun auf einige Zeit den Einflüſſen der Witterung überlaſſen, worauf diejenigen Steine, welche von dem Regen abgewaſchen und blosgelegt worden waren, mit dem eiſernen Rechen wieder zu den vorigen in die Böſchung gebracht wurden; es geſchah dieſes zu der Zeit, als man bei der ſchwarzen Brache zum zweiten Male würde gepflügt haben. Das Abbarken verurſachte nicht viel mehr Arbeit als das Pflügen, und die Rechenzinken zerriſſen nebenbei auch das mürbere Erdreich. Nach dem Verlaufe von 6 — 8 Wochen wurden zum lezten Male Steine abgebarkt; allein dieſes waren die allerkleinſten, die bisher dem Rechen mit weit auseinander geſtellten Zinken entſchlüpft waren; auch dieſe wurden in die Böſchung gebracht. Um auch die kleinſten Steinchen noch auszukämmen, wurde ein neues Werkzeug, der Meſſerrechen, angewendet. Somit war nun der Boden auf 3 — 5 Zoll frei von Steinen, nachdem vorher die Büſche, Wurzeln und größere Unkräuter, Diſteln, Kletten, Wolfsmilchpflanzen u. dgl. waren ausgerottet und mittelſt der Haue und Axt waren ausgehoben worden. Nun erfolgte das Pflügen zur Saat, die Saat ſelbſt und das Eggen nach derſelben. Auf den Bergen pflegt man hier allgemein Winterweizen zu ſäen; dieſer wurde auch auf dieſen Aekern ausgeſtreut. Zwar hob der Pflug wieder eine Menge von Steinen empor, welche die Egge hinter ihm noch mehr auf die Oberfläche brachte, allein in der Tiefe, wo die Körner eingerollt waren, fanden dieſe eine ſehr feine fruchtbare Krume, und die größten der zulezt erſchienenen Steine wurden auch noch aufgeleſen und zu den übrigen gelegt; keiner von dieſen Böſchungsſteinen kehrte aber wieder auf das eigentliche Akerbeet zurük. Bei dem Pflügen wurde das Verfahren angewendet, daß die Furchenrüken alle von der Höhe zur Tiefe, oder nur allein abwärts und nie aufwärts gelegt wurden; der Pflug muß dabei leer zurükgehen, und daher umgebogen werden, wenn er die Erde aufwärts werfen würde. Dieſes iſt ſo lange nöthig, als das Akerbeet nach der Tiefe des Abhanges zu abhängig iſt; ſo bald es nach einem etwa 4 oder 6 — 8 maligen Pflügen horizontal eben geworden iſt, ſo wird abwechſelnd das nächſte Mal in entgegengeſezter Richtung die Furche gelegt. Die Hauptſache iſt nemlich, die vollkommen wagerechte Oberfläche herzuſtellen. Iſt man erſt bis dahin gelangt, ſo kann man, wenn man 4, oder 6, oder 8 Terraſſen über einander an einer Bergſeite hat, beim Pflügen jederzeit 2 Terraſſen zuſammen nehmen, und auf der zweiten alle einwärts legen, ohne daß man leer zurükfährt. Hat man aber einen Pflug mit beweglichem Strichbrette, ſo braucht man nur das Strichbrett umzuſtellen, wenn man eine ausgepflügt hat, um genau an derſelben hin die folgd. an jene anzulegen.

Den Maßregeln, die an dem Berge hinziehenden wagerecht gezogenen Akerbeete durch das Errichten eines Böſchungsdammes mit Feldſteinen und das allmählige Aufpflügen der Erdkrume an jenen Böſchungsdamm ganz eben zu machen, kommt nun in den meiſten Fällen die Natur gar trefflich zu Statten, und befördert gerade durch diejenigen Ereigniſſe, die den Bergäkern ſonſt die verderblichſten zu ſeyn pflegen, ihr beſtes Gedeihen. So oft nemlich über einem terraſſirten Bergaker noch eine gewiſſe Fläche urbaren Landes ſich gegen den Gipfel des Hügels oder Berges erſtrekt, kann man darauf rechnen, daß bei heftigen Regengüſſen eine Menge des feinſten, beſten Erdreichs ſich vor jenem Böſchungsdamme anſezen, und, wenn der Steindamm auch Anfangs um 6 — 8 Zoll über die anſtoßende Erdkrume hervorragen ſollte, dieſen Raum ausfüllen und folglich den noch niedrigen Streifen erhöhen werde. Dieſen Vortheil hatte ich nun bei allen meinen neuen Terraſſen, und ſehr heftige Fluthen mußten zufälliger Weiſe jenes Auffangen der beſten Akererde, welche außerdem in die größte Ferne hin wäre fortgeführt worden, auf das Stärkſte befördern, ſo daß nicht etwa 6 — 8 maliges Pflügen nöthig war, um den Beeten die erforderliche Ebene zu geben, ſondern daß ſchon nach 3maligen Pflügen die vollkommene Terraſſenform hergeſtellt war, größtentheils in Folge der Beihilfe der Natur, welcher nur die Kunſt vorgearbeitet hatte. Doch nicht allein vor dem Böſchungsdamme ſammelte ſich die gute Erde von

Digitized by Google

fremden Feldern, auch in dem Auffanggraben, den ich an der höchſten Grenzlinie meiner Bergäker gezogen hatte, um die Gewalt des Fluthwaſſers zu mäßigen, oder dieſes Waſſer ganz abzuleiten, wenn es verderblich für die Saaten würde, denn bei dem einen der terraſſirten Bergäker kommt eine Fluth von einer abgerundeten abhängigen Fläche, die in gerader Linie gegen 500 Schuhe bis zum Kamm des Berges beträgt, mit einer ſo heftigen Gewalt herabgeſtürzt, daß vormals jederzeit eine Menge Feldſteine auf den Aker geführt wurden. Dieſe Steine bleiben nun jezt in dem Auffanggraben hängen, zugleich aber auch und vorzugsweiſe die feine Erde, die aus dem Waſſer, welches einige Zeit in den Graben verweilt, ſich niederſchlägt und abſezt. Nach jeder Fluth ließ ich die Steine ausheben und zur Erhöhung des Grabendammes, der mir noch nicht hoch genug iſt, verwenden; die feine Erde aber wird auf die niedrigen Streifen derjenigen Terraſſen gebracht, die noch zur Zeit allzu arm an fruchtbarer Akerkrume ſind.

Es iſt hier zu bemerken, daß man, wenn das Waſſer dem Aker ſo viele gute Erde zuführt, nicht ſo ängſtlich mit dem Abräumen und Ausheben der Feldſteine in der Nähe des Böſchungsdammes zu ſeyn braucht, denn, da bald der Pflug ſo viele Erde von der Höhe auf jenen Streifen bringt, welche das Fluthwaſſer ſodann vermehrt, daß die Steine, die Anfangs auf der Oberfläche waren, nun mehr tief begraben werden unter der guten Krume; ſo trifft ſpäterhin, ſo lange die Terraſſe in ihrem Zuſtande bleibt, die Pflugſchar niemals wieder einen Stein; nur vom höhern Streifen werden eine bedeutende Zeit hindurch immer nach jedem Pflügen einige neue Steine empor gearbeitet werden, die ſogleich wieder auf den Böſchungsdamm gebarkt werden, um denſelben zu verſtärken und zu erhöhen.

Da einige meiner Bergäker eines ſehr langen Auffanggrabens bedurften, ſo vermuthete ich gleich Anfangs, daß er nicht im Stande ſeyn würde, die Waſſermaſſe, die ſich bei Regengüſſen und beim Thauwetter in denſelben ergoß, regelmäßig abzuführen, oder breit und allgemach über ſeinen Rand und dann über die Terraſſen-Fläche zu leiten, ſondern daß das Waſſer, wenn es nun in dem Graben ſo geſpannt wäre, den Damm durchreiſſen und die gute Erde der Terraſſen ausſpülen würde. Ich ließ deßwegen gleich nach der Saat des Winterweizens eine Menge Rinnengräben quer über die Terraſſen nach dem Böſchungs-Damme hin, machen, und in dem Auffanggraben-Damme einige Vertiefungen anbringen, an der Stelle, wo jene Rinnengräben an den Graben anſtießen. Dieſes hatte den beſten Erfolg. Im nächſten Frühjahre ging der Schnee ſehr ſchnell in Waſſer über, der Boden unter der Schneedeke war bekanntlich in jenem Winter (1826—1827) froſtfrei und mild geblieben, und das Schneewaſſer hatte gleich Anfangs mit ſeinem Schlamme den Auffanggraben zum Theile ausgefüllt, und würde bald den Grabendamm überſtiegen und Verwüſtungen auf dem Aker angerichtet haben; allein die Fluth fand ihre Ableitung in jenen Vertiefungen, eilte in den Rinngräben fort und verlor ſich in den Steinen des unterſten Böſchungs-Dammes, um ſich auf die tiefer liegenden Felder zu ſtürzen. Als ich daher einen Tag nach dem Thauwetter meine Aeker beſuchte, fand ich den Weizen unverſehrt, und das nunmehr klare, unfruchtbare Waſſer, was noch von einzelnen Schnee-Maſſen und aus den höhern Floßgräben herabkam, nahm ſeinen Weg vor den Saaten vorbei. Bei dieſer Gelegenheit fand ich, wie nüzlich ein Auffanggraben im Winter und Frühlinge für die Winterſaaten iſt. Gewöhnlich ſammeln ſich nemlich hie und da an Bergen größere Schneemaſſen, beſonders da, wo Geſträuche wachſen oder Schluchten und daneben Erhöhungen ſind. Dieſe Maſſen bleiben zum Theile liegen, wenn beim Thauwetter der übrige Schnee verſchmilzt; auf das Thauwetter folgen meiſtens neue Fröſte, die jene Schnee-Maſſe in eine Art Eismaſſe verwandeln, welche nur zu ſchmelzen pflegt, wenn die Mittags- u. Abend-Sonne darauf ſcheint; das Eiswaſſer ſeigert allmählig an die zarten Roggen- und Weizenpflanzen der tiefer liegenden Aeker, des Nachts verwandelt der Froſt dieſes Waſſer in Eis, welches, wenn es mehrmals wiederholt wird, endlich jene Pflänzchen zerſtört. Der Auffanggraben verhinderte dieſes, indem er einen ſehr nüzlichen Abſchnitt machte zwiſchen jenen Schneelagern und dem eigentlichen Akerfelde. Da durch das Schnee- und

Digitized by Google

Regenfluthwaſſer Anfangs ſehr viele fruchtbare Stoffe waren abgeſezt, und der Graben zum Theile wieder etwas angefüllt worden war; ſo konnte die gute Erde bei trokener Witterung ausgehoben, und auf dem Grabendamme aufgeſezt werden, um einſt nach der Weizenernte zur Verbeßerung derjenigen Stellen in den Terraſſen, die noch zu flach und ſeicht und von Krume entblößt waren, zu dienen. Der Weizen wuchs nun zu allgemeiner Bewunderung, daß ſo ſchnell eine Wüſte in das beßte Land umgeſchaffen worden ſey, auf das Schönſte empor, ungeſtört von den wiederholten Fluthgewäſſern, welche im Frühjahre auf andern Aekern die Erde ausſpülten, und von auffallend friſcherem und grünerem Anſehen, als der Weizen derjenigen Nachbarn, welche die gewöhnliche einfache Art der Feldbeſtellung angewendet hatten. Einer derſelben, ein Pächter, hatte einen benachbarten Aker von jeher für ſeinen Weizenbau mit Strohmiſt und überdieß noch mit reichlichem Pferdedünger verſehen, alſo einen ganz ungemeinen Aufwand auch in dem vorigen Jahre auf ſeinen Aker gemacht, und doch konnte ſein Weizen ſich mit dem meinigen nur auf der unterſten beßten Terraſſe meſſen. Ohne Zweifel trug ſehr viel zu dieſem guten Stande meiner Frucht bei: erſtens die ebene Oberfläche der Terraſſen, die bei jedem Regen auch dem ſchwächeren oder ſchnell vorübergehenden zum Aufnehmen und Einſaugen der Feuchtigkeit viel beitrug, in dem das Regenwaſſer nicht ausweichen oder abſchießen konnte, ſondern ſich in dem feinen Boden einziehen mußte; dann zweitens, die Vertiefungen des Auffangrabens; denn gegen den Sommer hin hatte ich die Einſchnitte und Mündungen der Auffanggräben mit der Erde aus dem Graben und darüber gelegten Feldſteinen ausfüllen und von Raum zu Raum im Graben ſelbſt kleine Scheidewände aufwerfen laſſen, ſo daß der lange Graben in eine Menge von Gruben verwandelt worden war. Wenn ſich Regen einſtellte, ſo ſammelte ſich in denſelben Waſſer, welches unvermerkt den unmittelbar darunter liegenden Terraſſen wohl zu Statten kam, als gegen das Ende des Juni und im Juli, wo der Weizen blühte, Körner bildete und reifte, alſo noch den ſtärkſten Kraftaufwand machte, Trokenheit und Hize eintrat, und auf den abſchüſſigen Aekern der Nachbarn bald jede Spur von Feuchtigkeit verſchwunden war und der Halm bald Mangel litt und magere Körner hervorbrachte. Als es zur Ernte kam, konnten meine Schnitter weit tiefer am Boden die Halme abſchneiden und kürzere Stoppeln laſſen, da hingegen auf dem Akerfelde des Pächters, wo ungeheure Steine liegen, die Schnitter eine weit beſchwerlichere Arbeit hatten, und hohe Stoppeln ſtehen laſſen mußten. Als die Garben gebunden waren, fand ſich, daß der Weizen ſo dicht geſtanden hatte, und ſo grobhalmig war, daß ſo viele Haufen und Schoke gebunden wurden, als auf einer gleichen Fläche in der Tiefe, nemlich auf 60 Pfund Ausſaat 45 Garben; von 10 Garben mit langem derben Strohe erhielt ich 75 Pfund Weizen und 3 hieſige Maße, von denen 4 einen Centner oder 108—112 Pfund wiegen, je nachdem die Frucht derb oder leicht und mager iſt. Die dicht ſtehenden Stoppeln aber, die nun bald untergepflügt werden ſollten, verſprechen für die künftige Lenzſaat eine gute Düngung. Auch konnte man es wagen, auf dieſen Terraſſen den Boden nach der Ernte zu felgen oder zu rühren, was ſonſt im Herbſte an Abhängen nicht rathſam iſt, weil Fluthregen im Herbſte und im Winter, oder die Thaugewäſſer im Frühjahre das beſte Erdreich abſchwemmen würden. Eine noch größere Empfehlung aber erhält die Terraſſirung bei der Lenzfrucht, welche an den Bergen, von welchen hier die Rede iſt, der Haſer zu ſeyn pflegt. Bei den abſchüſſigen Feldern, die man in ihrem alten Zuſtande, nemlich bedekt mit Steinen und abhängig gelaſſen hat, erhält ſich durch die kurze Zeit hin, in welcher der Weizen wächſt und reift, einiger Düngſtoff von dem Miſte, welchen man auf den Aker geführt, oder von der Pferchbefruchtung, die man demſelben gegeben hatte; aber zur Zeit, wenn nun der Haſer auf dieſen Flächen wachſen ſoll, iſt Alles verſchwunden, indem das Regenwaſſer die Humustheile ausgeſpült und in die Tiefe fortgeführt hat; bei den Terraſſen hingegen ſind nicht allein jene Dungtheile geblieben, ſondern ſind auch noch meiſtens durch feine Erde aus höhern fremden Feldern, die in den Schlamm- und Auffanggräben aufge-

ſammelt wurden, vermehrt worden. Anfangs ſahen zwar immer, gleich nach dem Aufgehen der Lenzſaat, die abhängigen Felder ſo ſchön aus, wie meine terraſſirten, allein im Sommer, beſonders in der zweiten Hälfte desſelben, wenn nun die Hize und Dürre eintraten, da vergingen die Haferpflänzchen an den ſteilſten Bezirken der Berg-Aeker; aber die meinigen erhielten ſich in ihrer Kraft und grünen Farbe, und lieferten den Ertrag, den man in der Tiefe zu haben pflegt. Vorzüglich bei dieſer Frucht iſt der Mangel an Feuchtigkeit, die an hohen, der Sonne ausgeſezten Bergen ſo verderblich iſt, an abſchüſſigen Stellen ſehr bemerkbar und auffallend. Dieſer große Mangel findet ſich aber nie bei zwekmäßig eingerichteten Terraſſen in der Maſſe ein, daß die Gewächſe ganz vergehen oder verkümmern ſollten. Da in meiner Gegend der Hafer mit der Senſe abgemähet wird, ſo iſt nach meiner Erfahrung die Leichtigkeit, den Hafer tief am Boden wegnehmen zu können, von großem Vortheile für den Landwirth, der dadurch weit mehr Futterſtroh für den Winter gewinnt, während dem auf den gewöhnlichen mit großen Steinen überdekten Bergfeldern oft nur die Halm-Spizen nebſt den Riſpen von der Senſe können ergriffen, und in Schwaden hingelegt werden.

Die Verſuche, die ich auf ſolchen Terraſſen mit Kartoffeln und Erdbirnen gemacht, haben mir gezeigt, daß auch dieſen Gewächſen, von denen das erſte dermalen das vorzüglichſte Nahrungsmittel der Bewohner bergiger Landſchaften iſt, ein terraſſirter Bergaker vorzüglich angemeſſen ſey. Insbeſondere die Erdbirne (Topinambour) erhält ſich ſehr gut an ſolchen Anhöhen, welche bisweilen lange an Trokenheit leiden, und, da ſie härter iſt gegen den Froſt, als die Kartoffeln, ſo kann man die Früchte (Birnen oder Knollen), die man vielleicht nicht im Herbſte aus der Erde zu nehmen Zeit und Gelegenheit hatte, im Winter liegen laſſen, und beim Ausnehmen derſelben im Frühjahre, nur die kleinſten im Boden ſteken laſſen, welche ſich ſogleich anwurzeln und Keime aus ihren Augen treiben, deren Blätter und Stengel nicht ſo leicht erfrieren, wie das Kartoffelkraut.

(Schluß folgt.)

Loudon und Gellert.

Zu Ende des ſiebenjährigen Krieges beſuchte Loudon, damals zum Feldzeugmeiſter emporgeſtiegen, das Karlsbad, um ſich von den Mühſeligkeiten vieler Feldzüge wieder zu erholen. Hier lernte der liebenswürdige Gellert den großen Feldherrn kennen, und Folgendes iſt die Schilderung die er davon machte. „Eine meiner erſten und liebſten Bekanntſchaften" (ſo ſchrieb Gellert) „war General Loudon, ein Mann von beſonderem Charakter; ernſt, beſcheiden, halb traurig, faſt wie ich; der wenig redete, faſt wie ich, aber richtig und wahr redete; nichts von ſeinen Thaten, wenig vom Kriege ſprach; der aufmerkſam zuhörte, und in ſeinem ganzen Betragen, in ſeiner Art ſich zu kleiden, eben die gefällige Einfalt und Anſtändigkeit zeigte, die in ſeinen Reden herrſchte. Er iſt nicht groß von Perſon, aber wohlgewachſen, hager, aber weniger als ich, und hat nachſinnende, tief im Kopfe eingeſchloſſene, lichtgraue Augen, oder wohl auch bläuliche, faſt wie ich. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich, und vielleicht war meine traurige Miene Schuld daran. „O!" ſagte er einmal zu mir, als er mich in der Allee fand, „ich käme oft gerne zu Ihnen, aber ich fürchte mich; ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen." – Ein andermal fing er an: „Sagen Sie mir nur, Herr Profeſſor, wie es möglich iſt, daß Sie ſo viele Bücher haben ſchreiben können, und ſo viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie ſo anſehe." — „Das will ich Ihnen wohl ſagen," antwortete ich. „Aber ſagen Sie mir erſt, Herr General, wie es möglich iſt, daß Sie die Schlacht bei Kunnersdorf haben gewinnen und das feſte Schweidniz in Einer Nacht haben einnehmen können? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie ſo anſehe." — Damals hab' ich ihn das erſte Mal recht herzlich lachen ſehen; ſonſt lächelte er nur. Er hatte ſich genau nach meinem Geſchmake erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tiſche, als wenn er allein war, ließ meiſtens weiche Speiſen zubereiten, ließ meinen eigenen Wein kommen, ließ mich bald nach der Tafel gehen; kurz: er nahm meinen Willen faſt

Digitized by Google

ganz an. Ich habe aus ſeinem Munde nichts, als Gutes gehört, und immer gemerkt, daß er religiös war. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufſezen; denn das war ſeine Klage, daß er nicht ſtudirt habe. Aber in der That erſezte ſein natürlich ſcharfer Verſtand und ſeine große Aufmerkſamkeit auf Alles, bei ihm den Mangel der Wiſſenſchaften. Ueberdieß liest er auch gerne. „Was gebe ich Ihnen denn," fing er einmal an, „das Ihnen lieb iſt? Ich möchte es wohl gerne wiſſen." „Herr General," antwortete ich, „und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das iſt mir in meinen jezigen Umſtänden gleichgültig." Unſer Abſchied war ſehr kurz. „Was ich Ihnen geſagt habe," ſprach er, „das behalten Sie auf Ihrem Gewiſſen. Leben Sie wohl. Ich werde an Sie ſchreiben." — „Leben Sie auch wohl, liebſter Herr General! Gott beſchüze Sie und ſegne Ihr Leben!"

Für Kinder-Erzieher.

In einem öffentlichen Blatte war die Frage aufgeworfen worden: „Durch welche unterhaltende und zugleich den Geiſt bildende Spiele kann man, beſonders in den Wintertagen, Kinder von 6 bis 9 Jahren beſchäftigen?" Unſtreitig iſt dieſe Frage wichtig, wenn man dabei von den damit verbundenen Bedingniſſen, und zugleich von der Wahrheit ausgeht, daß es Herzens- und Verſtandes-Pflicht des Erziehers iſt, den Kindern ihr ſchönes heiteres Lebens-Alter recht froh zu machen, und doch auch die Entwiklung ihrer Geiſteskräfte, nach Maaßgabe derſelben, zu befördern. Wer dieß überſehen zu dürfen glaubt, der verfährt freilich am Kürzeſten, wenn er ſeine Kinder recht frühzeitig und ſchlechtweg, fleißig zur Schule anhält, und was dieſe an Zeit übrig läßt, zu Hauſe wegdespotiſirt; nur iſt dieſe kürzeſte Methode, wie aus der Natur des Kindes-Alters erhellt, nicht die menſchlichſte, und wie die Erfahrung lehrt, nicht die zwekmäßigſte. Vernünftige Kinderfreunde ſind, wie billig, beſſer geſinnt. Einer derſelben ſchlägt deßhalb folgende Spiele und Thätigkeits-Aeußerungen vor: 1.) Bauſpiele. Man läßt durch einen Zimmermann ſaubere Modelle von Häuſern, Thürmen, Brüken ꝛc. verfertigen. Dieſe werden in ihre einzelnen Theile aufgelöst, und den Kindern zum Zuſammenſezen und Wieder-Aufbauen übergeben. Oder man beſorgt bei einem Tiſchler eine beträchtliche Anzahl hölzener Steine von Erlen- oder Linden Holz, einige einen Zoll ins Gevierte, andere noch einmal ſo lang, als breit, alle ¼ Zoll ſtark. Mit dieſen Steinen können Kinder bei einiger Anleitung mancherlei Figuren bauen, und außerdem, daß ihre Selbſtthätigkeit durch dieſe Spiele unterhalten wird, entwikeln ſich in ihnen Ideen von Ebenmaß, von Verhältniß, von Feſtigkeit, von Kraft und Laſt. 2.) Papp- und Papier Arbeiten, wozu Blaſche und Rokſtroh ſo ſchöne Anleitungen gegeben haben; oder wenn dieſe Arbeiten für Kinder von dem erwähnten Alter noch mit einigen Schwierigkeiten verbunden ſeyn ſollten, ſo können ſie blos mit der Scheere, die ſie umgebenden Gegenſtände, als Thiere, Möbeln ꝛc. in Papier ausſchneiden. Mögen auch die erſten Verſuche noch ſo unvollkommen ſeyn, ſo wird doch ihre Thätigkeit unterhalten, ihr Nachdenken geübt, und vielleicht auf dieſem Wege manches ſchlummernde Talent gewekt. 3.) Zeichnen, und zwar, wenigſtens Anfangs, bloß auf der Schiefertafel, die einfachſten mathematiſchen Figuren, ſenkrechte und horizontale Linien, Diagonalen, Parallellinien, Dreieke, Rechteke, Zirkel, Ovale. Wie lange können ſich Kinder damit beſchäftigen, ehe ſie dieſe Figuren, aus freier Hand, mit einiger Vollkommenheit zu zeichnen im Stande ſind! aber wie ungemein nüzlich und eingreifend in ihr ganzes künftiges Leben iſt dieſe kleine Beſchäftigung! (Was den lezteren dieſer 3 Punkte betrifft, ſo empfiehlt ſich derſelbe jedem nachdenkenden Erzieher von ſelbſt. Durchgängig ſollte man im erſten Kinder Unterrichte anſtatt des Schreibens mit dem Zeichnen den Anfang machen. Jenes ermüdet die Kinder ohne ihren Geiſt zu beſchäftigen, lezteres hingegen bildet das Anſchauungs Vermögen auf eine eben ſo angenehme, als manigfaltige, von den fruchtbarſten Folgen begleitete Weiſe. Ueberhaupt ſollte man bei dem Kinder-Unterrichte die formale Bildung wenigſtens eben ſo hoch, als die materielle Bereicherung durch Kenntniſſe, an-

Digitized by Google

ſchlagen. Der Nuzen von lezteren liegt zwar offenbarer und näher vor den Augen, aber ſeine Anwendung wird ſchlechterdings nur durch erſtere möglich. Was nüzen z. B. Reichthümer, wenn man ſie nicht richtig zu gebrauchen verſteht? Was nüzen Kenntniſſe ohne die Fähigkeit und Geſchiklichkeit, ſie gehörig anzuwenden? Obenangezeigte Werke ſind: 1.) „B. H. Blaſche: der Papp-Arbeiter, oder Anleitung in Pappe zu arbeiten. 1811. 4te Auflage.“ 2.) „Rockſtroh, Anweiſung zum Modelliren aus Papier. 1802.“ „Eben derſelbe; die Kunſt, mancherlei Gegenſtände aus Papier zu formen. 1810.“)

Rechts-Denkwürdigkeit.

Bekanntlich werden in England die 12 Geſchwornen der Jury, Behufs ihres Ausſpruches, zur Uebereinſtimmung gezwungen, indem man ſie nach der gerichtlichen Verhandlung, ohne Feuer und Licht, ohne Speiſe und Trank, ſo lange zuſammen einſchließt, bis ſie einig ſind. Sollte Einer während dieſer Zeit ſterben, ſo iſt das Verfahren nichtig, und von Vorne anzufangen. Da geſchieht es denn oft, daß, wer am Längſten hungern kann, die anderen nöthigt, ihm beizutreten; und ſo ereignen ſich dann ſehr grobe Menſchlichkeiten. Ein ganz neuerlicher Fall ſolcher Art war folgender: Die Geſellſchaft zur Abſtellung der Bettelei in London hatte gegen die Herausgeber der Ztg. „the Times“ eine Libellklage angeſtellt. Die Sache kam zur Entſcheidung der Jury; zehn der Geſchwornen wollten auf 300 Pf. St. Entſchädigung erkennen, aber zwei erklärten, ſie würden eher verhungern, ehe ſie mehr als einen Heller zugeſtänden. Als die Eſſenszeit herankam, brach eine wahre Verzweiflung aus, zumal da zwei ihres höhern Alters wegen etwas ſpaniſchen Wein und Butterſchnitte bekamen, wodurch der Appetit der anderen noch mehr gereizt wurde. Einer der Geſchwornen, welcher bei ſeinem Schwiegervater, dem präſidirenden Richter, zu Tiſche gebeten war, gab ſich beſonders die größte Mühe, die beiden Widerſpenſtigen zur Nachgiebigkeit zu bewegen, aber vergeblich. Er wurde wüthend, beſonders um Mitternacht; er wollte den Widerſprechenden zu Leibe gehen; er erklärte gegen Morgen, daß er toll werden würde, zerſchlug ein Fenſter und verſuchte herauszuſpringen, wurde aber zurükgehalten. Endlich trugen die beiden Hartnäkigen doch den Sieg davon. — Vor mehreren Jahren ereignete ſich Folgendes: Zwei Menſchen ſchlugen ſich auf dem Felde, und Mehrere hatten dieß geſehen. Bald darnach wurde der Eine todt gefunden; neben ihm lag eine Miſtgabel, die dem andern gehörte; ſie paßte genau in die Wunde des Erſchlagenen, und man zweifelte nicht, daß Jener der Mörder ſey. Es wurde ihm der Prozeß gemacht. Eilf Geſchworne erklärten ihn für ſchuldig, aber der Zwölfte ließ ſich nicht bewegen, ihnen beizuſtimmen, und er zwang endlich die übrigen durch den Hunger, ebenfalls den Angeklagten loszuſprechen; denn — er ſelbſt war der Thäter. Jener hatte die Miſtgabel fallen laſſen; gleich darauf ward er ſelbſt mit dem Erſchlagenen in Streit verwikelt; er wurde von ihm angefallen, nahm die Miſtgabel zu ſeiner Gegenwehr, und hatte das Unglük, den Angreifer gegen ſeine Abſicht zu tödten. Er ſuchte nun unter die Geſchwornen zukommen, weil ihm dieß das einzige Mittel ſchien, den unſchuldig Angeklagten ohne eigene Lebensgefahr zu retten, und es gelang ihm, wie man ſieht.

Ankündigung

für die Titl Herren Diſtrikts- und Lokal-Schul-Inſpektoren, ſo wie für die Herren Lehrer, ein Büchlein zur Ertheilung des Unterrichtes in der bayeriſchen Geographie betreffend.

Nach dem Lehrplane für die Volksſchulen in Bayern ſoll in den Elementarſchulen auch Unterricht in der Erdebeſchreibung ertheilet werden, welcher zunächſt die feſten und flüßigen Theile der Erde, den Geſichtskreis, die Verſchiedenheit des Klimas, die Lage des Wohnortes, die alte und neue Welt, die Haupttheile der Erde, Bayerns Lage, Städte, Flüſſe ꝛc.; dann Deutſchlands Figur, Flüſſe, Seen ꝛc. Europa, deſſen Hauptländer, Hauptſtädte ꝛc. umfaſſen ſoll.

„Das Vaterland, heißt es daſelbſt, Seite 66, §7, ſey bei dem Unterrichte in der Geo-

graphie der Hauptpunkt, von dem der Lehrer ausgehen, und auf den er immer wieder zurükkehren ſoll. Im **Vaterlande** ſoll der bei Weitem gröſste Theil unſerrr Jugend leben, handeln und glüklich ſeyn. Das **Vaterland** und deſſen Vorzüge lerne ſie alſo vor allen übrigen, und **beſſer**, als alle übrigen Länder der Erde kennen, ſchäzen und lieben.''

Dieſe allerhöchſte Forderung, und zugleich die muthmaßliche Möglichkeit der Leiſtungen unſerer Schuljugend ins Auge faſſend, ſo wie den Mangel eines geeigneten, **wohlfeilen** Lehrbuches der vaterländiſchen Geographie hart fühlend, beſtimmte mich, ein ſolches Büchlein unter dem Titel: **Beitrag zur Erlernung der vaterländiſchen Geographie** ꝛc., 4 Bogen ſtark, in Fragen und Antworten abzufaſſen, und es dem Druke zu übergeben.

In München hat dieſes Werkchen dadurch ſeine Würdigung erhalten, daß es gleich nach ſeiner Erſcheinung in den 3ten Kurſen der Elementarſchulen eingeführt, und als **ſehr brauchbar** befunden wurde; auch iſt die erſte 1,500 Exemplare ſtarke Auflage in der kurzen Zeit von 2 Jahren ganz vergriffen, ohne daß dieſes Werkchen in den Buchhandel gekommen iſt, oder in allen Kreiſen bekannt geworden wäre, was mich glauben läßt, daß ich die mir geſtellte Aufgabe **nicht unglüklich gelöſet habe**.

Eine neue, unveränderte Ausgabe dieſes Schulſchriftchens iſt als 2te Auflage bereits unter der Preſſe, und wird, bis gegenwärtige Ankündigung erſcheint, gewiß fertig ſeyn. — Ich ließ dieſes Werkchen zuförderſt **für mich** druken, um bei Ertheilung des Geographie-Unterrichtes des läſtigen, zeitraubendes Diktirens enthoben zu ſeyn; und nur den Aufforderungen meiner Herren Amts-Brüder mich fügend, dann — weil für Volks Elementarſchulen kein einziges, ſo **wohlfeiles**, dennoch genügend — **vollſtändiges** und **paſſendes** Büchchen vorhanden iſt, erlaube ich mir hier die öffentliche Anzeige desſelben, — bemerkend, daß es Alles enthält, was (und vielleicht etwas **mehr**, als) der Lehrplan fordert. Weiß der Elementarſchüler das, ſo hat er als **ſolcher** genug gelernt. —

Dieſes Büchchen gehört übrigens nicht für die Lehrer, ſondern für die **Schule**; jenem iſt Wöſtermayers oder Kammerers Geographie zu empfehlen, für dieſe — ſind **alle** andern Werke der Art **zu** weitläufig **und zu theuer**.

Beigefügt iſt demſelben ein kurzer, zwekmäßiger »**Anhang aus der bayeriſchen Geſchichte**'' von X. Schreiner, Lehrer an der Peterspfarrſchule in München, 1 Bogen ſtark. — Unter portofreier Zuſendung des Betrages koſtet das Duzend dieſes 5 Bogen ſtarken, **gebundenen** Büchleins *) 1 fl. 36 kr. und iſt zu haben bei dem Verfaſſer

München am 11ten Oktober 1830

Andrä Widl,
Lehrer an der Peterspfarr-Schule
wohnt im Eiſen-Händler-Hauſe
in der Sendlingerſtraße
Nro: 980.

Dienſtgeſuch.

Ein quiescirter Staatsdiener, mit einem Penſionsgehalte von 800 fl., noch in dem beßten Alter, und vielſeitig gebildet, wünſcht unter ſehr billigen Bedingniſſen die Ueberkommung einer Gerichtshalterſtelle, Renten- oder Dekonomie-Verwaltung.

Nähere Auskunft auf portofreie Briefe ertheilt die Redaction der Bauernzeitung.

*) Allenfalls auch für die **erſten** Lateinklaſſen in kleineren Städten geeignet.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben

Verantwortlicher Redakteur: M. **Waldhauſer**. — Eigenthümer und Verleger: J. C. **Fürſt**. —

Digitized by Google

Nro. 43. Den 26. Oktober 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Die Wälder wirken fruchtbar auf die Erde,
Drum ſorget auch, daß Wald erhalten werde.

Inhalt: Wichtigkeit der Wälder in Beziehung auf die Fruchtbarkeit des Bodens. — B, oder Schwägl der Thorſchreiber. — Der ſchöne Lohn. — Gedanken-Zunder. — Frauendorf.

Wichtigkeit der Wälder in Beziehung auf die Fruchtbarkeit des Bodens.

Die Wälder tragen durch eine dreifache Wirkung bei, die Fruchtbarkeit des Bodens zu erhalten, zu vermehren und herbeizuführen. Sie erhalten ſie durch die Widerſtandskraft ihrer Maſſe, welche ſich dem Herabſinken der Bergabhänge, der Fortrükung der Dünen, dem Wegſchwemmen der Dammerde, den Eingriffen der Wellen des Oceans und des Sandes der Wüſten widerſezt; ſie vermehren ſie durch ihren kräftigen Einfluß auf die atmosphäriſchen Urſachen der Fruchtbarkeit; ſie führen ſie herbei, indem ſie durch ihren Detritus (umwandelnde Einwirkung) auf einem ſteinigten Boden die Erde bilden, welche die Wiege der Pflanzen iſt, von denen der Menſch lebt.

1. In gebirgigten Ländern werden nach der Zerſtörung der Wälder der Höhen die Bewohner ſehr bald für ihre Unvorſichtigkeit beſtraft: Verheerende Bergſtürze drohen den Thälern, der Regen ſchwemmt die Dammerde von den oberen Regionen herab, die von Vegetation entblößt, aufhören, auf die Dünſte der Atmosphäre zu wirken, und die Ebenen zu bewäſſern. Die Wälder der Küſten ſind nicht weniger nüzlich; durch ihre Wurzeln verbinden ſie Sand und angeſchwemmtes Land, und verhindern, daß ſie von Winden oder Wellen fortgeſchwemmt werden. Die Wälder an der See in der heißen Zonne ſind von der Natur gebildete Dämme, um die Wogen zurükzuhalten, das Beken des Meeres einzuſchränken, den von den Flüſſen herabgeſchwemmten Schlamm aufzuhalten und aus der See neue Länder hervorzuheben, wie Guyana, das Delta des Ganges und die Ebenen des Miſſiſipyi. Ein Gürtel von Palmen vertheidigt die fruchtbaren Ufer des Nilthals gegen den Sand Lybiens, und der Widerſtand dieſes Gürtels reicht hin, das Reich des Akerbaues gegen den Einbruch, von dem es durch die beweglichen Dünen, die die Winde vor ſich her treiben, bedroht wird, zu ſchüzen. Durch Baumpflanzungen endlich iſt es ſeit wenigen Jahren gelungen, die ſandigen Heiden, die den Gascogniſchen Meerbuſen umgeben, zu befeſtigen, und auf dieſe Art das Fundament einer Fruchtbarkeit zu legen, die ihnen für immer verſagt ſchien.

2. Durch ihren Einfluß auf die Atmosphäre vermehren die Wälder die Fruchtbarkeit der in ihrer Wirkungsſphäre liegenden Länder ſehr bedeutend; ſie ziehen die Wolken an, und halten ſie auf den Höhen feſt; ſie erhalten von ihnen reichliche Regen, die die Felder befeuchten, die Quellen erhalten und die Gewäſſer der Flüſſe anſchwellen; ſie ſchwächen die Urſachen des häufigen Wechſels des Clima's, und bringen eine größere Gleichmäßigkeit in ihre Wirkungen, wodurch die hohen, den Produkten der Erde ſo verderblichen Kälte- und Wärme-Grade der Jahrszeiten gehoben werden. Sie ſtimmen die Temperatur herab durch die Feuchtigkeit, die ſie verbreiten, und durch die Beſchaffenheit der Flächen, die ſie den Sonnenſtrahlen darbieten. Dieſe leztere Wirkung iſt vortheilhaft oder ſchädlich, je nach ihrer Lage und beſonders nach ihrer Entfernung vom Aequator. Zwiſchen den Wendekreiſen iſt die Verminderung der Wärme durch die Nähe der Wälder eine unſchäzbare Wohlthat; in den gemäßigten Climaten beſchränkt dieſe Herabſtimmung der Temperatur im Verhältniße ihres Grades den Grad der Fruchtbarkeit des Bodens; ſie beſchränkt die jährliche Dauer derſelben durch Fröſte, die bis zum Anfange des Sommers dauern und mit dem Eintritte des Herbſtes wiederkehren; ſie beſchränkt

Digitized by Google

die Anzahl der Produkte deſſelben, die abnimmt, wie die Breitengrade an Größe zunehmen. Allerdings entſpringt dieſe allmählige Abnahme der Flor eines jeden Landes zunächſt von der geographiſchen Verbreitung der Pflanzen und des Wärme-Stoffes auf der Oberfläche der Erde; allein die Wälder haben eine ähnliche Wirkung, weil durch ihren Einfluß die primitive Temperatur um mehrere Grade herabgeſtimmt werden kann. Wir haben im Vorhergehenden geſehen, daß das Vorhandenſeyn der Wälder, die ein Land bedeken, und daſelbſt eine ungeheure Menge ſtehender und fließender Wäſſer unterhalten, in Vergleichung mit einem Lande, deſſen Wälder zerſtört ſind, einen Unterſchied von 8 Graden in der mittleren Temperatur verurſachen kann: Eine ſo bedeutende Abnahme der atmoſphäriſchen Wärme kann zahlreiche Erſcheinungen im Pflanzenleben verurſachen. Es iſt bekannt, daß in unſern Climaten 1 Grad des Thermometers einer verticalen Höhe von 174 Metern entſpricht; ſchäzt man daher den Einfluß der zerſtreuten Wälder Europa's auf 2° 40', und den der diken Wälder Amerika's auf wenigſtens 5°, ſo iſt ihre Wirkung derjenigen gleich, welche in unſern Gegenden eine Höhe von 435 Metern oder 223 Toiſen, und in der neuen Welt eine Höhe von 870 Metern oder 443 Toiſen haben würde. Nicht allein durch die Herabſtimmung der Temperatur wirken die Wälder auf die Vegetation, und folglich auf die Erzeugung der Pflanzen, die dem Menſchen zur Nahrung dienen, wie die Erhebung des Bodens in der mittleren Region der Atmoſphäre; ſondern ſie haben auch eine gleiche Wirkung wie die Zunahme der Breiten und die geographiſche Lage der Orte: Ein waldbewachſenes Land alſo, deſſen mittlere Temperatur durch den Einfluß der Wälder um 2° 40' niedriger, als diejenige eines unter derſelben Breite liegenden Landes iſt, befindet ſich dadurch in einem gleichen Verhältniße, als wenn es um 2° 24' weiter vom Aequator entfernt wäre, oder als wenn es um 223 Toiſen höher liegt. Man begreift leicht, welchen mächtigen Einfluß ein, ſo zu ſagen künſtliches Klima, das die Wälder einem Lande, welches ſie zum Theil oder ganz bedeken, geben, auf die Fruchtbarkett des Landes, auf die Art, die Beſchaffenheit und die Produkte der Pflanzen deſſelben ausüben müſſe. Dieſer Einfluß iſt vortheilhaft oder ſchädlich, je nachdem er die Hize der Sommer mildert, oder die Strenge der Winter erhöht: Eine Herabſtimmung der mittleren Temperatur um 2½ Grad würde Calabrien das glükliche Clima wiedergeben, deſſen es ſich erfreute als ſich vor 3000 Jahren die Griechen daſelbſt niederließen, eine ähnliche Erhöhung der mittleren Wärme würde Bayern und Ungarn die Vortheile der ſchönen Gegenden Flanderns und Nordfrankreichs verſchaffen. Um dieſe Veränderungen herbeizuführen, müßte nur Großgriechenland durch große Baumpflanzungen die Wälder wieder erhalten, von denen es einſt beſchattet war, und es dürften nur die ſumpfigen Wälder der Ufer der Donau gelichtet, getroknet und in ihrer Ausdehnung auf die Bedürfniſſe der Bevölkerung beſchränkt werden. Durch ihren unmittelbaren Einfluß auf die Temperatur haben die Wälder auſſerordentlich große Wirkungen auf die Fruchtbarkeit der Erde, auf den Ueberfluß oder die Seltenheit ihrer Produkte. Nicht allein die Bäume, die exotiſchen Pflanzen werden durch eine Verminderung der atmoſphäriſchen Wärme aus einem Lande verbannt, oder ſind jeden Winter in Gefahr zu erfriren; es trifft dieſes auch die anſcheinend kräftigſten Nahrungspflanzen, von denen das Volk vorzüglich ſeinen Unterhalt zieht. Ein gelehrter Schotte Naismith hat durch Verſuche die Grade beſtimmt, bei denen die ökonomiſchen Pflanzen vom Froſte leiden. Die Blätter der Kartoffeln leiden im Frühjahre oder im Herbſte, und ihr Wachsthum iſt gehemmt bei — 1° 11'; ihr Stengel leidet und die Wurzel hört auf an Dike zuzunehmen bei — 2° 22'; grüne Erbſen und Gerſte, wenn ihre Körner milchig ſind, verderben bei — 2° 22'; die Bohnen verderben, wenn ſie grün und feucht ſind bei — 2° 78'; der Klee leidet bei — 1° 67', ſeine Ernte iſt im Mai und Juni verloren bei 5°; der Hafer verdirbt, wenn die Körner milchig ſind, bei — 3° 33', und die weißen Rüben leiden in der Erde bei — 13° 33'. Man ſieht ein, daß die mehrſten dieſer Erſcheinungen, welche den Landmann der Früchte ſeiner Arbeit berauben, und die Subſiſtenzmittel des

Digitized by Google

Volkes vermindern, allein durch die Verminderung der Temperatur, welche die Wälder veranlaſſen, hervorgebracht werden können; allein eine Menge anderer Erſcheinungen, welche aus dieſer Temperaturverminderung entſpringen, begünſtigen die Fruchtbarkeit des Bodens und geben nüzliche Produkte. Zwiſchen den Wendekreiſen gibt der Kaffeebaum keine reiche Ernten, wenn er nicht an dem Abhange der Berge gepflanzt iſt und durch große, grüne Heken von Calophyllum Inophyllum (Eugenia jambos L.) gegen die Hize der Sonne geſchüzt wird. Der Cacaobaum ſtirbt ab, wenn ſeine Pflanzungen nicht in der Nachbarſchaft der Wälder liegen, die ihn durch ihren Schatten beſchüzen, und ihm einen feuchten tiefen Boden geben. Eine ähnliche Lage verlangen die zärteren Pflanzen Europas, wenn ſie der Hize der heiſſen Sonne widerſtehen ſollen, und in den Wüſten Afrika's verräth in weiter Ferne eine Gruppe Dattelpalmen dem Reiſenden die Quelle, die ſeinen Durſt löſchen ſoll und die einzigen Nahrungs-Pflanzen, die dieſe traurigen Gegenden hervorzubringen vermögen. Der Zerſtörung der Wälder ſind die auffallenden Veränderungen zuzuſchreiben, welche ſowohl Länder uns unkennbar machen, die einſt wegen der Fruchtbarkeit ihres Bodens berühmt waren, als auch Gegenden, in denen man nichts mehr von der wilden Rauhheit bemerkt, die vordem den Anbau nuzbarer Pflanzen unmöglich machte. Die Fruchtbarkeit der Abhänge des Atlas, wo einſt der Garten der Hesperiden lag, iſt mit ihren Wäldern und Wäſſern verſchwunden. Die glüklichen Inſeln des Alterthums ſind jezt ihrer Haine beraubt, und bieten nur dürre Felder dar. Die Capverdiſchen Inſeln, deren Wälder man verbraucht hat, zeigen allenthalben nakte, brennende Felſen; ein Jahrhundert hat hingereicht, die Wälder der kalkigen Antillen zu erſchöpfen, ihre Gebirge zu entblößen, ihre Quellen und Regen zu troknen, verderbliche Trokenheit zu veranlaſſen und ihren Ruin vorzubereiten. Allein dieſelbe Urſache hat auch die neu bewohnten Gegenden verbeſſert und hat ſie zum Aufenthalte der Menſchen geſchikter gemacht. Die Seine hat aufgehört jährlich zuzufrieren, wie zur Zeit des Kaiſers Julian. Die ſchmuzigen Thiere, welche nach Strabos Bericht in den Burgundiſchen Sümpfen aufgezogen wurden, haben den reichen Ernten des Weinſtoks Plaz gemacht; die Dauphiné iſt nicht mehr, wie unter der römiſchen Herrſchaft die äußerſte Grenze der Rebe; der Mais wird geerntet auſſerhalb der ſpaniſchen und italieniſchen Halbinſel, deren Grenzen er nicht überſchreiten zu können ſchien; die Olive iſt nicht auf Griechenland und die römiſchen Länder beſchränkt geblieben; endlich das in dem Verhältniße, wie die Wälder der vereinigten Staaten lichter werden, ſich mildernde Clima Nord-Amerika's ſieht täglich die aus unſerer Hemiſphäre gebrachten vegetabiliſchen Produkte ſich vervollkommnen, die Anfangs hartnäkig verweigert hatten, den feuchten, kalten Boden dieſer waldigten Gegenden zu bewohnen.

3. Die Wälder üben durch ihren Einfluß auf die atmosphäriſchen Lebensbedingungen der Pflanzen eine mächtige Wirkung auf die Fruchtbarkeit der Länder; aber ſie wirken auf eine noch direktere Art, indem ſie den Boden, der die Pflanzen nährt, ganz bilden. Die kieſeligte, thonigte oder kalkigte Erde, welche die verwitternden Felſen liefern, gibt ohne Zweifel ein vortheilhaftes Beet für die Pflanzen ab; indem ſie den Gaſen, der Feuchtigkeit, der Elektricität den Zutritt verſtattet, gibt ſie ihren Wurzeln die nothwendige Nahrung, und die von den Blättern abſorbirten Ausdünſtungen ihrer Oberfläche ſind ein anderes Unterhaltsmittel für ſie; allein es iſt doch allein, oder faſt allein die aus den Abfällen der Hölzer gebildete Dammerde, in der die Pflanzen ihren natürlichen Dünger finden, der durch eine ſchnelle Aſſimilation (Aufnahme und Verähnlichung in ihrem Innern) ihre Vegetation raſch und kräftig macht. Die Länder, welche ſeit der lezten Organiſation der Erde ohne Wälder geweſen, oder die derſelben in alten Zeiten beraubt worden ſind, und die, deren Oberfläche noch neu iſt, beſizen dieſe von den Wäldern gebildete Humus-Lage, aus der die größte Fruchtbarkeit der Länder entſpringt, nicht. Die arktiſchen Hochländer, die unter dem 68ſten Grade der Breite beginnen, und erſt in neuern Zeiten vom Eismeere verlaſſen ſcheinen, ſind eine unfruchtbare, von Sümpfen unterbrochene Heide; der Boden, der die Wirkung der Temperatur unterſtüzt, verhin-

Digitized by Google

dert das Wachsthum der Wälder, und es muß anerkannt werden, daß die niedere Temperatur weniger, als die Unfruchtbarkeit des Bodens dazu beiträgt, weil in Norwegen, unter dem 60ſten Grade die Bäume erſt in einer Höhe von 1036 Metern verſchwinden, und in Lappland unter dem 70ſten Grade, an dem Ende des europäiſchen Kontinents findet man noch Felder, gut kultivirte Gärten, und ſchöne Wälder: Nach von Buch verſchwindet daſelbſt Pinus sylvestris in einer Höhe von 237 Metern, Betula alba bei 482 Metern, Vaccinium Myrtillus bei 620, Salix Myrsinites bei 656 Betula nana bei 836, der Schnee hört auf zu ſchmelzen in einer Höhe von 1060 Fuß.

Die ſandigen Gegenden, welche auf dem jenſeitigen Abhange des Atlas beginnen, ſind nie mit Wald bewachſen geweſen, ſie gleichen noch den mit den Fluthen des Oceans bedekten Streken, und ihre Unfruchtbarkeit wird ohne Ende ſeyn. Die Inſeln, welche durch die Kraft der Vulkane aus dem Meere emporgehoben oder mit ihrer Lava bedekt ſind, ſeit zu kurzer Zeit, ſo daß die Wälder noch keinen fruchtbaren Boden daſelbſt bilden konnten, wie die Oſterinſel, St. Helena, Aſcenſion, ſind der Vortheile der Fruchbarkeit beraubt. Eben das iſt der Fall in den Ländern, in denen eine lange Kultur die Wälder vernichtet, und die Oberfläche der Erde ſeit 3000 Jahren der zerſtörenden Wirkung der Menſchen und der Atmosphäre ausgeſezt hat. Ein Theil Italiens erleidet gegenwärtig die Strafe für den alten Gebrauch, die Kräuter und Geſträuche, womit die Felder bedekt waren, anzuzünden; die Samen der auf dem Stamme verbrannten oder auf dem Boden zerſtörten Pflanzen haben durch ihre manigfaltigen Produkte die Lage von vegetabiliſcher Dammerde, die die Ernten erſchöpften, nicht erſezen können, und das günſtige Clima hat die Veraltung nicht zu verhindern vermocht, deren nur zu deutliche Spuren die Abbruzzen, Calabrien, Attika und der Peloponnes zeigen. In dieſen Ländern ſind nicht allein die Völker veraltet, ſondern auch die Erde, die ſie kultiviren. Durch einen merkwürdigen Kontraſt haben indeſſen die Wälder, welche durch ihren Abfall Fruchtbarkeit über die Erde verbreiten, anſtatt einer fruchtbaren Erde nur einen kalten, ſumpfigen, unfruchtbaren Torf gebildet, wenn der ruhige Gang der Natur durch alte Revolutionen geſtört wurde, und ihre Bäume in Maſſe umgeworfen und unter großen Ueberſchwemmungen begraben wurden. Nichts iſt auffallender, als dieſe entgegengeſezten Wirkungen, die urſprünglich Folgen einer und derſelben Urſache ſind. Es iſt beſonders der Norden Europa's, der dieſes ſonderbare Beiſpiel von Reſten alter Wälder liefert, die den Boden mit einer diken Lage von Subſtanzen bedeken, die denen des vegetabiliſchen Humus ähnlich ſind, und doch nichts tragen, als einzelne und unnüze Pflanzen. Die ausgebreiteten Torflager Hannovers, Schottlands, Weſtphalens rauben nicht allein dem Akerbaue eine ungeheure Streke, ſondern ſie ſchaden noch den benachbarten Ländern durch ihren Einfluß auf das Clima; im Golf von Liefland machen ſie die Kälte auf der ruſſiſchen Küſte sehr viel ſtrenger, als auf der gegenüber liegenden Küſte Schwedens; durch die Verdunſtung der unter ihrer Oberfläche verborgenen Wäſſer friert es faſt in jedem Monate des Jahres. Ein Gelehrter in Edinburg hat durch Verſuche gefunden, daß ein jeder Cubikfuß Torf in einer Tiefe von zwei Fußen eine ſieben Achttheilen ſeines Gewichts gleiche Waſſermenge enthielt, und fünf Fuß tiefer noch ein Viertel ſeines Gewichts. Man begreift, welche Wirkungen die Beſchaffenheit dieſer Bodenart auf die Atmosphäre haben müſſe, und warum man keinen Baum, keine Ernte, kein nüzliches Produkt auf den Torfmooren findet, z. B. in Großbrittannien mitten in ſeinen ſchönſten Provinzen die Wüſte, die bekannt iſt unter dem Namen Dartmoor-forest; weil alle Traditionen ſagen, ſie ſey ehedem mit Wald bedekt geweſen, bietet heut zu Tage nur eine nakte und ſumpfige Fläche von 380,000 Akern oder faſt 67 Quadratlieues dar. Ob ſie gleich nur 292 Meter über dem Spiegel des Meeres liegt, ſo iſt doch die Luft durch die Wirkung der Verdunſtung dort ſo kalt, daß man die Schafe, die daſelbſt eine elende Nahrung ſuchen, nur bis zum Anfange des Novembers im Freien laſſen kann. Man hat eben die Austroknung und Urbarmachung dieſes verlaſſenen Landes unternommen, und wenn dieſes Unternehmen, wie man nicht be-

Digitized by Google

zweifelt, gelingt, ſo wird es eine der vollſtändigſten Beweiſe ſeyn für die Macht, welche die Kunſt der neuern Kultur über die Natur ausübt. Mit Ausnahme der torfigen Länder ſind die durch die Blätter, Früchte, Zweige der Wälder gebildeten die fruchtbarſten auf der Erde, und die einzigen, die die Arbeit des Landmannes mit Zins bezahlen.

(Schluß folgt.)

B., oder Schwägi der Thorſchreiber.

(Schwägi iſt im Schweizer Dialect das Diminutivum von Schwager, und war Schmeichelname in B's Familie. Die Geſchichte iſt aus dem lezten Viertel des vorigen Jahrhunderts, und wird hier möglichſt wörtlich getreu erzählt.) B. war von einer Regierungsfähigen Familie aus dem Schweizer Kantone Zürch. Er lernte ein Handwerk, reiste, ging in Kriegsdienſte, kam zurük, heirathete, hatte Kinder, und ſtarb als Thorſchreiber. Der Stoff iſt ſehr unerheblich, werden die Leſer denken; ich aber vergleiche ihn mit Alexander dem Großen, und finde ihn erheblicher. Dieſer wurde als Fürſt geboren, aufs Beßte erzogen, ſchimpfte ſeinen Vater, entehrte ſeine Mutter, mordete ſeine Freunde, brach feierliche Eide, vergoß Menſchenblut wie Waſſer, und ſchwelgte ſich zu Tode. Schwägi war auch einigermaſſen als Fürſt geboren (Obrigkeit und Gemeinde, oder die Bürgerſchaft, heißt im Zürcher Kanton: Fürſt,) aber ohne Erziehung, ehrte ſeinen Vater, liebte ſeine Mutter, half ſeinen Freunden, hielt ſein Wort, ſchonte ſeine Feinde, und ſtarb eines natürlichen Todes. Wer Vergleichung liebt, der treibe ſie weiter; Tugend neben Laſter geſtellt, gewinnt nicht, und ich verliere, denn ich beſudle mich. B. wurde Soldat, und der alte Soldat ein grauer Thorſchreiber. So macht man zuweilen aus einem roſtigen Haudegen einen blanken Bratſpieß. Als Kriegsmann ſtieg er vom Gemeinen zum Gefreiten, vom Gefreiten zum Corporal, vom Corporal zum Wachtmeiſter. „Ein braver Kerl,“ ſagten die Officiere mit einem Kopfnikken. „Eine gute Haut,“ ſagten ſeine Kammeraden. „Schikt mir den B.“ ſagte der Obriſt, wenn er einen zuverläßigen Mann brauchte. Schwägi ſtand vor Bewehrten, und ſchonte Wehrloſe; ſchoß nieder, und mordete nicht; machte Beute und plünderte nicht; careſſirte, aber ging nicht weiter. Das Bett eines Mädchens, das er gerettet und geſchont, wurde einſt auch ſeine Rettung unter Feinden gegen Feinde. Dieſe Geſchichte verdient nebſt ein paar anderen ſeiner Kriegs Verrichtungen erzählt zu werden. Beim Angriffe eines Dorfes, das ſeine Partei eingenommen, warf ein brutaler Officier ein hübſches vierzehnjähriges Mädchen zum Schlachtopfer auf's Stroh hin. Das Mädchen ſchrie; Schwägi ſah es, befreite das Mädchen und erhielt einen Hieb vom Officier. Dieſe Heldenthat war kaum vollbracht, ſo wurden ſie von einem weit überlegenen Corps Feinden überfallen; der Officier blieb; Flucht allein konnte retten, und der verwundete Wachtmeiſter konnte nicht fliehen. Die Feinde durchſuchten das ganze Haus wo er war, und fanden ihn nicht; denn er lag verborgen im Bette des geretteten Mädchens das ſich todtkrank ſtellte. Wie ihn die guten Leute gepflegt, verbunden, genährt, vielmal verſteckt hatten, erzählte er immer mit naſſen Augen. Endlich mußte es geſchieden ſeyn. Das Mädchen hing ſchluchzend an ſeinem Halſe, ſein Schnurrbart träufelte von Thränen; der Sohn begleitete ihn, und die Mutter betete für den Feind ihres Königs und ihrer Religion. Ein andersmal wurde ein Dorf abgebrannt. Schon drohte der Gibel eines Hauſes über einen Säugling einzuſtürzen, den man zu retten vergeſſen hatte. Das Kind lag ruhig und lächelte die glänzende Flamme an. Schwägi ſieht es, ſtürzt ins Feuer, und holt es unbeſchädigt heraus. „Das Kind war gerettet,“ erzählte er, „aber (mit wehmüthiger Stimme ſezte er hinzu:) „der beſte Schnurrbart in der Armee — hier ſtrich er deſſen Abkömmling ſanft — „hin war er!“ Das Kind wikelte er in ſeinen Mantel, trugs bis ins nächſte Quartier, ſäugte es an der Branntweinflaſche, und nährte es mit Commißbrod.

Dieſe Geſchichte wurde in der Nachbarſchaft bekannt. Eine kinderloſe Edeldame wünſchte es zu beſizen. Der Schnurrbart gabs nicht eher weg, bis ſie vor Zeugen feierlich gelobte, es gut

Digitized by Google

zu erziehen und nie zu verſtoſſen. Das Mädchen war es werth, gerettet zu werden, und die Edel-Dame es werth, es zu erziehen. Es grämte ſich aber in ſeinem achtzehnten Jahre über ſeinen verwaisten Zuſtand zu Tode. Bei einem Aufbruche verwandelte man Bauern in Pakpferde. Ein abgelebter Greis wurde unbarmherzig überladen, und blieb immer zurük. „Hau den alten Hund" rief der Officier zu Schwägi ſeinen Wachtmeiſter. „Ich kann nicht" rief der Wachtmeiſter. Der Officier drohte, der Wachtmeiſter murrte; der Officier fuchtelte, der Wachtmeiſter ſezte ſich zur Wehre, und lud des Alten Laſt auf ſeine eigenen Schultern. Kaum war er damit im Lager angekommen, als er geſezt und gefeſſelt wurde. Der Obriſt unterſuchte, degradirte den Wachtmeiſter, und ſchikte den Officier zum Profoſen. Dieſer Barbar bekam bald darauf ſeinen Lohn; er verſank in einem Moraſte vor den Augen ſeiner Leute, die ſich nicht regten, in der Hoffnung, dieß werde blos des Verſinkens Anfang ſeyn. Ein Edelhof wurde Preis gegeben. Schwägi war kaum herein, als er wieder heraus kam. Er marſchirte ſeine Grenadiermüze in der Hand, ganz vergnügt einher. „Was bringſt du alter Junge?" ſagte der Obriſt. „Rekruten," rief der Wachtmeiſter, und ſchüttelte ſeine Beute auf den Tiſch aus. Es waren vier junge Hunde, deren Mutter ſeine Kameraden aus Muthwillen todt gemacht hatten. Der gute Wachtmeiſter wurde weidlich gehechelt; der Obriſt aber, der ein weiches Herz hatte, ſah ihn mit Liebe an, und drükte ihm zwei Dukaten in die Hand. Schwägi ließ plündern, wer plündern wollte, trug ſeine Beute ins Quartier, fütterte ſie, zog ſie groß; die Hunde blieben bei der Compagnie, liefen mit auf die Wache, auf Poſtirungen, in Scharmüzel, ins Treffen, und zwei davon ſtarben auf dem Bette der Ehren. Das war Schwägi der Kriegsmann. Schwägi der Thorſchreiber glänzte nicht halb ſo viel. Nicht ſelten waren des Nachts ſeine Augen zu, und das Thor war offen. Dieß zog Verweiſe nach ſich, die den Alten deſto mißmuthiger machten, weil er die ſizende Lebensart eine Art von Strafdienſt nannte. Leider war der Feind, der ihn attakirte, keine Macht, deren Siege ſelbſt die Beſiegten ehren. Es war meiſtens mehr nicht als eine Knaſterwolke, oder ein Weinglas, was ihn blendete. Aber — eine Knaſterpfeife, oder eine Dübarre — wenn's doch geſündigt ſeyn muß, welcher Ehrenmann würde ſichs nicht zum Ruhm annehmen, zwiſchen dieſen zwei Uebeln das erſte gewählt zu haben? Zuweilen waren ſeine Dienſtvergehungen edle Schwachheiten. Er führte mehr als einmal einen zu naſſen Bruder vom Thore in ſein Quartier, leuchtete einem Ehrenmanne in gleichem Zuſtande ein Stük Weges, gab einem ſchwärmenden Jünglinge heilſame Lehren rc. Weil er nie halb war, wo er war, ſo blieb das Thor allein und offen ſtehen.

Einſt band ein unbarmherziger Bube des Nachts eine junge Kaze an die Thor Gloke. Das Geſchell wekte den Schwägi; er befreite das arme Thier, nahm's in die Stube, und ließ das Thor offen. Große Klage! Schwägi von dem Richter langte die Kaze aus ſeinem Buſen, ſezte ſie auf den Rathstiſch, und flehte die Raths-Verſammlung für ſie beide um Nachſicht. Ehe man ſich's verſah, that die Furcht bei dem erſchrokenen Thier die Wirkung einer Fontaine, die ſich in Strömen über das Protokoll ergoß. „Ein Crimen laesae —" ſchrie der Richter, und verurtheilte in der Hize, beide Verbrecher zu ſchwerer Strafe. Dießmal wachte dein Schuzgeiſt, Schwägi. Der Notar weigerte ſich, zu protokolliren, bis man durch einen ähnlichen Fall beweiſe, daß jemals ein Protokoll mit Kazen .... geſchrieben wurde. Dieß konnte man nicht. Der Richter beſann ſich, und Schwägi trabte mit ſeiner Kaze unbeſtraft nach Hauſe. In ſeinem Privatleben war der Thorſchreiber glüklicher als bei ſeinem Amte. Er hatte zwei paſſable Weiber, und gute Kinder, die ihn liebten. Doch gab's auch da Verdrießlichkeiten. Ein kleines Erbe und unruhige Nachbarn brachten ihn einigemal vor die Juſtiz. Er glaubte an Gerechtigkeit, und verlor; er ſchmierte Advocaten, und verlor; er tobte, fluchte, ſchimpfte, vergab, und — vergaß. „Lieber Schwägi, verzeihe!" — den Tobaksbeutel in der einen, ein Glas in der andern Hand, und der Friede ſtand feſter, als der Weſtphäliſche je geſtanden. Sich ſelbſt berieth er immer übel, für Andere machte

Digitized by Google

ihn ſein gutes Herz zum Rathgeber. Andere ſind reicher als ſie thun; Schwägi war ärmer als er ſelbſt wußte. Immer vergaß er, daß er nichts hatte. „Lieber B.," hieß es, „ſchenke mir deine Pfeife." Hier iſt ſie, war ſeine Antwort; zu Hauſe hab ich ſie zu Duzenden. Dann eilte er nach Hauſe, und hatte nicht Eine. Bald ſchüttelte er ſeine Doſe in eines Andern Doſe, bald leerte er ſeinen Tabaksbeutel in eines Andern Beutel, bald ſezte er ſein Schnapps-Glas einem Andern vor. „Ich will ſchon was kriegen" ſagte er, eilte weg, und kriegte nichts. Gutherziger Tropf! wie konnteſt du dich ſelbſt ſo ſehr vergeſſen? vergeſſen, daß weder dein Haus eine Vorrathskammer, noch dein Geldbeutel eine Spar-Büchſe ſey? Immer verſprach er weniger, als er halten wollte, und mehr, als er halten konnte. Er wurde alt. Gebogen und dürre, wie ſeine Krüke, hing er an dieſer wie ein abgebrochener ſaftloſer Aſt. Er ſtarb, und hinterließ das Sprichwort: „Gut wie Schwägi."

Der ſchöne Lohn.

Almen, der Beduine, unter ſeinem Volke „der Güte" genannt, ging hinaus, ſeinem Sohne zu begegnen. Vor dreien Tagen hatte er den Jüngling geſendet in eine der Städte auf dem Gebirge und ſehnlich harrte er ſeiner Rükkunft. Das Gebirge aber erhob ſich an den Grenzen ſeines Akers. Und Almen wandelte durch das Gefilde. Als er nun unter die Bäume trat, welche die Fläche der Berge überwölbten, vernahm er die Stimmen zweier Wanderer, und freudig erkannte der Greis unter ihnen die Stimme ſeines Sohnes. Und der zweite Wanderer ſprach: „Lieber, wie weh' iſt mir, daß du von mir ſcheideſt, und ich dir nicht folgen kann, wo du hingeheſt! denn du retteteſt mich aus der Gewalt meiner Feinde, und die Thräne der Armen haſt du getroknet. O ſo ziehe nun in Frieden. Wir aber werden deiner gedenken, und den Herrn anrufen, daß er dich ſegne." Als ſie nun ſo von einander ſchieden, rief Almen ſeinen Sohn, und ſprach: „Firun mein Sohn, ſprich: was iſt's, daß der Herr dich ſegnen ſoll? Geſtern harrete ich dein; nun aber bringſt du den Lohn mit dir, der mich tröſtet, weil du geſegnet kommſt." Und Firun antwortete: „Zürne nicht, mein Vater! Siehe, Darem, zu dem du mich geſendet, war hinweg gezogen, und ich wartete einen Tag ſeiner Wiederkunft. Und als er kam, legte er die Summe, die du ihm geliehen, in meine Hand, und ſprach: Sage Almen, dem Freunde meiner Jugend: der Herr hat mir wohlgethan um deinetwillen; denn was du mir geliehen, gebe ich dir wieder, und noch hab ich übrig, daß ich mein Alter vor Darben bewahre. So möge denn der Gott unſerer Väter auch die Tage deines Alters erfreuen, und dich einſt mit Frieden in die Heimath der Gerechten bringen! Als ich ihn aber am Morgen verließ, und in das Thal gelangte, welches der Strom Ura theilt, hörte ich einen Menſchen um Hilfe rufen. Und ich lief eilends und fand einen Jüngling in der Mitte zweier Männer, die ihn bedrängten; und mit dieſem Stabe ſchlug ich den Einen, daß er zu Boden fiel, der Andere entfloh. Sofort führte ich den Verwundeten in ſeine Hütte und legte ihn an die Bruſt ſeiner Mutter; ſie iſt aber alt und hochbetagt und das Licht ihrer Augen iſt erloſchen. Ich verband ſeine Wunde, und nahm einen Theil des Geldes, das ich bei mir trug, theilte es unter die Dürftigen, und labte ſie mit der Speiſe, die mir Darem auf den Weg gegeben. Nach einer Stunde aber zog ich von dannen. Und der Jüngling ließ ſich's nicht wehren, mich zu begleiten, bis dahin, wo du mich gefunden." Da hob Almen ſeine Augen gen Himmel, und ſprach: „Firun, mein Geliebter, iſt dir doch Aehnliches wiederfahren, als Saul dem Könige in Iſrael." Und Firun antwortete: „Was iſt's mein Vater, daß du mich vergleicheſt mit Saul dem Könige?" Aber der Greis erwiederte: „Siehe, Saul ging hinaus, ſeines Vaters Eſelin zu ſuchen, und fand ein Königreich; du aber biſt dahin gegangen, zu ſuchen deines Vaters Habe und haſt den ſchöneren Lohn einer edlen That gefunden."

Gedanken-Zunder.

Die Liebe zur Wahrheit iſt einerlei mit der Liebe zum Irrthum; denn dieſer iſt der Wurzelboden von jener, und iſt unentbehrlich zu Stand-

Digitized by Google

plaz und Wachsthum. — Streben nach Wohlſeyn iſt einerlei mit der Untergrabung desſelben; ohne Hoffnung gibt es kein Leben, und ohne Mißbehagen keine Hoffnung. Die Menſchen wiſſen dieß, ohne eben daran zu denken, praktiſch ſehr gut, und erweiſen einander, wo ſie ſelbſt nicht ausreichen, zuvorkommend die förderlichſten Dienſte.

Frauendorf.

Wie es war, und wie es iſt.

(Aus der bayeriſchen Landbötin abgedrukt.)

Wo jüngſt noch das Wildſchwein mit ſtruppigen Borſten
Gewühlet; wo Bären in finſteren Forſten
Gebrummet; wo hung'rige Wölfe geheult;
Wo Eulen in felſigen Klüften geniſtet;
Wo Räuber zur blutigen That ſich gerüſtet;
Und wo ſie im Finſtern die Beute getheilt;

Da blühet nun reizend in farbiger Hülle
Des göttlichen Segens lebendige Fülle,
Zum Vaterlandsruhme, zum Vaterlandsglük;
Hier reift nun der Pfirſich, hier reifen die Trauben,
Und Niemand denkt weiter an Morden und Rauben,
Man ſchaudert vor Blutſchuld und Frevel zurük.

Wer ſieht nicht der Gottheit erhabenes Walten?
Wer ſieht die Vernunft nicht die Segel entfalten?
Wer träumet vom Glüke der finſteren Nacht?
Wer wandelt nicht lieber auf lachenden Fluren?
Wer ſchauet mit Unmuth der Wiſſenſchaft Spuren?
Die Früchte des Fleißes? Der Jahreszeit Pracht?

Zwar will oft der Scheelſucht verblendeten Augen
Die Lage, der Boden, das Klima nicht taugen;
Sie krittelt und tadelt mit ſtörrigem Sinn;
Es ſollten, wo jüngſt noch das Hirſchkalb geweidet,
Paläſte ſchon ſchimmern, von Fürſten beneidet;
Es ſollte im Orkus Elyſium blüh'n.

Der Weiſe bewundert das keimende Leben,
Beurtheilt mit Nachſicht das ſchwache Beſtreben,
Und hoffet das Beßte vom Fortſchritt der Zeit,
Und nimmer verkennt er das werdende Gute;
Das Unglük erträgt er mit heiterem Muthe;
Entwaffnet durch Liebe den hämiſchen Neid.

Und alſo gedeihen die Früchte der Liebe,
Als ob die geheiligte Flamme ſie triebe,
Die Sonnen und ferne Kometen durchglüht;
Gewächſe der Heimath, der ferneſten Zonnen,
Man ſieht ſie in friedlicher Eintracht hier wohnen,
Wo mitten im Norden ein Süden erblüht.

Pomona luſtwandelt mit hoffender Miene;
Lyäus trägt Wonne der Zukunft im Sinne;
Und Flora prangt lieblich im frohigen Kleid;
Im innerſten Heiligthum walten die Muſen;
Die Grazien tragen Entzüken im Buſen,
Und ſchweigend verkriecht ſich der hämiſche Neid.

Und ſtill und beſcheiden, doch ſegnend und milde,
Verbirgt ſich der Schöpfer der Zaubergefilde,
Und wirket und waltet im Stillen dahin;
Zwar nennt er ſich FÜRST; doch nicht reiche Domänen,
Nicht Stammbaum und Wappenſchild lehren ihn kennen:
Ihn adeln nur Denkart und fürſtlicher Sinn.

Doch wer es nicht fühlt, dem kann man's nicht geben;
Es keimt ja nur Leben aus geiſtigem Leben,
Wer geiſtig nicht lebt, wird geiſtig nicht ſeyn.
Verſunken in Thorheit und eitles Gepränge
Bethört ihn der Beifall der jauchzenden Menge.
Der Gute nur kann ſich des Guten erfreu'n.

Vonrath.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 44. Den 2. November 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Um ſeinen Wohlſtand feſter zu begründen,
Soll Jeder ſtreben, Neues aufzufinden.

Inhalt: Wichtigkeit der Wälder in Beziehung auf die Fruchtbarkeit des Bodens. (Schluß.) — Ergebenſte Berichterſtattung über einige in der Pflanzen-Kultur geſammelte Erfahrungen. — Der alte Ueberall. — Trau ſchau wem. — Standrecht. — Ankündigung.

Wichtigkeit der Wälder in Beziehung auf die Fruchtbarkeit des Bodens.

(Schluß.)

Die Wälder Belgiens und Galliens haben dieſe Länder mit der vegetabiliſchen Dammerde bedekt, die ihnen ihr Uebergewicht über die meiſten Länder Europa's gegeben hat, von denen manche von feuchten und ſumpfigten Wäldern beſchattet ſind, andere dagegen von den früheſten Perioden der Wanderungen der Völker her ihrer Wälder beraubt wurden. Durch dieſe Fruchtbarkeit, die lange Zeit nach ihrer Zerſtörung fortdauert, üben die Wälder einen großen Einfluß auf die Gegenden, deren Boden ſie bedekt haben oder zum Theile noch bedeken. Die Menſchen, die in trokene Wüſten, Steppen, Pampas geworfen ſind, ſind Nomaden und Barbaren, und ſie können nicht aufhören es zu ſeyn, weil dieſe Orte, denen die Natur, bei der erſten Vertheilung ihrer Wohlthaten, Wälder verweigerte, der vegetabiliſchen Erde beraubt ſind, und den Heerden anſtatt aromatiſcher und nahrhafter Kräuter nur ein ſtacheligtes und trokkenes Gras liefern. Unter dem Schuze der Wälder haben ſich die erſten Geſellſchaften gebildet, und an den Ufern der Flüſſe, in der Tiefe der Thäler, wo ſich aus ihrem Abfalle ein fruchtbarer Boden gebildet hatte, hat der Akerbau die wandernden Völker fixirt, und den Grund unſerer erſten Städte gelegt. Die unglüklichen Folgen, welche die Bewohner eines Landes treffen, in dem die Unbeſonnenheit der Menſchen, oder große geologiſche Kataſtrophen die Wälder zerſtört haben, erfaßt man in dem erſten Augenblike nicht in ihrer ganzen Ausdehnung: Alle häuslichen und öffentlichen Unternehmungen leiden unter dieſem grauſamen Mangel. Oft, ſagt ein Reiſender, habe ich auf den Hebriden eine gefahrvolle Seereiſe von 70 engliſchen Meilen unternehmen ſehen, um das nöthige Holz herbeizuſchaffen, zur Erbauung einer Scheune, zur Verfertigung eines Pfluges oder nur zum Stiele einer Schaufel. Auf den von der armorikaniſchen Halbinſel losgeriſſenen und einen großen Theil des Jahrs hindurch durch ein gefahrvolles Meer von derſelben getrennten Inſeln ißt man die Speiſen oft halb gekocht, weil der Miſt des Viehes das einzige, überdies koſtbare Brennmaterial iſt. Man hat in neuern Zeiten mehrere däniſche Kolonien in Grönland aufgeben müſſen, weil das Meer aufgehört hat, Treibholz daſelbſt auszuwerfen, das einzige, welches man in dieſem eiſigen Lande haben kann. Endlich ohne die Mauern unſerer Hauptſtädte zu verlaſſen, kann man ſich von den furchtbaren Folgen des Holzmangels überzeugen, indem es, beſonders von London, bekannt iſt aus officiellen Berichten, daß kein Winter vergeht, in dem nicht mehrere Menſchen erfrieren. Das Vorhandenſeyn oder der Mangel der Wälder wirken eben ſo mächtig auf die allgemeinen Ereigniſſe, wie auf die Individuen, ſie ſchaffen gleich große Reſſourcen (Unterſtüzung) und Bedürfniſſe. Um ſich hiervon zu überzeugen, darf man ſich nur erinnern, daß Schweden ſeit einem Jahrhunderte gewiſſermaßen von ſeinem Bauholze lebt; daß dagegen England alles dasjenige, was es zu ſeinen ungeheuern Flotten bedarf, kaufen muß. Spanien, welches durch die Schönheit ſeiner Häfen und durch ſeine glükliche Lage berufen ſcheint, über den Ocean und das Mittelmeer zu herrſchen, iſt für immer aus der Reihe der Seemächte geſtrichen, weil ſeine Wälder zerſtört ſind, und um Flotten mit fremdem Holze zu bauen, muß man einen ungeheuren Handel, wie England haben, durch den hundert verſchiedene Völker zu dieſem koſtbaren Unternehmen beitragen müſſen. Um die Wichtig-

Digitized by Google

keit der Wälder in dem gegenwärtigen Zuſtande der Staaten Europa's zu zeigen, darf man nur anführen, daß ſich die Seemacht der Flotten ſeiner 23 Mächte auf 410 Linienſchiffe, 386 Fregatten, 1068 kleinere Kriegsſchiffe beläuft, welches im Ganzen 2,464 Segel gibt; die Handelsſchiffe Frankreichs und Englands allein enthalten 4,640,000 Tonnen, was 20,000 bis 30,000 Schiffe von 200 bis 300 Tonnen gibt. Man kann alſo die Anzahl der europäiſchen Schiffe, welche die Meere durchſegeln, ſicher nicht unter 35,000 bis 40,000 annehmen. Die Linienſchiffe dauern ungefähr 20 Jahre, die übrigen Schiffe halb ſo lang; daraus folgt, daß man in einem Jahrhunderte 2030 Linienſchiff und 350,000 andere Kriegs- und Handelsſchiffe rechnen kann, die verbraucht werden. Nimmt man für die Linien-Schiffe allein das mittlere Gewicht des Holzes zwiſchen denen von 74 und 120 Kanonen, ſo findet man, daß die Wälder Europa's für dieſe allein eine Quantität Bauholz liefern müſſen, die ſich in hundert Jahren auf 3,400,000 Tonnen beläuft. Nimmt man die Dauer der Fregatten auf 10 Jahre an, ſo werden in einem Jahrhunderte nicht unter 4000 verbraucht, und das Geſammtgewicht des zu ihrem Baue verbrauchten Holzes würde ungefähr 2,800,000 Tonnen betragen. Alſo nach einer Berechnung, deren Baſis aus officiellen Dokumenten gezogen iſt, müſſen zum Baue der Schiffe erſten und zweiten Ranges, die im Laufe eines Jahrhunderts die Seemacht Europa's bilden, aus den Wäldern dieſes Erdtheils eine Menge ausgeſuchter Bäume geſchlagen werden, die ungefähr 6,020,000 Tonnen Bauholz liefern. Wenn man nach der Tafel von Fenille die mittlere Schwere von Eichenholz und Tannenholz nimmt, ſo findet man, daß ſie im vollkommen ausgetrokneten Zuſtande 25 Kilogramm für den Cubikfuß beträgt, woraus folgt, daß jenes verbrauchte Holz ungefähr 250 Millionen Cubikfuß ausmacht. Dieſe erſchrekliche Menge iſt indeſſen kaum die Hälfte des paſſenden Holzes, welches die Marine von den Wäldern fordern muß, und es werden in Europa im Laufe eines Jahrhunderts nicht unter 500 Millionen Cubikfuß Eichen und Tannen aus den Wäldern gezogen, um die Linienſchiffe und Fregatten der Seemächte zu bauen. Nach einer Reihe von Durchſchnittsrechnungen findet man aber, daß ein zum Schiffbaue tauglicher Baum ungefähr 25 Cubikfuß hält, und daß auf einer Hectare *) nur 8 Bäume wachſen. Es wären alſo 20 Millionen Bäume erforderlich, die nur 2,500,000 Hectaren einnehmen würden, wenn 100 Jahre zu ihrem Wachsthume hiereichten; da ſie aber noch einmal ſo viel Zeit brauchen, ſo iſt nur für dieſen Theil der Kriegsmarine unſres Kontinents ein Wald von 5 Millionen Hectaren oder 500 Myriametern = 2000 Quadratlieues erforderlich. Man kann mit vieler Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die übrigen 350,000 Kriegs- und Handelsſchiffe, die in der That ſehr viel kleiner, aber auch 171 Mal ſo viel, und von viel kürzerer Dauer ſind, zu ihrem Baue eine nicht geringere Menge bedürfen, als die Schiffe erſten und zweiten Ranges. Daraus kann man ſchließen, daß allein zur Befriedigung der Bedürfniſſe des Handels und ſeines bewaffneten Schuzes in Europa in einem einzigen Jahrhunderte 4000 Quadratlieues Wald erſchöpft werden. Dieſes iſt noch einmal ſo viel, als die Wälder Frankreichs, zehnmal ſo viel, als die Wälder der deutſchen Provinzen am Rheine, 26 Mal ſo viel, als die Wälder Schottlands, 20 Mal ſo viel, als die Belgiens, 72 Mal ſo viel, als die Englands. Es iſt alſo ſicher, daß der gegenwärtige Zuſtand der Wälder Europa's, die für die Bedürfniſſe der Marine benuzt werden können, weit entfernt iſt, der ungeheuren Conſumtion der Kriegs- und Handels-Schifffahrt zu entſprechen. Es ſind indeſſen kaum anderthalb Jahrhunderte, ſeitdem dieſe Conſumtion zugenommen hat, und doch fühlt man ſchon den Mangel an Schiffbauholz vom Pas de Calais bis ins adriatiſche Meer, vom Guadalquivir bis zum Rhein. Es iſt ſehr zweifelhaft, ob die Wälder an den Ufern der Zuflüſſe des baltiſchen Meeres noch während einer eben ſo langen Periode dieſes Bedürfniß werden befriedigen können; und man kann die Zeit vorausſehen, wo es, durch den Einfluß, den die Zerſtörung der Wälder Europa's auf die großen Ereigniſſe der Geſchichte ausüben

---

*) 1 Hectare = 4 Acker 28 Q. R. 181 Q. F.

Digitized by Google

wird, in der alten Welt keine Seemächte geben wird, als diejenigen, welche über die Wälder unter der Linie diſponiren und die Bäume Guyanas und Auſtralaſiens verwenden können zur Erbauung von Schiffen, beſtimmt, um die Herrſchaft der Meere und um den Welthandel zu ſtreiten.

Aus dieſen Thatſachen geht hervor: 1) daß die Wälder durch ihre Maſſe und mechaniſch die Fruchtbarkeit des Bodens erhalten, weil diejenigen der Gebirge die Bergſtürze verhüten, diejenigen der Ufer durch ihre Wurzeln das angeſchwemmte Land und den Sand befeſtigen, und die Länder gegen den Einbruch des Meeres und der von den Winden getriebenen beweglichen Dünen ſchüzen; 2) daß ſie auf die Atmoſphäre gewöhnlich zum Vortheile der Fruchtbarkeit der Länder wirken, weil ſie die Wolken auf den Höhen feſthalten, Regen veranlaſſen, die Quellen unterhalten, die Flüſſe ſchwellen, die Ungleichheit der Temperatur vermindern, und die Hize der Sommer abkühlen; 3) daß ſie aber in den nördlichen Ländern durch die Herabſtimmnng der Temperatur eine ganz ähnliche Wirkung haben, wie die Zunahme der Höhe und der Breiten; 4) daß ſie folglich ein ſo zu ſagen künſtliches Clima machen, und die Natur, die Menge und verſchiedene Art der vegetabiliſchen Produkte, der Nahrungspflanzen beſchränken; 5) daß ihre Zerſtörung Veränderungen bewirkt, die die im Alterthume beſchriebenen Länder unkenntlich machen, mag nun durch ihre gänzliche Vernichtung Unfruchtbarkeit, Trokenheit, Waſſermangel, Verſchwinden von Pflanzen und Thieren herbeigeführt werden, oder mögen durch die Einſchränkung der Wälder auf ihre angemeſſenen Grenzen die Sümpfe getroknet, das Akerland vergrößert, die Erde fruchtbar gemacht, die Luft geſünder und die Zahl der Pflanzen größer geworden ſeyn; 6) daß die Wälder noch auf eine direktere Art, als durch ihren mechaniſchen und phyſiſchen Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Länder wirken, weil ſie den zur Kultur der Pflanzen günſtigſten Boden ganz bilden; 7) daß Länder, die von jeher oder ſeit langer Zeit waldlos, folglich ohne vegetabiliſchen Humus ſind, zum Theile oder ganz unfruchtbar ſind, während diejenigen, die noch Wälder haben, oder deren Wälder erſt in neuern Zeiten zerſtört wurden, die fruchtbarſten der Erde ſind; 8) daß die Torfmoore eine Ausnahme von dieſer Regel machen, und unfruchtbar ſind, obgleich ihre Elemente identiſch oder analog mit denen des Detritus (einerlei oder gleichförmig mit der organiſchon Einwirkung) der Wälder ſind; 9) daß die Wälder ſeit der Kindheit der Welt einen mächtigen Einfluß auf das Menſchengeſchlecht, ſeine Sitten, Gebräuche, Wohnorte und Induſtrie ausgeübt haben; 10) daß für den Menſchen der Holzmangel ein unerſezliches Unglük iſt, welches auf alle häuslichen Verrichtungen ſich erſtrekt; 11) daß er ſelbſt mit großer Macht auf die Beſtimmungen der Völker wirkt; 12) daß z. B. der Handel und die Mittel, ihn zu beſchüzen, denen man den erſten Rang unter den Bedürfniſſen der neuen Völker einräumen muß, unmittelbar von dem Holze, welches die Wälder zum Schiffbaue liefern müſſen, abhängt; 13) daß Europa, wenn es in jedem Jahrhunderte 2050 Linienſchiffe, und 350,000 andere Kriegs- und Handelsſchiffe verbraucht, 4000 Quadratlieues Wald erſchöpft; 14) da alle ſüdlichen und weſtlichen Länder faſt ganz entwaldet ſind, weil ſie dieſes Bedürfniß nur 150 Jahre lang befriedigt haben, ſo kann man kaum annehmen, daß die Wälder des Nordens eben ſo lange hinreichen werden; 15) daß daher die Zerſtörung der Wälder Europa's viel dazu beitragen kann, vor Verlauf von anderthalb Jahrhunderten der neuen Welt die Mittel zum Seehandel und zur Herrſchaft der Meere allein zu überlaſſen; — man muß daher geſtehen, daß die größten Ereigniße der Geſchichte der Menſchheit an das Vorhandenſeyn der Wälder geknüpft ſind.

Ergebenſte Berichterſtattung über einige in der Pflanzen-Kultur geſammelte Erfahrungen.

(Aus der allgemeinen deut. Gartenz. d. J. Nro. 44 abgedrukt.)

Folgende in verſchiedenen ökonomiſchen Schriften als vorzügliche Futterkräuter berühmte und deßhalb zum Anbaue empfohlene Vegetabilien:

Aster novae Angliae,
— — Belgii.

Digitized by Google

Solidago altissima, und
— virga aurea

haben mich veranlaßt, ſie aufmerkſamen Kultur-Verſuchen zu unterwerfen, um den ihnen zugeſchriebenen Nuzen kennen zu lernen. Die Reſultate ergaben: holzige Stengel, ſchwache Beſtaudungen und einen langſamen Wuchs. Welche Gründe Veranlaſſung gegeben, den Anbau in Rede ſtehender Gewächſe als Futterkräuter zu empfehlen, die meinen von denſelben gehegten Erwartungen auf keine Art entſprachen, vermag ich nicht zu beſtimmen.

Aster grandiflora, mit deren Kultur ich mich ſchon ſeit Jahren beſchäftige, ſtaudet auf eine ausgezeichnete Weiſe, treibt mit vielen ſaftreichen, dem Viehe gute Nahrung gebenden Blättern beſezte Schoſſe und wächst ſo ſchnell, daß ſie bei Erreichung einer Höhe von circa zwei Fuß gemäht, wo ihre Stengel noch ziemlich zart ſind, pro Jahr 2—3 Mal gehauen werden kann. Dieſe Aſter-Art würde nach den Ergebniſſen der mit ihr angeſtellten Anbauungs-Verſuche, wohl eher, als die früher gedachten Vegetabilien geeignet ſeyn, deren Kultur als Futtergewächs zu empfehlen?

Zur Anlegung künſtlicher oder zu Verbeſſerungen ſchon beſtehender Wieſen, erlaube ich mir folgende Gewächſe in gehorſamſten Vorſchlag zu bringen:

Lathyrus perennis,
Lolium perenne aristatum,
Antoxanthum odoratum,
Avena elatior,
Alchemilla vulgaris.

Lathyrus perennis äußert das zweite, ſo wie nicht minder die folgenden Jahre nach ihrer Ausſaat, eine außerordentliche Vegetation, und liefert ein vortreffliches ſehr ergiebiges Futter.

Lolium perenne aristatum ſtaudet ſtark, gehört zu den beßten Gräſern und wächst ungemein ſchnell. Ein den 14ten April l. Js. damit beſäetes Land gab mir noch vor Eintritt des Herbſtes ſchon 2 reichliche Schnitte.

Antoxanthum odoratum gewährt ein den Pferden, Kühen, Schafen und Ziegen, in grünem und gedörrtem Zuſtande, ſehr angenehmes Futter, ſtaudet gut und kann pro Jahr, nach Beſchaffenheit des Bodens, 2—3 Mal gehauen werden.

Avena elatior treibt eine große Anzahl zarter, blattreicher, 4 Fuß hoher Halme mit 12 Zoll langen, ſehr vielen mehlreichen Samen tragenden Rispen, gedeiht beinahe auf jedem Boden, iſt ein der Geſundheit des Viehes beſonders zuträgliches, nahrhaftes Futter, perennirt 6—8 Jahre, gibt durch einen Sommer 4 reichliche Schnitte und ſein Same eine vortreffliche Grüze.

Alchemilla vulgaris wird unter die vorzüglichſten, die Quantität und Qualität der Milch vermehrenden Gewächſe gezählt, und aus dieſem Grunde von Schweizer Molkerei-Inhabern beſonders geſchäzt, da es jedoch zu den eine nur ſpärliche Ausbeute liefernden Vegetabilien gehört, ſo iſt deſſen Anbau blos im Gemiſche mit andern üppig vegetirenden und gleiches gutes Futter hervorbringenden Gewächſen zu empfehlen.

Das bei vielen Landwirthen gegen neue Verbeſſerungen herrſchende Vorurtheil, welches theils aus Unkenntniß, theils aus Scheue für anzuſtellende, eigenes Nachdenken erfordernde Verſuche, ihre Beſizung auf die zwekmäßigſte Weiſe zu nüzen, entſteht, gibt Veranlaſſung, die Kultur ſo mancher Beachtung verdienender Gewächſe zu vernachläßigen und keine Sorge zu tragen, des Anbaues unwerth ſcheinende Pläze durch Anbauungen nüzlicher, für ſie paſſender Vegetabilien tragbar zu machen. So z. B. wird in Schleſien, nicht aber in England, Schweden und einigen andern Ländern die Kultur des in verſchiedener Hinſicht zu ökonomiſch-techniſcher Benuzung ſehr intereſſanten Gewächſes, Menyanthes trifoliata, von dem ich nun handeln und auf ſeinen Anbau aufmerkſam machen werde, ganz außer Acht gelaſſen. In Rede ſtehendes Vegetabil wird mit dem beßten Erfolge, nicht nur die Stelle des Hopfens erſezend, ſondern denſelben noch übertreffend, zur Anfertigung geſunder, und vorzüglich ſchmakhafter Biere, z. B. des engliſchen Porter und des ſchwediſchen Stokholmer benuzt. An Bitterkeit übertrifft es den Hopfen, und darf alſo von dieſem zu einem Gebräue Bier bedeutend weniger, als von jenem genommen werden. Seine Blätter muß man an einem luftig ſchattigen Orte troknen, und

Digitized by Google

im Frühjahre, wenn ſie noch jung und in der beßten Kraft ſind, einſammeln laſſen. Zur Bereitung weicher und ſüßer Biere ſind dieſelben ihrer eigenthümlichen Bitterkeit wegen, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht geeignet. Im ganzen wird Menyanthes trifoliata auf dieſelbe Weiſe wie der Hopfen behandelt. Aus deſſen Blättern läßt ſich eine grüne und gelbe, für Maler und Färber anwendbare Farbe bereiten. In mediciniſcher Hinſicht werden ſie auf vielfache Art mit dem beßten Erfolge benuzt. Aus ſeinen Blüten ziehen die Bienen Stoff zu Honig, und deſſen Same iſt ein der Geſundheit des Geflügels ſehr zuträgliches Futter. In Rede ſtehendes Vegetabil gedeiht in Sümpfen und Moräſten, die ſeine kriechende Wurzel ſehr bald mit einer feſten Deke überziehen. Da dergleichen Grundſtüke für nicht kulturfähig gehalten zu werden pflegen, und demnach meiſt unbebaut bleiben, ſo wäre wohl zu wünſchen, ſie durch den Anbau des queſtionirten Gewächſes auf eine Berükſichtigung verdienende Weiſe zu nüzen.

Nach eingegangenen Berichten geſchäzter Mitglieder des Acclimatiſations-Vereins für vaterländiſche Kultur, dem ich vorzuſtehen die Ehre habe, ſind von demſelben Anbauungs-Verſuche mit Gossypium herbaceum unternommen worden, welche jedoch wegen der Kürze unſerer Sommer, wo die zu erbauen beabſichtigte Pflanzen-Wolle nicht zur gehörigen Reife gedieh, ungünſtige Reſultate geliefert. Sollte es denn keine, die Stelle von Gos. h. erſezende, in unſerm deutſchen Vaterlande mit glüklichem Erfolge anzubauende Gewächſe geben? Verſuche dieſer Art würden wohl ſehr wünſchenswerth ſeyn?

Da die Kultur nüzlicher Oel-Gewächſe auch Berükſichtigung verdient, habe ich mich i. Js., wie ſchon früher, mit dem Anbaue von Helianthus annuus maximus beſchäftigt, welche eine große Anzahl guter öhlreicher Samen, ohne ſonderliche Pflege zu bedürfen, hervorbringt, wenn ihr nur ein feuchter und ſonniger Standort angewieſen wird. Nachdem der Same gereift und zu deſſen Ernte geſchritten werden konnte, betrug der Umfang eines Fruchtbodens der größten Exemplare 3 Fuß, der Bogen ſeiner Wölbung 14 Zoll preuß. Maß, und deſſen Schwere 3 Pfund 27 Loth preuß. Gewicht.

Kreisſtadt Nimptſch in Niederſchleſien.

Baron v. Kottwitz.

Prem. Lieutenant a. D., korreſp. Mitglied der prakt. Gartenbau-Geſellſchaft zu Frauendorf in Bayern, wirkliches auswärtiges Mitglied des Gartenbau-Vereins in den k. preuß. Staaten zu Berlin, correſp. Mitglied der Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur zu Breslau, Ehren-Mitglied der märkiſch. ökonomiſchen Geſellſchaft zu Potsdam ꝛc.

Der alte Ueberall.

In England kam vor einigen Jahren folgendes ſchauderhafte Todes Ereigniß an den Tag: Hr G., ein Mann von großem Vermögen, in der Grafſchaft Kent, wohnte in einem großen Hauſe, das lange im Beſize ſeiner Familie geweſen war. In einem Alter von fünfzig Jahren brachte er ſeine Zeit in glüklicher Einförmigkeit, in der Geſellſchaft ſeiner Gattin und Kinder, und mit Studieren hin. Des Morgens ſtand er gewöhnlich um 5 Uhr auf, worauf er bis zum Frühſtüke die Zeit in ſeinem Kabinete oder Laboratorium zubrachte, wen ein ſchöner Morgen ihn nicht zum Spazirgange in den Park einlud. Eines Morgens ſtand er wie gewöhnlich auf. Um die gewöhnliche Stunde trat ſeine Gemahlin in's Frühſtükzimmer, und befahl dem Bedienten, ihren Herrn zu rufen. Nach einigen Minuten kamen ſie mit der Nachricht zurük, daß er nicht im Hauſe ſey; ſie hatten alle ſeine Gemächer vergebens durchgangen. Man muthmaßte, daß er ausgegangen ſeyn müſſe; aber der Morgen war kalt und regneriſch. Indeſſen mußte er doch irgendwo in der Nachbarſchaft ſeyn, und die Dienerſchaft ward nach allen Seiten ausgeſchikt; aber ohne allen Erfolg. Seine Gattin war inzwiſchen zu ungeduldig, um auf ihre Rükkehr zu warten; ſie brachte gleichfalls von ihrer Seite den Tag mit Nachſuchungen hin, und eben ſo vergebens. Des andern Morgens fand man ſie in einem hizigen Fieber. Man ſandte nach den Verwandten des Hauſes; alle mögliche Nachfra-

gen wurden angeſtellt, und immer vergebens. Niemand hatte Herrn G. am Morgen ſeines Verſchwindens geſehen; und ſein wahrſcheinliches Geſchik ließ ſich nur muthmaßen. Ein Jahr nach dem andern verging, eine gute Körperverfaſſung brachte ſeine Gattin zur Geſundheit zurük, ihre Ruhe aber war entflohen. In ſtiller Abgeſchiedenheit widmete ſie ſich der Erziehung ihrer Kinder, und hinterließ bei ihrem ſpäten Tode ihre Tochter in glüklicher Ehe. Der älteſte Sohn verkaufte den Familienſiz an den Oberſten B., welcher ihn bei ſeinem Tode ſeinem Schwiegerſohne hinterließ. Dieſer nahm mit dem großen alten Gebäude bedeutende Veränderungen vor. Des geheimnißvollen Verſchwindens des Herrn H. erinnerten ſich nur noch wenig alte Leute in der Gegend; jezt aber ward das ſchrekliche Geheimniß aufgedekt. Die mit den Umänderungen beſchäftigten Arbeiter brachen die Thüre eines längſt vernachläſſigten Kellers auf; und hier entdekte man das beinahe fleiſchloſe Gerippe des unglüklichen Mannes, nur noch durch ſeine Uhr und einige andere nicht leicht zerſtörbare Gegenſtände, die er bei ſich hatte, kennbar. Ihm zur Seite lag ein Leuchter, und gegen die Wand gelehnt waren einige Geſchirre zum Deſtilliren. Als man das Schloß unterſuchte, zeigte es ſich ſogleich, auf welche Weiſe er an dieſem Orte eingeſperrt worden war. An dem unglüklichen Morgen ſeines Verſchwindens war er, wahrſcheinlich in der Abſicht, um irgend einen chemiſchen Verſuch darin vorzunehmen, in den Keller gegangen. Im Hineingehen hatte er den Schlüſſel mitzunehmen vergeſſen, und das zuſchlagende Schloß verſperrte ihn für immer. Das Daſeyn des Kellers war den übrigen Hausbewohnern kaum bekannt, und ſein Geſchrei, welches ohne Zweifel ſeine Verzweiflung begleitete, drang nicht zum Ohre derer, welche ihn in der Ferne ängſtlich ſuchten, während er in ſeinem eigenen Hauſe den gräßlichen Hungertod ſtarb.

Trau ſchau wem.

In Paris ereignete ſich unlängſt Folgendes: Ein armeniſcher Abbate, der bei der Armeniſchen Familie Doglou, welche bekanntlich zu Conſtantinopel, wegen Unterſchleifes im gepachteten Münzweſen, hingerichtet wurde, Haus-Capellan war, hielt ſich beim Ausbruche der lezten Chriſten Verfolgungen zu Conſtantinopel nicht für ſicher daſelbſt, nahm ſeine ganze Habſchaft eilig zuſammen, verwendete einen Theil des Geldes auf den Ankauf ſehr koſtbarer Shawls, und ſchiffte ſich damit nach Frankreich ein. Er landete in Marſeille, wurde dort mit einem (wirklichen oder vorgeblichen) Italiener bekannt, und machte mit ihm die Reiſe nach Paris. Die Bekanntſchaft, da ſich der Gefährte als ein Mann von Gefühl und Bildung erwies, ging bald in Vertrautheit über; der Armenier wurde offenherzig, erzählte auch von den koſtbaren Shawls, und daß man ihm bereits in Marſeille 3000 Fr. für das Stük geboten habe, ꝛc. So kamen die Reiſenden in Paris an, und mietheten ſich in einem und demſelben Gaſthofe in Nebenzimmern ein. Sogleich Tags darauf beſchloß man, zuſammen die Merkwürdigkeiten von Paris zu beſehen. Die Wanderung führte ſie auch vor einer Kirche vorbei; ſie gingen hinein, um die Sehenswürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen, und kaum war dazu der Anfang geſchehen, ſo bat der vermeintliche Italiener den Gefährten, einen Augenblik in der Kirche auf ihn zu warten, weil er ſich einer kleinen Nothdurft halber entfernen müſſe. Der Abbate wartete; aus dem Augenblike wurde eine ganze Stunde; nun trat in ihm erſt die Angſt, dann die Reue ein; er ging zur Kirche hinaus; aber es gelang dem Fremdlinge, der kein Franzöſiſch verſtand, ſchwer, ſich verſtändlich zu machen. Erſt nach einigen Stunden gelangte er in den Gaſthof zurük. Er eilte auf ſein Zimmer; weg waren Geld, Shawls und alle Koſtbarkeiten. Man hielt im Gaſthofe die beiden Reiſenden für Verwandte oder innige Freunde, und legte dem Spizbuben keine Hinderniſſe in den Weg, als er mit dem Paket unterm Arme davon ging. Rein ausgeplündert befindet ſich nun der Armenier bei ſeinem Landsmanne, Hn. Cirbied, Profeſſor der armeniſchen Sprache an der Pariſer orientaliſchen Schule. Ungefähr 10 Tage nach dieſem Vorfalle bekam der Pfarrer der St. Rochus Kirche einen Brief, mit dem Poſtzeichen der Schweizerſchen

Digitized by Google

Grenze, worin ein Ungenannter ihm meldete, es befinde ſich in dem und dem Hotel zu Paris ein armeniſcher Prieſter, dem es ſehr nothdürftig gehe: man bitte daher den Hr. Pfarrer, ihm beiliegende goldene Kette zu übergeben. Dieſe Kette gehörte mit zu des Abbate geſtohlnen Sachen. (Nb. Daß es ſo viele Diebe gibt, verſchuldet zum Theile die große Zahl der Hehler. In England beſteht gegen dieſe ein gleiches Strafgeſez wie gegen die Stehler und folgendes Ereigniß gab Anlaß dazu: Ein junges Mädchen, bei einer wohlhabenden Herrſchaft zu London im Dienſte, wurde von einem ſeidenen Stoffe, den die Frau gekauft hatte, ſo entzükt, daß es in deren Abweſenheit ſich ein Stük davon abſchnitt. Bald aber ſah die kleine Diebin ein, daß ſie den Raub nicht behalten dürfte; ſie fürchtete, entdekt zu werden, und verkaufte das Zeug ihrer Mutter, die auf Pfänder zu leihen pflegte. Kurze Zeit darauf entdekte ſie die Sache der Mutter, dieſe bemerkte ihr, daß ſie, den Geſezen zufolge, auf dem Wege zum Galgen ſey; das einzige Mittel, ſich zu retten, wäre, das Haus durch Diebe beſtehlen zu laſſen, damit auf ſolche Weiſe das ganze Stük Stoff entfremdet würde. Die Mutter machte nun ſelbſt Anſtalt dazu, und ließ an einem Abende, als die Herrſchaft nicht zu Hauſe war, das Haus beſtehlen. Die Tochter half dabei. Die Sache kam zur Unterſuchung; das Mächen ward verhaftet, verhört, überwieſen und hingerichtet; die Mutter aber konnte man, nach den damaligen engliſchen Geſezen, nur gelind beſtrafen, ungeachtet, ſie eine größere Verbrecherin war, als die Tochter.)

Standrecht.

Ein Spieler ſpielte mit einem alten Rittmeiſter Piket, und betrog ihn. So oft er nemlich ein gutes Spiel haben wollte, puzte er mit einer Hand das Licht, und mit der andern verſchob er die Karten. Der Rittmeiſter, als Mann von Ehre, glaubte anfänglich nicht an eine ſolche Niederträchtigkeit ſeines Gegners; endlich aber mußte er doch die Augen öffnen und nun ſagte er ſeinem Gegner geradezu: „Mein Herr, ich bemerke, daß ſo oft Sie das Licht puzen, ich kein Aß habe. Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie ſich nicht ſo viel Mühe geben; denn ich will lieber nicht ſo hell ſehen, und dafür beſſere Spiele haben.“ Dieß wirkte; aber nicht lange. Es kam auf eine Hauptpartie an, und der Spieler hatte ſo ſchlechte Karten in der Hand, daß ihm alle acht Blätter, die noch auf dem Tiſche lagen, nöthig waren, wenn er etwas machen ſollte. Er griff nun nach der Lichtſcheere, und ſagte zum Rittmeiſter: „Ich bitte ſie um Vergebung, mein Herr; es iſt aber bei'm Piket eine alte Gewohnheit, von mir, daß ich immer dabei das Licht puze.“ „Und von mir,“ ſagte der Officier, der ihn über der That ertappte, als er die Karten austauſchte, „iſt es eine alte Gewohnheit, daß ich diejenigen puze, die mich im Spiele betrogen.“ Mit dieſen Worten riß er den Säbel aus der Scheide, und hieb dem Betrüger die Naſe platt vom Geſichte weg.

Ankündigung.

Unterzeichneter iſt geſinnt, nachſtehende zwei Werke durch Subſkription zum Druke zu befördern, wozu er alle Herren Schulvorſtände, Lehrer und Kinderfreunde ergebenſt einladet.

Nr. I.

Drei Kinder Schauſpiele zum Gebrauche bei öffentlicher Einweihung neuer Schulgebäude, dann bei feierlichen Schulprüfungen und Preiſevertheilungen ꝛc. ꝛc. Zur Gedächtniß- und Redeübung, wie auch zum belohnenden und belehrenden Vergnügen für Kinder eigens bearbeitet:

Digitized by Google

a. Die Schulhausweihe, oder Ehrlichkeit und Großmuth im Bereiche der Unſchuld, in 3 Akten mit 4 Liedern.
b. Die Pächterfamilie zu Hartenburg, oder Mildthätigkeit und Geiz im Lichte und Schatten, in 3 Akten mit 3 Liedern.
c. Der Spaziergang, oder: Wie der Hansörg zum Doktor wird, in 2 Akten mit 3 Liedern.

Nr. II.

Nüzliches Geſchenk für Väter an ihre hoffnungsvollen und bildungsfähigen Söhne. Beſtehend aus vielen ganz neuen, kurzen und paſſenden Gedichten für das Knaben- und Jünglings-Alter. Zur frühzeitigen Erwekung und Begründung des ſittlich-religiöſen Gefühles, ſo wie des poetiſch-äſthetiſchen Geſchmakes und Kunſtſinnes eigens gedichtet und ausgewählt.

Der Zwek iſt ſchon durch die Titeln ausgedrükt. Moraliſche Reinheit und gewählter Ausdruk, ſo weit lezterer dem Knabenalter verſtändlich bleibt, ſollen hauptſächlich berükſichtiget werden. Wer meine früheren Aufſäze und Gedichte in verſchiedenen politiſchen, patriotiſchen und pädagogiſchen Zeitſchriften kennt, wird daraus gefälligſt beurtheilen können, ob ich die Kinderkräfte kenne, ihren Geiſt zu beſchäftigen, und überhaupt dieſe Aufgabe zu löſen, wiſſe.

Iſt mir dieſes ehrende Zutrauen geſchenkt, ſo wage ich vorzüglich an alle königlichen Diſtrikts-Schulinſpektionen, dann auch an Kollegen, und überhaupt an jeden großmüthigen Kinderfreund und edlen Beförderer alles Guten, die ergebenſte Bitte: gefälligſt recht zahlreiche Subſkriptionen einzuſenden.

Hierbei erlaube ich mir zu bemerken:

1. Die Subſkription bleibt bis zum 31ten Jäner 1831 offen.
2. Subſkriptionen werden portofrei eingeſendet.
3. Die Einſendung kann geſchehen: entweder an den k. Herrn Aktuar, Dr. Kienaſt in Vilshofen, oder an die praktiſche Gartenbaugeſellſchaft in Frauendorf bei Vilshofen, oder endlich an den Verfaſſer ſelbſt.
4. Jedes Werkchen ſoll ungefähr 6 bis 7 Drukbogen enthalten.
5. Der Preis richtet ſich nach der Zahl der Subſkriptionen, ſoll aber in keinem Falle über 4 kr. pr. Bogen geſtellt werden.

Daß ſowohl zwekmäßige Kinder-Schauſpiele, wie reine Gedichte für das Knaben- und Jünglings-Alter, noch ein ſprechendes Bedürfniß für unſere Zeit und Literatur ſind, und daß ich daher nicht vergebens gearbeitet habe, vermuthe ich durch die vielen Aufforderungen, welche deßhalb ſchon an mich ergangen ſind. Daher ich mich nocheinmal zur geneigten Subſkription ergebenſt und reſpektvollſt empfehle.

Altersbach bei Vilshofen, am 1ten November 1830.

J. G. Vonrath, Elementarlehrer.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 45. Den 9. November 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Der Zehent hemmt des Land's Kultur,
Dieß zeiget er auf jeder Spur.

Inhalt: Ueber das göttliche Zehentrecht, ein Geſpräch unter Bauern. — Ueber Vertreibung des Kornwurms. — Der merkwürdige Traum. — Pracht-Aufwand alter Zeiten. — Menſchen-Größe. — Verbeſſerung. — Contrebande.

Ueber das göttliche Zehentrecht.

(Ein Geſpräch unter Bauern.)

Hofbauer. — Aber heuer hatte der Herr Pfarrer wieder ſchlechte Witterung, ſeinen Zehent zuſammen zu fahren; in den umliegenden Dörfern iſt ihm gewiß die Hälfte verdorben und von dem Geernteten haben doch auch die Körner nicht den halben Werth; die faule Fütterung muß ihm wieder Krankheiten in die Ställe bringen, wie vor 2 Jahren.

Erſter Nachbar. Nun, wir haben das Unſere doch paßabel davon gebracht, weil wir es auch näher beiſammen und an der Hand haben; — aber von dem Zehentgute iſt auch ſonſt allemal wenigſtens die Hälfte verloren zu ſchäzen.

Zweiter Nachbar. Wie kommt es aber, daß man dieſer Verſchwendung nicht einmal ein Ende macht? Haben wir denn die Millionen hinaus zu werfen, die am Ende nicht nur den Armen entriſſen ſind, ſondern dem Staate ſelbſt fehlen, und eine unverantwortliche Lüke in die ganze National-Wirthſchaft brechen? Denke man: — jährlich wenigſt den 20ſten Theil der Jahres-Rente, und des Schweißes der Nation — verloren! Wohl möchte man noch begreifen, daß ſolches Unheil die jüdiſchen und chriſtlichen Landwirthe drüken durfte — zu jener Zeit, wo die geiſtl. Herren noch alle Maſchinen lenkten: aber heut zu Tage, — wo die Quinteſſenz der Humanität, der Staats-Klugheit und Landwirthſchaft Geſeze gibt — ſollte man doch das Ende ſolcher wirthſchaftl. Kezerei erwarten dürfen!!

Hofbauer. Liebe Nachbarn! die Wurzel dieſes Uebels liegt zu tief; unſere Philoſophie und Finanzwiſſenſchaft können ſie mit allen Poſaunen nicht heben, noch weniger ein Surrogat hierauf pfropfen. Reichenbach, Montesquieu und Salomon ſind todt, die Maſchinen — Geſez und Seelenlehre erſcheinen an ihrem Grabe — als Schatten. Moſes gründete den Zehent als Nothbehelf für den Augenblik ſeines wandernden Staates; unter Conſtantin wuſchen ſich die dienſtbaren Hände gegenſeitig: — unter Karl dem Großen mußten wohl gar die Teufel bei Erneuerung dieſer Finanz-Speculation die Kammerdienſte machen! Ja die Teufel legten den neuen Grundſtein des göttlichen Zehentrechts! — für die Ewigkeit! — Den von dieſer Epoche an, und zwar vom Jahre 794 — und auf den Grund eines Teufel-Orakels, hielt dieſe Contrebande ihren feierlichen Einzug — ſelbſt in unſere Geſezbücher!!

Erſter Nachbar. Was willſt du damit ſagen, Hofbauer?

Hofbauer. Unter Karl dem Großen ward im Jahre 794 in Frankfurt Reichstag gehalten, und nach dem 23ten Kapitel desſelben beſchloſſen: „In Zukunft ſoll Jedermann den Zehent an die Kirche abgeben; denn die Erfahrung hat gelehrt: daß die vorjährige Hungersnoth blos von Verweigerung dieſer Abgabe hergekommen: Die Teufel haben die Aehren ausgefreſſen, und drohende Stimmen in der Luft ſind gehört worden ꝛc." *) Ihr ſeht hieraus, liebe Nachbarn! wir ſtehen mit unſrer Vernunft und Geſezgebung auf dem Punkte noch, wie man ſtund vor tauſend Jahren, denn in unſerm Codex hauſen die Teufel, auch ſogar Hexen und Zauberer, weit ärger, als unter Karln vor tauſend Jahren! Unſere Gerichtshallen kommen zwar in Verlegenheit bei Anmeldung dieſer ehrbaren Kom-

*) Sieh Prof. Andr. Buchner. Geſch. v. Bayern II. Buch. pag. 217.

pagnie; — iſt aber die Meldung von einer Zehent-Frage, ſo wird der Teufel und der Pfarrer ſo unbedenklich und eifrig bedient, daß, wenn ein Gut, z. B. in hundert Jahren keinen Zehent verreicht hat, die Vermuthung und fromme Meinung doch für Lezteren ſo unbarmherzig abſpricht, daß der Beklagte den negativen Beweis führen muß: daß er von Ewigkeit her Zehentfrei war! Nach ſolchen Rechtsformen wird der arme Sünder in Spanien zum Scheiterhaufen befördert!

Zweiter Nachbar. Aber leben muß halt der Herr Pfarrer doch! Das wird ſchwer werden, und der König und andere, durch Gebrauch, oder Mißbrauch der Zeit Zehentberechtigte werden der Billigkeit ſo wenig Opfer bringen wollen, wie der Pfarrer: was iſt alſo zu machen?

Hofbauer. Daher auch jene Thränen — ſeit tauſend Jahren! — Die Lebensquellen der Pfarrer ſind zwar unzählig, und die Schadloshaltung der übrigen Zehentherrn könnten wir den Juſtiz- und Finanz-Männern überlaſſen, als Dareingabe zu ſo vielen noch ungelöſeten Fragen. *)

Aber für den Pfarrzehent wäre mein Vorſchlag: Nach der Verfaſſung ſind wir Herren unſers Gemeinguts, das Armen und Kirchenweſen ſteht unter unſrer Leitung, Schullehrer und Pfarrer haben wir ſonſt auch zu verſorgen; nun ſcheint noch die leichte Aufgabe übrig: „uns ein gütliches Abfinden mit dem Pfarrer ſelbſt zu überlaſſen, (Laissez nous faire, ſagten die Kaufleute von London zu den Miniſtern, bei Gelegenheit einer Merkantilfrage) — und die jenigen Pfarrer ehrend auszuzeichnen, die die erſten wären, mit ihren Gemeinden ſich auszugleichen, ſo wie auch diejenigen bekannt zu machen, die nie eine freundliche Stellung, ihrer Gemeinde gegenüber, einnehmen können.

Als Grundlage dürften folgende Bedingungen gelten:

I.

Kein Zehent hat künftig Statt im ehemaligen der Witterung Preis gegebenen Sand auf dem Felde.

II.

Kein ganzer Zehent darf das Grundſteuer-Simplum des belaſteten Guts überſteigen, in Geld, oder Körnern, nach der Wahl der Bauern.

III.

Sollen die Zehentgenießer bei Behandlung dieſes Surrogats ſich erinnern des prekären Urſprungs der Zehenten, und des benöthigen ſtrengeren Einſchreitens und der ſchlimmeren Folgen, wenn Maßregeln, auf Humanität und Freiheit gegründet, nicht verfangen.

IV.

Endlich wird die k. Regierung, im Intereſſe des Königs, nicht ermangeln, Beiſpiele von Liberalität und Großmuth aufzuſtellen, den ſchlafenden Patriotismus zu weken, den alten Mammon zu beſchämen ꝛc.

Alle dießfallſigen Contrakte ſollen blos Protokolls-Aufnahme finden im geeigneten Zehentbuche.

Von den geringen Koſten zahlt jede Partei die Hälfte.

Dasjenige Landgericht erhält eine Prämie von tauſend Gulden, welches als das erſte, dieſe Zehentpragmatik in ſeinem Gebiete zu Stande bringt.

S. v. A.

Ueber Vertreibung des Kornwurms

Da heuer wieder gar ſo häufig über die großen Verwüſtungen durch den Kornwurm geklagt wurde, ſo wollen wir hier jenen vortrefflichen Aufſaz des Titl Herrn Pfarrers Jäger von Pförring (Wochenblatt des landw. Vereins für Bayern IV. Jahrgang S. 22 folgd.) mittheil-

*) Z. B. Surrogat für des verderbl. Lotto; die Frage über die Unauflösbarkeit des Ehe-Contractes: dann Zwekmäßigkeit des Coelibats u. der Todesſtrafen, — Uebervölkerung, und andere noch tief in unſern Sümpfen begrabene Fragen.
Aber in hundert Jahren, wenn die 2 Dritttheile Landes verwildernden, unſre Geſundheit zerſtörenden, die Felder jährl. verhagelnden Möſer zur Kultur gelangen: wenn Aerzte, und Behörden um Gedeien, Verſchönerung, und Bedürfniſſe des Vaterlandes nicht blos in Städten, einſt ſich bekümmern — werden unſre Kinder die Löſung wohl noch mehrerer Fragen übernehmen müſſen. Einſtweilen immer rükwärts! oder?

len, da in demſelben die ſicherſten und erprobteſten Mittel angegeben ſind. Herr Pfarrer Jäger ſagt: Es gibt zwei allgemein bekannte Arten des Kornwurms. Der eine, unter dem Namen ſchwarzer Wurm bekannt (Curculio Granarius oder Kornbohrer, zum Geſchlechte der Rüſſelkäfer gehörig) eine wahre Geiſel der Landwirthe, und eine eigene Peſt der Kornböden, iſt nicht viel größer, als ein Floh, — ein ſchönes rothbraunes Käferchen, deſſen Farbe ins Bläuliche ſpielt, mit einem punktirten Bruſtſchilde, mit gefurchten Flügeldeken, und mit orangegelben Rüſſel und Flügeln. Seine Fühlhörner befinden ſich nahe am Auge. Obgleich derſelbe nicht fliegt, ſo läuft er doch ſehr hurtig durch Dik und Dünn von einem Gebäude in das andere, überwintert in den Rizen der Gebäude, und erträgt die ſtrengſte Kälte. Er begattet ſich im Frühjahre. Das Weibchen ſucht ſich das größte Korn vom Roggen oder Weizen aus, bohrt dasſelbe an, und ſchiebt ſeitwärts unter die Hülſe ſein Ei ein. Aus dieſem geht nach 45 Tagen das Räupchen hervor, welches ſogleich die von ſeiner Mutter in der Hülſe gemachte Oeffnung mit einem leimigen Safte ſo ſorgfältig verſchließt, daß es nur einem ſcharfen Auge gelingt, den darin verborgenen Dieb zu vermuthen. Nun frißt das Würmchen das Mark oder Mehl des Korns rein auf, wird dann eine Puppe, und verläßt endlich im Junius als Käferchen die von ihm mit ungemeiner Fertigkeit durchbrochene Hülſe. Seine Fruchtbarkeit iſt ſo groß, daß ein einziges Paar in einem Jahre 6045 Nachkommen erzeugt. Man kann hieraus den ungeheuern Schaden berechnen, welchen dieſer Kornbohrer auf den Kornböden verurſacht.

Der weiße Kornwurm (Tinea Granella — Kornmotte) iſt ein eben ſo ſchädliches Räupchen, in hellgelbem Gewande mit braunem Köpfchen. Es wird von der weiblichen Kornmotte als Ei an ein Getreidkorn angeklebt, beißt ſich, ſo wie es aus dem Eie kriecht, in das Korn ein, höhlet es aus, und ziehet, wenn es mit Einem fertig iſt, durch Fäden immer mehrere Körner zuſammen, deren Zwiſchenraum es mit ſeinem weißlichten Unrathe ausfüllt. Zur Zeit ſeiner Metamorphoſe oder Verwandlung im Auguſt und September verläßt es das Korn, und macht ſich in den Rizen und Eken der Dächer des Kornbodens ein grobes Geſpinnſt mit zernagten Holzſtükchen vermiſcht. Im Frühjahre, in eine Puppe verwandelt, ſchiebt es ſich bis zum halben Leibe heraus, um der Motte ſelbſt das Auskriechen zu erleichtern, und nun zeigt ſich dieſe mit artig geſprenkelten, mit zierlichen Franzen beſezten Oberflügeln und mit weißen Unterflügeln.

Beide ſchädliche Inſekten richten nun vorzüglich in unſeren Gegend den größten Schaden an. Daß ſie aber gar ſo ſehr überhand genommen haben, mag wohl vorzüglich von der ſchlechten Anlage und Beſchaffenheit der Getreidböden herkommen. Der Landmann iſt nemlich bei dem engen Raume ſeiner Oekonomie-Gebäude größtentheils bemüſſiget, ſein Getreide oberhalb ſeinem Wohnzimmer und ſeiner Viehſtallung unter einem nur zu oft mit Stroh oder Steinplatten belegten, und aller nöthigen Luftlöcher beraubten Dache, in einer unangemeſſenen und zugroßen Quantität aufzuhäufen, woraus jene Erzeugung von Inſekten und das Micheln des Getreides nothwendig erfolgen, denn ſo wie überhaupt durch Fermentation manches Ungeziefer erzeugt und vermehrt wird, ſo iſt dieſes auch hier bei feucht-eingebrachtem und nicht ganz troken aufgeſpeichertem Getreide der Fall, welches bei vernachläßigtem Umrühren erhizt, jenes Uebel ungemein befördert. Indem man alſo auf ſolchen Kornböden erſtlich wegen Enge des Raums nicht im Stande iſt, das etwa feucht aufgeſchüttete Getreide zur gehörigen Zeit zu rühren, und dadurch deſſen Trokenheit zu erzeugen; indem zweitens aus Mangel an hinreichenden Luftlöchern dieſe Trokenheit nicht befördert werden kann, nachdem beſonders die vorhandenen Luftlöcher über dem Getreidehaufen zu hoch angebracht ſind, (weßwegen auf allen guten Getreidböden ſogenannte Schwalbenhauben, das heißt, länglichte, nicht hohe Luftzuglöcher, etwa drei Schuh hoch von dem Boden in entgegengeſezter Richtung angebracht ſeyn ſollten, wodurch der nöthige Luftzug und durch dieſen die Trokenheit des Getreides erzwekt wird); indem endlich drittens durch die Ausdünſtung aus dem

Digitized by Google

Wohnzimmer und der Viehſtallung das Getreide, auch wenn es troken aufgeſchüttet wurde, Feuchtigkeit und Michel anzieht, beſonders wenn es nicht von allem Staube gereinigt war, ſo wird die Erzeugung und Vermehrung des Kornwurms unausbleibliche Folge ſeyn; denn daß dieſer vorzüglich in naſſen Jahren die feucht eingebrachten Früchte angreift, und dagegen in trokenen Jahren die troknen und dürren Früchte unangetaſtet läßt, davon zeugt das in Rußland in Oefen gedörrte Getreide, und dieſes wird auch durch vielfältige Erfahrung beſtättiget.

Das erſte Mittel, dem Fraße des Kornwurms zu begegnen, würde alſo eine zwekmäßige Einrichtung der Getreideböden ſeyn, welche entfernt von ſchädlichen Ausdünſtungen, mit niedrigen, in der Länge angelegten, hinreichenden und ſich entgegengeſezten Luftzuglöchern verſehen, und geräumig genug ſind, um das Rühren des Getreides vorzunehmen, und dadurch deſſen Trokenheit zu befördern.

Man kann aus dieſer Urſache das fleißige Umrühren des Getreides im Frühlinge und zu Anfang des Sommers als ein zweites wirkſames Mittel anſehen, vorzüglich der furchtbaren Plage der Kornmotte Einhalt zu thun. Sobald aber dieſes Inſekt ſich auf dem äußern Umfange des Getreidehaufens ſammelt, und eine Kruſte zu bilden anfängt, hüte man ſich, mit dem Umrühren fortzufahren; denn ſonſt würde der ganze Haufen auf das Jammervollſte zerfreſſen werden, während bei Unterlaſſung des Rührens in dieſem Falle das Inſekt nur auf der Oberfläche ſein Weſen treibt. Ich kann hievon aus eigener Erfahrung ſprechen. Indem ich mein bereits mit einer Kruſte der Motte überzogenes Korn im verfloſſenen Jahre auf Rath eines der Sache kundig ſeyn wollenden Landmannes umrühren ließ, mußte ich zu meinem größten Nachtheile bemerken, daß nun der ganze Haufe, welcher vor dem Umrühren in ſeinem Innern nicht angegriffen war, nach dem Rühren in allen ſeinen Theilen zerfreſſen und zermalmt wurde. Dagegen ſah ich, als ich im Jahre 1786 eine kleine Fußreiſe durch das nördliche Frankonien machte, in dem bereits unter dem Würzburg'ſchen Biſchofe Julius von Echter ſekulariſirten Nonnenkloſter, (nur einzig zu religiöſen Zweken beſtimmt,) Wachterswinkel genannt, auf dem dortigen Getreidekaſten einen Haufen Korn, aus den Zeiten des Schwedenkrieges, alſo über ein Jahrhundert alt, mit einer ſo diken Kruſte der Kornmotte überzogen, daß man beinahe feſten Fußes darüber gehen konnte, und in ſeinem Innern ſo wohl erhalten, als hätte die Kornmotte niemals hier gehauſet, und das Korn ſelbſt, als Fürſt Franz Ludwig von Erthal bei ſeiner biſchöflichen Viſitation daſelbſt aus dieſem alten Getreide einen Verſuch zum Brodbaken machen ließ, hatte noch ein wohlſchmekendes Brod abgegeben.

Iſt das Korn nun mit einer Kruſte von der Kornmotte überzogen, ſo kann man drittens zu ihrer Verminderung die Kruſte mit der Motte einen halben Schuh tief von dem Haufen abnehmen, dieſes Getreide auf Tüchern zwei oder drei Tage lang der brennenden Sonnenhize ausſezen, dasſelbe alsdann reutern, und auf dem Boden auf einen beſondern Haufen aufſchütten. Die die Sonnenhize nicht vertragende Kornmotte wird ſich größtentheils entfernt haben.

Ein viertes Mittel, dieſes Inſekt zu vermindern, iſt die Ausbreitung weißer Tücher über den vom gedachten Wurme ergriffenen Kornhaufen, oder das Einſteken kurzer glatter Bretter in denſelben. Die Motte ſammelt ſich auf jenen Tüchern, oder hängt ſich an dieſe Bretter, man ſchüttelt nun ſolche ab, und wirft ſie den Hühnern vor, und indem man dieſes täglich einige Male wiederholt, finden viele Tauſende dieſer Räuber ihren Tod.

Da alle ſtarkriechenden Gegenſtände beiden Arten des Kornwurms unangenehm ſind, ſo dienen fünftens Wermuth und friſcher Hopfen zur Verminderung dieſer Inſekten. Der Kornbohrer, welcher als ein die Ruhe und Stille liebender Käfer das Umrühren verabſcheut, kann durch fleißiges Umrühren des Getreides, verbunden mit ausgeſtreutem friſchen Hopfen und Wermuth, zuverläßig vertrieben werden. Nicht ſo wirkſam iſt die Anwendung beider Pflanzen gegen die Kornmotte. Zwar machte ich auf meiner vorigen Pfarrei in Marktbibart, als mir mit dem von den Zehentpächtern auf meinen Kaſten gebrachten

Digitized by Google

Getreide auch die Kornmotte eingeſchwärzt wurde, ſogleich den Verſuch mit friſchem Hopfen, und ich ſah dieſen unangenehmen Gaſt wirklich verſchwinden, vielleicht, weil das Uebel noch in ſeinem Anfange war. Allein hier in Pfbring, wo auf dem Kaſten der Pfarrei beide Arten des Korn-Wurms in ungeheurer Menge vorhanden waren, welche mir leider ſchon einen auſſerordentlichen Verluſt verurſachten, hatte ich nicht nur friſchen Hopfen in großer Quantität um den von der Motte angegriffenen Getreidehaufen aufgehäuft, ſondern auch den Wermuth an vielen Orten auf das Getreide umhergelegt. Und ſiehe da! zu meiner Verwunderung bemerke ich, daß die Korn-Motte mit dieſen ſtark riechenden Pflanzen ganz vertraut wurde, munter auf denſelben herumſpazierte, und ſogar die neben dem Getreidehaufen vom verfloſſenen Jahre ſtehende Hopfenſäke völlig mit ihrem Kleiſterüberzog. War dieſes vielleicht Folge ihrer zu ſtarken Bevölkerung, oder ihrer Verzweiflung, um gleichſam betrunken dieſen ihr Tod bringenden Pflanzen zuzueilen? Denn bald hernach fand ich ſie theils in großen Zügen an den Wänden ſich erheben und ſtarr hangen bleiben, theils zu vielen Tauſenden getödtet auf dem Getreidehaufen liegen, und hier einen Aas-ähnli-Geſtank verbreiten. Aber dieſem ungeachtet blieb noch eine ſtarke Bevölkerung dieſer Räuber mir auf dem Halſe.

Ein früher von mir angeſtellter Verſuch, das von der Kornmotte angegriffene Korn mit Knoblauch-Waſſer zu beſtreichen, entſprach meiner Erwartung weniger, obgleich auch dieſe Pflanze wegen ihres ſcharfen Geruchs der Kornmotte zuwider, als ein ſechstes Mittel zu ſeiner Verminderung anzuwenden iſt.

Um ſolches zuverläſſiger zu bewerkſtelligen, mag man den Knoblauch mit Lak oder Salzwaſſer vom Fleiſche, oder mit Häringslak vermengen, und hiemit das von der Motte angegriffene Getreid beſprengen. — Einige Oekonomen wollen ihren Verſuch, Flöz und Wände des Kornbodens mit einem mit Knoblauchsſaft vermiſchten Branntweine zu beſprengen, bewährt gefunden haben. Die Wirkung beruht aber immer auf dem heftigen Knoblauchs-Geruche.

So wie man nun aus der Urſache, weil weder Kornbohrer noch Kornmotte ſtarkriechende Gegenſtände lieben, zu ihrer Verbannung Hopfen, Wermuth und Knoblauch anwendete, ſo verfiel man ſiebentens darauf, mit bitteren Sachen den Verſuch zu ihrer Vertreibung zu machen. Demzufolge beſprizen Einige vor dem Aufſchütten des Korns den Kaſten in Flöz und Wänden mit Waſſer, worin Flöhkraut geſotten war. Andere nahmen auf 12 Schäffel Korn 1 Pfund Tabak, 1 Pfund grüne Nußſchalen, 10 Loth Knoblauch, 5 Loth Meiſterwurz, 1 Quint Bigergeil, 3 Loth Wermuth, und 3 Loth Liebſtökel, fein zerſchnitten, und 2 Stunden lang in einem halben Eimer Waſſer gekocht, und ließen hiermit, ſo heiß als es möglich war, die Kornböden abwaſchen. Wieder Andere nahmen zu einem Boden von 50 Schuh in der Länge vom Segenbaume, Schellkraut, Wermuth und Matran von jedem eine Handvoll, 3 Loth zerſchnittenen Enzian, 8 Pfund Kupferwaſſer, und 6 Pfund Alaun, kochten Alles zwei Stunden lang in 12 Eimer Waſſer, und beſprengten hiermit vor Aufſchütten des Getreides Flöz und Wände des Kornbodens. Endlich kochten Einige 4 Händevoll Nußlaub, eben ſo viel Wermuth, nebſt einer Handvoll Salzes im Waſſer, und beſprengten damit den Getreidboden vor dem Aufſchütten des Korns.

Es fehlte auch nicht an Verſuchen, die ſchädlichen Kornräuber durch Räuchern zu vertreiben. Aus dieſer Urſache räucherte man 3 Wochen nacheinander wöchentlich vor Sonnenaufgang den Getreidboden mit wildem Hopfen oder mit Eſelhorn, und rührte während des Räucherns das Geteide um.

Allein ſo viel alle dieſe Mittel beitragen mögen, die räuberiſche Kornmotte zu vermindern, ſo ſind ſie doch nicht im Stande, dieſen einmal eingeniſteten Dieb völlig zu verbannen. Wenn dieſes feindliche Inſekt bei der Herbſtſaat im Korne verborgen, und mit demſelben in die Erde ausgeſäet, den Winter hindurch fortlebt, ſich da verpuppet, und ſeine Verwandlung glüklich überſteht, wie ſehr wird ſeine Menge allen künſtlichen Verſuchen ſeiner Ausrottung widerſtehen?

Demungeachtet ſollte ſelbſt einer Landesregierung darangelegen ſeyn, den furchtbaren Verwüſtun-

Digitized by Google

gen ſo ſchädlicher Inſekten Einhalt zu thun, und auf Mittel zu denken, dieſes große Uebel zu heben.

Ich ſelbſt habe gegenwärtig zur Ausrottung der Kornmotte folgenden Verſuch zu machen angefangen. Ich ließ, nachdem ich auf meinem Kaſten bemerkte, daß die mit Kalk betünchten Bretter gar nicht von der Kornmotte berührt worden waren, im Anfange des verfloſſenen Winters noch vordem Aufſchütten des Getreides von allen Brettern und Balken des Kaſtens alle Mottenneſter mit eiſernen Scharren fleißig abſcharren, den Boden vom Unrathe reinigen, und alle Wände, Bretter und Balken mit Kalk anſtreichen. Zur Zeit habe ich noch keine Kornmotte entdekt. Sollte ſie nun wieder zum Vorſcheine kommen, ſo werde ich ſechs bis acht große Meiſen (entweder die Spechtmeiſe, Sitta europaea, oder die Kohlmeiſe Purus major) mir zu verſchaffen ſuchen, und durch dieſe wohlthätigen Inſektenfreſſer bei ihrer Regalirung mit Unſchlitt und Nüſſen die Motten mit ihren Eiern auf meinem Kaſten verzehren laſſen. Vielleicht iſt dieſes Mittel das zuverläßigſte, indem die fleißigen Meiſen ſich an allen Bälken und Brettern anſezen und ſelbſt hier Motten, Eier und Neſter zerſtören werden.

Nach hundert fruchtloſen Verſuchen wird indeſſen wohl das Dörren des Getreides in beſonders dazu erbauten Oefen, verbunden mit fleißigem Umrühren im Frühlings- und Sommers-Anfange das wirkſamſte Mittel ſeyn, dieſe fürchterliche Plage zu beſeitigen. Eine väterliche Landesregierung ſollte daher Sorge tragen, in Gegenden und Ortſchaften, wo Kornbohrer und Kornmotte ſo ungeheure Räubereien treiben, dergleichen Oefen zum Dörren des Getreides anlegen zu laſſen.

Der merkwürdige Traum.

Der Kaufmann M. lebte in Hamburg, ſeine Handlung war in den beßten Umſtänden, als eine höchſt nothwendige Reiſe nach Weſtindien, ihn von der Seite eines jungen, geliebten Weibes, und eines zweijährigen Sohnes trennte.

Er reiste ab und kam nicht wieder. Drei Monate nach der Abreiſe ihres Mannes, träumte Madame M.: ihr Gemahl ſey in einem Zweikampfe mit einem Franzoſen, in Martinique, erſtochen worden. Der Traum war ſo lebhaft, daß ſie ſich bei dem Erwachen an Alles genau erinnern konnte. Beſonders waren ihr die Geſichtszüge des Secundanten ihres Mannes, der mit vielem Mitleide und herzlichem Bedauern dabei ſtand, als einige Sclaven den Leichnam ihres Mannes unter einen Baum begruben, unvergeßlich. Kaum waren abermals drei Monate nach dieſem Traume vorüber, als Briefe von dem Hamburger Konſul in Martinique den Tod des Kaufmanns M. berichteten, der dort an dem gelben Fieber geſtorben ſey. — Nein! rief die troſtloſe Gattin: er iſt ermordet! Vergebens ſuchten ihre Freunde ſie von dieſem Gedanken, der nur die Wirkung eines leeren Traumes ſey, abzubringen. Allein ſie blieb feſt dabei, er ſey ermordet, und ließ ſogleich einen Maler, der ein Freund des Hauſes war, kommen, erzählte demſelben ihren Traum, und erſuchte ihn, in ihrem Hauſe, unter ihren Augen, ein Gemälde dieſes Traumes zu entwerfen; dies geſchah, und Madam M. gab Alles, beſonders die Geſichtszüge des Secundanten ihres Mannes, ſeine Kleidung, die Anzahl der Sclaven, den Baum u. ſ. w. genau an. Das Gemälde war vollendet, und wurde in dem Wohnzimmer aufgehängt. Madam M. trieb die Handlung ihres Mannes fort, erzog ihren Sohn, konnte ſich aber nie, wieder zu heirathen, entſchließen.

So waren ſechs volle Jahre verfloſſen, als ſie eines Tages in einer Geſellſchaft, die auf dem Landgute eines Kaufmannes ſich verſammelte, einen Fremden erblikte, deſſen Züge ſehr dem Secundanten glichen, die nicht allein in ihrer Einbildungskraft ſchwebten, ſondern auch auf dem Bilde ausgedrükt waren. Sie erkundigte ſich bei der Frau im Hauſe nach demſelben, und erfuhr, er ſey ein Kaufmann von London, der hier Geſchäfte habe, und mit Empfehlungen, an ihren Mann, verſehen ſey. Madam M. ſuchte den Fremden zu ſprechen, und fand bald Gelegenheit dazu. Sie fragte denſelben, ob er nie in Weſtindien geweſen? und als er dieſes bejahete, ſo fragte ſie ferner: ob er nicht vor ſechs Jahren ſich in Martinique aufgehalten? Ja! war die Ant-

Digitized by Google

wort. Ob nicht der Kaufmann M. ihm dort bekannt geweſen ſey? Bei dieſer Frage veränderte der Fremde in Etwas ſeine Farbe, antwortete nach einigen Augenbliken: daß ihm derſelbe bekannt geweſen ſey, und er ſich rühmen könnte, deſſen Freundſchaft beſeſſen zu haben, und es wäre ſehr ſchmerzlich für ihn geweſen, als M. in Martinique an einem bösartigen Fieber geſtorben ſey.

Ich bin deſſen Frau, ſagte Madam M., und bitte Sie, als den Freund meines verſtorbenen Gatten, mir die Ehre Ihres Beſuches morgen frühe, wenn möglich, zu ſchenken.

Der Fremde verſprach es, und erſchien den andern Morgen in der Behauſung der Madam M. Nach einer kurzen Unterhaltung ſagte ſie zu demſelben: da Sie meinen Mann gekannt haben, ſo will ich Ihnen ein Gemälde von ihm zeigen, welches ich nach deſſen Tode habe malen laſſen, um Ihr Urtheil darüber zu vernehmen; und ſogleich zog ſie den Vorhang zurük, der das Gemälde bedekte. Kaum erblikte der Fremde daſſelbe, als er wie verſteinert ſtand, und kaum die Worte hervorbringen konnte: Um Gotteswillen, Madam! wie kommen ſie zu dieſem Gemälde?

Ein Traum, ſagte Madam M., bewog mich, es malen zu laſſen.

Bei Gott! kein Traum, rief der Fremde: ich will Ihnen jezt offen geſtehen, daß ihr Gatte an keinem Fieber, ſondern wirklich in einem Zweikampfe ſein Leben endete; er hatte Streit mit einem Pflanzer, wurde gefordert, nahm mich zum Secundanten, und fiel unglüklicherweiſe. Um alle Folgen zu vermeiden, die dieſer Zweikampf hervorbringen konnte, wurde der Unglükliche ſogleich durch einige Sclaven unter einen Baum begraben, nachdem ich ſah, daß alle Bemühung vergebens war, ihn wieder zum Leben zu erweken, indem er mitten durch das Herz geſtoßen war. — Mit Bewilligung des Konſuls, dem ich die Wahrheit der Sache entdekte, wurde vorgegeben, M. ſey am gelben Fieber geſtorben, und ſo wurde es auch hieher nach Hamburg berichtet. Nun ſehe ich in dieſem Gemälde Alles, was nur drei Menſchen in der Welt bekannt war, nemlich dem Pflanzer, ſeinem Secundanten und mir, wovon Keiner ſicher es je Einem offenbarte. Erſterer iſt bereits geſtorben, Lezterer lebt noch in Martinique, auch ſeine Züge ſind auf dem Gemälde ſtark getroffen, unſere Kleidung war ſo, wie hier vorgeſtellt; ſogar die Anzahl der Sclaven, der Baum, und im Hintergrunde die Wohnung des Pflanzers ſind beſtimmt angegeben.

Ich überlaſſe meinen Leſern, über dieſes ſo volle Uebereintreffen des Traumes der Madam M. zu urtheilen; daß dies alles wörtlich wahr ſey, habe ich nicht allein ſelbſt aus ihrem eigenen Munde, indem ſie noch dermalen in Hamburg lebt, die Handlung ihrem Sohne abgetreten, und auch noch im Beſize des Gemäldes iſt, das ich öfters ſah; auch berufe ich mich auf den engliſchen General-Konſul, Herrn M., der ſich damals in Martinique aufhielt, dermalen in Hamburg lebt, und dem der Vorfall ſchon in Weſtindien bekannt war. Auch wiſſen es alle Leute, die Madame M. kennen, und nie, wegen des edlen Charakters dieſer Frau, an der Wahrheit ihrer Erzählung zweifeln können.

Pracht-Aufwand alter Zeiten.

Ehemals waren die Reichthümer nicht ſo vertheilt unter den Menſchen, wie jezt; da kamen denn bei Einzelnen die des Geldes zu viel hatten, gar ſeltſame Verwendungen desſelben vor, wie auch folgende Beiſpiele darthun: (Nb. der Werth des Geldes galt einſt vielfach mehr als heut zu Tage.) König Heinrich III. von Frankreich trug auf ſeinen Kleidern 4000 Ellen Gallonen. — Als ſein Nachfolger, Heinrich IV., der Große, i. J. 1600 Beilager hielt mit Maria von Medicis, ſchenkte er ihr ein Halsband, 200,000 Kronen werth, ein Bruſttuch von 100,000, und Ringe und andere Kleinodien von 200,000 Kronen. Ihr Brautrok war ein braungoldnes Stük, deſſen Schleppe 15 Ellen lang und mit lauter goldenen Lilien beſezt war. Bei der Taufe ihres Sohnes erſchien ſie in einem mit 32,000 Perlen und 3000 Diamanten beſezten Roke. König Philipp's II. von Spanien Gemahlin, Eliſabeth, trug nie ein Kleid zweimal, ſondern ſchenkte es, wenn ſie es einmal angehabt hatte, ihren Damen, und das waren lauter prächtige und reiche Roben,

Digitized by Google

von denen die geringſte 300 bis 400 Thaler koſtete. — Der Kurfürſt Maximilian von Bayern ſandte ſeiner Braut, der Tochter Kaiſer Ferdinands II., 1635, zum Werbegruß eine Kette von 300 Perlen, von denen jede 1000 Gulden koſtete. — Kaiſer Ferdinands III. Schweſter, Prinzeſſin Cäcilia Renata, bekam vom König Ladislaus IV. von Polen einen Wagen, an welchem die Beſchläge lauter Gold und Silber waren. — Als König Ludwig XIV. von Frankreich dem türkiſchen Geſandten Audienz gab, hatte er ein mit Diamanten garnirtes Kleid an, das 5 Millionen Livres koſtete, die Knöpfe beſonders 3, Degen und Handſchuh 2 Millionen. Nach ſeiner Trauung erſchien ſeine Gemahlin im Tanzſaale in einem von Perlen, Gold und Edelſteinen funkelnden Roke, und ihre ganze Kleidung wurde auf 60 Tonnen Goldes geſchäzt. — Als König Siegmund von Polen i. J. 1606 mit der öſterreichiſchen Prinzeſſin zu Krakau Beilager hielt, ſchenkte er der Braut ein Servis von lauter geſchlagenem Dukatengolde. Unter dieſem Geräthe wog das Beken mit der Gießkanne 24 Pfund, und koſtete allein zu verfertigen 2500 Gulden. Die Kleidung des Brautpaars koſtete 700,000 Reichsthaler. Der König hatte 5 Diamanten in ſeinem Barret, die auf 1 Million Goldes geſchäzt wurden.

Menſchengröße.

Der am 27. April 1785 zu Frankfurt an der Oder im Dienſte der Menſchlichkeit, beim Retten der durch Ueberſchwemmung Verunglükten, umgekommene Herzog Leopold von Braunſchweig, war, wie man ſieht, ein vollkommen edler Menſchenfreund. Sein ganzer Charakter, ſein ganzes Leben war eine Kette edler Geſinnungen und Thaten. Einſt ſchikte er zwei arme Kinder, die durch ſeine Fürſprache in das Berliner Waiſenhaus aufgenommen werden ſollten, von Frankfurt aus dorthin. Am Morgen der Abreiſe ging er, im elendeſten Wetter, ſelbſt zum Fuhrmanne, und ſah nach, ob die Kinder auch wohl gegen das Unwetter gehörig verwahrt ſeyen. Er hüllte ſie noch in ſeinen eigenen Oberrok, und ging dann im ſtarken Regen nach Hauſe zurük. Ein andersmal bat ihn ein Frankfurter Jude um einen Schuzbrief für ſeinen Sohn in Kopenhagen. Leopold erfüllte dieſe Bitte ſogleich. Nun hatte aber der Iſraelite noch große Furcht, man werde den Brief nicht mehr auf der Poſt annehmen, weil die beſtimmte Stunde zur Annahme von Briefen ſchon verfloſſen war. Da nahm der Herzog den Brief, trug denſelben perſönlich auf die Poſt, und bewirkte den ſchnellſten und ſicherſten Abgang.

Contrebande.

Halt! ſchwarzer Diebe! mit geraubten Buntgefieder!
Und du! eisgrauer Schelm! uns äffend mit der Löwenhaut!
Woher da — dieß Paquet — mit Numro IV. der Lieder!!!
Erlauert' ich den Verkehr mit deiner Windebraut?
Die Thäter: — „Treue Diener hoher Muſen Polizei!
Schon Meiſter Aeſop ließ die Paketräger frei"
Ohne Gnad! — fort mit ins Zeitungsblatt:
Adams Söhne müßen
Lernen: „auch zu büßen,
Was man nicht verſchuldet hat!"

S. v. A.

Verbeſſerung.

Ein Miethsherr wurde in ſeinem Wohnzimmer vom Rauche beläſtigt. Er ließ den Hauswirth rufen, und bat ihn, einen neuen Ofen ſezen zu laſſen. Bewahre! rief der Wirth, der Ofen iſt in brauchbarem Stande. Das gebe ich zu, verſezte der Miethsmann lachend, wenn ſie das b weglaſſen.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 46. Den 16. November 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Dem König jubeln freudig wir entgegen,
Denn Seiner Hand entſtrömen Glük und Segen.

Inhalt: Sonett. — Ueber die Feierlichkeiten in Regensburg. — Sicheres und durch wiederholte Erfahrungen beſtätigtes Mittel, das Feuer zu löſchen, wenn es blos im Schornſteine brennt. Vorſchlag zur Verbeſſerung der Schafzucht. — Urſprung der Namen Kazenloch und Milli-Bräu. — Dampfpferde. — Kurz und gut. — Subſkriptions-Einladung. — Ankündigung.

Sonett

an Freiherrn Theodor von Hallberg zu Hallbergmoos

(Birkenek bei Freiſing), als Seine Majeſtät, König Ludwig am 16ten October auf der Reiſe nach Regensburg deſſen Moosaustroknung und Kolonie in Augenſchein zu nehmen und den Bau einer Kirche und eines Schulhauſes allda anzuordnen allergnädigſt geruhet haben.

Erfaßt denn Niemanden mit Kraft ein Funken
Zur Kultivirung ekelhafter Wüſten? —
Erſcheinet Niemand an der Sümpfe Küſten,
Wo traurig nur ertönt Geheul der Unken?

Und Heil und Segen ſind im Schlamm verſunken,
In welchem, gleich vergifteten Gelüſten
Die faulen Dünſte kaum ein Leben friſten? —
Ja, — bald wird unſer Auge freudetrunken

Des Fleißes reichen Segen blühen ſehen. —
Schon wird das Moor zur Flur; Zephyre wehen
Schon Blumendüfte; — Bienen ſammeln Hönig.

Heil Dir! Dich muß die Arbeit reichlich ſegnen,
Dem Fleißigen muß ſtets das Glük begegnen —
Dein Werk, o Hallberg! würdigt nur ein König. —

J. Greger.

Ueber die Feierlichkeiten in Regensburg.

Lieber Herr Bauernzeitungsſchreiber!

Sie baten mich, eine genaue Beſchreibung der Feierlichkeiten zu liefern, welche zur Verherrlichung des Einzuges J. J. M. M. des Königs und der Königinn dahier begangen worden ſind. So gerne ich Ihren Wünſchen entſprechen möchte, ſo iſt dieſes eine reine Unmöglichkeit für mich ſowohl, als für jeden Andern, wenn er alle Gefühle und Anſtalten, welche die hieſige Bürgerſchaft, die benachbarten Gemeinden und jeder Einwohner an den Tag legten, gehörig und innigſt, wie ſie aus dem Innern kamen, erzählen wollte. Sie ſollten nur die lezten 14 Tage vorher das Dichten, Treiben und Anordnen geſehen haben. Da war kein Handwerksmann, kein Taglöhner, der nicht deßhalb Beſchäftigungen und Verdienſte hatte; da war kein Bürger, der nicht mit Freude ſich Uniform anſchaffte, weil Alles neu ſeyn ſollte, und nicht mit Eifer auf den Exerzierplaz eilte; da war kein Kind, welches ſich nicht mit ſeinen, ſchönen Kleidern beſchäftigte, und nicht die Tanzſchule be-

Digitized by Google

ſuchte: Staatsdiener wetteiferten mit Bürgern, ihre Häuſer zu verzieren und ihre Kinder unter die bürgerlichen zu reihen, um ein allgemeines harmoniſches Ganzes zu bilden, welches dem allerhöchſten Herrſcherpaare gefallen möge; — der Himmel ſelbſt begünſtigte durch eine 14 tägige anhaltende ſchöne, ja außerordentliche Witterung dieſen Volks-Triumph.

Es iſt wahrlich zu wenig geſagt, wenn ich ſage, 100,000 Gulden ſeyen deßhalb verausgabet worden, und zwar nicht, um das Geld hinauszuwerfen, ſondern unzählige wohlthätige Zweke waren damit verbunden. Dieſes mit innigſter Liebe errichtete Gebäude mußte demnach auch den beſten Effekt erregen. Das allerhöchſte Herrſcher-Paar erſtaunte über dieſes allgemeine Streben, die höchſte Treue, Anhänglichkeit, Liebe und Aufopferung zu beweiſen; höchſtſelbes äußerten ſich immer und immer auf das Erfreulichſte, nahmen Alles ſo zu Herzen, wie es vom Herzen kam. Ein vorzüglicher Beweggrund des außerordentlichen Jubels und der in der That großen Anſtrengungen und Aufopferungen, der Verzierungen aller Häuſer mit Guirlanden, Blumen, Fähnen, goldnen Buchſtaben, Sinnbildern, ꝛc. war, was beſonders merkwürdig ſeyn dürfte, daß, je mehr andere Staaten Exzeſſen und Unruhen erregen, und je mehr man im Geheimen von äußern Feindſeligkeiten gegen Bayern geſprochen, deſto inniger ſich die Liebe und Treue für unſer königliches Haus bewies, und man ſah hier deutlich, daß jeder Bayer ein Winkelried oder Tell für Wittelsbach und für das Vaterland, jede Bayerin eine Johanne d'Ark—ja jedes Kind und jeder Greis zu kämpfen und zu ſterben bereit ſey. So mußte Regensburg, die uralte bayeriſche königl. Reſidenzſtadt den Preis der Huldigungen erwerben. —

Was ſoll ich Ihnen nunmehr von den 4 wahrhaft pompöſen Triumphbögen, von den vielen Gedichten der Gelehrten von Beruf und Gefühl, von den manigfaltigen Sinnbildern der Treue und Verehrung Erwähnung machen? — Wahrlich ich müßte dann auch das geringſte arme Taglöhner-Häuschen nennen, welches vielleicht eben ſo großartig, als herzlich mit andern wetteiferte. Nur einer Wohnung erwähne ich, wo auf 6 Schildchen ſilbern die Worte in blauem Felde glänzten: „Willkommen! Heil unſerm König und der Königinn."

Dieſe Worte rief jeder der 30,000 Menſchen, die ſich hier befanden von Grund des Herzens laut und zu Gott flehend aus. Unter dieſer Ueberſchrift befanden ſich 6 Bilder, als: 1) die Nacht-Eule, das Sinnbild der Weisheit, Tapferkeit und Wachſamkeit, 2) die Leier, 3) eine weiße Taube, 4. 5) die Anfangsbuchſtaben von Ludwig und Thereſe und 6) in der Mitte eine Krone.

Hiefür dichtete ich folgendes Sonett:

Willkommen! Heil und Segen unſerm König!
Der Wunſch entſtrömt dem Herzen ſilbertönig
Zu unſern ehrfurchtsvollen Huldigungen,
Wie ihn das treue Vaterland bedungen.

Es ſchäze Niemand unſre Gabe wenig!
Der Bayer iſt dem Throne unterthänig.
Das Lied der Treue iſt noch nicht verklungen,
Vom Bayervolk wird täglich es geſungen.

Die Bilder des Geſangs, der Huld und Güte,
Die Herrſcher-Namen glänzen in der Mitte,
Und perlend weiß im blauen Feld die Krone.

Dem Herrſcherpaar am Wittelsbacher Throne
Soll unſer Jubelrufen deutlich ſagen,
Wofür ſtets unſre treuen Herzen ſchlagen. —

Ich ſchließe alſo dieſen Brief mit der ewigen Wiederholung:

Heil unſerm König und der Königin!

Regensburg den 20 Oktober 1830

J. G.

Sicheres und durch wiederholte Erfahrungen beſtätigtes Mittel, das Feuer zu löſchen, wenn es blos im Schornſteine brennt.

Wir beeilen uns, heißt es in Dinglers polytechn. Journal, aus dem Berichte, den der Geſundheitsrath zu Paris an den Polizei-Präfekten über ſeine Arbeiten im Jahre 1828 erſtattete, den Artikel mitzutheilen, welcher das Löſchen des Feuers betrifft, wenn es blos im Schornſteine brennt.

Digitized by Google

Da nicht ſelten die verheerendſten Feuersbrünſte aus dem Brande im Schornſteine entſtehen, ſo glauben wir ſowohl dem Publikum als den Feuer-Aſſekuranzanſtalten dadurch einen weſentlichen Dienſt zu erweiſen. Wir haben auf dieſes Mittel ſchon vor einigen Jahren in dem polytechniſchen Journale aufmerkſam gemacht, hatten aber damals noch nicht jene Autorität und Erfahrung, welche nachſtehender Ausſpruch einer ſo achtbaren Commiſſion, wie die des Geſundheitsrathes zu Paris, gewährt.

„Anwendung der ſogenannten Schwefelblüthe zum Löſchen des Feuers in den Schornſteinen."

„Schon vor mehreren Jahren, Hr. Polizei-Präfect, hat einer Ihrer Vorgänger den Geſundheitsrath aufgefordert, eine Commiſſion zu ernennen, welche durch Verſuche prüfen ſollte, ob die Dämpfe des brennenden Schwefels das Feuer im Schornſteine auszulöſchen vermögen, wenn es in demſelben brennt. Man hat nun vielfältig wiederholte Verſuche in der königl. Münze mit dem glüklichſten Erfolge hierüber angeſtellt. Man hat ſich überzeugt, daß Ein Pfund ſogenannter Schwefelblüthe „(fein gepülverter, gewöhnlicher Schwefel, wie man denſelben in deu Apotheken immer vorräthig hat,)" wenn man es auf das auf dem Herde brennende Holz oder Kohlen wirft, hinreicht, um das Feuer ſelbſt in dem größten Schornſteine in wenigen Minuten zu löſchen, ſelbſt wenn die Flamme ſchon zwei Klafter (3 Meter) hoch über den Schornſtein hinausſchlägt. Man läßt, wenn man auf dieſe Weiſe löſchen will, das Feuer auf dem Herde fortbrennen, und umgibt den Mantel des Herdes blos mit einem gut durchnäßten Tuche. Man wirft dann handvollweiſe die Schwefelblüthe in das auf dem Herde brennende Feuer: augenbliklich werden die ſchwefelſauren Dämpfe in dem Schornſteine emporſteigen, und einen für die Luft undurchdringlichen Mantel bilden, ſo daß das Feuer auf der Stelle gelöſcht iſt. Dieſe Art, das Feuer in dem Schornſteine zu löſchen, gewährt, außer der Schnelligkeit, mit welcher ſie wirkt, auch noch den großen Vortheil, daß ſie ſich auf alle Nebenſchläuche ausdehnt, die mit dem brennenden Schornſteine in Verbindung ſtehen, und ſelbſt auf die Sprünge wirkt, wenn welche vorhanden ſeyn ſollten. Dieſes Mittel wirkt ſo ſicher, und iſt ſo leicht anzuwenden, daß Ein Löſcher (Pompier) *) hinreicht, das Feuer in jedem Schornſteine, mag er auch noch ſo groß ſeyn, augenbliklich zu löſchen. Wir waren ſelbſt im vorigen Jahre drei Male in dem Falle, uns der Schwefelblüthe zum Löſchen des Feuers in dem Schornſteine bedienen zu müſſen, und jedes Mal geſchah es mit dem beſten Erfolge. Um eine Idee von der Schnelligkeit zu geben, mit welcher dieſes Mittel wirkt, wollen wir nur folgende Thatſache anführen. Es kam in dem Schornſteine einer Küche, in der Gaſſe Taitbout N. 15., Feuer aus. Man ließ auf der Stelle die Löſcher aus der Gaſſe Chantereine kommen. In demſelben Augenblike ſchikten wir aber auch um Ein Pfund Schwefelblüthe, und gingen in die Küche, die ſich im erſten Stoke befand. Man hatte das Feuer vom Herde weggeräumt, wir ließen es wieder auf denſelben werfen. Das naſſe Tuch, das wir um den Mantel des Herdes hängen konnten, umgab denſelben nur auf eine ſehr unvollkommene Weiſe. So mangelhaft indeſſen auch dieſe Vorrichtung war, warfen wir doch die Schwefelblüthe in das Feuer, und der Brand im Schornſteine war gelöſcht, ehe die Löſcher kamen.

Wenn nun ſolche auffallende Thatſachen ſchon ſo lange bekannt ſind; wenn Verſuche und Erfahrungen, die in Folge höheren Auftrages angeſtellt wurden, die Wirkſamkeit eines in ſeiner Anwendung eben ſo einfachen, als in ſeinem Erfolge ſichern Mittels, beurkundet und erwieſen haben, ſo muß man mit Recht mit Erſtaunen fragen, warum die Löſcher (le corps des Pompiers) noch immer auf ihren altherkömmlichen Schlendrian angewieſen ſind, der, in ſo vieler Hinſicht, weit hinter der Anwendung der Schwefelblüthe ſteht, deren Gebrauch übrigens nicht mit der geringſten Gefahr oder Ungelegenheit verbunden iſt." **)

*) Es iſt in Paris ein eigenes Corps von Löſchern (Pompiers - Sappeurs) aufgeſtellt, und in den Vierteln der Stadt in verſchiedenen Gaſſen vertheilt, um jeden Augenblik bei der Hand zu ſeyn. Dieſes Corps wird von einem eigenen Oberſten kommandirt. A. d. Ue.

**) Die Anwendung dieſes Mittels, der Schwefelblüthe, gründet ſich darauf, daß in den Däm-

Digitized by Google

Vorſchlag zur Verbeſſerung der Schafzucht.

Wenn es eine anerkannte und in mehreren deutſchen Staaten bereits länger durch die Erfahrung beſtätigte Wahrheit iſt, daß eine veredelte Schafzucht den wohlthätigſten Einfluß auf den Nationalwohlſtand habe, ſo dürfte es beſonders jezt an der Zeit ſeyn, daß die Regierungen die Beförderung dieſes wichtigen landwirthſchaftlichen Gewerbszweiges mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln zu bewirken ſuchten. Das Streben verſchiedener Staaten, durch Anlage von Stamm-Schäfereien veredelter Raſſen dieſe Aufgabe zu löſen, kann nicht verkannt werden, ſcheint uns jedoch nicht ſchnell genug dem beabſichtigten Zweke zu entſprechen, weßhalb wir folgendes Verfahren zur näheren Prüfung vorlegen wollen. Je anerkannter es iſt, daß die Veredlung der Schafzucht hauptſächlich von der Einführung ächter Merinos-Zuchtböke abhänge, und je mehr es mit den Erfahrungen der bewährteſten Landwirthe übereinſtimmt, daß weder die klimatiſchen Verhältniſſe, noch die Beſchaffenheit der Weiden in den meiſten deutſchen Ländern dem Gedeihen veredelter Schaf-Raſſen im Wege ſtehen, um ſo unangenehmer iſt die Wahrnehmung, daß ſelbſt nicht der ſichtbar günſtige Erfolg, welcher für einzelne Schafzüchter, die ihren wahren Vortheil erkennen, aus einer verbeſſerten Schafzucht hervorgeht, ſo wie die ernſtlichen Ermahnungen und Belehrungen der Behörden, die Landleute zur Nachahmung beſtimmen können, und deſto räthlicher erſcheint daher in dieſer Beziehung ein angemeſſenes Einwirken der Staatsregierung, welches, nur das Wohl der Landbewohner beabſichtigend, von dieſen nach kurzer Zeit mit Dank anerkannt werden wird, wenn ſie für ſich ſo günſtige Erfolge daraus hervorgehen ſehen, wie dieſe mit Gewißheit zu erwarten ſind.

Zu dieſem Behufe müßten den Verwaltungs-Behörden die Befugniſſe eingeräumt werden, in denjenigen Gemeinden, in welchen es die Umſtände erheiſchen und die Oertlichkeiten erlauben, für Rechnung der Gemeindekaſſen die Anſchaffung veredelter Zuchtböke zur Vertheilung unter die Schäfereien bewirken zu laſſen, wodurch, ohne Beeinträchtigung des Gemeindevermögens, die allgemeine Verbeſſerung der Schafzucht ſicher erfolgen würde, da der Verkauf der Wolle und der Böke demnächſt die erſten Auslagen hinreichend zu deken im Stande ſeyn wird. Zur Verminderung der Koſten könnte dieſer Ankauf der Zuchtböke entweder in jedem Verwaltungsbezirke beſonders, unter Leitung der vorhandenen landwirthſchaftlichen Vereine und der Verwaltungsbehörden, oder beſſer für ganze Provinzen von den Landwirthſchafts-Vereinen und den Regierungen geſchehen, wodurch eines Theils billigere Preiſe, als bei den Ankäufen im Einzelnen, erzielt, andern Theils aber auch die Ueberzeugung, nur ächte Zuchtböke zu erhalten, erlangt werden dürfte.

Es unterligt keinem Zweifel, daß auf dieſe Weiſe die Verbeſſernng der Schafzucht, ſchon nach Verlauf weniger Jahre, mit geringen Koſten bewirkt und dadurch ſowohl der Vortheil der Schafzüchter, als die Vermehrung des Nationalvermögens erreicht werden könnte. Wir wünſchen nichts mehr, als daß durch dieſe Andeutungen die Aufmerkſamkeit einſichtsvoller Staatsmänner auf dieſen wichtigen Gegenſtand hingelenkt werden möge.

M. v. H.

---

pfen, welche ſich bei dem Verbrennen des Schwefels entwikeln, nemlich in dem ſchwefeligſauren Gaſe, keine Flamme zu brennen vermag, und jede brennende Flamme folglich augenbliklich verliſcht. Da es aber in dieſem ſchwefeligſauren Gaſe auch unmöglich iſt, zu athmen, ſo würde die Commiſſion vielleicht gut gethan haben, wenn ſie den Hrn. Präfekten erinnert hätte, daß, wenn Schwefelblüthe auf den Herd geſtreut wird, kein Löſcher oder Schornſteinfeger nach der gewöhnlichen Löſchpraxis, wo es im Schornſteine brennt, durch denſelben herabfahren darf; denn dieſer arme Teufel würde eben ſo ſicher erſtiken, als das Feuer ſelbſt durch dieſes Gas erſtikt wird. — Da nun dieſes Mittel erprobt iſt, und Jeder durch Verſuche ſich von der Wirkſamkeit deſſelben überzeugen kann, ſo wäre nur zu wünſchen, daß jeder Bäker, Brauer, Töpfer ꝛc. und überhaupt jeder Gewerbsmann, der ein feuergefährliches Handwerk treibt, ſich mit einem Vorrathe von Schwefelblüthe oder feingeſtoßenem, gewöhnlichem Schwefel zum Löſchen bei Hauſe verſehe. A. d. Ue.

Kaſpar Hauſer.

Unter die neueſten Muthmaſſungen und Meinungen, welche über die Gefangenhaltung Kaſpar Hauſers aufgeſtellt worden, gehören folgende: Hauſer ſey das Opfer einer Wette zweier Engländer, welche eine groſze Summe in einem Handlungshauſe niedergelegt hätten, die derjenige erhalten ſolle, der im Stande ſey, ſeinem Sohne bei deſſen Austreten in die Welt, eine außerordentliche Berühmtheit zu verſchaffen. Hauſers Vater, ſagt man, habe die Wette gewonnen, und der andere Vater, der ſeinen Sohn als Gelehrten erziehen ließ, ſolche verloren; denn der Name des Erſten wird in der ganzen Welt genannt, von dem Andern aber weiß Niemand etwas. Eine andere Meinung ſtellt auf, ein ſpeculativer pſychologiſcher Arzt habe ſein eigenes oder ein erkauftes Kind entfernt von jeder Geſellſchaft und mit einfachen Mitteln aus dem Grunde aufgezogen, um über die pſyſiſche und phyſiſche Entwiklung des Kindes bei ſo ungewöhnlicher Erziehung Beobachtungen anzuſtellen. Späterhin ließ er den Naturſohn in die Welt treten, um die Eindrüke zu beobachten, welche die neuen Erſcheinungen auf Körper und Seele des bisher Einſamen machen würden.

Nach der Verſicherung mehrerer Reiſenden, ſoll Kaſpar Hauſer ſo weit in den Wiſſenſchaften vorgeſchritten ſeyn, daß er Gedichte verfertigt, und ſeine Einkerkerung, welche er beſungen, nächſtens im Druke erſcheinen werde.

Seitenſtük von Kaſpar Hauſer.

Ein Seitenſtük zum Findling Kaſpar Hauſer lebt gegenwärtig zu Jänköping in Schweden. Man fand nemlich daſelbſt eine gegen 30 Jahre alte weibliche Perſon in wahnſinnigem Zuſtande, in einem aufgelösten Bergwerke. Dieſe Unglükliche ſoll, zufolge angeſtellter Nachforſchungen, wohl 15 Jahre lang, in dem dunkeln Erdſchacte, und zwar ebenfalls nur von Waſſer und Brod, gelebt haben. Ihre Geſichtszüge ſind regelmäßig, aber ganz ſeelenlos, die Hautfarbe gelbbraun, der Körper aufgedunſen, ſchwächlich und äußerſt reizbar gegen äußere Eindrüke. Die Gerichts-Behörde bemüht ſich, dem Geheimniße dieſer Einkerkerung auf die Spur zu kommen.

Urſprung der Namen Kazenkoch und Mili-Bräu.

In Kirchhofen, wo die Genies auf dem Miſte wachſen, war's. Daſelbſt lebte ein Bräuer, der hatte einen Sporn im Kopfe. An Einbildung hat es ihm nicht gefehlt. Die Kirchhofer wiſſen allerlei von ihm zu erzählen, und man weiß nicht, ſoll man es ſo, oder ſo nehmen. Unter andern Genie-Streichen erzählt man von ihm: Als ſein Vater begraben und der Leichen-Gottesdienſt vorbei war, lud er einige Trinkgeſellen und gute Freunde ſeines verſtorbenen Vaters zu einem Leichenmahle ein. Die Gäſte, nichts Arges ahnend, genoſſen von einem Wildpretgerichte, womit der innigſt Betrübte ſie tractirte. Bald nach dem Genuße ſtellte ſich bei Einigen Uebelkeit und Erbrechen ein, und es wurde verrathen, daß es Kazen (und keine Haſen) waren, die er ihnen aufgetiſcht, und mit denen er ſeines Vaters Gedächtniß auf eine geniale Weiſe zu feiern ſich vorgenommen hatte. Von dieſer Zeit an, und lange nachher nannte man ihn den Kazenkoch, und auch das Haus erhielt den Namen Kazenkoch.

Ein anderesmal war ſeiner Frau die Milch ausgegangen, auch Butter fehlte. Was, dachte der Kazenkoch, da iſt bald geholfen. Es war im Spätherbſte, wo die Leute, die keine eigenen Weiden haben, die Kühe auf die leeren Felder unter Aufſicht ihrer Kinder zu treiben pflegen. Er paßte die Stunde ab, in welcher gewöhnlich die Kleinen mit ihren Kühen auf den Feldern einzutreffen pflegen. Er ſchlich ſich lämmchenfromm an ſie hin — kein Murrer, wenn er der Maus zu Leibe gehen will, hätte es ihm gleich gethan — und beredete die Kinder, ſie ſollen ihre Kühe zuſammen und in ſeinen Stall treiben. Die Kleinen, die von den Streichen des Kazenkochs wohl ſchon gehört hatten, aber hier gar keinen Argwohn ſchöpften, trieben ihre Kühe zuſammen und luſtig ſeinem Stalle zu. „Frau!" ſchrie er, als er den Stall geriegelt hatte: „die Milch-Eimer her, jezt gibts Mili und Geld." Die Kinder ſchikte er nach Hauſe, und den Eigenthümern ließ er ſagen: er habe ihr Vieh gepfändet, weil er es auf ſeinem Aker angetroffen habe. Was

Digitized by Google

wollten die Eigenthümer machen? Sie kannten den Vogel ſeit Langem, und wußten, daß er ſich kein Bedenken mache, fremde Euter zu melken; ſie dachten an das Kazengericht, und entſchloſſen ſich, ihre Kühe auszulöſen, Stük für Stük für einen halben Gulden. Dieſer geniale Streich brachte ihm ſieben Gulden und einen halben ein, und reichte für einige Zeit hin, der Milch-Noth im Hauſe abzuhelfen. Seit dieſer Zeit nannten ihn die Kirchhofer nicht mehr: Kazenkoch, ſondern Mili-Bräu. Und dieß iſt der Urſprung dieſer ſonderbaren Benennungen. Seine Trink-Gäſte ſchloſſen aus dieſen und ähnlichen Proben, daß der Mann zu noch größeren Streichen qualificirt ſey, und ſchwärzten ihn kurze Zeit darauf, in Erwartung weit größerer Leiſtungen, in den Rathein.

Dampfpferde.

Der New-York Advertiſer von 2 Sept. liefert eine ausführliche Beſchreibung der von dem berühmteſten Mechaniker Herrn Plinks gemachten Erfindung der Dampfpferde. Der Anſchlagzettel, welcher den erſten Verſuch mit dieſer neuen Erfindung am Sonntage ankündigte, hatte eine Menge Menſchen, welche zum Waſhingthore hinausſtrömmten, angelokt. Um halb 4 Uhr kam Herr Plinks mit ſeiner Schwägerin im Schritte auf 2 Dampfpferden, welche ganz das Anſehen engliſcher Renner hatten, und den ausgeſtopften Roſſen glichen, angeritten. Nur die Bruſt, nebſt dem untern Theile des Halſes, und die Hüften der Dampf-Renner waren um ein Merkliches diker, als bei gewöhnlichen Pferden. Dem geöffneten Maule der Roſſe entquoll der Dampf in ſtarken Rauchſäulen, und im Innern angebrachte, vom Dampfe getriebene Ventile verurſachten die täuſchende Bewegung ihrer Augen. Ein unbeſchreiblicher Jubel begrüßte die ungewöhnliche Cavalkade, welche am Thore durch einen leiſen Druk am Sattelknopfe zum ſtehen gebracht wurde. Die Reiter nahmen hier Drahtviſiere, mit in Eſſig getauchten Schwämmen zur Hälfte gefüllt, vor das Geſicht und

hurrah hurrah! hop hop hop!
ging's fort im ſauſenden Gallop!

ſo daß die Streke von 10 engliſchen Meilen, nach dem Landgute des Herrn Notars Bownſtreef, in 11 Minuten 7 Sekunden zurükgelegt war. Die Schnelligkeit eines ſolchen Pferdes übertrifft den Lauf des Straußes an Geſchwindigkeit bei Weitem, und ohne den Gebrauch des obenerwähnten Viſiers wäre für den Reiter Erſtikung zu beſorgen. Ein leerer Raum links am Sattel dient zum Mitnehmen von Kleidungsſtüken und Lebensmitteln für mehrere Tage. Dieſe wunderbare Erfindnng wird England wohl bald ſich gleichfalls zu Nuzen machen.

Kurz und gut.

In London ereignete ſich Folgendes: Als Hr. Earle, der Wundarzt am St. Bartholomäus-Hoſpital, ſeine Runde machte, ſagte man ihm, es wünſche ihn Jemand zu ſprechen. Kurz darauf trat ein Schlächter von ungeheurem Umfange herein, und ſagte zu Hn. Earle, er ſey entſchloſſen, ſeinen Körper dem Hoſpital zur Zergliederung zu vermachen, und wolle dieß hiemit vorher ankündigen, damit ſeinen Abſichten nachher kein Hinderniß in den Weg gelegt würde. Hr. Earle, der nicht recht wußte, ob dieß Ernſt oder Scherz ſey, erwiderte hierauf im ſcherzhaften Tone: daß dieß wahrſcheinlich eines der ſtärkſten und fetteſten Vermächtniſſe ſeyn dürfte, die das Hoſpital je erhalten habe; worauf der Schlächter ganz ernſt antwortete: „Leicht möglich; aber ich wünſche etwas gegen das gemeine Vorurtheil, gegen das Zerſchneiden der Leute, nachdem ſie todt ſind, zu thun, und ich hoffe, es wird geſchehen." Da Hr. Earle ſah, daß es dem Manne Ernſt war, ſo fragte er ihn: ob er eine Frau oder Freunde habe, weil dieſe vielleicht nicht zufrieden ſeyn möchten, und man ſie doch bei einem ſo ungewöhnlichen, zum Beßten der Wiſſenſchaft gemachten Anerbieten zu Rathe ziehen müßte; worauf der Schlächter erwiderte: „Was das betrifft, ſo habe ich meine Alte herumgebracht; ich habe in meinem Teſtamente es ihr freigeſtellt, ob ſie meinen Körper, oder mein Geld haben will; nimmt ſie mich, ſo bekömmt das Hoſpital das Geld, und ſo iſt wohl an dem Ausgange der Sache nicht zu zwei-

Digitized by Google

feln.“ Hr. Earle bat ihn nun, daß, wenn es ihm gleich wäre, er im Winter ſterben möchte, weil in einem heiſſen Sommer es ſchwer fallen könnte, ein ſo großes Präparat gehörig zu behandeln; auf jeden Fall aber ſollte ſein Skelett aufbewahrt werden, und ſeines Namens in den Acten des Hoſpitals ehrenvolle Erwähnung geſchehen. Und der Schlächter war mit dieſer Zuſicherung vollkommen zufrieden.

Subſkriptions-Einladung.

Friedrich Raßmann gab (Braunſchweig 1817) eine Sammlung der Sonetten der Deutſchen in 3 Theilen heraus. Da ihm keine bayerſchen Dichter bekannt ſind, ſo glaube ich es dem Vaterlande ſchuldig zu ſeyn, meine von bayerſchen Dichtern gemachte Sammlung der Sonetten als Fortſezung der Raßmannſchen Sammlung erſcheinen zu laſſen, um damit den deutſchen Süden von einem indirecten Vorwurfe des Nordens zu reinigen.

Schon mein Vater, der gegenwärtige Kreis- und Stadtgerichtsrath Greger zu Regensburg bemühte ſich ſeit einiger Zeit in ſeinen Erholungs-Stunden mit dieſer Sammlung. Doch weil er ſich nun damit aus Gründen nicht länger mehr beſchäftigen will, ſo übernahm ich es, ein Seitenſtük obiger Sammlung für Bayern zu liefern, und dadurch die patriotiſche Veranlaßung zu geben, daß, ſobald dieſe Sammlung möglichſt beſorgt iſt, auch für andere Arten der Poeſien nachgeahmt werde; beſonders da das Ausland ſelbſt von ganz ausgezeichneten bayerſchen Werken keine Kenntniß hat, weil auch der Bayer ſich ſo ſelten zur Oeffentlichkeit ſeiner zarteſten Gefühle entſchließt! — Welcher Patriot wird Poeſie, die Quinteſſenz der Erheiterung des Lebens, als Verfeinerung der Sitten verachten, wodurch ein Homer, Anakreon, Horaz, Virgil, Petrarka, Schiller ꝛc. ja ſelbſt Weiſe auf Königs-Thronen ihren höchſten Ruhm gefunden, und ſich verewiget, ja ich bin es gewiß, für Kultur der Menſchen und der Erde mehr Nuzen geſchaffen haben, als tauſend andere gelehrte Werke und Sittengeſeze, oder diplomatiſche Verhandlungen, deren Baſis ſo ſelten in den menſchlichen unverdorbenen Herzen ruht! —

Ich ſchmeichle mir bei dieſem eben ſo mühevollen als koſtſpieligen literariſchen Unternehmen, auf die Theilnahme eines jeden Patrioten und Literaten rechnen zu dürfen, und habe deßhalb auch den gefälligen und geſellſchäftlichen Weg der Subſkription gewählt.

Dieſe Sonetten-Sammlung wird in möglichſter Bälde, der Bogen mit ſchönem Papier zu 4 kr., in Sedez, mit einem Kupfer als Dareingabe an die Titl. Subſkribenten verſendet werden; auf 6 Exemplare wird das 7te gratis dazu gegeben.

Ich bitte daher meine ſehr verehrlichen Landsleute, mich theilnehmend zu unterſtüzen, da ich bei dieſer meiner erſten öffentlichen Handlung mir ſchmeichle, zur allſeitigen Zufriedenheit dem hochverehrlichen Zutrauen zu entſprechen.

Man ſubſkribirt

in München: bei Herrn Rechnungs-Reviſor J. Sutner;

in Augsburg: bei Titl. Herrn Bürgermeiſter von Barth;

in Nürnberg: bei Herrn Lithographen Amersdorffer;

in Bamberg bei Herrn Kaufmann Magnus Pini;

in Straubing: bei Titl Herrn Landrichtern, Stadtkommiſſär von Vincenti;

in Bayreuth: bei Herrn Georg Dorner, Student;

in Landshut: bei Herrn Max Riederauer, Appellationsgerichts Kanzeliſt;

in Amberg: bei Titl Herrn geiſtlichen-Rath, Dr. von Schenkel;

in Paſſau: bei Herrn Skribenten J. N. Wittmann;

in Ingolſtadt: bei Herrn Militär-Rechnungsführer Weiß;

in Regensburg: bei meinen Vater, dem königl. Kreis und Stadtgerichtsrath Greger,

ſo wie ſonſt in allen ſoliden Buchhandlungen. Der Subſkriptions-Termin iſt bis Ende Januar 1831. Der Geldbetrag wird erſt nach Empfang der Schriften nach Anweiſung entrichtet. Ich wiederhole meine höflichſte Bitte. —

Regensburg im November 1830.

F. A. Greger.

Digitized by Google

Ankündigung.

Schon ſehr oft wurde uns von mehreren Seiten der Wunſch ausgedrükt, daß doch in der allgemeinen deutſchen Gartenzeitung der für belehrende Artikel beſtimmte Raum nicht von Pflanzen-Katalogen, Bücher-Recenſionen und andern Privat-Anzeigen eingenommen werden möchte. —

Um nun eines Theiles dieſem Wunſche zu entſprechen, und andern Theiles auch jenen Verzeichniſſen und Anzeigen die Inſertion nicht verſagen zu müſſen, hat ſich die Redaktion nach Hinwegräumung der vielen bisherigen Hinderniſſe entſchloſſen, mit dem Anfange des Jahres 1831, der allgemeinen deutſchen Gartenzeitung ein eigenes Anzeigeblatt beizugeben, welches die Beſtimmung hat, alle Arten von öffentlichen Bekanntmachungen, Pflanzen-Katalogen, Bücher-Anzeigen ꝛc. ꝛc. aufzunehmen und zur allgemeinen Publicität zu bringen. —

Da die Gartenzeitung eine Auflag-Größe hat, wie kaum irgend ein Blatt in ganz Deutſchland, und ihre Leſer in dem größten Theile von Europa, ja ſelbſt in Nord-Amerika verbreitet ſind, ſo dürfte dieſe Einrichtung vorzüglich den öffentlichen Behörden zur Publikation ihrer Ediktal-Citationen ꝛc. und den Buchhändlern zur Bekanntmachung ihrer Verlags- und Commiſſions-Artikel höchſt wünſchenswerth ſeyn, indem ihre Anzeigen dadurch die größt-möglichſte Verbreitung erhalten.

Gedachte Beilagen erſcheinen ſo oft, als hinreichendes Materiale zu $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ oder 1 ganzen Bogen vorhanden iſt.

Für die enggedrukte Zeile mit Petitſchrift (in der Regel) werden 1 gGr. oder 4 kr. Inſertions-Gebühren berechnet, welche entweder auf ein ſolides Haus angewieſen, oder franko baar eingeſendet, oder durch Poſtvorſchuß vergütet werden können. Bedeutende Pflanzen- und Samen-Handlungen rechnen halbjährig mit uns ab.

Der bisherige Preis der Gartenzeitung erhöht ſich deßhalb auf keine Weiſe, und die verehrlichen Abonenten derſelben gewinnen dadurch in zweifacher Hinſicht, indem Erſtens der ſeither von dergleichen Anzeigen eingenommene Raum künftighin zu belehrenden Aufſäzen benüzt wird, und dieſelben Zweitens mit den vorzüglichſten Pflanzen-Katalogen und den neuſten Erſcheinungen in der geſammten Literatur ꝛc. auf die ſchnellſte Weiſe bekannt gemacht werden.

Wir hoffen daher, daß dieſe Einrichtung unſern verehrlichen Leſern ein neuer Beweis unſeres unausgeſezten Strebens ſeyn werde, der allgemeinen deutſchen Garten-Zeitung immer mehr innern Inhalt und immer größere Gemeinnüzigkeit zu verſchaffen.

Frauendorf im November 1830.

Die Redaktion
der allgemeinen deutſchen Gartenzeitung.

Zuſaz. Die unterzeichnete Buchhandlung, welche die Commiſſion der Gartenzeitung übernommen hat, übernimmt auch die Abrechnung über die Bücheranzeigen, und es wollen ſich daher die löbl. Buchhandlungen deßhalb nur an uns wenden.

Puſtet'ſche Buchhandlung
in Paßau.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 47. Den 23. November 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Manch ſchwere Laſt drükt die Pfarreien,
Der Staat ſoll ſie davon befreien.

Inhalt: Volkslied auf die Königinn Thereſe von Bayern. — Meinungen über Verbeſſerung des mißlichen Zuſtendes der Oekonomie-Pfarrer in Bayern. — Der alte Deſſauer. — Gedankenzunder. — Subſkriptions-Anzeige.

Volkslied.

Auf die Königinn Thereſe von Bayern.

Auf, preist die gute Königinn!
Stimmt Alle freudig ein,
Laßt uns der hohen Herrſcherin
Ein frohes Loblied weih'n.

Wem für die gute Königinn
Die Lieb' im Herzen glüht,
Der jauchz' der hohen Herrſcherin
Ein frohes Vivat mit!

Gott ſegne unſ're Königinn!
Der Fürſten ſchönſter Theil
Begegne Ihrem Mutter-Sinn:
Macht und Ruhm und höchſtes Heil!

Wie fürſtlich Ihre Milde ſtrahlt,
Und Ihrer Liebe Blik;
So jauchzet, daß es wiederhallt,
Ihr Lieb' und Dank zurük!

Wo iſt ein Volk, das Biederſinn
Und Treue ſo beſeelt,
Daß es die gute Königinn
Zum Ziel der Liebe wählt?

Kein Herz iſt Bayer-Herzen gleich,
Wo je ein Lied erſcholl:
So ſtark und edel, und — ſo weich,
So muth- und — liebevoll!

Drum ſingt mit dankentflammtem Sinn!
Stimmt laut und herzlich ein:
Gott ſegne unſ're Königinn!
Und jauchzt ein Vivat drein!

Wonrath.

Digitized by Google

Meinungen über Verbeſſerung des mißlichen Zuſtandes der Oekonomie-Pfarrer in Bayern. —

(Gutachten an das königliche Landgericht N.)

Königliches Landgericht!

Der gehorſamſt Unterzeichnete erhielt am 17. dieß dd. 10 Juli l. J. von einem Königl. Landgerichte den Auftrag, ein Gutachten abzugeben, wie die Schwierigkeiten, welche in der Uebernahme großer Oekonomie-Pfarreien wegen des hiezu erforderlichen Betriebs-Kapitals, wofür die antretenden Pfarrer keine Hypothek anzuweiſen vermögen, entgegen ſtehen, möglichſt zu beſeitigen ſeyn dürften.

Ich hätte ſchon in der vorigen Woche dem Wunſche eines königl. Landgerichts entſprochen, allein ich hielt es für nothwendig, mich zuerſt mit mehreren andern Geiſtlichen zu benehmen. Daß der Zuſtand jener Geiſtlichen, welche Oekonomie-, und ich darf auch hinzuſezen Zehent-Pfarreien übernehmen wollen, oder wirklich ſchon auf ſolchen Pfarreien leben, ſehr ſchlimm ſey, iſt gegenwärtig allgemein anerkannt. Wie iſt aber zu helfen? Dieſe Aufgabe vollends zu löſen iſt für die Gegenwart freilich noch unüberſteiglichen Hinderniſſen unterworfen. Indeſſen, es iſt ſchon genug geſchehen, wenn nur einigermaßen geholfen wird, und dieß kann dennoch geſchehen, wenn anders die biſchöflichen Behörden mit der Staats-Regierung eifrig mitwirken. Es muß jedem Geiſtlichen unſers Vaterlandes zum Troſte gereichen, daß ſelbſt die königliche Regierung dieſen wichtigen Gegenſtand zum Augenmerk ihrer väterlichen Sorgfalt gemacht habe.

Um hier der Sache etwas tiefer auf den Grund zu ſehen, ſtelle ich zuerſt den ſchlimmen Zuſtand der Oekonomie- und Zehentpfarrer dar; denn, wenn man in irgend einer Angelegenheit recht lebendig einſieht, daß geholfen werden muß, ſo wird man immerhin eifrige Hand ans Werk der Hilfe legen.

Die ganze gebildete Menſchenklaſſe nimmt als beſtimmte Wahrheit an, daß das leidige Oekonomie- und Zehentweſen ſowohl über die Perſon des Geiſtlichen, als auch über das heilige Amt ſeiner Seelſorge ſehr viel Unheil bringe. — In den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche wußte man freilich nichts vom Oekonomie- und Zehent-Weſen der Geiſtlichen, und gerade in dieſer Zeit blühete das Chriſtenthum in ſeinem ſchönſten Flore. Als Karl der Große im achten Jahrhunderte die Kirche und die Geiſtlichkeit mit äußerlichen Gütern gleichſam überſchüttete, da begann in unſerer Kirche jene Periode, wo die Geiſtlichkeit in zu großer Sorge für das Aeußerliche befangen, das rein ſeelſorgliche Prinzip in den Hintergrund ſtellte. Als es dem genannten Kaiſer einfiel, die Geiſtlichkeit ſogar auf den zehenten Theil des Volkseigenthums geſezmäßig anzuweiſen, da mußte die Seelſorge und das Chriſtenthum noch mehr leiden. Obwohl Kaiſer Karl damals faſt allmächtig war, und ſelbſt von ſeinen Maierhöfen der Geiſtlichkeit ſeinen Zehent verabreichte, ſo fand nichts deſto weniger dieſe gehäßige Einrichtung unter dem Volke allgemeinen Widerſpruch.

Alkuin, Lehrer und innigſter Freund Karls des Großen, ſchreibt hierüber ſelbſt an den Erz-Biſchof Arno, „daß das Zehentweſen ein hartes Joch ſey, welches man beſonders neubekehrten Chriſten nicht auflegen möchte.“ Dann ſagt derſelbe Alkuin: „daß blos die Zehenten das Chriſtenthum bei den Sachſen rükgängig gemacht hätten.“ Ein wichtiges Zeugniß. Dieß bemerke ich blos im Vorübergehen, um nemlich dadurch zu zeigen, daß die Zehenten ſchon im Anfange ihrer Einführung allgemein verhaßt waren. Dieſer Haß dauerte durch alle Jahrhunderte fort, und es iſt höchſt auffallend, daß faſt alle gelehrte und gebildete Männer des Mittelalters in dem Wunſche übereinkamen, es möchte das geiſtliche Oekonomie- und Zehentweſen aufgelöſet werden.

Als in jener grauen Vorzeit die Biſchöfe fürſtliche Macht erkämpften, Reichslehen, Städte, feſte Schlöſſer, ja ganze Ländereien eroberten, Armeen kommandirten, im Schlacht-Harniſch ſich mehr gefielen, als in der einfachen Prieſter-Kleidung, da verſank der Geiſt der Seelſorge immer mehr und die chriſtliche Kirche war faſt ihrer Auflöſung nahe, und hätte dieſe auch wirklich gefunden, wäre ſie nicht ein unentbehrliches Mittel zur höchſten Beſeligung, Vaterlandsliebe, Treue,

Digitized by Google

und Tapferkeit geweſen. Nachdem endlich die Geiſtlichkeit von Europa in manchen Ländern die Hälfte, ja in einigen ſogar zwei Drittheile der äußerlichen Beſizungen an ſich brachte, da erkannte man dieſes Mißverhältniß immer mehr, und ſo erzeugte der verhängnißvolle Lauf der Zeiten jene folgenreiche Kirchenreformation, die nun die katholiſche Geiſtlichkeit auf ihren ſeelſorglichen Standpunkt wieder zurükdrängte. Der große Impuls zur Kirchenverbeſſerung war gegeben.

In jener überſeeiſchen ungeheuern Länder-Streke, Amerika genannt, wo die Geiſtlichkeit ſich in den gröſten Theil der Beſizungen theilte, und die Völker nicht blos religiös, ſondern auch politiſch beherrſchte, finden wir im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts faſt das Unglaubliche: die an Gütern und Zehenten ſo reiche Geiſtlichkeit wurde in ihre apoſtoliſche Sphäre wieder eingewieſen. In ganz Nord-Amerika beſizen die Geiſtlichen keine äußerlichen Güter und keine Zehenten, und wir hören aus ihrem Munde keine bedeutenden Klagen. Selbſt in dem vom ſpaniſchen Geiſte ſo ſehr angeſtekten Kolumbia wiſſen wir nichts mehr von dem leidigen Zehent- und Oekonomieweſen der Geiſtlichen. Als am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts über Frankreich jene unglükliche Revolution ausbrach, da war eines der erſten Geſchäfte, daß man nach den Gütern und Zehenten der Geiſtlichkeit griff.

Zu gleicher Zeit begann Kaiſer Joſeph der II. mit Beihilfe mehrerer gelehrten Männer ſelbſt aus der Klaſſe der Geiſtlichkeit die Organiſirung und Verbeßerung der Pfarreien und Klöſter in den öſtreichiſchen Staaten, freilich mit vielem Widerſpruche; ſpäter ſah man aber den Nuzen wohlweislich ein. Da brach die Morgenröthe des neunzehnten Jahrhunderts an, und mit ihr ein allgemeiner politiſchen und religiöſer Verbeßerungsſinn. In Deutſchland und auch in Bayern wurden die Güter der höhern Geiſtlichkeit ſäkulariſirt, die Klöſter aufgehoben. Freilich hat man hier das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet und das große Festina lente überſehen. Unſre Staats-Regierung ſah dieß ſpäter ſelbſt ein. Indeß ergab ſich doch in Folge dieſer Säkulariſation das für unſere bayeriſche Geiſtlichkeit und Seelſorge glükliche Ereigniß der Organiſirung der Kloſter-Pfarreien. Jene Männer, die ſich auf ſolchen organiſirten Pfarreien befinden, preiſen ſich glüklich, und die übrigen Geiſtlichen hegen den Wunſch, ſolche Pfarreien zu erhalten. Damals wären vielleicht alle Pfarreien unſers Königreichs ſo glüklich organiſirt worden, wenn die Geiſtlichkeit von dem Geiſte ihres höhern Berufes begeiſtert geweſen wäre! — Das Getreide hatte hohe Preiſe, und dieß ſchmeichelte den Pfarrern, daß ſie lieber Bauern bleiben, als Geiſtliche ſeyn wollten. Es bildete ſich eine Oppoſition unter Anführung des Pfarrers Zenger (er betittelte ſich Jeremias Schwarzrok), und ſo unterblieb die gute Sache. Freilich waren auch hereinbrechende Kriege ein großes Hinderniß. Wie ruhig lebt der Geiſtliche auf organiſirten Pfarreien ſein Berufsleben dahin! Wiſſenſchaft und religiöſe Bildung des ihm anvertrauten Volkes können immerhin ſein Hauptgeſchäft ſeyn. Betrachten wir hingegen das unglükliche Loos der Oekonomie- und Zehentpfarrer! Freilich — hat der Geiſtliche einmal allen höhern Sinn abgelegt, und alles Gefühl für wahre Seelſorge verloren, dann befindet er ſich wohl auf ſeinem Bauernhofe und in ſeinen Zehent-Diſtrikten; er fühlt ſich glüklicher in ſeinen Viehſtällen und ſeinen Getreidkäſten, als in der Kirche und in der Schule; auf ſeinen Getreidäkern hat er mehr Freude, als in ſeiner Studirſtube. Hat ein ſolcher Mann ſeine Meße maſchinenmäßig geleſen, dann iſt ſein ſeelſorgliches Tagwerk vollendet. Ein ſolcher Mann hat freilich aufgehört, geiſtlich zu ſeyn, er iſt ein ganzer Bauer. Männer, wie dieſe, fühlen freilich kein Bedürfniß, daß die Oekonomie- und Zehentpfarreien organiſirt werden ſollen. Hier iſt aber die Sprache von Geiſtlichen, die es noch gut mit der Seelſorge meinen. Fragen wir dieſe Männer, wie ſie ſich auf ihren Oekonomie- und Zehentpfarreien befinden, und wir werden nur Eine Stimme vernehmen: Unſere Lage iſt ſchlimm. Wenn das Zehentweſen an und für ſich ſchon von dem Volke ſehr gehaßt wird, ſo iſt dieß um ſo mehr der Fall in Hinſicht der Geiſtlichkeit. Der Geiſtliche ſoll Mann des Geiſtes ſeyn, Seelſorger im wahren Sinne des Wortes, und ſieht ſich auf der andern Seite in die mißlichſten äußerlichen

Digitized by Google

Verhältniße der Welt hineingeworfen. Alle Zehenten werden mit lautem Unwillen verabreicht. Es fallen die ſchändlichſten Betrügereien und Intriken vor, dieſe führen zu Gehäßigkeiten, Zänkereien, verderblichen Prozeſſen und allem möglichen Unheil. Der unglükliche Pfarrer ſteht nun in der feindlichſten Stellung gegen ſeine Pfarrkinder, die er zum Reiche Gottes führen ſoll! Wie oft haben ſich wegen einer Zehent-Gans, wegen eines Zehent-Lammes, wegen einer Zehent-Garbe die heilloſeſten Prozeſſe erhoben! Faſt alle weltlichen u. geiſtlichen Regiſtraturen liefern hievon die betrübendſten Belege. Eben ſo ſchlimm ſieht es mit jenen Pfarrern aus, die auf bloße Oekonomie angewieſen ſind. In der Regel beſizen die Geiſtlichen, welche eine Pfarrei übernehmen ſollen, kein Vermögen. Wie wenig ſich ein Kaplan, der noch einigen Sinn für Literatur hat, erſparen kann, weiß Jedermann. Nun ſoll ein ſolcher Geiſtlicher ohne alle Mittel eine Pfarrei übernehmen. Ein ſolcher armer Mann ſollte freilich aus Klugheit eine Oekonomie-Pfarrei nicht übernehmen; allein ſich nach einen ſelbſtſtändigen Poſten und Wirkungskreis ſehnend, wagt er es doch mit ſo vielen ſeiner Mitbrüder, ſich in das leidige Oekonomieweſen hineinzuwerfen, und im Grunde genommen hat ja der Geiſtliche keine andere Ausſicht; denn faſt alle Pfarreien unſers Königreichs ſind mit Oekonomie und Zehent verbunden. Zur Uebernahme auch kleinerer Oekonomie- und Zehent-Pfarreien werden wenigſtens 1500 bis 2000 fl. Kapital erfordert, es gibt aber auch Pfarreien, zu deren Uebernahme man 5 bis 8000 fl. braucht. Was thun nun dieſe armen Männer; die Pfarrei möchten ſie doch gerne übernehmen; ſie ſind genöthigt, Schulden zu machen; wo aber und wie? Die Geiſtlichen haben in der Regel keinen finanziellen Kredit; vielleicht erbarmen ſich aber doch einige Kapitaliſten dieſes Mannes, und leihen ihm auf ſein gutes Geſicht das nöthige Geld zu 5 pCt. Es kommen einige Unglüksfälle über ihn, Viehſeuchen, Schauerſchläge, er hat nachläßige Dienſtboten, habſüchtige Anverwandte, er ſelbſt verſteht die Oekonomie nicht, ſeine Pfarr-Gemeinde iſt arm und betrügeriſch, und ſo iſt das Elend eines ſolchen armen Mannes vollendet. Was bleibt dieſem Manne anders übrig, als in Gottes Namen ſeine Pfarrei zu verlaſſen? Solche Fälle haben wir in der neuern Zeit erlebt. Andere Oekonomie-Pfarrer kommen unter Sequeſtration, ſie ſind genöthigt, ihre Pfarr-Renten der Verwaltung der einſchlägigen weltlichen Gerichtsſtelle zu überlaſſen! — Wie viele Verlaſſenſchaftsſachen verſtorbener Pfarrer, die auf Oekonomie- und Zehentpfarreien lebten, in die Gant verfielen, dieß iſt öffentlich bekannt; und es gehört faſt unter die Seltenheiten der neuern Zeit, wenn die Verlaſſenſchaft eines ſolchen Pfarrers nicht in den Konkurs verfällt. Freilich rühren dieſe pfarrlichen Mißverhältniße ſehr oft von der allgemeinen Kalamität der Zeit her, und dann tragen auf manchen Pfarreien Ueberbürdungen mit Steuern und andern Laſten, auſſerordentliche Ausgaben auf ruinöſe Pfarrgebäude, jährliche oft ſehr bedeutende Bauſchillingsgelder, ſehr viel zu dem finanziellen Unglüke der Pfarrer bei; allein die Haupt-Urſache bleibt denn doch immer dieſelbe, nemlich, weil die Pfarrer größtentheils auf Oekonomie und Zehenten angewieſen ſind, ſo müſſen ſie nothwendiger Weiſe in eine ſolche traurige Lage verſezt werden. Daher, will man mit Erfolg helfen, ſo hebe man das Uebel vom Grunde aus, und dieß kann nur alſo geſchehen:

„Man organiſire unſere bayerſchen Pfarreien nach Form der Kloſter-Pfarreien, und man fixire die Zehenten der Geiſtlichen auf jene Art, wie dieß die Staatsregierung in unſerm Vaterlande zur großen Freude des Volkes, zum ewigen Ruhme und Nuzen des Landes bereits gethan hat.“ —

Dem erſten Anſcheine nach könnte dieſer Saz als ein leeres Projekt erſcheinen. Unſer Zeitalter leidet ohnehin an der Krankheit der Projektirſucht. Dieß iſt hier der Fall nicht. Ich ſage nicht, daß man auf einmal plözlich die Pfarreien organiſiren ſoll. Nein, — man ſoll nach und nach, mit Klugheit und Umſicht dieſes Werk ausführen und von da anfangen, wo es am Leichteſten geſchehen kann. Von der Möglichkeit der Ausführung zeugen die glüklichen Fortſchritte der Staatszehent-Fixirung und die wohl organiſirten Kloſterpfarreien unſers Staates; den guten Erfolg beurkunden die

Digitized by Google

öffentlichen Stimmen der unzweideutigen Dankbarkeit aller jener Geiſtlichen, die auf ſolchen Kloſterpfarreien leben, und ich behaupte, dieß iſt nicht etwa blos meine Privatſtimme, ſondern es iſt die Stimme des geſammten gebildeten Klerus, eben ſo wie des Zehentholden. Ich darf mich in dieſem Falle auf die Publizität berufen. Viele gebildete Männer unſeres Vaterlandes haben ſich hierüber in einigen Schriften ſchon ſeit 30 Jahren öfters ausgeſprochen. Erſt im Jahre 1828 hat ſich ein bayerſcher Pfarrer über das gegenwärtige Schikſal der Oekonomiepfarrer in Bayern und die gerechten Hoffnungen von der Zukunft „München ꝛc. bei Giel 1828“ recht klar hierüber ausgeſprochen. Er ſagt: Seite 49. §. 44. — „In der leztern Zeit wurde der ſchon früher geäußerte Wunſch wieder laut, daß ſämmtliche Pfarrer im Einverſtändniße des Staates mit der Kirche von der Laſt ihrer Oekonomie möchten befreiet, und mit einer hinreichenden ſtändigen Beſoldung begabt werden.“ Mit dieſer Stimme iſt der durch ſeine vielen vortrefflichen Schriften hochberühmte Herr Pfarrer Kaſtner von Wutſchdorf in einer ſeiner jüngſten Piecen — über mögliche Verbeſſerung des literäriſchen und finanziellen Zuſtandes der katholiſchen Geiſtlichen im Königreiche Bayern (Sulzbach in der v. Seidliſchen Buchhandlung 1828) einverſtanden. Im Ganzen iſt Herr Pfarrer Kaſtner auch der Meinung, daß die Pfarreien möglichſt gleich geſtellt und organiſirt, und die Seelſorger auf fixen Gehalt in Geld und Naturalien angewieſen werden ſollten.

So iſt alſo dieß nicht bloß meine Privatſtimme, ſondern öffentliche Stimme des gebildeten Klerus unſers Vaterlandes und des ganzen Volkes. Demnach, — man organiſire die Pfarreien, man fixire die Zehenten, man ſtelle die Pfarrer in ihren Beſoldungen möglichſt gleich!

Man überlade dieſelben nicht unnöthig mit Steuern und andern Laſten! Man handle billig, gerecht, und einmal vernünftig! — Aus der allgemeinen Organiſirung wird ſich ein reichlicher Kapital-Ueberſchuß ergeben, ſo daß man einen eigenen Fond zur Begründung eines Baukapitals anlegen könnte. Auf dieſe Weiſe könnte man den Geiſtlichen ihr trauriges Loos erleichtern! Die Volksbildung im Allgemeinen — die höchſt nöthig zu verbeſſernde Erziehung der Jugend, die geſammte Seelſorge, ſomit Kirche und Staat würden unendlich gewinnen, wenn die Geiſtlichen von der unangenehmen Bürde der Oekonomie und Zehenten befreit würden; dann wäre der Geiſtliche, was er ſeyn ſoll, Seelſorger, nicht, wie es gewöhnlich der Fall iſt, Geldſorger, Bauer! —

Wie ruhig leben unſere Mitbrüder ſowohl in Altbayern als auch jenſeits des Rheins auf ihren organiſirten Pfarreien. Das Haupthinderniß, welches der Pfarrorganiſirung entgegen ſteht, ſcheint in unſerm neuen bayerſchen Konkordate mit der römiſchen Kirche vom Jahre 1817 zu liegen. In dieſem Konkordate mit der römiſchen Kirche iſt ausdrüklich ausgeſprochen, daß die liegenden Güter der Biſchöfe und Pfarrer nicht veräußert, oder in Geldpenſionen verwandelt werden dürfen! Es ſey ferne, dieſes kirchliche Aktenſtük, das zugleich einen Theil unſer bayerſchen Verfaſſungs-Urkunde ausmacht, nach meinem Privatgeiſte zu bekritteln. Indeß, da dieſer Punkt keineswegs zur ewigen abſoluten Hauptweſenheit und Hauptform der katholiſchen Kirche gehört, ſo kann man allerdings hierin Reformen treffen, wie hievon die Kirchengeſchichte auch ſehr viele Beiſpiele liefert. Das oben erwähnte bayerſche Konkordat trägt ja nicht den ewigen Charakter der Infallibilität, und iſt kein Glaubensartikel. Alle äußerlichen Gegenſtände der Kirche ſind der Veränderung unterworfen, wie dieß der Lauf der Zeiten und der Gang der Dinge mit ſich bringt. Sollte wohl die römiſche Kirche die Stimme des bayerſchen Klerus nicht hören, wenn derſelbe ausruft: — „das Oekonomie- und Zehentweſen bringt ſowohl über uns, als auch über die geſammte Seelſorge, ſomit über die ganze Kirche ſehr viel Unheil!“ — Wenn die Kirchengüter äußerlich verändert werden, ſo wird deßwegen die Kirche in ihrer Hauptform keineswegs verändert, es verſteht ſich, daß nur die der Geiſtlichkeit zu Laſt fallenden Güter veräußert werden, und bei der Veräußerung ſelbſt kann man immer auf Bodenzinſe, Grundzinſe, Gilten dringen. So bleibt das Eigenthum der Kirche immer ſalvirt. Man kann

Digitized by Google

den Pfarrern allerdings einige Grundſtüke belaſſen, wie dieß der Fall bei den Kloſterpfarreien iſt; die Geiſtlichkeit wünſcht nichts anders, als daß dieſelbe von der Hauptlaſt der läſtigen Oekonomie befreit werde, um ſeinen eigentlichen Beruf als Seelſorger, nicht als Bauer zu erfüllen! — Im Vorbeigehen bemerke ich blos, daß die katholiſche Kirche in allen jenen Ländern, wo das Oekonomie- und Zehentweſen nicht beſteht, in ihrer Weſenheit und Form vollſtändig erſcheint. Es wäre wirklich höchſt traurig, wenn die katholiſche Kirche blos auf äußern Gütern beruhen würde! — Wenn nun die Kirche als äußerlich erſcheinende Anſtalt an ihren Rechten nichts verliert, die Seelſorge und das Chriſtenthum überhaupt, dann die Geiſtlichen in ihren innerlichen und äußerlichen Verhältnißen gewinnen, — ſollte wohl die römiſche Kirche noch Anſtand finden können oder wollen, zur Organiſirung der Pfarreien thätigſt mitzuwirken?! — Geht man von gehörigen Anſichten aus, ſo werden ſich Staat und Kirche brüderlich entgegen kommen, gemeinſchaftlich zuſammen wirken, und ſo dieſe wichtige Angelegenheit zum Nuzen des Staates und der Kirche vollenden. Dann erſt würde die moraliſche religiöſe Bildung unſers bayerſchen Volkes wahrhaft im Geiſte und Sinne Jeſu Chriſti mit Erfolg vorwärts ſchreiten, wenn die Geiſtlichkeit in unſerm Vaterlande äußerlich ſo geſtellt wäre, daß dieſelbe frei von allen äußerlichen Oekonomie- und Zehentlaſten ſich lediglich nur der Wiſſenſchaft, der Jugend-Erziehung und der religiöſen und moraliſchen Bildung des Volkes widmen könnte.

Eigenſinn und alles Vorurtheil ſollte nicht ferners in dieſer Beziehung oberſter Grundſaz ſeyn. Theorie und Erfahrung ſprechen gegen ein Inſtitut, welches den Pfarrer zum Bauer, ja zum beſtändigen Nachtwächter über ſeine zeitliche Wirthſchaft macht, und ihn in ſo manigfaltige auf das Chriſtenthum ſchädlich wirkende Verhältniße und Gelegenheiten zieht, welches ihn vom Dienſte des Altars entfernt, und zum Dienſte des goldnen Kalbes ſtellt, beſonders da man weiß, daß der Handwerksmann von den Staats-Dienern überhaupt doppelten Lohn fodert, und ihn bei jeder Gelegenheit zu prellen ſucht, und daß die Ehehalten glauben, dem Pfarrer ſchadet es nicht, dem Beamten fällt das Brod vom Himmel! ſo daß man deſto fleißiger Nachſicht halten, und ſorgen muß, daß die Oekonomie in ſeinen hundert und hundert Punkten beſorgt, und zur Einheit in Arbeit und Einnahme gebracht werde. Hincillae lacrimae. Nur dieſe vielfältig beſchäftigende, und wie ich von zwanzig ſehr thätigen und geſchikten Pfarrern das Zeugniß habe, ſogar das Einkommen des Pfarrers nachtheilige Oekonomie zieht den Pfarrer unter den Pantoffel der Köchin oder Schafferin, und Gott weiß wohin! — wenigſtens zum Aerger der Pfarrgemeinde, wodurch ein Chriſtenthum entſteht, daß mehr nur den Namen führt, als es in der That beſteht. Nur dadurch entſtehet Gehäßigkeit und Gleichgültigkeit, und heimlicher oder gar öffentlicher Abfall von Chriſtus, und Wehe mehr denen, welche daran die Schuld tragen, weil ſie nur gut ſtehen, und fürs Leben ruhig und gleichgültig, oder unempfindlich ſeyn können, und ihre Schäze in Ruhe genießen wollen, auch darnach andere Menſchen beurtheilen, und jede Arbeit vermeiden, welche ſich mit dem alten häßlichen Vorurtheile, daß es bisher ſo geweſen und gut — (aber wie, wird weggeläugnet!! —) gethan habe, vermänteln läßt! Ja es gibt Herren vom hohen Range und Beſoldungen, welche ſich nicht ſcheuen, zu ſagen: „Was dich nicht brennt, das löſche nicht! Nun brennen ſolcher Unglauben, Unſittlichkeit meiſtens nicht, alſo brauchen ſie auch dagegen nicht Sorge zu tragen!

Der als Chriſt, Oekonom, und Literat ſo ausgezeichnete Hr. Pfarrer Kaſtner ſagt: Es iſt aber voraus zu ſehen, daß dieſes Organiſirungswerk noch im weiten Felde ſtehe, und es ſoll doch dem bayerſchen Pfarrern jezt ſchon für die Gegenwart geholfen werden. Deßwegen fügte ich in der zweiten Beilage einen kurzen Entwurf bei, wie man einen Fond begründen könnte, aus welchen man dann arme Pfarrer bei der Uebernahme ihrer Pfarrei unterſtüzen könnte. Das Haupterforderniß zur Ausführung dieſes beigelegten Vorſchlages, iſt guter Wille und Gemeinſinn von Seite des Klerus, alſo thätiges Streben nach Verbeſſerung von Oben und Unten! —

Faſt zweifle ich aber, ob unter uns Geiſtli-

Digitized by Google

chen ein ſo lebendiger Gemeinſinn herrſcht; denn um nur ein Beiſpiel zu geben: Pfarrer Lehr von Hundersdorf machte im Jahre 1827 einen Vorſchlag zur Bildung eines Mobilien-Brand-Verſicherungs Vereins; das hochwürdigſte Konſiſtorium nahm dieſen Vorſchlag mit Beifall auf, nichts deſto weniger fand dieſe Sache unter den Geiſtlichen vielſeitigen Widerſpruch! Gerade ſo wird es auch mit meinen Vorſchlägen gehen. Indeß, Eines beruhiget mich, ich trage in mir das Bewußtſeyn, daß ich es mit dem Wohle des Staats und der Kirche gut meine. Außerdem glaube ich für dießmal in dieſer Sache genug gethan zu haben, wenn ich, — obwohl nur einen geringen Beitrag gemacht habe, auf daß eine künftige Organiſirung der Pfarreien in lebendige Anregung gebracht werde.

Sollten unſere Regierungen und Konſiſtorien in dieſe Organiſirung eingehen, dann werden ſich gewiß mehrere Pfarrer vereinigen, um mit ihren Erfahrungen und Kenntniſſen dieſes ſchöne Werk zur Vollendung deſto leichter befördern zu können.

In der Hoffnung, daß dieſes kleine Schärflein nicht allerdings fruchtlos vorübergehe und auch bei der wichtigſten Behörde im Staate, dem k. Landgerichte, wo ſo Vieles gut gemacht und verdorben werden kann, und wofür ich wegen dieſer wichtigen Stellung die ausgezeichnete Hochachtung trage, thätige Unterſtützung finden werde, geharre ich verehrungsvollſt

Eines königlichen Landgerichts
gehorſamer
Freymuth, Pfarrer.

Der alte Deſſauer.

Kenner der Kriege und des Zeitalters Friederichs des Großen von Preuſſen, wiſſen von jenem berühmten Feldherrn und Fürſten. Er hatte, wie gewöhnlich alle alten Herren, beſonders Kriegsmänner, viele Sonderbarkeiten in ſeinem Charakter, und war verliebt in ſie. Er war in Dienſtſachen höchſt ſtreng, kümmerte ſich aber, was Gebräuche und Sitten betraf, ſehr wenig um ſogenannte Schiklichkeiten. So ſtand er z. B. öfters zur Winterszeit im Zimmer im bloßem Hemde am Ofen, um recht behaglich der Wärme theilhaftig zu werden. Einſt war dieß eben der Fall, als ein junger Officier mit einer den Kriegsdienſt betreffenden Meldung eintrat. Der ſeltſame Anblik des alten, rauhen, vom Pulverdampf gebräunten, furchtbaren Helden im weißen Hemde brachte den jungen Mann ſo raſch auſſer Faſſung, daß er die militäriſche Vorſchrift vergeſſend den Hut abzog. Ein grimmiges Geſicht des Fürſten war von Seite deſſelben die Antwort. Es war das Glük des Officiers, denn er kam ſtraks zur Beſinnung. Er ſezte augenbliklich den Hut wieder auf, verſchlukte die Meldung, die ihm ſchon auf der Zunge geſeſſen, ging ſchnell in das nächſte Zimmer, und gab dort mit heftigen lauten Aeßerungen ſeinen Verdruß darüber zu erkennen, daß er den alten Marſchall nicht finden könne; er ſey doch hieher gewieſen worden, und treffe ihn nun nicht; wo wohl der Geyer den Alten hingeführt haben möge? u. ſ. f. Das Alles hörte der Fürſt, und nun kam auch er zur Erkenntniß, daß er gefehlt habe. Er ſchlich in aller Stille in ein Nebenzimmer, umgürtete das Hemd mit Schärpe und Degen, ſezte ſeinen militäriſchen Federhut auf, und nahm wieder ſeinen Plaz am Ofen ein. Der Officier kam nach einer Weile zurük, machte, als er ſeinen Gebieter mit den Inſignien geſchmükt ſah, in gehöriger Form Fronte, und rapportirte ſo unbefangen, als ob nichts vorgefallen wäre. Der Fürſt empfing und entließ ihn mit ungewöhnlicher Freundlichkeit, und blieb ihm auch in der Folge immer ſehr gewogen. —

Gedankenzunder.

„Der Naſe nachzugehen,“ wie ein gutes deutſches Sprichwort räth, ſcheint ſo etwas Leichtes, daß man ſelbſt Kindern es empfiehlt; und dennoch machen die Menſchen oft ungeheure Umwege, um an's Ziel zu gelangen; und deßwegen erreicht man es ſo ſelten. Man lernt viel, weiß vielleicht auch viel, weiß aber nicht es recht zu gebrauchen, beſſert immer zu, und kommt nicht vom Fleke.

Digitized by Google

Subſkriptions-Einladung.

Friedrich Raßmann gab (Braunſchweig 1817) eine Sammlung der Sonetten der Deutſchen in 3 Theilen heraus. Da ihm keine bayerſchen Dichter bekannt ſind, ſo glaube ich es dem Vaterlande ſchuldig zu ſeyn, meine von bayerſchen Dichtern gemachte Sammlung der Sonetten als Fortſezung der Raßmannſchen Sammlung erſcheinen zu laſſen, um damit den deutſchen Süden von einem indirecten Vorwurfe des Nordens zu reinigen.

Schon mein Vater, der gegenwärtige Kreis- und Stadtgerichtsrath Greger zu Regensburg bemühte ſich ſeit einiger Zeit in ſeinen Erholungs-Stunden mit dieſer Sammlung. Doch weil er ſich nun damit aus Gründen nicht länger mehr beſchäftigen will, ſo übernahm ich es, ein Seitenſtük obiger Sammlung für Bayern zu liefern, und dadurch die patriotiſche Veranlaßung zu geben, daß, ſobald dieſe Sammlung möglichſt beſorgt iſt, auch für andere Arten der Poeſien nachgeahmt werde, beſonders, da das Ausland ſelbſt von ganz ausgezeichneten bayerſchen Werken keine Kenntniß hat, weil auch der Bayer ſich ſo ſelten zur Oeffentlichkeit ſeiner zarteſten Gefühle entſchließt! —
Welcher Patriot wird Poeſie, die Quinteſſenz der Erheiterung des Lebens, als Verfeinerung der Sitten verachten, wodurch ein Homer, Anakreon, Horaz, Virgil, Petrarka, Schiller ꝛc. ja ſelbſt Weiſe auf Königs-Thronen ihren höchſten Ruhm gefunden, und ſich verewiget, ja ich bin es gewiß, für Kultur der Menſchen und der Erde mehr Nuzen geſchaffen haben, als tauſend andere gelehrte Werke und Sittengeſeze, oder diplomatiſche Verhandlungen, deren Baſis ſo ſelten in dem menſchlichen unverdorbenen Herzen ruht!

Ich ſchmeichle mir bei dieſem eben ſo mühevollen als koſtſpieligen literariſchen Unternehmen, auf die Theilnahme eines jeden Patrioten und Literaten rechnen zu dürfen, und habe deßhalb auch den gefälligen und geſellſchäftlichen Weg der Subſkription gewählt.

Dieſe Sonetten-Sammlung wird in möglichſter Bälde, der Bogen mit ſchönem Papier zu 4 kr., in Sedez, mit einem Kupfer, als Dareingabe, an die Titl. Subſkribenten verſendet werden; auf 6 Exemplare wird das 7te gratis dazu gegeben.

Ich bitte daher meine ſehr verehrlichen Landsleute, mich theilnehmend zu unterſtüzen, da ich bei dieſer meiner erſten öffentlichen Handlung mir ſchmeichle, zur allſeitigen Zufriedenheit dem hochverehrlichen Zutrauen zu entſprechen.

Man ſubſkribirt
in München: bei Herrn Rechnungs-Reviſor J. Sutner;
in Augsburg: bei Titl. Herrn Bürgermeiſter von Barth;
in Nürnberg: bei Herrn Lithographen Amersdorffer;
in Bamberg: bei Herrn Kaufmann Magnus Pini;
in Straubing: bei Titl Herrn Landrichter u. Stadtkommiſſär von Vincenti;
in Bayreuth: bei Herrn Georg Dorner, Student;
in Landshut: bei Herrn Max Riederauer, Appellationsgerichts-Kanzeliſt;
in Amberg: bei Titl Herrn geiſtlichen Rath, Dr. von Schenkel;
in Paſſau: bei Herrn Skribenten J. N. Wittmann;
in Ingolſtadt: bei Herrn Militär-Rechnungsführer Weiß;
in Regensburg: bei meinen Vater, dem königl. Kreis und Stadtgerichtsrathe Greger,

ſo wie ſonſt in allen ſoliden Buchhandlungen. Der Subſkriptions-Termin iſt bis Ende Januar 1831. Der Geldbetrag wird erſt nach Empfang der Schriften nach Anweiſung entrichtet. Ich wiederhole meine höflichſte Bitte. —

Regensburg im November 1830.

F. A. Greger.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 48. Den 30. November 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Bayer = Muth übt große Thaten;
Bay er = Ehre reichet weit;
Bayer = Kraft wird nie ermatten;
Bayer = Sinn iſt Biederkeit.

Inhalt: Bayeriſches Volkslied. — Neues Syſtem des Rübenbaues. — Erinnerung an unſere Süß=Stoffe. — Ueber die niederländiſche, in Schleſien geprüfte Methode, den Flachs zu bauen. — Naturaliſation der Kaſchmir = Ziege. — Der Chriſt und der Jude. — Die unglükl. Schuhe.

Bayeriſches Volkslied.

Mag ſich jedes Volk empören,
Stürmend durch die Länder zieh'n:
Bayern wird den König ehren,
Und die gute Königinn.
Bayern, das ſeit langen Jahren
Seinen Fürſten innigſt liebt,
Wird den hohen Ruhm bewahren:
Daß es nur ein Bayern gibt.

Edle Bayern! ſchlägt nicht Treue
Euer Herz und Biederkeit:
Seyd ihr nicht geehrte, freie
Bürger heut wie jederzeit?
Laßt euch nicht von Wuth bethören:
Freche Völker ſind nicht frei,
Ordnung und Geſez zerſtören,
Sagt: ob dieſes Freiheit ſey?

Thronen und Paläſte ſtürmen,
Bringt gewiß nicht Völker = Ruhm.
Blaße Leichen aufzuthürmen,
Plündern fremdes Eigenthum,
Kann dies Völker = Glük begründen?
Macht dies edle Völker frei?
O! der Taumel wird verſchwinden:
Dies bringt neue Sklaverei.

Schaut die Völker dort im Weſten
Ob ſie freie Völker ſind!
Schwärmer ſind ſie, ihre beſten
Führer ſind vom Taumel blind.
Was hat Frankreich wohl errungen,
Da es Königsblut vergoß?
Iſt es ihm dadurch gelungen,
Daß es Freiheit auch genoß?

Freiheit iſt des Volkes Zierde;
Doch nur das Geſez macht frei;
Nicht ein Leben ohne Bürde,
Ohne Ordnung, ohne Treu.
Sind Geſeze ſo bedungen,
Daß ſie ſchirmen jeden Stand,
Dann iſt Freiheit ſchon errungen,
Und beglükt das Vaterland.

Edle Bayer! Freiheits = Schranken
Engen ja nicht unſern Sinn.
Drum, ſeht ihr die Thronen wanken,
Blikt auf König Ludwig hin.
Seht, wie weiſe Er ſich mühet,
Daß die Wohlfahrt uns beglükt!
Wie Thereſens Buſen glühet,
Daß Sie uns mit Huld entzükt!

Bayer! glaubt nicht falſchen Zungen!
Bleibt dem Fürſtenhauſe treu!
Wer hat je das Wort geſungen:
Daß der Bayer treulos ſey,
Wollt ihr je ein Beiſpiel geben?
Singt vielmehr mit edlem Sinn:
„Hoch ſoll unſer König leben,
Und die gute Königinn!"

Wenn euch eine Plage kümmert,
Klagt ſie Ludwigs Vaterherz:
Glaubt nicht, daß es ſich verſchlimmert;
Er nimmt Theil an unſerm Schmerz,
Seyd nur edel im Beginne;
Denn dies macht den Bayer frei,
Daß er ſpricht mit biederm Sinne,
Ohne Trug und Schmeichelei.

Bonrath.

Digitized by Google

Neues Syſtem des Rübenbaues.

(Aus dem Wochenblatte des landw. Vereins für Bayern.)

Wir wiſſen, was die engliſche Landwirthſchaft dem Rüben- und Turnipsbau verdankt. Die ganze Winterfütterung baſirt ſich beinahe darauf. Freilich darf man nicht vergeſſen, daß Englands neblicht feuchtes Klima den Rübenbau mehr als in Oeſterreich begünſtigt, wo Winde und Trokenheit entgegen ſtreiten; auch die Kultur, mit der in England ein Rübenaker behandelt wird, in Oeſterreich, der Bilance nach, nicht angewendet werden kann. In England wird der Rübenaker durch Menſchenhände wie ein Gartenbeet behakt u. ſ. w.

Die klimatiſchen und Kulturhinderniſſe nun habe ich durch langjährige Verſuche überwunden, mein eigenes Syſtem des Rübenbaues hier mittheilend, ausgebildet und dadurch das wohlfeilſte, kein Feldſyſtem und kein Akerverhältniß beirrendes, und als Nachfrucht keinen eigenen Aker forderndes geſundes Winterfutter gefunden.

Unſere Felbrübe, auch Halmrübe genannt, wurde bis heute in Oeſterreich als Nachfrucht in die umgeſtürzte Kornſtoppel gebaut. Durch die bei uns frühe Kornernte, Ende Juni, wird dieſer Anbau ſehr begünſtigt, weil die Rübe vom Juli bis Ende Oktober 4 volle Monate wachſen kann. Allein die Ausſaat des Rübenſamens fällt Anfangs Juli in die heiſſeſte und trokenſte Zeit. Nebſt der, der Vegetation nicht günſtigen Ausſaat werden die jungen Pflanzen auch durch Erdflöhe zerſtört; bei lang ausbleibenden Regen ſpringen die zarten Pflänzchen ab, werden Anfangs vom Unkraute und ausgefallenen, keimenden Körnern unterdrükt, und ſo ohne alle Kultur ſich ſelbſt überlaſſen. Die Folge iſt, daß nur kleine Früchte, und kaum nur alle 6 Jahre eine günſtige Rübenernte erfolgt.

Dieſe Fehler ſuchte ich dadurch zu verbeſſern, daß ich:

1) Mitte Mai bis Ende Mai verſchiedene Gartenbeete mit Rübenſamen bebaute, und dieſe wie ein anderes Pflanzenbeet beſorgen ließ.

2) Sobald Korn oder Weizen geſchnitten waren, ließ ich die Halme ſtürzen, und nachdem ſich der Boden in 6 — 8 Tagen etwas geſezt hatte, den Aker mit dem Kultivator oder einem Pfluge mit doppeltem Streichbrette in erhabene Furchen aufpflügen.

3) Die Rüken dieſer Furchen ließ ich mit aus obigem Pflanzenbeete ausgezogenen Rübenpflanzen, wie bei Kraut oder Runkelrüben, Schuh weit von einander beſezen.

4) Die ausgezogenen Pflanzen ſchlugen am Beſten an, wenn ſie die Dike eines Federkiels erreicht hatten, und zur Schonung ihrer feinen Saugwurzeln zuvor in einem Mörtel von Erde und Waſſer eingeſchlemmt worden. Das Oberkraut wird bis auf 1 Zoll eingeſtuzt.

5) Nach einigen Tagen wird das Rübenfeld beſucht, und die ausgeſtandenen Pflanzen nachgeſezt. Dieſes Nachſezen kann 4 Wochen wiederholt werden.

6) In 4 Wochen werden die Zwiſchenfurchen zur Tilgung des Unkrauts und zur Vertreibung der Erdflöhe mit dem Kultivator durchzogen, und die Furchen dadurch mit neuer Erde beſtreut.

7) Eine reich bezahlte Arbeit bleibt ſodann, wenn das Unkraut auf dem Rüken der mit Rüben bepflanzten Furchen mit einer leichten Gartenhake vertilgt, und die Rübenpflanzen dadurch gelokert werden. Zwei Perſonen arbeiten 1 Joch in einem Tage.

8) Nun bleiben die Rüben bis zur Ernte ihrem Schikſale überlaſſen, und liefern ungemein ſchwere Rübenkörper; ja gutbeſezte und in Kraft befindliche Aeker geben über 200 Mezen Rüben, pr. Joch à 1000 Quadrat Klafter.

Dieſe Art Rübenbau iſt noch nicht bekannt, und in keinem Lande üblich; ich ſelbſt habe ſie erſt ſeit wenig Jahren aufgefunden, und wollte ſie nicht ohne vielſeitige Erfahrung empfehlen. Man glaubte bisher nicht, daß ſich auch dieſe Rübe verpflanzen laſſe. Dieſes Syſtem hat groſſen Einfluß auf Akerbau und Viehhalt, indem es

a) von Herren und Bauern, ohne Geſeze, Gewohnheit und Gemeinheit zu verlezen, ausgeführt werden kann;

b) auf alle Feldſyſteme paßt, in der Drei-Felder- wie Wechſel-Wirthſchaft anwendbar iſt;

Digitized by Google

c) keinen eigenen Aker braucht, und als Nachfrucht überall da gebaut werden kann, wo Korn, Weizen und Raps, und auch Gerſte abgefechſet worden;

d) klimatiſch und auch da angewendet werden kann, wo, wie im V. O. M. B., die Kornäker erſt im Auguſt leer werden, und deßwegen Halmrüben nie gedeihen wollten;

e) die zerſtörten oder in Trokenheit abgeſtandenen Pflanzen bis im Auguſt immer nachgeſezt werden können, und keine Fehlernte zu fürchten iſt;

f) der Aker durch erhaltene Kultur, das Aufpflügen der Furchen und Zerſtörung des Unkrauts eine günſtige Vorbereitung für die darauf folgende Sommerfrucht erhält;

g) eine Quantität Rüben, beinahe ohne alle Vorauslagen, einem Kartoffelaker gleich, mehr zum Vortheil als Nachtheil des Kornbaues erzielt werden, und eine ſchnelle, wohlfeile Einfechſung geſtatten;

h) die Rübe ſelbſt, obſchon nicht ſo nahrhaft wie Kartoffeln, doch für Rind- und Schweinvieh ein geſundes Futter gewährt. In Abſicht auf Nahrungsſtoff verhält ſich die Rübe gegen Kartoffeln wie 2 zu 3, oder 3 Mezen Rüben enthalten die Nährkraft von 2 Mezen Kartoffeln.

Dieſes neue Syſtem des Rübenbaues will ich als Erfinder nur mit beſcheidener Belobung ausſtatten. Wer die engliſche Landwirthſchaft kennt, den Einfluß zu berechnen vermag, welchen eine ſo ſichere, ergiebige und wohlfeile Quantität Winterfutter gewährt, wer dieſes Winterfutter ſo nebenbei erzielt, an die wieſenarmen und Futterbau erſchwerenden Gegenden denkt; wer die dadurch gehobene Viehzucht, die dadurch geſteigerte Düngung und Bodenkraft gegenüber ſtellt: der wird dieſes Syſtem zu würdigen wiſſen.

Die Engländer brauchen die Rübe nicht nur als Nähr-, ſondern ſogar als Maſtfutter bei Rind- und Schafvieh auf dem Aker verzehrt. Als Maſtfutter will ich ſolches nicht empfehlen; auch wünſche ich eine behutſame Fütterung bei trächtigen Schafen, weil die Rüben in den lezten 2 Monaten das Verlammen befördern könnten.

Erinnerung an unſere Süßſtoffe.

Unſere Vorfahren kannten und verbrauchten nur allein den **Honig**. Der Zuker war ihnen gänzlich unbekannt; dieſer iſt bekanntlich erſt in neuerer Zeit, gleichzeitig mit dem Kaffee und mehreren geiſtigen Getränken, wie Punſch, Biſchoff, Grog, Nekos u. ſ. w., zu unüberſehbarem Gebrauche gelangt. Mittlerweile gewöhnte man ſich auch immer mehr an ſüße Speiſen.

Die erſten Verſuche, aus einheimiſchen Naturprodukten Süßſtoff zu ziehen, trafen die Möhren. Es dürfte aber nicht nachzuweiſen ſeyn, wenn man angefangen hat, den viel gebräuchlichen Möhrenſaft, beſſer Möhrenſyrup, zu bereiten.

Die Einführung des indiſchen oder Rohrzukers hatte zunächſt üblen Einfluß auf die Produktion des Honigs. Der früher ſo ſtark betriebene Wirthſchaftszweig, die Bienenzucht, hörte auf, ergiebig zu ſeyn, und iſt bis zur Stunde nicht wieder zu jener Höhe gekommen. Mittlerweile hat man ſich des Honigs entwöhnt, und zieht ihm den Zuker vor. Des lezteren Gebrauch iſt auch in der That leichter und weniger umſtändlicher. Er wird alsdann unentbehrlich.

Eben weil man den Rohrzuker gar ſo leicht und überall erhalten konnte, ſo fiel der Antrieb, ſich Süßſtoff zu verſchaffen, ziemlich weg, und nur die Induſtrie hätte ihn beleben können. Allein dieſe blieb ſelbſt ungewekt. So auch hat der Rohrzuker die Anwendung der neuen Entdekungen aufgehalten, und dem deutſchen Volke einen eben ſo leichten als ergiebigen Erwerbszweig bis auf dieſe Stunde aufbehalten. Denn noch vor Ende der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts machte **Markgraf** bekannt, daß man aus den Runkeln Zuker machen könnte. Aber erſt gegen das Ende des Jahrhunderts ward vom Direktor Achard eine Runkelrübenzukerfabrik angelegt, die allerdings einige Nachfolger hatte, die zum Theile wieder verſchwunden ſind. Die Trägheit und der Unverſtand brüſten ſich nun gegen die von Patrioten gemachte Anforderungen mit der Entſchuldigung, daß die Sache ſelbſt nicht thunlich ſey.

Da es erwieſen iſt, daß 1 Centner Runkel-Rüben eben ſo viel Zuker, als 1 Centner Zuker-

Digitized by Google

Rohr gibt, die erſteren aber um vieles wohlfeiler erbauet werden, als lezteres, ſo ergibt ſich, wie unrecht wir handeln, daß wir den Bedarf unſers Süßſtoffes nicht ſelbſt bereiten, und ſo dem Lande jährlich mehrerere Millionen, die wir für fremden Zuker ausgeben, erſparen, und viele geſchäftsloſe Hände in lohnende Thätigkeit bringen könnten.

Unſere Nachbaren, die Franzoſen, die gewöhnlich unſere nüzlichen Erfindungen aufgreifen und in Anwendung bringen, haben auch dieſen großartigen Artikel ſich jezt zugeeignet, und verfertigen bereits einen großen Theil ihres Zukerbedürfniſſes. In wenig Jahren kamen mehr als 100 Runkelrübenzukerfabriken in Gang.

Da nun die Sache franzöſiſch geworden iſt, ſo wäre es möglich, daß ſie als eine neue, von den Franzoſen erbeutete Erfindung nun auch zur Kenntniß unſerer finanziellen Regierungsbeamten kommt, und dieſe geneigt werden läßt, die Angelegenheit zu fördern, was zur Zeit ſo viel als unterblieben betrachtet werden kann.

Die Wahrheitsliebe gebietet uns aber auch, zu berühren, daß auch bei uns manche Privat-Männer in der Sache viel gethan haben, beſonders unſer für das Vaterlandswohl hochverdiente Herr Geheimerath von Uzſchneider. Auch die Bauersfrauen haben es hie und da verſucht. Nun wird es hoffentlich gehen, weil die Sache von Unten angefangen wird. Die Bauersfrauen waren es ja auch, die den Anbau des Klees und der Kartoffeln förderten, und wenn dieſe nicht gehandelt hätten, ſo gäbe es auch wohl jezt noch keine Kartoffelklößer.

Wir ſezen auf dieſen, wenn wir nur wollen, höchſt wichtigen Artikel, nach Maßgabe eigener Erfahrung, einen hohen Werth, und ſind überzeugt, daß in der nächſten Generation man eben ſo eifrig Zuker machen wird, als man ſich, im Allgemeinen, jezt dabei träge bezeigt.

Von großem Vortheile wäre es für jede Haushaltung, und ſehr leicht ausführbar, wenn jede Hausmutter den für ihren Bedarf nöthigen Syrup ſelbſt verfertigen würde. Anleitungen hiezu ſind genug vorhanden.

Ueber die niederländiſche, in Schleſien geprüfte Methode, den Flachs zu bauen und zu bereiten.

In der Landwirthſchaftszeitung für Churheſſen befindet ſich folgender gerade jezt ſehr intereſſante Aufſaz:

»Franz Troch, ein Niederländer, welcher von Seiten eines hohen Miniſterii nach Göllſchau geſchikt worden war, um nach der niederländiſchen Methode Flachs zu bauen, hat die Beſtimmung, für welche er gerufen worden iſt, vollſtändig erfüllt, und die auf ihn gefallene Wahl gerechtfertigt. Er beſizt umfaſſende Kunde ſeines Geſchäfts, eignet ſich zur Aufſicht über gemeine Handarbeiter ſehr wohl, und unterweiſet ſie mit Glük. In ein bis zwei Monaten erlangt jeder derſelben vollkommene Geſchiklichkeit im Röſten, Brechen und Schwingeln, und zwar, nach Trochs eigenem Urtheile, in nicht geringerem Grade, als ſie bei ſeinen niederländiſchen Landsleuten gewöhnlich iſt.

»In Göllſchau können etwa nur 20 bis 24 Morgen mit Lein beſäet werden, weil dort die Raufzeit für den Frühflachs mit dem Anfange, und die des Spätflachſes mit dem Ende der Getreide-Ernte zuſammen zu fallen pflegt, und dann eine Kolliſion nicht aufſchiebbarer Handarbeiten eintritt, welche bei der mäßigen Zahl der zu erhaltenden Taglöhner Beſchränkung der Flachskultur auf dieſen Umfang anräth. Der Frühflachs wird vom Ende des Märzmonats bis zum 10. April, und der Spätflachs vom Ende des Mai bis zum 10. Juni ausgeſäet. Von einem ſehr ſorgfältigen Ausjäten des mit dem Lein aufſchießenden Unkrauts iſt die Gewinnung reiner Flachsfaſern bei Trochs Verfahren hauptſächlich abhängig, indem ſeine Brech- und Schwingmethode das Unkraut vom Flachſe minder vollkommen, oder doch wenigſtens ſchwerer, ſondert, als das ſchleſiſche Brechverfahren, und man daher dafür ſorgen muß, daß ſich unter dem Lein gar kein Unkraut befinde. Die große Jätarbeit vertheuert Trochs Kulturverfahren ungemein.

»Nach demſelben ſoll der Lein gerauft werden, wenn er kaum abgeblüht hat, indem die Faſer

Digitized by Google

dann noch diejenige Zartheit beſizt, welche ſie zu feinem Geſpinnſte beſonders geſchikt macht. Dabei geht aber die Samenbenuzung, welche für den Landwirth ebenfalls von Erheblichkeit iſt, gröſstentheils verloren, und der Amtmann hat mit ſich darüber noch nicht einig werden können, ob es im Ganzen vortheilhafter iſt, zum Raufen zu ſchreiten, wenn es Troch anräth, oder lieber dem Samen Zeit zu mehrerer Ausbildung zu geben, unter Verzichtleiſtung auf gröſsere Güte der Faſer. Im hohen Gebirge Schleſiens läſst man den Samen nie reif werden, dieſs jedoch aus klimatiſcher Rükſicht, weil man die Flachs-Ernte nicht der Gefahr des Einſchneiens Preis geben kann. Der Gebirgsflachs wird darum aber auch höher geſchäzt, als Landflachs.

„Beim Raufen des Leins ſucht Troch zu bewirken, daſs derſelbe von der Sonnenwärme möglichſt wenig leide; beſonders ſchadet dieſe den Kopfenden, welche durch raſches Austroknen ſpröde werden. Muſs man beim Sonnenſchein zum Raufen ſchreiten, ſo bedekt man die Kopfenden gern mit den Wurzelenden der anliegenden Schichten, oder ſtellt den Lein noch lieber bis zum Rüſſeln aufrecht, mit den Kopfenden nach Unten gekehrt. Dieſe Arbeit nimmt man gern auf dem Felde ſelbſt vor. Der Rüſſelſtuhl wird auf ein groſses Knotentuch geſezt, und das Abkämmen der Samenkapſeln, um ihr Zertreten zu verhüten, ſizend verrichtet. Nach Entfernung der Samenkapſeln ſucht man den Flachs möglichſt ſchnell unter Waſſer zu bringen, wobei er zarter bleibt, als wenn die Stengel zuvor ausgetroknet ſind. Hierin ſcheint ein Hauptvorzug der Troch ſchen Waſſerröſte vor der gewöhnlichen ſchleſiſchen Thau- oder Raſenröſte zu liegen, welcher ſtets vollſtändiges Austroknen der Stengel vorangeht, wenn man nicht beim Raufen ſchon Stoppelfelder frei hat, und wenn nicht den ſofort ausgebreiteten Röſtflachs bald Regen trifft. Gewöhnlich legt man aber den Flachs zur Thau-Röſte erſt lange nach dem Raufen aus, um die Zwiſchenzeit für andere, ſich in dieſer Periode zuſammen drängende, Feldarbeiten zu benuzen; er wird daher in der Regel vor der Röſte ganz troken.

„Sobald Troch den Flachs von den Samenkapſeln befreit hat, läſst er in ſogleich in dünne Bündel zuſammen binden, wobei einzelne Stengel die Bänder abgeben, und in das Waſſer legen. Er bedient ſich zu dieſem Zweke eines beinahe ſtehenden, mit geringem Zu- und Abfluſſe verſehenen, Wallgrabens, der das herrſchaftliche Wohnhaus in Göllſchau umzieht. Die Flachs-Bündel werden ſehr ſorgſam in Reihen neben, und in Schichten über einander gelegt, um Verwirrung zu verhüten, und am Beſten auf Schlamm, wenn dieſer aber nicht ausreicht, mit Raſenſtüken bedekt und dadurch niedergehalten. Mit der Atmosphäre (der Luft) darf der Flachs während ſeiner Einwäſſerung durchaus nicht in Berührung kommen, ſonſt leidet ſeine Farbe.

Die Waſſerröſte dauert, nach der Temperatur des Waſſers und der Luft, fünf bis zehn Tage, und ihre Beendigung wird daran erkannt, daſs die Faſer ſich leicht, und ohne ſchon ſchleimig geworden zu ſeyn, vom Holze löſt. Troch bricht zur Probe einige Stengel in Zollabſtand zweimal durch, und beendigt den Prozeſs, ſobald ſich die zwiſchenliegenden Holzſtüke der Länge nach aus den Faſern heraus ſchieben laſſen, ohne dieſe mit ſich zu ziehen. Bei dieſer kurzen Dauer der Waſſerröſte bemerkt man den ſonſt gewöhnlichen fauligen und höchſt unangenehmen Geruch gar nicht. Es ſcheint die weinige Gährung nur nöthig, um zum Zweke zu gelangen, und die faule Gährung, welche man bei der Waſſerröſte ſonſt abzuwarten pflegt, nicht nur unnüz, ſondern auch ſchädlich zu ſeyn. Wenn der Flachs im Waſſer abgeröſtet iſt, breitet ihn Troch, nach Auflöſung der Bänder, auf einem Stoppelfelde, oder Gras-Plaze, dünn aus, und giebt ihm eine etwa achttägige Nachröſte, durch Einwirkung der Atmosphäre, bei welcher er ihn gern von einem tüchtigen Regen befeuchtet ſieht; dann läſst er ihn in der Luft troknen.

„Dieſe zuſammengeſezte Röſtmethode ſcheint vor der gewöhnlichen ſchleſiſchen, nach welcher man ſich entweder des Thaues, oder des Waſſers allein, bedient, weſentliche Vorzüge zu beſizen, und alle Nachtheile zu entfernen, welche in neuerer Zeit dem Röſtprozeſſe zur Laſt gelegt worden ſind, um den mancherlei Maſchinen zur

Bearbeitung des ungeröſteten Flachſes Eingang zu verſchaffen.

„Beim Röſten erleidet Troch nicht mehr Gewichtsverluſt als 125 pro Mille, welches ungleich weniger beträgt, als nach den genaueſten Verſuchen bei Anwendung der übrigen Röſtarten. Es beweiſet dieſer Umſtand, daß Troch der chemiſchen Einwirkung nur ſo lange Raum geſtattet, bis das Bindungsmittel zwiſchen Holz und Faſer vernichtet iſt, und erklärt zugleich die auffallend große Feſtigkeit der durch ihn dargeſtellten reinen Faſer. Zur Befreiung der leztern von Holz und Baſt braucht er zuerſt die Kloppe, eine ſehr grobe Handbreche mit doppelter Zunge, deren Handhabe durch einen ſtarken Kloz beſchwert iſt. Dieſes Werk bricht das Holz in der Quere durch, ſpaltet die Bruchſtüke der Länge nach, drükt ſie platt, und ſchafft bereits einen anſehnlichen Theil derſelben hinweg. Demnächſt wird der gekloppte Flachs geſchwingelt, wozu ein der märkiſchen Handſchwinge ganz ähnliches Werkzeug gehört. Das Schwingemeſſer beſteht jedoch in einer ſcharfkantigen, geſtillten, hölzernen Scheibe, und heißt die Schwingel. Bei dieſer Operation, welche mit abwechſelnden Kämmen des Flachſes durch einen groben hölzernen Kamm verbunden iſt, bleibt nur die reine Faſer übrig, und der Abſaz beſteht lediglich in Staub und Brechannen, oder Schäven, durchaus nicht in mitgeriſſenen Flachstheilen, welche ſich bei dem Brechen nach ſchleſiſcher Methode ſtets unter dem Abgange befinden, und den Ertrag ſchmälern.

„Der ſo behandelte Flachs erſcheint ungemein rein, faſt glatt, unverworren und glänzend, beſizt eine hier ungewöhliche lichte, die Fabrikation der Cholets ſehr begünſtigende, durchaus gleichmäßige Farbe, und gibt beim Hecheln viel weniger Wergabfall, als der auf der gewöhnlichen Breche behandelte. Er iſt jedoch, wie ſchon das Gefühl zeigt, etwas hart, zur Darſtellung feiner Garne aber geeignet. Vor einem Jahre haben die Gebrüder Alberti, in Waldenburg, einen Theil auf ihren Maſchinen verſponnen, und das Material gegen den Referenten in jeder Hinſicht gelobt. Sie würden auch die ganze Göllſchauer Produktion für mehrere Jahre in Beſchlag genommen haben, wenn ſie ſich nicht an andern Orten wohlfeileren Flachs verſchaffen könnten.

„Nach des Amtmanns Verſicherung gewährt Trochs Methode $\frac{1}{4}$ mehr Faſerertrag, und der reine Flachs wird außerdem um $\frac{1}{4}$ theurer bezahlt, als der gewöhliche, weil er, wie bemerkt, minderen Wergabgang hat. Er iſt daher auch entſchloſſen, ſtets bei dieſem Verfahren ſtehen zu bleiben. Dagegen belaufen ſich die Koſten der Darſtellung, abgeſehen von Saatkorn und Akerbeſtellung, auch faſt dreimal ſo hoch, als bei dem alten Verfahren hauptſächlich wegen des vielen Jätens, weniger wegen des Zuſammenfallens der größeren Flachsernte und Röſtarbeit mit der Getreideernte, und wegen der mehreren Arbeit beim Koppen und Schwingeln. Wenn daher auch die niederländiſche Methode ſich in Schleſien weiter ausbreiten ſollte, ſo ſcheint ſie doch ſo lange nicht allgemein werden zu können, als dem Landbaue eine größere Arbeiterzahl, als gegenwärtig, nicht zu Gebote ſteht."

Naturaliſation der Kaſchmir-Ziege.

Dieſe ſcheint nach den Mittheilungen eines Herrn Tower in den Schriften der Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte, Manufakturen und des Handels in London nicht ſchwierig zu ſeyn. Derſelbe kaufte von den durch den Herrn Baron von Ternaux im Jahre 1823 nach Paris gebrachten 400 Stük Kaſchmir-Ziegen zwei Paare und brachte ſie auf ſein Landgut in Eſſex. Der Boden des Parks, wo ſie ſeitdem immer geweſen ſind, iſt feucht und allen Veränderungen des Wetters bloßgeſtellt. Dennoch ſind die Thiere immer geſund geblieben, haben ſich ſchnell vermehrt, ſo daß aus den zwei Paaren jezt bereits 27 Stük geworden ſind. — Die Kälte ſcheint ihnen nicht ſehr läſtig zu ſeyn, und ſie brauchen bei rauher Witterung nur unter Dach gebracht zu werden. Im Frühlinge, Sommer und Herbſte graſeten ſie wie die Schafe; während des Winters wurden ſie mit Heu gefüttert. Ihr Lieblingsfutter iſt aber Stechgünſter (Ulex europaeus), welchen ſie begierig freſſen, ohne ſich um die Stacheln zu bekümmern. — Sie

Digitized by Google

bringen ſehr frühzeitig Junge zur Welt; drei der Tower'ſchen warfen ſchon in einem Alter von nicht ganz zwölf Monaten. Einige haben braune Wolle, der größte Theil jedoch weiße, und dieſe iſt auch bei Weitem beſſer. Ihr Fell beſteht aus langem diken Haar und kurzer feiner Wolle; die leztere wird zu Anfang Aprils loker, und alsdann mittelſt eines Kammes abgekämmt und geſammelt. Dabei gehen freilich viele Haare mit ab; dieſe können jedoch leicht ausgeleſen werden. Ein Bok gibt ungefähr 8 Loth, und eine Ziege 4 Loth. Zwei Pfund der Wolle, wie ſie von den Ziegen kommt, reichen zu einem Shwale von 54 Quadrat Zoll hin. Man braucht alſo zehn Thiere zu einem ſolchen Shwale. Von der vorjährigen Wolle der Ziegen des Herrn Tower ſind drei Shwals gewebt worden, von denen das Komitee der Fabrikanten einen unterſucht hat. Er ward einſtimmig für beſſer erklärt, als die von Ternaux in Paris gelieferten.

Bereits ſollen auch ſchon in Deutſchland, namentlich im ſächſiſchen Voigtlande, dieſe köſtlichen Thiere eingeführt ſeyn *). Möchte doch Jemand eine nähere zuverläſſige Nachricht öffentlich mittheilen, wie es ſich damit verhält. Nach dem Obigen ſcheint es wenigſtens gar nicht unwahrſcheinlich, daß man dieſelben auch bei uns wird einheimiſch machen können.

Bekanntlich übertreffen die aus der Wolle dieſer Ziegen bereiteten Tücher an Feinheit des Fadens, Leichtigkeit und Dauer alle andern Stoffe. Dieſe Annehmlichkeiten und die Koſtbarkeit jener Shwals machten es ſchon der Mühe werth, den Verſuch zu wagen, ob unſer Klima ihnen zuſage, und ob ihre feine Wolle, die ſie in der Heimath gegen die Kälte ſchüzen ſoll, hier zu Lande eine Veränderung erleide oder nicht.

*) Herr Max. v. Speck, Freiherr von Sternburg, beſizt auf ſeinem ſchönen Gute zu Lützſchena bei Leipzig ebenfalls eine kleine Anzahl dieſer Ziegen, und wir werden von daher gewiß die gewünſchte Nachricht erhalten, um welche wir hiemit den freundlichen und humanen Beſizer derſelben bitten.

Der Chriſt und der Jude ꝛc. ꝛc.

Es gibt gewiß viele tugendhafte Menſchen in der Welt, nur muß man ſie nicht dort ſuchen, wo ſie zu finden ſeyn ſollten. Auf einem Schiffe, das nahe daran war zu ſcheitern, befanden ſich unter anderen auch ein Jude und ein Bauer. Dieſer, im Augenblik der Gefahr, kletterte, um ſich zu retten, den Maſtbaum hinan, und der Jude bat ihn, ſich an ſeinem Fuße anhängen zu dürfen. Der Bauer erlaubte es, und der Jude ſamt allen Anderen auf dem Schiffe wurden gerettet. Der Jude verſprach dem Bauer Erkenntlichkeit. Aber dieſer erwiderte: „Reiſe hin in Gottes Namen! Ich that, was jeder Menſch dem andern thun muß. Danke Gott, der uns erlöst hat vom Tode!" So ſprach der Bauer; und ſie ſchieden von einander. Nach zwei Jahren ſchikte der Jude dem Bauer, der längſt auf den Vorfall vergeſſen hatte, 50 Dukaten, nebſt Zeug zu Kleidern für ihn, ſeine Frau und ſeine Kinder. Der Bauer rief, als ihm der Amtmann den Brief des Juden vorlas, aus: „Mein Gott! das bin ich nicht werth für ein bischen Bummeln am Bein. O Gott! ſegne ihn, und mache alle Juden ſelig." So ſprach aus Herzensgrunde der Bauer. Er nahm endlich die Geſchenke, und der Jude ſchikte ihm von Jahr zu Jahr etwas. Der Chriſt. In Langroda, einem Dorfe im Hannoverſchen, ſtarb ein ſehr armer Jude, und acht Tage nachher ſtarb auch ſeine Frau. Sie hinterließen zwei Kinder, die ohne Hilfe waren. Da wurden die Bauern unter ſich einig, ſie bei ſich herum ſpeiſen zu laſſen, machten es ſich aber auch mittelſt eines kräftigen Trumpfes, zur Pflicht, ihnen nichts von Schweinefleiſch, und überhaupt nichts Unjüdiſches zu geben. Der Prediger des Ortes erfuhr es, und lobte die Bauern. Die Sache wurde an die Regierung nach Hannover berichtet; dieſe lobte die Bauern, und der Prediger ließ die Kinder nach Hannover bringen, und übergab ſie der dortigen Judenſchaft zur Verſorgung. — Der Jude und der Chriſt. Ein Jude kam eines Nachmittags zu einem Thorſchreiber, drükte ihm zwei Louisd'or in die Hand, und ſagte: „Ich werd morgen h'rein kummen mit á Sak

oder ä poor Bohnen; thü der Herr ſo wohl, en viſitir er mich nicht lang, daß ich nicht därf ſu lange halten." Der Thorſchreiber wies etwa Geld und Bitte zurük? Nein; er nahm jenes, verſprach die Bitte zu erfüllen, und ging zum General-Inſpektor des Ortes, ihm den Vorfall anzuzeigen. Morgens darauf wurde noch ein zweiter Aufſeher an das Thor geſchikt, und da der Jude mit ſeinen Bohnen kam, ließ man ihn, in Hoffnung gewiß defraudirten Kaffee zu finden, alle Säke ausſchütten, und durchſuchte Alles mit der größten Genauigkeit. Der Jude beklagte ſich über die ungewöhnliche Strenge, mit der man ihn behandelte, da er doch auf rechtem Wege ſey. „Aber" ſagte der Aufſeher, „warum haſt du denn geſtern dem Thorſchreiber zwei Goldſtüke gegeben, wenn du keine Defraudation vorhatteſt?" Antw. Zwa Goldſtük hab' ich ihm gegeben? Wai, was hab' ich gethan!" — „Freilich!" ſagte der Thorſchreiber; „hier ſind ſie ja noch." Somit zog er die Louisd'or aus der Taſche, und zeigte ſie hin. „O, wie hab ich' mich vergriffen!" ſchrie der Jude, nahm die Goldſtüke ſchnell zurük, und gab an ihrer Stelle zwei Silbermünzen dem Thorſchreiber. Die Herren von der Accise redeten viel davon, daß der Jude nur den Thorſchreiber habe auf die Probe ſtellen wollen, damit er künftig, wenn er dießmal nicht viſitirt worden wäre, ohne Umſtände Alles hätte einführen können; allein der Jude blieb dabei, er habe ſich vergriffen, ſtekte ſeine zwey Louisdor ein, und ging davon.

Die unglüklichen Schuhe.

Der zu ſeiner Zeit ſehr bekannt geweſene Lord-Mayor von London, Wilkis, gab bei'm Antritte ſeines Amtes (1775) den üblichen Willkomms-Schmaus und einen glänzenden Ball. Auch Smith, ein junger Vetter von ihm, war zu dem Feſte eingeladen, und der Lordmayor hatte ein Plänchen gemacht, dem Vetter Gelegenheit zu verſchaffen, die ſchöne Tochter eines reichen Aldermanns der City kennen zu lernen, um, wenn es ſich thun laſſen wollte, ihr Herz und ihr Gold zu erobern. „Nimm dich ein wenig in Acht," flüſterte der alte Herr dem luſtigen Vetter zu, „guke heute nicht zu tief ins Glas; bleibe flink auf den Soken; du erhälſt das reichſte und ſchönſte Mädchen in der City zur Tänzerin. Das Uebrige iſt dann deine Sache. Verſtanden?" Aber der unglükliche Vetter ſaß nun auf Dornen; nicht wegen der Flaſche, der er bei großem Durſte nicht gehörig zuſprechen durfte, ſondern wegen — der neuen, knappen Schuhe, in welche ſeine Zehen auf's Jämmerlichſte eingezwängt waren. Er klagte ſein Leid ſeinem Nachbar, gerieth aber, um das Unglük vollſtändig zu machen, an einen Nebenbuhler und zugleich einen großen Schalk. „Ei!" erwiderte dieſer geſchwind, „da will ich dir ein Mittelchen ſagen. Zieh die Schuhe aus! Unter dem Tiſche merkt das keine Seele." Smith befolgte die verrätheriſche Anweiſung und that nun, in der Freude, der brennenden Marter los zu ſeyn, dem Nachbar auf ein Glas nach dem andern Beſcheid und war gutes Muthes. Es ſchwollen ihm aber, ohne daß er es merkte, je mehr der Rebenſaft und die gewürzigen Biſſen das Blut erwärmten, deſto mehr die Füße an. Als die Tafel aufgehoben wurde, und Trompeten zum Tanze riefen, wollte er nun ſchnell die Schuhe wieder anziehen; aber das war auch bei der verzweiflungsvollſten Anſtrengung nicht möglich zu machen. Mit eingetretenen Schuhen und zermalmtem Herzen mußte er ſich in einen Winkel des Saales zurükziehen und es aus der Ferne anſehen, wie der verrätheriſche Nachbar mit der ſchönen Goldtochter des Aldermanns ſiegreich dahin ſchwebte. Die Erfahrung, wer das Glük hat, führt die Braut heim, machte ihm hinterdrein jene Wahrnehmung ſammt den Schuhen, noch denkwürdiger.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 49. Den 7. Dezember 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Säen und der Saaten pflegen,
Iſt des Weiſen ſüße Pflicht,
Und der Schweiß im Angeſicht
Troknet dann der Erute Segen.

Inhalt: Dem Leſer Gruß, Dank und Nachricht. — Der türkiſche Weizen als Futterkraut für Sandboden im mittleren und nördlichen Deutſchland. — Ueber das Verpflanzen des Repſes. — Der vernünftige Mann ſchikt ſich in die Zeit. — Anekdote. — Eine wahrhafte Begebenheit.

Dem Leſer Gruß, Dank und Nachricht.

Unſere ſeit zwölf Jahren beſtehende Bauernzeitung hat ſich fortwährend den Beifall jener Klaſſe von Leſern erhalten, denen es nicht darum zu thun war, blos ephemeriſche Artikel über des Augenbliks Knallfeuer zu verſchlingen, ſondern die ſich aus dem reellen Inhalte der vollſtändigen Jahrgänge einen bleibenden Hausſchaz ſammeln wollten in dem Wiſſenswürdigſten und Anwendbarſten für Oekonomie, Volksbildung und Moral, mit manchen launigen Erzählungen gewürzt.

Mit Rührung und Dank bringt der Bauernzeitungsſchreiber ſeinen verehrlichen Leſern die freudigen Opfer der Huldigung und Anerkennung ſo vieljähriger Unterſtüzung zu dem unausgeſezten Streben nach dem Ziele: „des Guten ſoviel nur möglich zu wirken.“

Leider ſind die erſten Jahrgänge dieſes Volsblattes längſt gänzlich vergriffen, und da ein Nachdruk in neuer Auflage zu koſtſpielig wäre, die verehrlichen Abonenten alſo das Werk nicht mehr vollſtändig erhalten können, ſo glauben wir am Beſten zu thun, wenn wir hinter den zurükgelegten 12 Jahrgängen gleichſam mit einem neuen Abſchnitte beginnen, dem Blatte für die Zukunft zugleich noch einen ausgedehnteren Inhalt geben, und es in dieſer neuen und verbeſſerten Geſtalt als den Anfang einer neuen Zeitſchrift erſcheinen laſſen, unter dem Titel:

Allgemeine deutſche Bürger- und Bauern-Zeitung.

Wir ſind durch den Beitritt vieler neuer Mitarbeiter aus allen Ländern zur Erwartung berechtiget, daß dieſes Blatt in ſeiner neuen Geſtaltung das auch getreulich ſeyn werde, was der Titel verſpricht: ein gediegenes Volksblatt für das geſammte deutſche Vaterland.

Daſſelbe wird das Wiſſenswertheſte aus dem geſammten Gebiete der Haus- und Landwirthſchaft, Polytechnik, Literatur, Politik, Länder- und Völkerkunde; ferner Sammlungen aus den intereſſanteſten deutſchen Zeitſchriften, originelle Aufſäze, Vorſchläge und Ideen zum allgemeinen Beſten von Staatsmännern und Gelehrten, moraliſche Abhandlungen und Erzählungen, ſo wie zur Abwechſelung und Erheiterung auch humoriſtiſche Aufſäze, Anekdoten, Sinngedichte, Charaden ꝛc. enthalten.

Dieſes allgemeine deutſche Volksblatt erſcheint, wie bisher die Bauernzeitung, wöchentlich 1 Bogen ſtark im Folio-Formate, und koſtet, da wir die Portoſpeſen ſelbſt beſtreiten, in allen Ländern halbjährig nur 1 fl. 12 kr. R. W.

Beſtellungen darauf nehmen ſämmtliche löbliche deutſche Poſtämter und Buchhandlungen an.

Für die löblichen Poſtämter in der k. k. öſterreichiſchen Monarchie mit allen dazu gehörigen Ländern hat das k. k. Grenz-Poſtamt Salzburg die Hauptſpedition übernommen.

Um die Auflage-Größe beſtimmen zu können, bitten wir die Beſtellungen unter Anlage halbjährlicher Vorausbezahlung bei der nächſten Poſt oder Buchhandlung noch vor Ausgang des laufenden Jahres zu machen. — Gediegene Beiträge für dieſes Volksblatt laufen unter der Adreſſe:

der allgemeinen deutſchen Bürger- und Bauernzeitung
zu Frauendorf in Bayern.

Digitized by Google

Der türkiſche Weizen als Futterkraut für Sandboden im mittleren und nördlichen Deutſchland.

Der türkiſche Weizen iſt in neuerer Zeit als Futtergewächs beliebt geworden, und empfiehlt ſich hierzu durch ſeine Genügſamkeit mit trokenem Sandboden, und durch die große Maſſe und Nahrhaftigkeit des aus ſeinen Stengeln und Blättern ſich ergebenden Futters.

Die weſentlichſte Bedingung ſeines Gedeihens und reichlichen Futterertrags iſt eine reiche Düngung mit kurzem, ſtrohloſem Viehdünger, und wo man dieſen auf ihn wenden kann, gibt er nicht nur in einer kurzen Zeit eine beträchtliche, kräftige Futtermaſſe, ſondern der gegebene Dünger kömmt auch noch größtentheils der folgenden Frucht zu Gute, indem er nur einen Theil davon conſummirt, und dieſen durch eine viel ſtärkere Düngerproduktion, die aus dem Verfüttern ſeines Erzeugniſſes erfolgt, reichlich wieder erſezt.

Auf dem troknen Boden, dem es im Ganzen mehr an guten Futtergewächſen mangelt, für den er daher auch zuerſt als Beihilfe in Anwendung kommen kann, beſtelle man ihn auf folgende, von ſeinem Anbaue zum Körnergewinn abweichende Weiſe.

Man bedünge den Boden möglichſt ſtark mit kurzem und ſtrohloſem Miſte, und bedeke ihn damit, ohne daß er vorher gepflügt ſeyn darf; doch muß es ihm nicht an Lokerheit fehlen.

Auf den ſo verſorgten Aker ſtreue man den Mais, für den preuß. Morgen 1 Berliner Scheffel, zu einer Zeit, wenn für die aufgehenden jungen Pflanzen kein Froſt mehr zu befürchten iſt, aus; man kann ihn daher zu Futter in den hier in Rede ſtehenden Gegenden Deutſchlands vom Anfange des Mai bis zum Ende des Juli ſäen. Man pflüge dann den Dünger ſammt den Samen 3 bis 4 Zoll tief unter, und walze den Aker eben.

Bei warmer und feuchter Witterung wird der Mais in 8 bis 10 Tagen hervorkommen, und bald den Aker mit ſeinen großen und fleiſchigen Blättern überziehen. Dieſe können nun, wenn das ganze Gewächs etwa 2 Fuß erreicht hat, welches in 5 bis 6 Wochen geſchieht, gehauen und zu einem ſehr kräftigen, milchergiebigen Futter an die Kühe verfüttert werden. Ein zweiter Wuchs wird dem erſten in noch kürzerer Zeit folgen, und dadurch eine Maſſe Futter entſtehen, die dem beſten rothen Klee an Menge und Güte nichts nachgibt; und wenige Morgen eines ſolchen Futters, deren Heranwachſen man für eine gelegene Zeit bewirkt hat, können dazu dienen, das Vieh mit reichem und kräftigem Futter zu verſorgen, wenn andere Gewächſe gerade in ihrem Entwiklungszuſtande ſind, wo ſie entweder nicht genug, oder hartes Futter liefern, und ſo wird die Zeit herankommen, wo die leztern wieder hinlänglich Futter liefern.

In dieſer Rükſicht, und weil auf lokerem, trokenem Sandboden der Anbau dieſes Futters ſo leicht iſt, wird man es ſtets, beſonders der nicht hohen Saatkoſten wegen, der Mühe werth finden, auch den Mais als Futtergewächs auf dieſem Boden zu Hilfe zu nehmen; und einige ſelbſt erzogene Scheffel des Saatbedarfs, die man auf einem Morgen Feld ſchon für 12 bis 15 Morgen gewinnen kann, werden den Vortheil nur ſehr wenig ſchmälern.

Um den zweiten und nach Umſtänden auch wohl dritten Schnitt des Mais in ſeinem Ertrage zu ſichern und zu unterſtüzen, ſtreue man nach dem Abſchneiden des Mais noch etwa $\frac{1}{2}$ Meze Spergelſamen in den Aker, der dann die Maſſe vermehrt. Auch per Morgen 1 Pfund Samen der weißen Rüben in die Stoppeln des Mais eingeſtreut, wird, unter dem Schuze des Mais, noch in den Monaten September, Oktober und November einen guten Futterertrag der Rüben geben, wenn der Mais ſchon abgenuzt iſt, und nicht mehr nachtreibt. Je mehr aber der erſte Wuchs des Mais vor der Blüte geſchnitten wird, um ſo ſicherer iſt der folgende Wuchs ſeiner Blätter.

In den nördlichen Gegenden Deutſchlands wird der türkiſche Weizen nach denſelben Regeln behandelt, nur wird er hier ſpäter geſäet, und kann höchſtens auf 2 Futterſchnitte kommen. Auch kann in ſeinen Stoppeln blos dann noch eine Spergel- oder Rübenfutterernte zur genügenden Entwiklung kommen, wenn nicht Winter- ſondern nur Sommergetreide folgen ſoll.

Digitized by Google

Ueber das Verpflanzen des Rapſes.

Was dem gewöhnlichen Rapsbaue in unſern Gegenden am Meiſten entgegen ſtand, war der üble Umſtand, daß ein vollſtändiges und ſicheres Gelingen des auszuſäenden Rapſes und der darauf folgenden Roggen-Ernte reine Brache zu verlangen ſchien, und dieſe, ſelbſt nicht durch irgend ein denkbares Uebermaß von Dünger, jenem erſezt werden konnte. — Wer aber dem gewöhnlichen Rapsbau irgend eine Beſömmerung vorausgehen läßt, findet — auch bei der erdenklich beſten Rotationsfolge, und namentlich ſogar bei der Vorbenuzung des Rapsſchlages als Weide (durch ausgeſäeten Haber, oder bei ſehr grasreichen Boden durch deſſen natürlichen Grastrieb, bei unterlaſſenem Pflügen deſſelben hervorgebracht) für hochfeine Lämmer ſeine Rechnung bei demſelben gewiß nicht. Das, was hierbei noch als Ausnahme gelten, und als die einzige, an ſich lohnende und ſichere Art der Beſömmerung vor der Rapsausſaat verbürgt werden kann, iſt das anderer Seits aber nicht minder große und ſchwierige Opfer, den zweiten Schnitt eines wohlbeſtandenen Kleefeldes ſolchem Rapsbau darzubringen.

Zu dieſem Reſultate iſt der Verfaſſer nach vierzehnjähriger Erfahrung und einer auf ſehr ſcharfſinnige, vergleichende Verſuche und Berechnungen gegründete Ausmittelung des Ertrags gekommen, ſo daß nunmehr das Prinzip bei ihm feſt ſteht: entweder kein breitwürfig auszuſäender Raps, oder ſorgfältig behandelte reine Brache dafür.

Allein, wie könnte man heut zu Tage noch von einer Brache reden vor den Ohren gründlicher Landwirthe? Wie ihnen zumuthen, ſie noch in ihr Akerbauſyſtem aufzunehmen, wenn ſie Freiheit haben, dieſes nach eigner beſſerer Kenntniß einzurichten — jezt, da wir die Kunſt beſizen, den Hauptzwek der reinen Brache — Reinigung des Bodens von Unkräutern — durch Hakfrüchtebau zu erreichen, einen Bau, der ſo einflußreich auf die Geſtaltung des geſammten landwirthſchaftlichen Syſtems iſt; der dem Viehſtande zugewandt, dem Aker, ſo viel er dieſem auch entziehen mag, reichlich wieder vergilt, was er ihm geraubt, und mit deſſen Hilfe es dem Landwirthe allein gelingen kann, den Ertrag des Akers auf den höchſt möglichſten Grad zu ſteigern: denn ſo viel wiſſen wir, daß Dünger ein beſſeres Mittel ſey, die Ertragsfähigkeit des Bodens zu erhöhen, als die bloße Ruhe des Bodens und die Lufteinwirkung auf denſelben; wie auch, daß eine ungleich geringere Fläche Landes mit Futter- oder ſelbſt nur mit Weidekräutern zwekmäßig angeſamt uns in Verbindung mit der hochfeinen Schafzucht — dieſem Grundpfeiler aller heutigen norddeutſchen Landwirthſchaft — weiter zu fördern vermag, als eine ungleich größere Fläche mit einer, ſelbſt auf das Richtigſte und Zwekmäßigſte bearbeiteten Brache.

Sehr erwünſcht müßte daher unter dieſen Umſtänden und Verhältnißen ein Mittel ſeyn, welches die reine Brache beim Rapsbau entbehrlich machte und doch ihre Vortheile gewährte. Es aufzuſuchen lohnt ſich wohl der Mühe, und Niemand ſoll ſolche ſparen und keine Koſten ſcheuen, welche dazu gehören, auszumitteln und damit auf das Reine zu kommen, ob etwa das Verpflanzen des Rapſes — ſtatt der breitwürfigen Ausſaat — ein ſolches ſey; ob es auch bei uns anwendbar, und zu leiſten vermöge, was es bekanntlich in Frankreich, Brabant und einigen, in hoher Kultur ſtehenden ſüddeutſchen Diſtrikten gewährt.

Wer da weiß, was es heißen will, in der Landwirthſchaft durch Verſuche ein feſtſtehendes Reſultat auszumitteln, Beobachtungen durch dieſe zu Erfahrungsſäzen zu erheben, wie oft dabei Störungen eintreten, Striche durch die Rechnung durch unvorhergeſehene, auch gar nicht vorauszuſehende, unberechenbare Vorfälle gemacht werden, wie leicht Täuſchungen möglich, Verluſte abſchrekend ſind, und Vieles dergl. mehr, der muß den Muth, die Beharrlichkeit, die Aufopferungen der Männer ſegnen, welche ausgerüſtet mit den erforderlichen Eigenſchaften, Talenten, wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Kenntniſſen, zum Vortheil vieler Tauſenden dergleichen unternehmen und durchſezen.

Digitized by Google

Herr Lueder gehört zu dieſen, und was er bis jezt über die in Rede ſtehende Frage ausgemittelt hat, beſteht in dem wichtigen Ergebniß: daß die Methode, den Raps, nach vorausgegangener vollſtändig reif gewordener Schaffutter-Ernte, hinter dem Pfluge auszupflanzen, die alle andere an Einträglichkeit übertreffende und daher allen übrigen vorzuziehende Beſtellungsweiſe deſſelben iſt. — Es verſteht ſich dieß aber immer nur in Beziehung auf feinwollige Schafzucht, und die Möglichkeit einer Erweiterung der veredelten Schäfereien ohne die mit der reinen Brache verbundenen Beſchränkungen, mit welchen jene unverträglich ſind. Dabei ſcheint ferner als ausgemacht angenommen werden zu können, daß das, übrigens von Säure freie Land zur Zeit der Bepflanzung kaum zu naß, und die Temperatur bis zu den Grenzen des Froſtes hin nicht zu kühl ſeyn könne.

Dieſer lezte Umſtand iſt von höchſter Wichtigkeit, indem er eine Länderbenuzung oder Futter-Erzeugung möglich und zuläſſig macht, wobei allein der ausgeſprochene Zwek erreicht werden kann.

Ein anderes ebenfalls ſehr wichtiges Ergebniß der Lueder'ſchen Verſuche und Beobachtungen beſteht darin, daß das gewöhnliche, der Rapskultur ſo nachtheilige Vorurtheil widerlegt oder doch bedeutend beſchränkt wird, als bedürfe der Rapsbau einen ſo vorzüglich guten Boden, wie man ihm nur ſelten gewähren könne. Denn wenn es auch wahr iſt, daß er einen beſſern verlangt, als der gewöhnlich angebaute, beinahe um die Hälfte minder einträgliche Rübſamen, ſo übertreibt man es doch darin allzuſehr. Der Ertrag auf zu ſchlechtem oder ſolchem Boden, wie man ihn dem Rübſamen gewährt, iſt immer noch bedeutend überwiegender bei dem ausgepflanzten Raps, als bei jenem, und auch das ſo ſehr gefürchtete Auswintern des leztern findet nur ſelten Statt, und kann dann ſowohl, als wenn er ſo ſchlecht ſtehen ſollte, daß man davon keinen beſſern Ertrag, als von dem, ebenfalls häufigen Mißlingen — beſonders durch die Erdflöhe — unterworfenen Rübſen, hoffen könnte, umgeakert und das Land anderweitig benuzt werden.

Als ausgemacht ſcheint ſodann weiter noch angenommen werden zu können, daß eine Hauptbedingung des Gelingens bei dem Verpflanzen des Rapſes iſt, daß die Pflanzen Gelegenheit erhalten, ſo ſchnell und leicht als möglich zu wurzeln, und das Mißlingen in den meiſten Fällen der Vernachläſſigung dieſer Regel zuzuſchreiben ſey. Deßwegen mißlingen Anpflanzungen in troknem und noch mehr in ſehr bündigem Boden, bei dem Gebrauche des Pflanzholzes u. dgl. m.; gerathen hingegen in lokerm naſſen Boden und der Anwendung des Pflugs, wodurch bewirkt wird, daß die Erde ſich loker um den Wurzelſtok und die Wurzelfaſern anlegt, dieſe ſo eine Menge Zaſerwurzeln treiben, welche die Organe zur Einſaugung der Nahrungsflüſſigkeit ſind, wodurch die lebensvolle Thätigkeit des jungen Gewächſes bedingt und allein möglich gemacht wird.

Noch ſind eine Menge von Verſuchen begonnen, die, wiſſenſchaftlich und praktiſch gleich interreſſante, Frage zu entſcheiden, welche Vorfrucht die nachfolgende Vegetation der Rapspflanzen und deren Ertrag am Meiſten begünſtige. Das Ergebniß derſelben verſpricht der würdige Verfaſſer zu ſeiner Zeit ebenfalls mitzutheilen. Er kann ſich dafür im Voraus des Dankes aller derjenigen, welche aus irgend einem Grunde Theil an dieſem eben ſo wichtigen als intereſſanten Gegenſtand zu nehmen vermögen, mit Gewißheit verſprechen.

Die auf Catlenburg eingeführte Beſtellungs-Art des Rapſes iſt folgende. Zuerſt bedarf es zur Ausſaat und Anzucht der zu verpflanzenden Raps-Pflanzen eines gartenlandartig zugerichteten Stük Landes. Die Ausſaat geſchieht Mitte Juni und die Verpflanzung im Herbſte bis zum November hin.

Daſſelbe Land kann zuvörderſt, wie gewöhnlich zur Anzucht der Kohl-, Runkelrüben- und anderer Pflanzen, nach Beſeitigung dieſer zu der des Rapſes, u. nach Abräumung deſſelben zur Bepflanzung mit hochſtämmigen Staudenkohl, der ein reichliches Winterrauhfutter gewährt, benuzt werden.

Man läßt den Raps auf Roggen, Grünfutter, Wiken, Erbſen — oder Kartoffeln ꝛc. — folgen. Z. B. man ſchreitet nach eingeſcheuerter Habererernte zur Roggenausſaat; düngt dazu mit 10 bis 14 Fuder Miſt pro Morgen, indem die-

Digitized by Google

ſer mit der Haberſtoppel zugleich beigepflügt, und dann auf die erſte Furche eine, gegen das gewöhnliche um das Doppelte erhöhte Einſaat gegeben wird, wenn man den Roggen lediglich zum Grünabfuttern im Frühjahre beſtimmt. Nach dieſem wird der Aker gehürdet, und die Rapsflanzen mit der zweiten Pflugart eingelegt und angepflügt. Man verfährt dabei gerade ſo, wie bei der Beſtellung der Kohlpflanzen, der Kartoffeln mit dem Pfluge ꝛc.

Dieſer wird am Beſten einſpännig beſpannt und alſo geſtellt, daß das Pferd nicht in der Furche, ſondern ſeitwärts auf dem Lande geht.

Zum Einlegen der Pflanzen bedient man ſich 12 bis 15jähriger Kinder, — etwa 20 derſelben bei einer Länge der Aeker von 965 Fuß — welche unter der Controlle eines fortwährend am Akerſtüke auf- und niedergehenden Aufſehers ſtehen. Dieſe Einleger werden auf dem Akerſtük der Länge nach alſo vertheilt, daß jeder Einleger einen gewiſſen, mit Büſchen abgeſtekten Längendiſtrikt zu beiden Seiten des Akerſtüks wahrzunehmen hat, ſo daß er Pflanzen z. B. auf der öſtlichen Seite einlegt, während der Pflug die ſchon eingelegten Pflanzen auf der weſtlichen Seite zuſchüttet, und umgekehrt.

Das Hauptaugenmerk bei dem Einlegen der Pflanzen geht dahin, daß ſolche von der folgenden Pflug-Furche bis auf den aufſteigenden Stengel bedekt werden. Etwas mehr oder weniger Erdbedekung ſcheint dabei keinen Unterſchied zu machen, jedoch im Allgemeinen etwas zu viel beſſer, als zu wenig zu ſeyn. Zu dem Verhältniße von 20 Einlegern gehören 4 verſtändige Taglöhner zum Aufziehen der Pflänzlinge, und zu deren Zuführung und Vertheilung unter die Einleger zwei ſtarke Schubkarrenführer, wenn der Pflug beſtändig im Gange ſeyn ſoll.

Der vernünftige Mann ſchikt ſich in die Zeit.

Carl Biedermann war ein Mann, bei dem man gewöhnlich ſehr übel ankam, wenn man über die ſchlechten Zeiten klagte. Die Zeit gibt Gott, ſprach er, und was dieſer gibt, wird auch wohl gut ſeyn, nur müſſen wir uns darein finden lernen. Ja, wird Mancher denken, Carl Biedermann hatte vermuthlich gut ſprechen, er ſaß wohl, wie man zu ſagen pflegt, im Schoße des Glüks, daß er es ruhig anſehen konnte, wenn die Ausgaben immer größer, die Einnahmen immer kleiner wurden. O nein! er war reich geweſen, hatte eine Wirthſchaft mit 4 Pferden beſeſſen, und dabei einen ſchönen Thaler Geld zurükgelegt. Da entſtand der leidige Krieg, ſeine Pferde wurden ihm genommen, und ſein Haus rein ausgeplündert. Er ſchaffte ſich alles Nöthige wieder von Neuem an; da ſchlug der Bliz in ſeine Scheuer, das Wohnhaus brannte mit ab, und er und die Seinigen retteten nichts als das Leben. Nun ſezten noch Hagelſchlag und eine Viehſeuche den guten Mann vollends ganz zurük! — Was ſoll ich, ſprach er zu ſeiner verſtändigen Frau, mich quälen und härmen, um unter einer drükenden Schuldenlaſt mein Gut zu behaupten! Ich kann auch froh leben, wenn du und unſere zwei Söhne geſund und brav bleiben, und wir ein kleines Gütchen kaufen. Und das gute Weib ſtimmte mit ein. Es geſchah. Statt vier Pferde hielt er jezt zwei Ochſen, womit er den Aker beſtellte. Das wird ſaure Geſichter abſezen, ſprachen Manche, wenn Biedermann nicht in die Stadt fahren und ſeine Frau nicht mehr mit großen Butterfäſſern und Körben, angefüllt mit Hühnern oder Tauben darin erſcheinen kann; ſie werden ſich ärgern! Aber weit gefehlt! Biedermann hatte zwar keine Pferde mehr, mit denen er ins Feld zog, doch pfiff er ſein Lied eben ſo gut als ſonſt, und da ihm ſeine Söhne von 16 und 14 Jahren waker halfen, ſo ſpürte man an ihm gar keine Veränderung; ſeine Frau war auch noch fleißiger als ſonſt, und ſo ſah man kein Jammergeſicht, hörte keine Klage, vermißte nicht die ſonſtige Zufriedenheit, und Jedermann wunderte ſich, wie es möglich ſey, ſich nach einem ſolchen Glükswechſel in ſein Schikſal zu finden.

Sein vormaliger Nachbar Friedhelm, ein ſehr verſtändiger Mann, der den Menſchen nicht nach Stand und Reichthum, ſondern nach ſeinem guten Herzen ſchäzte, und der es noch nicht vergeſſen hatte, welche Gefälligkeiten ihm der vor-

malige Nachbar erwieſen habe, bat Biedermann zum Gevatter. Bei dieſem Kindtauffeſte fing man denn auch ſehr über die ſchlechten Zeiten, über ſchlechte Nahrung, beſonders über die traurigen Ausſichten für den Gewerbsmann zu klagen an, indem Alles was er verkaufe, einen niedrigen Preis habe, die Abgaben aber höher geworden wären, und das, was er kaufen müſſe, noch immer ſehr theuer ſey! Ihr habt recht, liebe Gevattern und Nachbarn, ſprach Biedermann, die Zeiten ſind traurig, aber ſchiket euch darein und vertrauet Gott, das iſt gewiß beſſer, als wenn wir ſtets darüber klagen. — Aber lieber Freund, entgegnete Jemand, man will doch leben, und dazu gehört Eſſen und Trinken! Ja wohl, verſezte Biedermann, ich lebe auch nicht von der Luft, und zehre auch nicht vom Sonnenlicht, aber ich habe mich freilich anders eingerichtet, als ehemals. Jezt eſſe ich zu meinem guten Brode, denn darauf halte ich, nur Käſe oder Butter, ehemals Beides, Butter und Käſe, und ich will gar nicht läugnen, daß mir das beſſer ſchmekte; aber da es nicht mehr geht, ſo muß es unterbleiben. Sonſt aß ich doppelt ſo viel Fleiſch im Jahre, als jezt, und freilich iſt mir ein Stük vom Schinken lieber, als ein Waſſerbrei, aber ich kann es nicht mehr ſo haben, und es iſt ſo gut. Sonſt war ich mehr ein Aufſeher der Arbeiter, jezt bin ich ſelbſt ein Arbeiter geworden; ging ich ſonſt in die Stadt, ſo trank ich jedesmal eine Maß Bier, weil ich dachte, der liebe Gott gönnt einem Jeden ſeine Gaben, der ſie ohne Unrecht genießen kann. Da uns der Kaffee zu theuer kommt, ſo eſſen wir dafür Suppe. — Hätte ich freilich damals, wie jezt leben wollen, ſo hätten mich die Leute einen kargen Filz genannt, und wenn man wohlhabend iſt, ſo ſoll man anders ausgeben, als wenn man das nicht iſt, doch verſteht ſich, auch mit Vernunft.

Da ſagten Einige: das kann man nicht ſo. O ja, verſezte Biedermann: man kann es wohl, oder man iſt verwöhnt, man will ſich nicht in die Zeit ſchiken; aber dann muß man auch aufhören, über die Zeit zu klagen. Beklagt euch vielmehr ſelbſt, daß ihr durch die früheren beſſeren Zeiten verlernt habt, auch mit Wenigerem zufrieden zu ſeyn. Die Zeit kann man nicht ändern, wohl aber ſich ſelbſt, ſeine Einrichtung, ſeinen Aufwand. —

Die Inſel St. Helena.

Ein Schweizer aus Zürich, der vor etlichen Jahren eine Reiſe nach Oſtindien machte, kam auf ſeiner Rükreiſe auch nach St. Helena, wo er ſich 24 Stunden aufhielt. Er erzählt davon: „Die Inſel St. Helena gewährt im Ganzen einen ſchauerlichen, mit den ſchönen Ufern des Ganges wunderbar contraſtirenden Anblik. Sie ſtellt ſich als eine gewaltige Maſſe nakter, röthlichter Felſen vor Augen, und die Stadt James-Town liegt in einem beengten Thalgrunde, der von ungeheuren Bergen umſchloſſen iſt. Einige Bäume und niedliche Gärten, welche den Hintergrund bilden, verleihen, troz der Wildheit der übrigen Umgebungen, dieſem Punkte einen gewiſſen Zauberreiz. Wohl muß Bonaparte furchtbare Betrachtungen über den Unbeſtand der menſchlichen Dinge angeſtellt haben, als er zum Erſtenmal dieſe Felſenmaſſen erblikte, die, um wo möglich noch furchtbarer zu erſcheinen, ringsum dicht mit Kanonen bepflanzt ſind. St. Helena iſt wegen ſeiner Lage an der Straße nach Oſtindien für die Engländer ein Militärpoſten von höchſter Wichtigkeit; auch liegt daſelbſt eine ſtarke Garniſon, die nebſt den aus Oſtindien kommenden Schiffen, welche hier insgeſammt anlegen, ſo zu ſagen die einzige Hilfsquelle der Einwohner ausmacht. Daher ſind auch faſt alle Häuſer Gaſthöfe; Alles wird ſehr theuer bezahlt, und das Geld findet um ſo ſchneller ſeinen Weg, weil den von der See Kommenden nach Allem gelüſtet. Unſer heutiges, ſehr gewöhnliches Mittageſſen mag uns wohl auf eine Guinee (über 10 fl C. M.) pr. Kopf zu ſtehen kommen, und ein ähnlicher Maßſtab gilt für alle anderen Bedürfniſſe. An Weintrauben habe ich mich gleich nach unſerer Ankunft köſtlich gelabt; aber erſt, wie es an's Zahlen ging, bemerkte ich, daß mich jedes Stük auf ungefähr 40 Sous franzöſiſchen Geldes zu ſtehen kam. Mit Bewilligung des Gouverneurs, und unter Bedekung eines brittiſchen Majors, ſtiegen am 16. früh ſämmt-

Digitized by Google

liche Paſſagiere unſeres Fahrzeuges zu Pferde, um Bonaparte's Grabſtätte und Haus, etwa 6 engl. Meilen von der Stadt entfernt, in Augenſchein zu nehmen. Um zu denſelben zu gelangen, muß man erſt hohe Gebirge erklettern und dann wieder in einen wüſten Abgrund hinabſteigen, in deſſen Tiefe ſich jenes Grabmal befindet. Daſſelbe bildet ein oblonges, abgerundetes, mit einem hölzernen Geländer eingefaßtes Vierek, in deſſen Mitte ſich Napoleon's Denkſtein befindet. Dieſer iſt ſo viel als roh, ohne alle Verzierung und Inſchrift. Ihn umgibt ein eiſernes Gitterwerk. Einige Eichen, ſchöne Thränenweiden, eine Menge wild aufſproßender Blumen, und eine Quelle klaren Waſſers verleihen dieſem Gemälde einen traurigen und melancholiſchen Anſtrich. In einer hölzernen, für den Grabhüter, einen alten brittiſchen Invaliden, beſtimmten Hütte findet ſich ein Buch, in welches jeder Durchreiſende ſeinen Namen einſchreibt, und der Invalide erzählt mit geläufiger Zunge Alles, was auf den Aufenthalt des Kaiſers auf St. Helena Bezug hat. Von der Grabſtätte begaben wir uns nach dem, auf einer ſehr hohen Gebirgsfläche liegenden, dem Andrange der Sturmwinde nach allen Richtungen m höchſten Grade ausgeſezten Longwood. Napoleon's ehemaliges Wohnhaus iſt dem Einſturze nahe, und von einem Pächter der oſtind. Compagnie bewohnt, der es zu einer Stutterei eingerichtet hat. Sogar das Schlafzimmer des Kaiſers hat er in einen Stall verwandelt, und an der Stelle, wo ſein Bett geſtanden, erblikt man einen, das Licht raubenden Haufen von Kehricht und Unrath. Nur wenige Schritte von dieſem Hauſe, welches ein abſcheulicher Wohnort geweſen ſeyn mag, findet ſich der neue Pallaſt, in welchen der Gefangene hätte verſezt werden ſollen. Dieß iſt ein ſehr ſchönes Haus, im Geſchmak der großen indiſchen Landhäuſer. Es wohnt Niemand darin, als ein alter Sergeant und ſeine Frau, welche in einem, zu Bonaparte's Toilettenzimmer beſtimmten Kabinete allerlei, zum Beſten der Armen von den feinen Händen der Damen von St. Helena gefertigte, niedliche Arbeiten zum Verkaufe anbieten."

Anekdote.

Einer einflußreichen Familie am Hofe Ludwigs XVI. von Frankreich waren vom Könige alle Anſchwemmungen der Garonne als Eigenthum bewilligt worden, indem man ihm vorgeſpiegelt, daß ſolche von keiner Bedeutung wären. Dieß war aber keineswegs der Fall, und die begünſtigte Familie dehnte nun ihr Recht auch auf allen Grund und Boden aus, von welchem man annehmen konnte, daß er ehemals im Strombette geweſen war; wodurch eine große Anzahl von Grundeigenthümern Gefahr lief, beträchtlich verkürzt zu werden. Das Parlament zu Bordeaux verweigerte daher die Einregiſtrirung des Schenkungsbriefes und machte dawider ſehr ernſtliche Vorſtellungen. Es erließ ſogar ein Verbot, dieſem königlichen Befehle Folge zu leiſten, und befahl zugleich, die von Seite des Königs ernannten Perſonnen, welche dieſe Anſchwemmungen ausmitteln und abſteken ſollten, feſtzunehmen. Der König, entrüſtet über ſolche Widerſpenſtigkeit des Parlaments, da man ihm ſorgfältig die wahren Beweggründe davon verheimlichte, befahl, daß es ſich in Verſailles vor ihm ſtellen ſolle. Die Mitglieder des Parlaments gehorchten, und warteten in Verſailles mehrere Tage, um zu einer Audienz vorgelaſſen zu werden. Mittlerweile erhielten ſie die Ueberzeugung, daß der König von dem Grunde ihres Widerſpruchs falſch unterrichtet war. Sie wandten ſich an einen Gerichtsdiener der Kammer, der ſeinen Poſten dicht neben dem Kabinete des Königs hatte, und er verſprach ihnen ſeinen Beiſtand. Man unterrichtete ihn, wie er ſich zu benehmen habe. Als der König aus ſeinem Kabinete trat, wurde er dieſen Gerichtsdiener gewahr, mit dem er zuweilen ſehr herablaſſend ſprach. Der Gerichtsdiener ſuchte, als der König erſchien, ſchnell ein Paket Papiere unter ſeinen Rok zu verbergen. „Was iſt das?" fragte Ludwig. Der Gerichtsdiener ſchien erſchroken, ſtammelte, und geſtand endlich, daß er die Gegenvorſtellung des Parlaments von Bordeaux gegen die Schenkung der Anſchwemmungen der Garonne geleſen habe. „Gib ſie her!" ſagte der König; „es iſt ſonderbar, daß ſie mir

Digitized by Google

noch nicht zu Geſichte gekommen iſt.“ Er nahm ſie dem Gerichtsdiener aus der Hand, kehrte in ſein Kabinet zurük, blieb dort länger als eine Stunde, und nachdem er ſie ſehr aufmerkſam geleſen, gab er ſie zurük, mit dem Befehle, ihm eine Abſchrift davon ſogleich machen zu laſſen. Zugleich ſchenkte er dem Gerichtsdiener eine goldene Doſe, worauf die Gerechtigkeit mit allen ihren Attributen eingegraben war. „Dieſe Doſe mag Dich erinnern, ſagte er: „daß ich ſie Dir als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit dafür gegeben, weil Du mich verhindert haſt, eine Ungerechtigkeit zu begehen.“ Er ließ nun die Mitglieder des Parlaments rufen, und machte ihnen, in Gegenwart der Miniſter, zu ihrem großen Erſtaunen bekannt: daß er ihre Gegenvorſtellung mit größter Aufmerkſamkeit geleſen, und ihre Einwendungen ſehr gerecht und billig gefunden, weshalb er ſeinen Schenkungsbrief hiemit zurüknehme. „Indeß,“ ſezte er hinzu: „kann ich nicht umhin, die unziemliche Art, womit man meinem Befehle entgegen geweſen, zu mißbilligen, und ich erwarte daher, daß man künftig unerſchütterliche Beharrlichkeit bei dem, was die Pflicht gebeut, mit der Ehrfurcht verbinden werde, die man dem Staats-Oberhaupte ſchuldig iſt.“

Eine wahrhafte Begebenheit.

Im Dorfe H., unweit der Stadt L. übernachtete in den dortigen Wirthshauſe ein Landkrämer. Der Wirth fragte ihn, ob er Etwas zu eſſen wollte. Der Krämer verlangte ein Nachtmahl, und wünſchte vorzüglich eine gute Suppe zu erhalten.

Man trug auf; und als der Wirth ſah, daß ſein Gaſt die Suppe mit großem Appetite verzehrte, ging er hinzu und fragte ihn, ob ihm die Suppe ſchmeke? O, das glaube ich, rief der Krämer, die Suppe wäre einen Gulden werth. — Der Wirth merkte ſich dieſes, ging ſtillſchweigend hinweg, und ſchrieb ihm einen Gulden für die Suppe auf die Rechnung.

Als der Krämmer zu Bette gehen wollte, und um ſeine Zeche fragte, machte ihm der Wirth, wie geſagt, für die Suppe allein ſchon einen Gulden Rechnung. Der Krämmer bezahlte ohne Widerrede die verlangte Zeche, und fragte den Wirth ſehr freundlich, ob er kein gutes Bett haben könnte, und was dieſes extra koſte? „Das können Sie haben,“ verſezte der Wirth, es koſtet aber noch extra 6 Kreuzer. Der bisher geprellte Krämer bezahlte ſeinen Sechſer und ließ ſich zu Bette führen.

Er mag wohl ſeinen Plann ſchon ausgedacht haben, wie er ſich an dem ungerechten Wirthe für die geprellte Zeche rächen wolle. Am Morgen ſtand er ſehr frühe, ehe noch Jemand im Hauſe wach war, auf, nahm das Bett, pakte es auf ſeine Kraxe und ging ſeinen Weg weiter. Kaum waren aber die Wirthsleute erwacht, als ſie den Diebſtahl durch den Landkrämer gewahrten. Der Wirth ließ ihm daher auf allen Wegen nachſezen, wo er auch bald ertappt und ſogleich zum gründlichen Beweiſe des Diebſtahles ſammt dem Bette dem Gerichte überliefert wurde. Der ſchlaue Dieb wurde verhört, und erzählte nun die ganze Sache, wie er für eine Suppe, welche ihm ſehr gut ſchmekte und worüber er ſich äußerte, daß ſie einen Gulden werth wäre, auch einen Gulden habe bezahlen müſſen, — und er nun das Bett eben viel wohlfeiler vom Wirthe erhandelt, als dieſer ſeine Suppe verkauft habe, indem ihm der Wirth ausdrüklich erklärte, daß ihm ein gutes Bett nicht mehr koſte, als 6 Kreuzer, welche er auch ehrlich dafür bezahlt. — Nach dieſer Vernehmung wurde der Krämer nicht nur des angeſchuldigten Diebſtahles frei geſprochen, ſondern ihm auch noch das Bett als Eigenthum zuerkannt.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro 50. Den 14. Dezember 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Auf dieſer Welt iſt ſchön das Leben,
Wenn man es ſelbſt nicht trübe macht,

Inhalt: Das Leben iſt ſchön. — Die Fütterung der Schafe und des Rindviehes mit Runkelrüben und Kartoffeln. — Ueber die herrſchenden Fehler gegen eine zwekmäßige und gute Unterhaltung der Wieſen. — Anekdote. — Geharniſchte Klugheit. — Nicht was? ſondern wie? — Nachricht.

Das Leben iſt ſchön.

Auf dieſer Welt iſt ſchön das Leben,
Wenn man es ſelbſt nicht trübe macht,
Im Daſeyn, das uns Gott gegeben,
Froh der Natur entgegen lacht!
Des Schöpfers Güt' in voller Blüte
Zeigt ſich auf bunter Wieſen Flur;
Auf dieſer Welt iſt ſchön das Leben,
Folgt man dem Rufe der Natur.

Wenn man dem Schöpfer früh am Morgen
Für die genoſſ'ne Ruhe dankt,
Und im Vertrauen, frei von Sorgen,
Auf ſeine Güte niemals wankt,
Dann träufelt Segen auf unſern Wegen,
Von Oben her auf uns herab.
Wenn man dem Schöpfer früh am Morgen
Und Abends dankt für ſeine Gab',

Den Nächſten liebt um ſeinetwillen,
Und in ihm ſieht den Bruder an,
Ihm Gutes thut, doch nur im Stillen,
Wo unſ're Hilf ihm nüzen kann,
Da lohnen Freuden, wenn man die Leiden
Des armen Bruders gerne ſtillt.
Liebt Menſchen! ſo um ſeinetwillen,
Dann haben wir die Pflicht erfüllt.

Dann rufet Gott von dieſer Erde
Uns ſchöpferiſch zu ſeiner Zeit,
Damit der Geiſt belohnet werde
In jener frohen Ewigkeit!
In Zions Auen Gott anzuſchauen,
Wo jeder dunkle Schleier fällt.
Gott führt uns dann von dieſer Erde,
In eine noch weit beſſ're Welt.

Digitized by Google

Die Fütterung der Schafe und des Rindviehes mit Runkelrüben und Kartoffeln.

Es gibt wohl noch wenig Wirthſchaften, in welchen jene Unterfrüchte unzerkleinert den oben bemerkten Vieharten zur Fütterung vorgelegt werden; die meiſten Wirthe miſchen dieſelben in zerkleinertem Zuſtande (geſtampft oder auf der Maſchine zerſchnitten) unter das Hechſel- oder Spreufutter, theils mit, theils ohne Aufguß, oder gebrühet mit heißem Waſſer. Alle dieſe leztern Fütterungsarten haben viel gegen ſich. Vorzüglich das Rindvieh ſucht, wenn ihm jenes gemiſchte Futter vorgelegt wird, mit Emſigkeit die darin befindlichen Stükchen der Runkelrüben oder der Kartoffeln aus, wühlt dabei das Futter in den Krippen ſo lange um, bis nichts mehr darin iſt, und geht nur ungern an das übrige, durch das viele Wenden und Beſchnauben warm gewordene Futter ſelbſt. Auch ſelbſt den Schafen wird der Genuß dieſer Früchte nie ſo angenehm ſeyn, wenn ſie zerkleinert ſind, als im Ganzen vorgelegt. Vorzüglich die Kartoffeln verlieren gleich, wenn ſie nur ¼ Stunde zerſtampft liegen und nicht unmittelbar nach ihrem Zerkleinern dem Viehe vorgelegt werden. Sie werden blau und naß, und man ſieht deutlich, daß die Schafe nicht mit voller Begierde daran gehen. Seit mehreren Jahren ſchon gebe ich den Kühen die Quantität von Runkelrüben, welche ſie täglich bekommen ſollen, zum Mittags-Futtet, in ganzen Stüken, wie ſie gewachſen ſind; und haben ſie dieſelben verzehrt, was mit der größten Freßluſt geſchieht, ſo wird etwas Stroh vorgelegt. Zum Morgen- und Abend-Futter wird Kurzfutter mit Oelkuchen-Aufguß gegeben, welches alsdann, da ſie wiſſen, daß es hierbei keine ihnen liebere Runkelrüben gibt, ebenfalls mit Begierde verzehrt wird. Wer ſein Vieh an dieſe Fütterungsart gewöhnet, wird das Vortheilhafte und die Erſparung der Arbeit dabei bald lieb gewinnen. Man fürchte nicht, daß dem Thiere am Gebiſſe Schaden dadurch geſchehe oder Stüken davon demſelben in der Kehle ſteken bleiben; dies Leztere iſt ſehr ſelten, und nur bei einer meiner Kühe geweſen, und leicht läßt ſich dabei zu Hilfe kommen. Nöthig iſt aber, daß man eine gute Sorte Runkelrüben baue; vorzüglich die *lange weiße, gelbe*, oder die *weiße von Farbe*. Alle runden Sorten taugen hierzu weniger und haben überdem nicht die nährenden Kräfte wie jene. Ebenſo wird auch den Schafen vorgefüttert; ſie erhalten die Rüben und Kartoffeln auf gleiche Weiſe, und man hat hierbei nur zu beobachten, daß beiden Sorten Vieh nicht im höchſten Alter, wo ihnen bereits die Schneidezähne ganz oder größtentheils fehlen, dergleichen Futter vorgelegt wird.

Zu jeder Zeit, vorzüglich bei billigen Getreidepreiſen und nicht zu niedrigen Fleiſchpreiſen, wird man in der Nähe nicht unbedeutender Städte, auf paſſendem Boden immer mit Gewinn und Erzielung einer großen Düngermaſſe, zum Vortheile des übrigen Akerbaues ſolche Früchte zur Maſtung des Rindviehes und der Hammel bauen.

Seit mehreren Jahren liefert das hieſige Dorf Voigtſtedt, wo früher mit Schaden ſehr bedeutende Zuchtſchäfereien gehalten wurden, und dieſe, ſowie die Rindviehzucht durch Milzbrand verhindert, nie in Flor kamen, und nachdem die Kommunweide der Niederung getheilt worden, jährlich an 800 Stük der fetteſten Hammel und an 80 Stük Rindvieh von derſelben Beſchaffenheit, welche ſämmtlich nur mit Unterfrucht gemäſtet werden. Hierbei nicht zu gedenken der Futterweiden im Sommer, welche ebenfalls an 1000 bis 1200 Stük fette Hammel liefern. Dieſe Winter-Maſtung geſchieht, wie ſchon bemerkt, lediglich allein mit Kartoffeln und den ſchönen Runkelrüben, welche hier in ſehr großer Quantität und von vorzüglicher Größe erbauet werden.

Zur Maſtung nimmt man hier Kühe von nicht zu hohem Alter und auch Ochſen, und wählt zur Fütterung für die erſter vorzüglich die Runkelrüben, da ſie beſſere und fettere Milch liefern. Hammel und Ochſen bekommen aber dagegen Kartoffeln, wobei ihnen abwechſelnd etwas weniges Heu oder Grummt, auch in Ermangelung deſſelben gutes Stroh gegeben wird. Iſt das Brennmaterial nicht zu theuer, ſo thut man wohl, allen Sorten Vieh Kartoffeln noch außerdem zur Tränke gedämpft (im Dampfe gekocht) und zerkleinert

Digitized by Google

zu reichen. Die Unterfrüchte bekommt das Vieh in ungetheiltem Zuſtande; man fängt mit kleinen Portionen an, und vergrößert dieſelben nur nach und nach, um zu vermeiden, daß die Thiere ſich nicht bei zu viel vorgelegtem Futter im Anfange der Maſtzeit überfreſſen und dadurch verſchlagen, wodurch das Melkvieh gewöhnlich die Milch ganz verliert, ſeine Freßluſt ſehr vermindert wird; das Geltvieh aber oft Lähme nnd Ausſchläge, bekommt.

Nach einigen Wochen erhält das Rindvieh ſo viel Runkelrüben, als es freſſen mag; die Hammel ſezt man aber auf ein beſtimmtes Quantum Kartoffeln, wobei ſie eine beſtändige Freßluſt behalten werden, und legt ihnen nach jeder Fütterung derſelben, welche in zwei- oder dreimalen geſchehen kann, jedesmal etwas Heu oder Stroh vor, und gibt eine gute Tränke, auch öfters Salz. Der Milch-Ertrag der Kühe, je nachdem ſie ſpät oder früh gekalbt haben, iſt in Quantität und Qualität ſehr bedeutend, und lieferten 8½ Maß Leipziger Gemäß Milch in dieſem Jahre 1 Pfund Butter, welche faſt der Sommerbutter an Güte und Geſchmak gleichkommt.

Nur bis zur Hälfte der Maſtzeit dürfen die Kühe gemolken, und muß nach und nach damit eingehalten werden, weil die Thiere ſonſt nicht in der beſtimmten Zeit fett werden. Den Hammeln nimmt man im Monate März die Wolle, wonach ſie dann noch beſſer und ſchneller zunehmen.

Die Runkelrüben-Pflanzungen haben von einem großen Feinde zu leiden. Denn Bauet man dieſe nicht genug zu ſchäzende Frucht auf neuen Land- oder Wieſenumbruch, überhaupt in friſch gebrochene Grasländer, oder auf Aeker, die an Wieſen- oder Weidepläzen liegen, ſo werden oftmals ganze Flächen durch den Mehlwurm (derſelbe, welcher in den Mühlen ſich findet und zu Nachtigall-Futter dient) zerſtört.

In den Raſenboden findet ſich dieſe Larve vielfältig in großer Menge vorhanden; dieſelbe bemächtigt ſich, nach Pflanzung der Runkelrübenkerne, derſelben, und frißt das mehlreiche Korn aus jenen Kernen aus, wodurch man (ohne weitere Unterſuchung) veranlaßt wird, zu glauben, man ſey mit dem Samen betrogen; er habe nicht die nöthige Keimkraft mehr gehabt. Auch ſelbſt, wenn einzelne Pflänzchen ſchon aufgegangen, zerſtört er noch dieſelben durch Aufſuchen des mehlreichen Samenkorns, woran die junge Pflanze noch befeſtigt ſizt. Sodann auch ein Heer von Ameiſen, die in ſolchen Boden vorhanden ſind, geben der jungen beſchädigten Pflanze alsdann vollends den Tod.

Selbſt die Benezung der Samenkerne mit Terpentinöl ſchüzte einſt meine bedeutenden Felder nicht gegen dies Ungeziefer. In dem verwichenen Jahren hatte ich aber von allen hieſigen Grundbeſizern nur allein die Freude, meine Felder ohne Lüken gut beſtanden zu ſehen. Ich quellte den Samen längere Zeit bis zum Ausbruche des Keims in Flußwaſſer ein, und legte dann denſelben doppelt ſo ſtark wie gewöhnlich (an 6 bis 7 Stük Kerne) auf einen Standort. Einen geringen Theil nezte ich nach dieſer Quellung noch obendrein mit verdünntem Kampferſpiritus, und auch dieſes Feld ſtand nach gewöhnlicher Beſamung ſehr gut, obgleich eine Menge jener Larven darin lebten. H.

Ueber die herrſchenden Fehler gegen eine zwekmäßige und gute Unterhaltung der Wieſen.

Mancher Landmann ſeufzt über den geringen Futtergewinn aus ſeinen Wieſen, und bedenkt nicht, daß er ſelbſt, durch ſeine Fahrläſſigkeit, zum größten Theile Schuld daran iſt. Vielleicht wendet er mancherlei Mittel zur Verbeſſerung ſeiner Wieſen an; aber er hat das Uebel, woran dieſe leiden, nicht genugſam mit allen Symptomen ins Auge gefaßt, daher ſeine Verbeſſerungs-Mittel oft nicht dienlich, oft unzwekmäßig ſind, und der glänzende Erfolg, welchen er ſich davon verſprach, gänzlich ausbleibt. —

Einige Worte über die herrſchenden und hauptſächlichen Fehler bei dem Wieſenbaue werden in dieſem geſchäzten Blatte, das ſchon ſo manchen beherzigungswerthen Aufſaz über die Mittel zur Verbeſſerung der Wieſen enthielt, wohl nicht am

Digitized by Google

unrechten Orte ſtehen. Für gar Viele dürfte der hier verhandelte Gegenſtand nicht ohne Intereſſe ſeyn.

Sehr oft findet man auf und neben den Wieſen Eſchen, Erlen, Weiden oder andere Bäume ſtehen, welche den Gräſern und Wieſenkräutern die erſten Bedingniſſe zu ihrem Gedeihen — Luft und Sonne, Thau und Regen entziehen. Nur dünnes, mageres Gras, das bei zunehmender Sonnenhize gröſstentheils vertroknet, kann in ſolchen beſchatteten Wieſen wachſen. Die Bäume verhindern nicht nur noch die waſſerwägige Anlage der Waſſergraben, ſondern ſind auch dem Zweke, warum man ſie in manchen Gegenden ſo ſorgfältig auf Wieſen anpflanzt, gänzlich zuwider. Das Schaflaub, welches in jedem dritten Jahre von den Wieſenbäumen gewonnen wird, bleibt immer ein höchſt ſchlechtes und gehaltloſes Nahrungsmittel für Schafe. Der ſpärliche Gewinn, von ſchlechtem Laubfutter kann bei dem vernünftigen Oekonomen unmöglich den jährlichen Schaden, den er durch die Bäume an gutem Wieſenfutter leidet, erſezen.

Da, wo Bäume angepflanzt ſind, um die Wieſen gegen das Waſſer zu ſichern, ſind ſie oft nur die Urſache, daſs das Geſtade in Unordnung kommt, und ſchaden übrigens dem Graswuchſe eben ſo ſehr, wie die Bäume, die auf der Wieſe ſtehen.

Obſtbäume tragen auf den Wieſen meiſtentheils nur ſehr wenige und ſchlechte Früchte; die Hinderniſſe, welche ſie dem Graswuchſe entgegenſezen, ſind wegen ihrer weiten und tiefgehenden Aeſte noch bedeutender.

Ein eben ſo auffallender Fehler bei dem Wieſenbau, wie der vorhergehende, iſt das Stehenbleiben allerhand unnüzer Heken und Geſträuche. Das ſtrauchige und buſchige Weſen macht einen weit gröſsern Schaden auf den Wieſen, als mancher Landmann denken mag. Unabgeſehen davon, daſs Heken und Geſträuche Ueberreſte des rohen und ungebildeten Naturzuſtandes und als ein wahrer Miſsſtand um und auf den Wieſen zu betrachten ſind, hindern ſie auch den Graswuchs gar ſehr und verurſachen im Ganzen groſsen Schaden an dem Futterertrage der Wieſen. Der Flächenraum, den die Heken und Geſträuche auf den Wieſen einnehmen, iſt eben ſo bedeutend, wie der nachtheilige Schatten, womit ſie dem Graswuchſe entgegenſtreben. Sie ſind aber auch der Siz von manchem Ungeziefer, als Ratten, Mäuſe und Maulwürfe, welche alleſammt die Graswurzeln abbeiſsen, und durch ihr zerſtörendes und verwüſtendes Weſen dem Wieſenbau einen empfindlichen Schaden bringen. Die Heken und Geſträuche beſtriken endlich viele gute Erde, die zur Verbeſſerung der Wieſen von ſo erprobtem Nuzen iſt.

Viele Gegenden gibt es, wo man auf den Wieſen mit Moos und Gras bewachſene Steinhaufen findet, welche das Anſehen von hohen grünenden Maulwurfshaufen haben. Sie ſind unter allen Hinderniſſen eines guten Futterbaues mit die unangenehmſten, und zeugen von einer ganz verwahrloſeten Oekonomie. Der Schaden, welche ſie dem Graswuchſe verurſachen, wie auch der Nachtheil, den die Ameiſen den Wieſen bringen, braucht hier nicht weitläufig auseinander geſezt zu werden. Bekanntlich häufen dieſe nach und nach groſse Haufen an, woher denn kleine Hügel entſtehen, auf denen kein Gras wächſt, um welche der faule Wirth hermähet, und ſich ſo mit der Hälfte des Futters begnügt.

Ein groſser Uebelſtand ſind die vielen überflüſſigen Fuſswege auf den Wieſen, und die Verwahrloſung der wirklich nöthigen. Welchen Schaden ſie dem Graswuchſe verurſachen, das wird jeder umſichtige Landwirth zu erwägen wiſſen. — So Manchem iſt es Gewohnheit, die nöthigen Fuſswege in ſeinen Wieſen gänzlich ohne Unterhaltung zu laſſen. Sie ſind gewöhnlich faſt den gröſsten Theil des Jahres ſo naſs und moraſtig, daſs jeder Wanderer eine trokene Stelle für ſeinen Fuſs ſucht, und am Ende der ſchmale Fuſsweg oft ruthenbreit ausläuft. Dieſem Unfuge kann nur durch ſorgfältige Unterhaltung der Fuſswege geſteuert werden. Man ſtelle an den Stellen, wo die Wäſſerungen durchgeführt werden müſſen, Durchzugskanäle auf, deke ſie zu, und beſtreue darauf die Fuſswege mit Sand; dann wird kein Wanderer mehr von dem Wege abtreten. — Es iſt recht und billig, die

Digitized by Google

Landſtraßen zu bauen, wie kann man ſich denn weigern, die Fußſteige ſchön anzulegen und ſie auf gemeinſchaftliche Koſten zu unterhalten? —

Uebelriechende Kräuter auf den Wieſen werden ſelten ausgejätet, *beſſere* noch viel ſeltener angeſäet: das iſt der fünfte herrſchende Fehler, der gerügt zu werden verdient. Wie bald würden ſich die allgemein bekannten ſchlechten Wieſenkräuter, als z. B. Achillea ptarmica, L. weißer Rheinfarren, Carduus pratensis, Wieſendiſtel; Cuscuta Europaea, L. Flachsſeide; Ononis spinosa, L. Hauhechel; Thalictrum flavum speciosum, L. große gelbe Wieſenraute; Allium ursinum, Allium schoenoprasum und Allium scorodoprasum, L. verſchiedene Arten Lauch; Boletus bovinus, L. Löcherſchwamm oder Kuhpilz; Thlaspi arvense L. gemeine Rheinfarren ꝛc., verlieren, wenn ſie mehrere Jahre nach der Reihe — am Beßten im Monat Juni des Nachmittags an heitern Tagen — gejätet würden, und man mit dieſem Jäten der Wieſen, zur Verbeſſerung der Grasnarbe, das Ausſtreuen des Samens verbände. — Um guten Heuſamen zu erhalten, reche man jeden Tag das verſchüttete Heu ſorgfältig zuſammen, und kehre den Samen als ein treffliches Beförderungsmittel des Wieſenbaues bei Seite. Im Frühjahre vermiſche man ihn, nachdem er durch ein Sieb gelaſſen worden, mit etwas Kleeſamen, und ſtreue ihn dann im April bei ſtiller aber etwas naſſer Witterung auf die Wieſen. Vor dem Ausſtreuen dürfte es räthlicher ſeyn, die Wieſen mit einem eiſernen Rechen durchzurechen und abzukrazen, damit der Boden deſto empfänglicher für den Samen werde.

Wie oft wird der *Lauf der Flüſſe und Bäche* — dieſe ſchöne Gabe der Natur — *unbeachtet* gelaſſen, und verurſacht durch des fahrläſſigen Landwirths Nachläſſigkeit großen Schaden und ſchrekliche Verwüſtung. Hier wird ein beträchtliches Stük Wieſe in den weiten Schlund des ſich ſelbſt überlaſſenen Flußwaſſers hinabgezogen, dort ſchwemmt es Sand und Unflath heraus, und bedekt die voll ſchönen fetten Graſes ſtehende Wieſe mit Koth und Schlamm. Nur durch einen guten und ſorgfältigen Waſſerbau kann dieſem Uebel abgeholfen werden. Man ſtreke die Flußbette bei einer neuen Wieſenanlage ſo viel möglich aus; man enge ſie ein, man hebe oder ſenke ſie, ſo wie es Noth thut. Nicht breiter darf das Flußbett ſeyn, als es das Waſſer nöthig hat. —

Die Produkte *ſaurer* und *naſſer* Wieſen, als z. B. Aira caerulea und cespitosa, L. blaue und glänzende Schmielen; Carex axillaris, canescens etc., L. alle arten Riedgras; juncus articulatus, busonius, L. alle Arten von Binſen; Equisetum sylvaticum, L. Schaftheu; Scirpus palustris, lacustris etc., L. mehrere Gattungen Binſen ꝛc. ꝛc. — ſuchen wenige Landwirthe recht aus dem Grunde *durch gehörige Trokenlegung* der Wieſen zu vertilgen, und dadurch dieſe in ein einträgliches und ergiebiges Eigenthum zu verwandeln. —

Viele und große Fehler werden gegen das *Bewäſſern* der Wieſen, gegen das, was eigentlich ihren Werth erhöht und ſie gewiſſermaßen über den Werth des Akerfeldes erhebt, begangen. — Gar mancher Landmann läßt die für die vegetirende Natur zubereiteten Kräfte und Nahrungsſtoffe unbenuzt fortfließen; ſieht vielleicht beim Regen, wenn ein trübes fettes Waſſer von ſeiner Miſtſtätte und aus ſeinen Umgebungen ſich fortſpühlt, gleichgültig aus ſeinem Fenſter, ohne daß der Gedanke ihm einfällt, dieſen trefflichen Wieſendünger zu benuzen und ihn auf ſeine mageren Wieſen zu leiten. Er ſtößt den Segen der Natur muthwillig von ſich, und bleibt vorſäzlich in ſeiner Armuth und ſeinem Nothſtande ſizen.

Die alte goldene Regel: Alles hat ſeine Zeit! gilt gewiß auch beim Bewäſſern der Wieſen. Wie wenig wird ſie befolgt! Viele Landwirthe glauben genug gethan zu haben, wenn ſie nur das Waſſer auf der Wieſe haben, und ſchaden ſich daher mehr als ſie ſich nuzen. Bei dem langen und zu öftern Bewäſſern verſauert die beſte Wieſe; die guten Kräuter erſaufen, gehen aus, und die Wieſe wird dünngraſig.

Man wäſſert auch nicht auf die rechte Art. In einem ſchmalen und zu viel Fall habenden Waſſergraben wird das Waſſer gewöhnlich auf die Wieſe geleitet. Zu ſchnell und zu ſtark ſtrömend kommt es darauf, ſo daß die nährenden Stoffe

Digitized by Google

über die Grasnarbe weggleiten, und ſchwere, der Wieſe nachtheilige Theile, worin keine Kraft mehr iſt, darauf gebracht werden. Ueberdieß bleibt der Theil der Wieſe, der dem Waſſergraben am Nächſten iſt, bei dieſer Art zu bewäſſern, immer unbewäſſert.

Aus dieſen Andeutungen leuchtet alſo wohl hinlänglich hervor, daß durch das Bewäſſern der Wieſen ſehr wenig gewonnen wird, wenn man die Wäſſerungen nicht auf die rechte Art anlegt, und ſo unzwekmäßig wäſſert, wie es noch immer manche unſrer Landwirthe thun.

Als den lezten Fehler gegen eine gut angelegte Wieſe und deren Unterhaltung bemerke ich hier endlich noch: *das ſehr ſchädliche Treiben des Rindviehes auf die Wieſen in den naſſen Herbſttagen.* Nicht allein wird die Grasnarbe da, wo das Vieh auf und ab getrieben wird, ganz und gar vertreten, und es gerathen die Wäſſerungen in volle Unordnung: ſondern das Weiden des Viehes im ſpäten Herbſte iſt auch für das Vieh ſelbſt ſehr nachtheilig. Das naſſe Gras blähet auf, und erzeugt böſe Säfte; die Erde, die das Vieh durch das Abrupfen der kurzen Grasſproſſen mit verſchlukt, verurſacht Kälte und Druk im Wanſte.

Wer ſein Vieh an naſſen und nebeligen Herbſt-Tagen auf die Wieſen treibt, darf ſich nicht verwundern, wenn die Viehpeſt bei ihm ausbricht. Wohl nur das Einathmen der nebeligen Luft macht es, daß das Rindvieh in tief liegenden Gegenden, wo es Tag und Nacht auf der Weide bleibt, faſt alljährlich mit der Viehſeuche mehr oder weniger befallen wird.

Dies ſind noch immer die herſchenden Fehler bei unſerem Wieſenbaue. Der Landmann wird Manches bei Weitem leichter beſeitigen und verbeſſern können, wenn er es erſt recht genau kennen gelernt hat. So lange er nicht weiß, wovor er ſich bei dem Wieſenbau zu hüten hat, wird er niemals weiter in dieſem nüzlichen Nahrungszweige kommen.

K. K. Clar.

Anekdote.

Nicht kurz, und dennoch gut. Als i. J. 1658 die Schweden unter ihrem Könige Carl Guſtav während des Winters in Dänemark eingedrungen waren, und ſchon Kopenhagen ſelbſt belagerten, hatte der Prediger Joachim, deſſen Pfarre unweit jener Hauptſtadt lag, fleißigen Zuſpruch vom Feinde. Er that, was er konnte, um die ſchlimmen Gäſte zufrieden zu ſtellen. Dieſe aber, wenn ſie ſich ſatt gegeſſen und getrunken hatten, ſtekten oft noch die ſilbernen Löffel, oder was ſonſt von Werth ſich auf dem Tiſche befand, ein, und nahmen es ſtillſchweigend mit ſich fort. Der Pfarrer ließ, was er nicht ändern konnte, ruhig geſchehen, ſchaffte neue Geräthſchaften an, und ſagte dem Könige, der nicht ſelten ſelbſt bei ihm einſprach, kein Wort über das, was ihm begegnete, ſondern rühmte wohl noch das gute Verhalten ſeiner Kriegsleute. Die Sachen gingen denn, wie gewöhnlich, fort, bis Joachim einſt bei dem Könige zur Tafel geladen wurde. Darauf eben hatte der kluge Pfarrer gewartet. Als abgeſpeiſet war, nahm Joachim Löffel, Meſſer, Gabel und Becher, und ſtekte es ganz öffentlich in ſeine Taſche, ohne ein Wort zu ſagen, gleich als wenn ſich das ſo ganz von ſelbſt verſtände. Man ſtand auf. Joachim machte Anſtalt, ſich zu beurlauben. Nun endlich erinnerte man ihn, daß er mehreres Silbergeräthe beigeſtekt habe, und man gar nicht wiſſe, was man von ihm denken ſolle. „Wie?" fragte Joachim mit verſtelltem Erſtaunen, „Wie? iſt denn das nicht ſo Gebrauch bei Euch Schweden?" „Bewahre der Himmel!" antwortete man ihm mit höchſter Befremdung über ſeine ganz unbegreifliche Frage. „Ei!" erwiederte er, „das hab' ich doch wahrhaftig geglaubt; denn in meinem Hauſe und an meinem Tiſche haben die Schweden es wenigſtens allezeit ſo gemacht." Der König verſtand ſogleich, worauf der feine Joachim hindeutete, wußte, daß er ihm nicht durch Anklagen Verdruß machen wollte, ließ ſich erkundigen, was ihm bisher abhanden gekommen ſey, und erſezte ihm Alles reichlich. *Kurz, aber nicht gut.* Die Gemahlin des venetianiſchen Geſandten, Grafen S., zu Petersburg, erſchien

Digitized by Google

einſt daſelbſt am Hofe der Kaiſerin Katharina mit einer ſolchen Menge Perlen geſchmükt, daß viele Damen glaubten, ſie ſeyen unächt. Da man nun gerne davon ſich überzeugen wollte, redete ſie eine der Damen an, ſagte ihr viele Schmeicheleien, näherte ſich ihr immer mehr, und indem ſie that, als wollte ſie ihr einen Kuß geben, biß ſie auf eine der Perlen. Im nemlichen Augenblik gab ihr die Venetianerin, die ihre Abſicht errathen hatte, eine derbe Ohrfeige, und ſagte: „Dieß diene ihnen zum Beweiſe, daß eine edle Venetianerin nie unächte Perlen trage.“ Die Dame war über dieſen Beweisempfang nicht wenig erſchroken, und ſchrie, ſie wolle ſich bei der Kaiſerin beklagen, die ſich im nächſten Zimmer befand. Die edle Venetianerin erwiderte hierauf kaltblütig: „Wenn es Ihnen Ihre Majeſtät befohlen hat, ſo hätten Sie mir es ſagen ſollen; wenn aber dieß nicht der Fall iſt, ſo wird mir es die Kaiſerin Dank wiſſen, daß ich ſie durch mein Verfahren mit einer Klage verſchonte.“ Die Dame ließ ſich dann einige Zeit nicht wieder am Hofe ſehen, und der Unwille der Kaiſerin, als dieſe die Urſache erfuhr, folgte ihr noch obendrein.

Geharniſchte Klugheit.

So oft einſtmals der berühmte Garrik ſelbſt auf dem Theater ſpielte, war das Gedränge der Zuſeher über alle Vorſtellungen groß. Es gab ordentliche Kämpfe um einen guten Plaz. Eines Abends wo alle Logen bereits völlig beſezt waren, wurde die Thüre einer derſelben plözlich aufgeſprengt, und ein Irländer machte den Verſuch, gewaltſam einzudringen. „Schließ die Thüre zu, Logenwärter!“ rief einer der ſchon Eingeſeſſenen. „O! es iſt noch Plaz da für viele!“ erwiderte der Irländer, und drang unaufhaltſam vorwärts. Jezt ſtand der oben erwähnte Inhaber auf und ſchrie. „Werft doch den Lumpen hinaus!“ — „Schuft!“ erwiderte der Irländer ganz kaltblütig, „iſt das auch Manier? Komm hervor, mein Wertheſter, und gib mir Genugthuung, oder ich ziehe dich bei der Naſe aus deiner Schachtel!“ Da gab es nun weiter keine Wahl. Der Herausgeforderte ſtand alſo flugs auf, und machte ſich marſchfertig. Kaum aber hatte er ſeinen Siz verlaſſen, ſo ſchob ſich, zum großen Ergözen der ganzen Logengeſellſchaft, der Irländer in den eröffneten Plaz ein, ſezte ſich recht gemächlich nieder, ſah dann ſich um, und ſagte: „Wenn das Stük aus iſt, — ſprechen wir uns!“ —

Verſeſſene Unklugheit.

Wenige Jahre vor der franzöſiſchen Revolution gab es in Paris eine Periode, wo es unter den jungen Leuten zum guten Tone gehörte, die Engländer nachzuahmen. Die vernünftigeren nannten dieß Anglomanie, und dieß Wort war zum Sprichwort geworden. Ein merkwürdiges Beiſpiel iſt aber folgendes. Ein von der Tages-Sitte durch und durch angeſtekter Hofcavalier ritt in vollem Trabe neben dem Wagen des Königs her, ohne zu bemerken, daß die Hufe ſeines Pferdes Koth in die königliche Caroſſe warfen: „Vous me crottez, Monsieur!“ (Sie bewerfen mich mit Koth, mein Herr!) ſagte der König. Der Reiter glaubte gehört zu haben: „Vous trottes“ (Sie traben,) und der Fürſt mache ihm wegen ſeiner Geſchiklichkeit im Reiten ein Compliment; er antwortete daher: „Oui, Sire, à l'Anglaise.“ (Ja, Eu. Maj., auf engliſche Art.) Der gutmüthige Monarch zog das Glasfenſter vor, und ſagte blos zu dem Kammerherrn, der neben ihm ſaß, „Voila une Anglomanie bien forte!“ (Da hat man eine ziemlich ſtarke Anglomanie!)

Nicht was? ſondern wie?

Einer von jenen Menſchen, welche wohl wiſſen, was ſie brauchen, aber nicht wiſſen, wie ſie es verlangen ſollen, S., kam zu einem guten Violoncellſpieler G., der mit ihm in Einem Hauſe wohnte, und es entſpann ſich zwiſchen beiden folgendes Geſpräch; S. „Sie ſpielen Violoncell?“ . G. (Mit einer Miene, welche die Angſt verrieth, man wolle ihn etwa zu einer Nacht-Muſik bitten.) „Ja.“ S. „Ich habe meinen Hoſenträger zerriſſen.“ . G. Was kann ich — —?“ . S. „Ich bitte, geben Sie mir ein Stük Saite, damit ich ihn wieder feſtmachen kann.“

Nachricht

an alle Herren Subſkribenten, welche auf J. G. Vonraths Kinder-Schauſpiele und Gedichte bereits ſubſkribirt haben, oder zu ſubſkribiren gedenken.

Der Verfaſſer gibt ſich die Ehre, ergebenſt zur Anzeige zu bringen, daß das erſte Stük der angekündigten Kinderſchauſpiele „die Schulhausweihe“ am 28ten v. M. bei der feierlichen Eröffnung des neuen Schulgebäudes zu Walchſing, k. b. Landgerichts Vilshofen, aufgeführt wurde, und von den vielen anweſenden hohen Titl. Schulvorſtänden und andern anſehnlichen Gäſten allgemeinen Beifall geerntet hat.

Da dieſes Stük nochmal zu geben vielſeitig verlangt wurde, ſo fand ich mich, um den Genuß der hohen Gäſte noch mehr zu erhöhen, bewogen, hierzu ein kleines Luſtſpiel „die Wette“ zu verfertigen, welchem bei der Aufführung am 11ten dies, die nemliche glükliche Aufnahme und Beifalls-Bezeigung zu Theil wurde. Dieſe wiederholte ehrende Aufmunterung verſezte mich in die heitere Gemüthsverfaſſung, daß ich es unternahm, auch für das zweite Schauſpiel „die Pächterfamilie,“ welches ebenfalls eine traurig rührende Tendenz hat, ein luſtiges Nachſpiel, betitelt das „Y“ zu verfertigen, wovon ich erwarten darf, daß es durch komiſchen Wiz die nemlichen glüklichen Wirkungen hervorbringen wird. Dieſe zwei kurzen Nachſpiele werden daher mit den drei angekündigten Schauſpielen zugleich gedrukt, da ich hoffe, daß ich hierdurch dem ſchauſpielluſtigen Publikum einen angenehmen Dienſt erweiſe, und der Preis der übrigen dadurch nur um ein Weniges erhöht werden wird. Daß ich übrigens mit meinen Schauſpielen die populäre Tendenz gewählt und errathen habe, möchte ich mir daraus ſchmeicheln: daß ich ſchon von zwei Seiten angegangen wurde, meine Schauſpiele noch vor dem Druke zur Aufführung im Manuſkripte, hinzulaſſen. Hinſichtlich meiner Gedichte wage ich es ebenfalls noch Folgendes ergebenſt anzumerken:

1. Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß wir viele paſſende und moraliſch-reine Gedichte von verſchiedenen und hohen Dichter-Genien, für das Knaben- und Jünglingsalter in unſerer Literatur beſizen, allein ihrer allgemeinen Verbreitung und Anwendung ſtehen immer noch folgende Hinderniße im Wege:

a. Theils ſind ſolche Gedichte nur immer noch in großen Werken, mit Produkten für ausgebildete Geiſter untermiſcht, zu finden, und daher nicht durchaus faßlich und bei Weitem zu koſtſpielig.

b. Kleinere Werke enthalten bloße Fabeln und Lieder, welche wenig oder wohl gar keinen poetiſchen Werth in ſich tragen, und daher wohl für Kinder im Allgemeinen, keineswegs aber für poetiſch-bildſame und hoffnungsvolle Knaben und Jünglinge geeignet ſind.

c. Habe ich mich ſchon oft geärgert, daß gar ſo wenige Dichter ganz moraliſch-rein ſind, und daß bei vielen ſinnlichen und bildlichen Auftritten die unſittliche Friktion des Herzens und der Imagination, entweder gar nicht berükſichtiget, oder doch nicht ſorgfältig genug vermieden iſt, ſo daß die Sittlichkeit immer Gefahr läuft, wenn man der Jugend einen ſolchen Dichter in die Hände läßt.

2. Dieſem Uebelſtande möchte ich gerne (und welcher für die Jugend redlich Geſinnte nicht mit mir?) abhelfen. Durch wohlfeile und anziehende Lektüre möchte ich gerne müßige Stunden verſcheuchen, edlen, ſtudirenden und nicht ſtudirenden Knaben und Jünglingen Liebe und Geſchmak zur Poeſie einflößen, und überhaupt beim ſüddeutſchen Volke die frühere und edle Bardenliebe — den Grundpfeiler des deutſchen Biederſinnes und treuer Fürſtenliebe — wieder herbeiführen. Doch die That wird ſprechen! — — —

Altersbach, am 18ten November 1830. Vonrath.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. E. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro 51. Den 23. Dezember 1830. XII. Jahrgang.

Bauernzeitung aus Frauendorf.

Ohne Anfang kein Vollbringen,
Ohne Mühe kein Gewinnſt,
Ohne Sorgfalt kein Gelingen,
Ohne Segen kein Verdienſt.

Inhalt: Sonett. — Erfahrungen über Mergel, Kalk und Thon. — Schweine-Wettlauf.

Der Empfang

Sr. k. Hoheit des Allerdurchlauchtigſten Kronprinzen von Bayern, als Allerhöchſtdieſelben am 2ten Oktober h. Js. Regensburg auf der Durchreiſe nach Berlin beglükten.

Es iſt der Erbe eines Herrſcher-Thrones
Ganz in der Still' durch eine Stadt gezogen.
Und ſchnell entſtund ein frohes Volkeswogen,
Man fühlt' den Zauber eines Königſohnes.

Vom Herzen ſtrömt die Macht des frohen Tones;
Wer meint', es glänzte Ihm kein Ehrenbogen.
Kein Freudenfeſt, — der hätte ſich betrogen
Für Ihn baut jedes Herz den Grund des Lohnes.

Die Freude wurde allgemein empfunden,
Und gleich Minuten flohen frohe Stunden,
Die Liebe hat das Volk an Ihn gebunden.

Die Nacht trat ein. — Doch tauſend Lichter künden,
Daß keine Nacht es gibt, wo Herzen zünden,
Und Liebe, Recht und Treue ſich verbinden.

Erfahrungen über Mergel, Kalk und Thon.

Der wißbegierige Agronom fühlt ſich immer um ſo mehr zur Anſtellung von Verſuchen, die ihm zur Nachahmung empfohlen werden, geneigt, und es leuchtet ihm die Wirkſamkeit der vorgeſchlagenen Verbeſſerungen um ſo ſtärker ein, als ſelbige nach großem Maßſtabe ſind unternommen worden.

Von dieſer Art ſind die Erfahrungen, die den Gegenſtand der gegenwärtigen Darſtellung ausmachen. Das Feld, worauf die Verſuche angeſtellt wurden, hatte einen Umfang von 230 Acres. Der Boden war ein ſandiger Lehm, Sand mit Thon gemiſcht, zum größern Theil thoniger Lehm. Das Gut befand ſich, als es der Beſizer antrat, nicht in den beſten Umſtänden, indeſſen hoffte er von dem ihm bekannten kräftigen Wirkungen des Mergels und Kalks auch hier einen glüklichen Erfolg ſeiner Bemühungen, um ſo mehr, da die Lage des Guts die Anwendung dieſer Bodenverbeſſerungsmittel begünſtigte.

Ein Theil des Landes grenzte an einen Wald, wo ein trefflicher Mergel ſtand, der bereits gegraben wurde. Es gab davon drei Sorten, die, wie die Unterſuchung ergab, ſehr rein und in ihrer Anwendbarkeit ſich gleich waren. Sie wurden ſämmtlich von thätigen Oekonomen mit Erfolg benuzt. Obenauf befand ſich ein gelber Mergel,

Digitized by Google

in der Mitte war derſelbe blau, am Boden ſchalig. Lezterer wirkte ſchneller, die andern waren dauernder.

Der Mergel wurde aus der Grube mit einem kleinen Schneideſpaten in vierekige Stüke ausgeworfen und dann ſofort mit Wagen auf das Feld gebracht. Daſſelbe wurde durch eine Winterbrache vorbereitet. In den Frühlingsmonaten wurde daſſelbe drei- oder viermal umgepflügt, und ſo wie es ſich in einem reinen und guten Stande befand, im Junius und Julius der Mergel, 12—15 Wagen voll auf den Morgen, aufgebracht, wo man ihn, wie den Kalk, durch Sonne und Regen zerfallen ließ.

Will man die Koſten anwenden, und ſollte die Jahreszeit dem Zerfallen nicht günſtig ſeyn, ſo kann man dies durch Schlägel und Hammer befördern und den Mergel in kleine Stüke zerſchlagen, was aber theils beſchwerlich, theils koſtbar iſt; auch iſt der Erfolg nie der, der durch die Atmoſphäre hervorgebracht wird.

Durch die Egge wurde der Mergel mit dem Boden vereinigt, dann Stallmiſt aufgebracht und damit gedüngt. In der Mitte Auguſts ſäete man Turnips breitwürfig aus, wovon gewöhnlich eine reiche Ernte erhalten wurde, welche man von den Schafen abfreſſen ließ. Der Boden wurde ſodann umgepflügt und mit Weizen beſtellt, der immer reichlich austrug.

Zu Zeiten erlaubt der Sommer den Vortheil der doppelten Ernte nicht; in dieſem Falle muß der Weizenernte doch wo möglich eine Turnips-Ausſaat vorhergehen, auch darf niemals das gewöhnliche Düngen unterbleiben und dem Mergel nicht alles überlaſſen ſeyn. Dieſer kann nur als eine Bodenverbeſſerung angeſehen werden, die ſich nur langſam erſchöpft. Diejenigen Felder, worauf die gegenwärtigen Erfahrungen gemacht worden ſind, waren nicht mehr als einmal gemergelt; die Wirkung des Mergels kann 10 Jahre dauern.

Der thonige Lehm und der ſandige Thon zeigten ſich als diejenigen Bodenarten, die durch Mergel weſentlich verbeſſert wurden; ſandiger Lehm erhielt durch Kalk einen wirkſamern Zuſaz.

Auch zur Vertilgung jener Unkräuter, als des Hederichs und der Wucherblume, die ſo tief im Aker umher wuchern, und dem Getreide den Nahrungsſaft entziehen, welche die ganze Thätigkeit des Oekonomen erfordern, um dem **Ueberhandnehmen einigermaßen Einhalt zu thun, iſt das wirkſamſte Mittel das Mergeln. Dadurch verſchwindet der Hederich allmählig und die Wucherblume wird gänzlich zerſtört.**

In dieſer Hinſicht verdient folgender Verſuch bemerkt zu werden. Im Jahre 1801 wurde auf ein 8 Morgen haltendes Feld, nachdem daſſelbe durch Brache und Pflug vorbereitet und zugerichtet worden, auf den Morgen 12 Ladungen Mergel und 13 Ladungen Stallmiſt, wovon das mittlere Feld aber nichts erhielt, gebracht. Der Ertrag dieſes nicht gedüngten aber gemergelten Feldes war zwar an Weizen gering, es war aber ſehr ſtark mit Wieſenklee überwachſen, wogegen von Hederich und der Wucherblume nichts zu ſehen war. Dieſer Verſuch ergab zugleich, daß der Mergel niemals ohne Dünger ſeine Kraft ausüben könne. Welcher Erfolg aber entſtehe, wenn beides vereint angewandt werde, geht auch aus folgenden Verſuchen hervor.

Ein Feld von 16 Morgen, deſſen Boden theils thoniger Lehm, theils ſandiger Thon war, befand ſich in dem kläglichſten Zuſtande, es wurde vom Unkraute faſt ganz verzehrt und gab wenig Hoffnung zur Wiederherſtellung. Das Feld wurde zuerſt zur Winterbrache gepflügt, es geſchah dieſes zu dreimalen, im April, März und Junius, dann wurde es durch die Egge geebnet und zugerichtet, und 15 Ladungen Mergel aufgebracht, der den Sommer über bald zerfiel. Anfangs Auguſt kamen auf den Morgen 12 Ladungen Stallmiſt; Mergel und Miſt wurden nun zuſammen eingepflügt und auf den Morgen ein Pfund Turnipsſamen eingeeggt. Das zweimalige Behaken betrug auf den Morgen 6 Schilling und der Ertrag war 12 Tonnen; 350 Schafe hatten daran bis September genug. Das Feld wurde nun mit Weizen beſtellt, der ſieben Säke auf den Morgen, die Laſt zu 19 Pfund austrug.

Nicht ganz dieſen Erfolg hat der Mergel auf Grasland gezeigt, wie folgender Verſuch ergab. Das Land trug Raygras und breiten Klee; es

Digitized by Google

wurde früh geſchnitten, ſo daß der Mergel ſchon in der erſten Woche des Junius aufgefahren werden konnte. Sobald derſelbe zerfallen war, wurde das Land zweimal gewalzt, 15 Ladungen Stallmiſt auf den Morgen gefahren, gepflügt und mit Weizen beſtellt. Im Frühlinge wurde gejätet und die Ernte ſchien in jeder Beziehung gut zu werden. Allein ſie fiel doch nicht ſo aus, als erwartet werden konnte.

Man kann dieſen ungünſtigen Erfolg übrigens wohl weniger dem Mergel, als der Vernachläſſigung der Brache zuſchreiben, wodurch das Feld theils reiner, theils lokerer geworden ſeyn würde.

Die Erfahrungen mit dem Kalke beſtehen in Folgendem:

Ein Stük Land war mit Hederich und Wucherblumen ganz überwachſen und im höchſten Grade vernachläſſigt. Der Boden war von Natur gut, einen Fuß tief ſandiger Lehm, darunter Sandboden.

Das Erſte war, daß ein Stük von 16 Morgen umgepflügt, mit Stallmiſt bedüngt und zur Beſtellung mit Weizen zugerichtet wurde, der Ende Oktobers aufs Land kam. Als um Weihnachten der erſte Froſt darüber hergegangen war, wurde auf den jungen Weizen Kalk gebracht, auf den Morgen 4 Karren. Damit durch den Druk des Wagens der Wuchs nicht leiden ſollte, bediente man ſich eines leichten Karrens und der Wurfſchaufel, womit der Kalk dergeſtalt über die Saat geſtreut wurde, daß ſelbige damit bedekt war. Als kein Froſt mehr zu befürchten war, wurde die Saat geeggt, damit der nachfolgende Regen um ſo kräftiger in den Boden möchte eindringen können. Zur Ernte brachte der Wagen 7 Säke auf den Morgen wieder, nach welchem Ertrage das Land innerhalb 12 Monaten der Morgen von 10 auf 30 Schilling mehr werth geworden war.

In der That war eine faſt wunderbare Veränderung mit dem Felde vorgegangen, was hauptſächlich dem Kalke zugeſchrieben werden mußte; der Hederich und beſonders die Wucherblume waren dergeſtalt verſchwunden, daß, obwohl das Feld zuvor damit ganz überwachſen war, in der folgenden Ausſaat davon doch nichts mehr erſchien.

Zu bemerken iſt auch noch, daß der Weizen ſowohl, als die Gerſte nach dem Kalken ein reineres und glänzenderes Korn gibt, das auch von größerem Gewichte iſt; auch hat es als Saatkorn auf dem Markte den beſten Preis.

Das Feld lag nach der Weizenernte den Winter über brach, wurde dann im Frühjahre zweimal gepflügt und im April mit Gerſte beſtellt. Der Wuchs war auffallend ſtark, und gab auf den Morgen 5 Quarters. Auch von dem mit Gerſte zugleich eingeeggten Raygras- und Kleeſamen wurde eine reiche Ernte gewonnen.

Wird der Werth der binnen drei Jahren auf dieſem Felde erzielten Produkte berechnet, der Weizen die Laſt 20 Pfund, die Gerſte das Quarter 30 Schilling, das Raygras, eine Tonne vom Morgen, die Laſt 4 Pfund, ſo wird der Betrag nicht ſehr abweichen von dem, welchen das Feld vor dem Unkraut in 30 Jahren zuſammen gegeben hatte.

In Abſicht des Unterſchieds der vom Kalke vorhandenen Sorten, zeigte es ſich, daß der Seifenſiederkalk eine ſchnellere Wirkung hervorbringe, als der mehr harte und feſte Kalk, der dagegen länger im Boden ſteht und wirkt, was allein dem ſchnelleren Zerfallen des einen dem andern zugeſchrieben werden muß.

Es iſt nöthig, theils um unbeſchäftigte Sommertage auszufüllen, theils um die Wirkſamkeit des Kalks vorzubereiten und zu erhöhen, daß immer Vorräthe von Kalk auf den Höfen gehalten werden, die ſofort im Frühjahre erſezt werden, ſobald der Kalk auf den jungen Weizen gebracht werden.

Der hierdurch einmal entſtandene Ueberfluß an Kalk veranlaßte den Verſuch, denſelben auch auf Grasland in Anwendung zu bringen. Auch hier entſtand eine plözliche Veränderung im Boden, und die Mühe wurde reichlich belohnt. Froſt und Regen hatten den Winter über den Kalk in die kleinſten Theile zerfällt, wodurch eine genaue Vermengung mit dem Boden, und ſomit auch jener außerordentliche Ertrag möglich wurde. Wie wirkſam der Kalk auf Weide- und Wieſengrund ſey, worin derſelbe noch den Vorzug vor dem Mergel behauptet, zeigte der Verſuch, wo auf

Digitized by Google

den Morgen mit Klee und Raygras 4 Karren Kalk gebracht wurden, wovon ein Weidegrund eben ſo viel erhielt. Die alte Weide erholte ſich, und erzeugte aufs Neue einen dikken Raſen.

Das von jenem Lande gewonnene Heu betrug auf 10 Morgen 12 Tonnen; in demſelben Verhältniſſe hatte ſich auch auf der Weide das Futter vermehrt. Daß der Kalk auf ſolchem Lande noch wirkſamer ſey, als der Mergel, ergab der Verſuch, wo auf 11 Morgen 4 Ladungen von dem einen, und eben ſo viel von dem andern gebracht wurden.

Die beiden mit Kalk verſezten zeichneten ſich vor dem gemergelten beträchtlich aus, und es wurde ſeit 1804, wo mit dieſer Verbeſſerung angefangen wurde, wenigſtens ein Drittel mehr für Schafe, Pferde und Kühe erhalten.

Im Allgemeinen haben dieſe Verſuche ergeben, daß in einem Lehmboden, der mit Kalk verſezt worden, Erbſen, Wiken, Gerſte ergiebiger ausfallen, als wäre Mergel angewandt, daß aber Weizen, Hafer, Bohnen in ſchwerem Boden durch Mergel beſſer gedeihen, ſo daß alſo beides als höchſt wohlthätige Verbeſſerungsmittel der für ſie paſſenden Bodenarten auch in andern Fällen ſich wird zeigen können.

Weniger kann dies vom Thone angenommen werden, der in Hinſicht jenes beſſernden Einfluſſes auf den Boden, weder dem Kalke, noch dem Mergel an die Seite geſezt werden kann. Die erwarteten Wirkungen blieben ſowohl im friſchgegrabenen auf ſchwarzen Lehmboden gebrachten, als in altem Thone von Lehmwenden, der auf Kleeland gefahren war, aus.

Schweine-Wettläufe.

Im ſiebenjährigen Kriege ſprach man an einer Tafel, an welcher ein engliſcher General ſaß, von der Liebe ſeiner Landsleute zum Wetten. Viele Wetten, die noch in Deutſchland vorgefallen waren, wurden erzählt. Alle dieſe Wetten ſagte der General, wollen nicht viel ſagen. Man muß ſolche Wetten anſtellen, wo man alle Wahrſcheinlichkeit gegen ſich hat, und doch die Wette gewinnen. Man muß wetten, daß ein Schwein gegen einen guten Hund im Laufen den Preis davon trage. Das wird ſo leicht Niemand wetten wollen, entgegnete man dem Generale. Ich werde, es, ſagte dieſer, wenn nur Jemand die Wette halten will.

Einer der Anweſenden erbot ſich, und die Wette wurde gemacht. Der General hatte ſich einige Wochen Zeit genommen, die man ihm gern zugeſtanden hatte. Der Ort der Rennbahn, Länge und Ziel derſelben, und der Preis der Wette — zum Glük nicht ſo hoch, daß ihn nicht jeder von beiden Theilen ohne große Beſchwerlichkeit hätte verlieren können, wurden beſtimmt. Der General ließ zwei Schweine von gleichem Bau und Alter ſuchen, welchen man eine große Schnelligkeit im Laufen zutrauen konnte, und man fand ſie leicht. An einem Ende der beſtimmten Rennbahn ward in aller Eile ein Stall erbaut, in welchem die Schweine ihr Quartier hatten, am andern Ende der Rennbahn war ihr Trog, wo ſie zu feſtgeſezten Tageszeiten hinlänglich und mit ausgeſuchter Schweinskoſt, jedoch nicht übermäßig gefüttert wurden. Nach wenigen Tagen wußten die Schweine, wo ſie Freſſen bekamen, und ſtürzten in ſchneller Eile von ſelbſt dahin. Der Tag des Rennens kam, und mit ihm eine Menge Zuſchauer. Die Schweine quikten und ſchrien im Stalle, denn man hatte ſie einen ganzen Tag lang hungern laſſen; neben dem Stalle ſtand der wettrennende Hund, der in dem Augenblike losgelaſſen wurde, als man die Stallthüre öffnete. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit rannten die Schweine zum lang entbehrten Futter, und ließen den Hund hinter ſich.

Dieſe Zeitung koſtet in ganz Bayern halbjährig 1 fl. 12 kr. portofrei, und iſt bei jedem k. b. Poſtamte zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Waldhauſer. — Eigenthümer und Verleger: J. C. Fürſt. —

Digitized by Google

Nro. 52. Den 31. Dezember 1830. XII. Jahrgang.

Bauern-Zeitung aus Frauendorf.

Freudig ſchließen wir das Jahr;
Liebreich kommt zu neuem Segen
Uns ein neues Jahr entgegen.

Inhalt: Sicheres Mittel zur Verhütung des Brandes in der Spelz. — Ueber den Anbau des Sommer-Rapſes. — Ueber Stürme, Bliz und Hagel. — Anekdote. — Abſchied vom Leſer.

Sicheres Mittel zur Verhütung des Brandes in der Spelz.

Mit dem Wunſche öffentlicher Bekanntmachung, damit ſeine Mitbürger allen möglichen Nuzen davon ziehen mögen, hat der Hr. Bürgermeiſter Chriſtoph Bummel in Böhl, folgendes, nach ſeinen vieljährigen Erfahrungen als ganz bewährt befundenes Mittel, zum Verhüten des Brandes in der Spelz, dem königl. Landkommiſſariate in Speyer übergeben.

Um nemlich brandreine Spelz zu erhalten, iſt es nöthig, daß man ſich ſeine Saatfrucht jedes Jahr beſonders baue.

Der Aker dazu muß über Sommer gebaut, gedüngt, und der Dünger vor der Ausſaat gut verbaut ſeyn, und 7 Tage vor Michaelis eingeſäet werden. Nur von dieſer frühe geſäeten Spelz muß man ſeine Ausſaat für das darauf folgende Jahr nehmen; Herr Bürgermeiſter Bummel hat den überzeugendſten Beweis der ausſchließlichen Zwekmäßigkeit dieſes Verfahrens darin gefunden, daß er einen Aker an dem einen Ende mit von vorigem Jahre früh geſäeten — und am andern mit Spelz von ſpäterer Saat einſäete, und den erſten Theil in einer Ernte rein, die von der ſpäten Saat geerntete Spelz aber voll Brand erhielt. Von der frühe geſäeten Spelz kann man auch noch bis 14 Tage nach Michaelis ausſäen, und wird reine Frucht erhalten; man vermeide aber, von dieſer, wenn ſie auch noch ſo brandrein iſt, zur folgenden Ausſaat zu nehmen, weil dieſe wieder Brand zieht, wenn ſie auch noch ſo frühe ausgeſäet worden wäre. Spelz, welche ſpät, z. B. gegen Martini, ſey es auch von der beſtgezogenen Ausſaat, geſäet iſt, bekommt Brand.

Seit ſieben Jahren hat Herr Bürgermeiſter Bummel verſchiedene Verſuche über dieſen für den Landwirth ſo wichtigen Gegenſtand angeſtellt; immer hat es ſich bewährt, daß die auf obige Weiſe gezogene und wieder früh gemachte Ausſaat brandreine Spelz liefert, während die auf die ſonſt übliche Weiſe gezogene und wieder ausgeſäete Frucht wieder Brand hatte, und er iſt überzeugt, daß wer hier zu Land mit ſeinem Spelzbaue ſo verfährt, wie er, auch eben ſo reine Frucht erhalten werde, wie er ſie erntet.

Die Bürgermeiſterämter wurden nun beauftragt, dieſes einfache Mittel zur Vermeidung einer ſo ſchädlichen Naturerſcheinung den Akersleuten ihrer Gemeinden bekannt zu machen, damit ſie ſich des großen Nuzens erfreuen mögen, den ihnen die uneigennüzige Bekanntmachung der Beobachtungen, des Nachdenkens und der Erfahrungen des Herrn Bürgermeiſters Bummel zuwendet, dem ſie dafür gewiß zum großen Danke ſich verpflichtet fühlen werden.

Ueber den Anbau des Sommer-Rapſes.

(Aus der landw. Zeitung für Churheſſen.)

Unter den Oelgewächſen, welche ein ziemlich rauhes Klima, troz ihrer Abkunft aus wärmern Weltgegenden, ertragen lernten, verdient unſtreitig der ſeit mehreren Jahren in einigen Gegenden Deutſchlands verſuchsweiſe angebauete Sommer-Raps, rükſichtlich ſeiner Güte und Einträglichkeit, einen der erſten Pläze; und der Unterzeichnete, welcher denſelben ſeit drei Jahren mit günſtigem Erfolge in einer Gegend bauete, die weder zu den wärmſten noch zu den fruchtbarſten in Kurheſſen gehört, glaubt dem landwirthſchaftlichen Publikum in einem Jahre, wo der

Digitized by Google

Winter-Raps nebſt den gewöhnlichen Winterſamen faſt gänzlich fehlſchlugen, die neue Ausſaat aber durch anhaltende ungünſtige Witterung verſpätet wurde, und in der größten Gefahr ſich befindet, gleich den diesjährigen Sommer-Rübſen, Garten- und ſonſtigen Feldgewächſen, von Schneken und Regenwürmern verheert zu werden, keinen unangenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn er daſſelbe auf dieſes ſehr ergiebige und ſchöne Oelgewächs aufmerkſam macht.

Nach den angeſtellten Verſuchen iſt es am Beſten, den Sommer-Raps in ein bereits im Herbſte vorbereitetes und hinlänglich fettes, nicht zu troken gelegenes Land von der Mitte bis Ende April zu ſäen, und den Samen nach einmaligem leichten Eggen, wenn das Land hinlänglich abgetroknet iſt, mit einer nicht zu ſchweren Walze zu überziehen, damit die Winterfeuchtigkeit deſto länger erhalten, und die jungen Pflanzen zugleich gegen die Erdflöhe mehr geſchüzt werden.

Bei eintretender anhaltend ſchöner Witterung iſt es jedoch nothwendig, ſich des ſtinkenden Gypſes, wozu die beizumiſchende übelriechende Subſtanz in den Salmiak-Fabriken billig zu haben iſt, zum Ueberſtreuen gegen jene gefährlichen Feinde aller jungen kohlartigen Pflanzen zu bedienen.

Iſt der Boden gut, und die Witterung günſtig, ſo fängt der Sommer-Raps 5 bis 6 Wochen nach der Ausſaat an, in die Höhe zu ſchießen und zu blühen, wobei er nicht ſelten die Stärke von 1 bis 1¼ Zoll und 5 Fuß Höhe erreicht.

Der mittlere Ertrag von einem Aker (150 vierzehnfüßigen Quadrat-Ruthen) iſt drei Kaſſelſche Viertel, deren 18 zur Laſt gerechnet werden, und die Einſaat beträgt breitwürfig geſäet 4 Pfund, gedrillt 2 bis 2½ Pfund auf denſelben.

Die Zeit der Gelbreife, in welcher der Sommer-Raps geſchnitten werden muß, wenn man nicht zu vielen Verluſt durchs Ausfallen erleiden will, tritt gewöhnlich in der Mitte Auguſt ein.

Unmittelbar darauf ſezt man ihn in Lagerhaufen, welche man mit Hüten von Roggenſtroh gegen üble Witterung ſchüzen, nach 10 bis 14 Tagen aber auf die bekannte Art, vermittelſt zweier darunter durchgeſtekten ſpizigen Stangen, auf den Wagen oder zur Dreſchtenne befördern kann. Die Samenkörner haben die Größe des Winter-Rapſes (Tölpel) und geben viel und gutes Oel.

Ueber Stürme, Bliz und Hagel.

Der Pfarrer. Der Moosbauer und ſein Student.

Pfarrer. Nun da, Moosbauer; euer Student, — wird uns Neuigkeiten mitgebracht haben, neue Philoſophie und Naturlehre, u. d. g.?

Moosbauer. Ja, wenn ſie nur auch einmal die rechte Wiſſenſchaft mitbrächten, das ewige Feuern, Stürmen und Hageln aus unſern fatalen Gegenden zu verbannen.

Pfarrer zum Student.

Aber was ſagen den euere Lehrer zu unſern immerwährenden Stürmen und Hageln?

In zwei Sommern 3 Mal Hagel! — brachte unſ're ganze Nachbarſchaft ſo tief herunter, daß man den unglüklichen Gemeinden, z. B. Palling (bei Burghauſen) mit Kirchenſammlungen zu Hilfe kommen muß!

Man erwartete, ſie würden wenigſtens das Problem der Gregerſch'en Hagelableiter ausbilden, wie man jenes der Franklin'ſchen Blizableiter würdigte, aber vergebens!"

Student. Die Möſer, ſagen ſie, ſind unterirdiſche Schwefelmeere, die Arſenale und Fabriken aller Stürme, Donner — und Hagelwetter!

Würden die Möſer getroknet, und mit den anliegenden Feldern bebauet, ſo würde das aufgeriſſene Erdreich jene Schwefel- Salz- Oel- — u. a. gährende Theile aus der Luft an ſich ziehen, und zum Stoffe der höchſten Fruchtbarkeit ſie verarbeiten.

Die dermal, peſtilenziſche Ausdünſtungen kochende Materie der Blize, Stürme und Hagel würde folglich als Segen der Menſchheit in Feldern und Gärten erſcheinen.

In Zirkeln humaner Bildung der Hauptſtadt glaubt man auch wirklich an ein allgemeines, nothwendiges Beſſer- und Schönerwerden — in weiter Gottes Schöpfung: glaubt, daß das hohe Ideal der Kunſt- und Schönheit in

grünnender lebendiger Natur liege, nicht inner den todten Mauern allein — verdorbener Städte: glaubt auch den Aufruf ſchon zu hören an die Millionen unſerer Nachkommen — zu dieſem ſchönen Tagewerk!

Moosbauer. Wenn man aber einmal die wahre Anſicht dieſer Weltangelegenheit hat — warum erſcheint dann nicht ein Schritt unter uns, zum Heile der ganzen Nation?

Student. Was ein Student erfahren kann, iſt nur wenig; ich ſah nur das Wundern der Patrioten, mitleidende Theilnahme, — und Seufzen.

Moosbauer. Was ſagen aber die Aerzte zu unſern ewigen Fiebern, und die Chemiker bei der Akademie?

Student. Sie alle kennen ſo wenig unſre Noth, als Boden und Klima; ihre Verdienſte und Arbeiten ſprechen ſich zwar aus durch die alten, und neuen Monumenta Boica.

Pfarrer. Ja, ja! habe ſelbſt eine weitläufige Abhandlung geleſen über die tiefliegende Frage: „ob des Herzogs Chriſtoph Schweſter — Ludovica, oder Hedwiga geheiſſen habe?

Nach 5jährigen Scottiſchen Debatten hat die leztere Vermuthung den Preis erhalten.

Moosbauer. Ich ſehe nun, Hochw. H. Pf., daß Sie auch ein Freund der neuen Wiſſenſchaften ſind. Aber ich wundere nur, nachdem dieſe Herren ſo nahe den geeigneten Behörden, und ſo glüklich ſind, manche koſtbare Stunde zuſammen zu leben, wie ſie ihr Haupt ſo ungeſtört zur Ruhe legen, und auch dieß erſte Moment des Vaterlandes unſern Kindes-Kindern ſo unbarmherzig übertragen wollen?!

Pfarrer. Unſer Pat. Provinzial hat es ihnen oft genug geſagt: „Eilet, mit Weile!“ hätte man ihm gefolgt, wie ganz anders ſtünde nun die Welt! Aber, ich höre ſchon, es wird umkehren.

S. v. A.

Anekdote.

Der berühmte k. k. Hof-Capellmeiſter Salieri in Wien hatte viel Bizarres in ſeinem Charakter und damit, ſchon frühzeitig angefangen. Es war unter Kaiſer Joſeph II., wo ihn Gaßmann, k. k. Hof-Kammer-Compoſiteur, aus Venedig nach Wien brachte und ausbildete. Gaßmann führte ſeinen Schüler um ihn an die Praxis zu gewöhnen, mit ſich in's Theater, wo jener bei neuen Opern, während der drei erſten Aufführungen dirigirte, dann aber Salieri ſeine Stelle am Clavier einnehmen ließ. Eines Abends (es war einer von jenen erſteren) wandelte Salieri die Luſt an, ſtatt wie er ſonſt, nach Gaßmanns Anweiſung, zu thun pflegte, im Parterre zu bleiben, und zu ſeiner Belehrung die Muſik anzuhören, während der Vorſtellung auf die Bühne zu gehen, da ihm ſelbſt die Muſik eben ſo wenig gefiel, als dem Publikum. Auf der Bühne war man ſo eben beſchäftigt, hinter einem Vorhang eine Tafel aufzuſtellen, die bei einem, in der folgenden Scene vorkommenden, Abendeſſen gebraucht wurde. Die Aufſtellung war vollendet, Salieri verweilte indeß noch an der Tafel, um ſich die pappenen und gemalten Paſteten, Kapaunen ꝛc, in der Nähe zu beſehen, als der Souffleur plözlich das Zeichen zur Verwandlung gab, der Vorhang, hinter welchem die Tafel ſtand, ſich erhob, und Salieri, der, ohne vom Publikum geſehen zu werden, nicht mehr verweilen konnte, ſich genöthiget ſah, ſchnell unter den Tiſch zu kriechen. Indeſſen traten die Perſonen des Schauſpiels auf, und ſezten ſich nach wenigen Augenbliken ſingend zum Mahle. Die Tafel war lang und breit genug, daß Salieri darunter verborgen bleiben konnte, ohne einen der Sizenden zu berühren. Während des theatraliſchen Schmauſes ließ indeß einer der an der Tafel ſizenden Sänger eine Serviette fallen; indem er ſich bükte, ſie aufzuheben, ward er unter dem Tiſche, wo es durch das ringsum herabhangende Tiſchtuch ganz finſter war, etwas Schwarzes gewahr, das er für einen großen Hund hielt. Dieſe Entdekung theilte er, bei einer Pauſe des Geſanges, ſeinem Nachbar mit, und in zwei Minuten war die ganze Geſellſchaft vom dem Daſeyn des ungebetenen Gaſtes unterrichtet. Unter den am Tiſche Sizenden waren vier Damen, von denen Eine große Furcht vor Hunden und Kazen hatte; kaum hörte ſie daher die unvermuthete Neuigkeit, als ſie, laut ſchreiend, aufſprang; worüber im Publikum ein großes Gelächter entſtand. Salieri

Digitized by Google

war halb todt vor Angſt und Verlegenheit. Die Muſik fuhr indeß fort; die Furchtſame ward von dem ihr zunächſt Sizenden leiſe damit beruhigt, daß, nach genauer Forſchung, kein Hund, wohl aber ein junger Menſch unter dem Tiſch liege, worauf ſie ebenfalls lachend ſich wieder auf ihren Stuhl niederließ. Endlich erklangen die lezten Accorde des Finals, das dem armen Salieri eine Ewigkeit zu währen ſchien. Kaum war der Vorhang gefallen, als er ſeinen Schlupfwinkel verließ, den Anweſenden, die in ein lautes Gelächter ausgebrochen waren, ſchnell und verwirrt die Urſache erzählte, warum er ſich verborgen habe, ſie dringend bat, Gaßmann nichts davon zu ſagen, und ſich dann eilig von der Bühne entfernte, auf welcher dieſer, nach dem Schluße eines jeden Abends, zu erſcheinen pflegte. Gaßmann erfuhr indeß noch auf dem Theater den ganzen Vorfall, ohne jedoch gegen Salieri, weder am Abende, noch ſelbſt am folgenden Tage, bis zum Mittag, der Sache im Geringſten zu erwähnen. Schon hatte Salieri ſelbſt ſie beinahe vergeſſen, als kurz vor dem Schluſſe des Mahles, bei dem zwei Freunde gegenwärtig waren, ein Vetturin eintrat, und Gaßmann fragte, was er befehle, da man ihm geſagt habe, daß er ihn zu ſprechen wünſchte. Bei dieſer Erſcheinung ſchlug dem Schuldbewußten das Herz ſo ungeſtüm, daß er ganz bleich wurde. „Ich habe Euch rufen laſſen," ſagte der Meiſter, „um zu erfahren, ob Ihr nicht bald wieder nach Italien zurükkehrt, weil ich den Burſchen dort dahin zurükſchiken will." Raſch erhob ſich der erſchrokene Salieri nun von ſeinem Size und entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte. Weder Gaßmann, noch die Gäſte, konnten ſich am Ende des Lachens enthalten, und der erſtere, der jene Scene mit dem Vetturin verabredet hatte, bewilligte leicht die Verzeihung.

Abſchied vom Leſer.

Wie wir in Nro. 49. d. J. anzeigten, wird nun mit dem gegenwärtigen lezten Numero die bisherige Bauernzeitung geſchloſſen. Wir wiederholen daher unſern herzlichen Dank für die uns während 12 Jahren geſchenkte Theilnahme, und bitten, das bisherige geneigte Wohlwollen ſowohl von Seite der verehrlichen Leſer als der Correſpondenten auf die angekündigte neue Folge:

Die allgemeine deutſche
Bürger- und Bauern-Zeitung
zu übertragen.

Dieſe neue Folge in ihrer ausgebreitten Tendenz als Volksblatt wird nicht blos ein Organ ſeyn zur Verhandlung allgemein intereſſanter Volks-Angelegenheiten, ſondern auch enthalten: die erprobt neueſten Entdekungen in der Haus-, Feld-, Garten- und- Forſt-Wirthſchaft; beim Wein-, Obſt-, Futterkräuter, Oelpflanzen-, Hopfen-, Flachs-, Hanf- und Tabak-Bau; in der Vieh-, Bienen- und Seiden-Zucht; in Bau-Sachen und allen Theilen der innern Haushaltung in der Küche-, im Keller, in der Speiſekammer ꝛc.

Und ſomit nochmal Gott empfohlen!

Da ſind wir denn, ihr Freunde, wieder
Mit einem Wander-Jahr am Ziel;
Es gab uns, — dankbar ſchreib' ich's nieder, —
Des Guten vielerlei und viel;
Zwar blieb es für den Ruhm: „das Beſte"
Mit mancher Schuldpoſt noch im Reſte,
Doch eben dieſer Reſt ja ſä't
Die Zukunft, die bevor uns ſteht.

Frauendorf.
In der Druckerei der praktiſchen Gartenbaugeſellſchaft.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by [illegible]